



UNIVERSITY OF  
ILLINOIS LIBRARY  
AT URBANA-CHAMPAIGN  
BOOKSTACKS





# Krieg und Frieden

---

Ein Roman in fünfzehn Theilen  
mit einem Epilog

von

L. N. Tolstoi

\*

Zweiter Band



Übertragen von H. Röhl

---

Im Insel-Verlag zu Leipzig



891.73

T58

Ovo: G

1922

v. 2

## Vierter Teil

### I

**Z**u Anfang des Jahres 1806 kehrte Nikolai Rostow auf Urlaub nach Hause zurück. Denisow fuhr ebenfalls nach seiner Heimat, nach Woronesch, und Rostow hatte ihn überredet, mit ihm nach Moskau zu fahren und bei ihnen zu logieren. Auf der vorletzten Station hatte Denisow einen Kameraden getroffen, mit ihm drei Flaschen Wein getrunken und lag nun, als sie sich Moskau näherten, trotz des holperigen Weges in festem Schläfe auf dem Boden des Postschlittens. Neben ihm saß Rostow, der, je näher sie seiner Vaterstadt kamen, immer mehr in ungeduldige Aufregung geriet.

„Sind wir denn noch nicht bald da? Oh, diese unerträglich langen Straßen, diese Kaufläden, Bäckereien, Laternen und Droschken!“ dachte Rostow, als sie bereits am Schlagbaum sich als beurlaubt eingetragen hatten und in Moskau einfuhren.

„Denisow, wir sind da! Er schläft!“ sagte er und bog sich mit dem ganzen Leibe nach vorn, wie wenn er durch diese Haltung die Bewegung des Schlittens zu beschleunigen hoffte.

Denisow antwortete nicht.

„Da ist die Straßenecke, wo immer der Droschkenkutscher Sachar seinen Stand hatte. Und da ist auch Sachar selbst, und er hat immer noch dasselbe Pferd! Und da ist auch der Laden, wo wir uns Pfeffertuchen zu kaufen pflegten. Nur schnell, nur schnell!“

„Nach welchem Hause?“ fragte der Postkutscher.

„Da ganz am Ende, nach dem großen Hause, siehst du es? Das ist unser Haus,“ sagte Rostow. „Ja, das ist unser Haus! Denisow! Denisow! Wir sind gleich da!“

Denisow hob den Kopf in die Höhe und räusperte sich, gab aber keine Antwort.

„Dmitri,“ wandte sich Kostow an den Diener, der auf dem Schlittenrande saß. „Da ist ja bei uns Licht?“

„Sawohl, gewiß; auch der Herr Papa hat Licht in seinem Zimmer.“

„Sie haben sich also wohl noch nicht hingelegt? Was meinst du? Daß du nur ja nicht vergißt, mir gleich meinen neuen Dolman auszupacken,“ fügte Kostow hinzu und befühlte seinen neuen Schnurrbart.

„Na, nun fahr doch tüchtig zu!“ trieb er den Rutscher an. „Aber so wache doch auf, Wasska!“ rief er seinem Reisegefährten zu, der schon wieder den Kopf sinken ließ. „Fahr schnell, du bekommst drei Rubel Trinkgeld, schnell!“ rief Kostow, als der Schlitten nur noch drei Häuser weit von der Tür seines elterlichen Hauses entfernt war. Es kam ihm vor, als ob die Pferde nicht vom Flecke kämen. Endlich bog der Schlitten nach rechts zur Haustür ab; Kostow erblickte über seinem Kopfe das bekannte Gesims mit dem abgebröckelten Stuck; er erblickte die Stufen vor der Haustür und den Prellpfahl beim Trottoir. Noch im Fahren sprang er aus dem Schlitten und lief in den Hausflur hinein. Das Haus blieb ohne ein Zeichen freundlicher Bewillkommnung steif und starr stehen, als machte es sich gar nichts aus seiner Ankunft. Im Flur war niemand. „Mein Gott, es wird doch nichts Schlimmes passiert sein?“ dachte Kostow, machte mit beklommenem Herzen einen Augenblick halt, lief dann aber sofort weiter durch den Flur und die ihm so wohlbekannten schiefgewordenen Stufen hinan. Die Türklinke, über deren Unsauberkeit die Gräfin so oft schalt, war noch unverändert und bewegte sich beim Öffnen der Tür noch ebenso kraftlos wie früher. Im Vorzimmer brannte ein einziges Talglicht.



Der alte Michail lag auf dem Schlaffasten und schlief. Profosi, der Wagenlakai, der so stark war, daß er die Kutsche am Hintergestell aufheben konnte, saß und flocht Schuhe aus Luchskanten. Er blickte nach der sich öffnenden Thür hin, und seine gleichgültige, schläfrige Miene verwandelte sich auf einmal in eine erschrockene und entzückte.

„Alle lieben Heiligen! Der junge Graf!“ rief er, den jungen Herrn erkennend. „Wie geht das denn zu? Liebster, bester Herr!“ Und Profosi stürzte, vor Aufregung zitternd, nach der Thür zu den inneren Räumen, offenbar um im Salon Meldung zu machen; aber dann wurde er, wie es schien, anderen Sinnes, kehrte wieder um und küßte seinem jungen Herrn die Schulter und die Hand.

„Sind sie alle gesund?“ fragte Rostow und entzog ihm seine Hand.

„Jawohl, Gott sei Dank; alle gesund, Gott sei Dank! Sie haben eben Abendbrot gegessen. Lassen Sie sich doch einmal ansehen, Euer Erlaucht!“

„Und alles im gewohnten Gleise?“

„Jawohl, Gott sei Dank, Gott sei Dank!“

Seinen Freund Denisow hatte Rostow völlig vergessen; er wollte nicht, daß seine Ankunft den Seinigen von jemand vorher gemeldet würde, warf daher seinen Pelz hin und lief auf den Zehen in den großen Saal, in welchem kein Licht war. Alles war unverändert: dieselben Lombertische, derselbe Kronleuchter in seiner Umhüllung. Aber offenbar hatte doch jemand den jungen Herrn gesehen; denn er war noch nicht durch den Saal bis zum Salon gelaufen, als ungestüm wie ein Sturmwind etwas aus einer Seitentür herausgeflogen kam, ihn umarmte und sein Gesicht mit Küßen bedeckte. Noch ein zweites, ein drittes dergartiges Wesen sprang aus einer andern und einer dritten Thür

heraus; noch mehr Umarmungen, noch mehr Küsse, noch mehr Freudenrufe und Freudentränen! Er konnte nicht unterscheiden, wo und wer der Papa war, wer Nataſcha war, wer Peter. Alle ſchrien, redeten und küßten ihn gleichzeitig. Nur die Mutter war nicht darunter; deſſen war er ſich bewußt.

„Und ich wußte gar nicht . . . Lieber Nikolai . . . Mein Beſter!“

„Da haben wir ihn wieder . . . unſern lieben Nikolai! . . . Du Guter, Lieber! . . . Aber wie haſt du dich verändert! Aber es iſt ja kein Licht da! Bringt doch Licht! Und ſorgt auch für Tee!“

„Küſſe mich doch!“

„Mein Herzensnikolai . . . mich auch!“

Sonja, Nataſcha, Peter, Anna Michailowna, Wjera und der alte Graf umarmten ihn; auch die Diener und die Stubenmädchen hatten ſich im Saal und in den Nebenzimmern eingefunden und gaben durch Worte und Interjektionen ihrer Freude Ausdruck.

Peter hängt ſich an die Beine ſeines Bruders.

„Mich auch!“ ſchrie er.

Nataſcha zog ſeinen Kopf zu ſich herunter und küßte ihn herzlich ab; dann ſprang ſie von ihm zurück und hüpfte, ſich an einem Schoße ſeines Dolmans haltend, wie eine Ziege immer auf demſelben Flecke und kreifchte durchdringend.

Ringsum ſah er Augen voller Liebe, von Freudentränen glänzend, ringsum Lippen, die ihn zu küſſen verlangten.

Sonja, rot wie eine Mohnblume, hielt ebenfalls eine ſeiner Hände gefaßt, richtete ihren von Glückſeligkeit ſtrahlenden Blick nach ſeinen Augen hin und wartete darauf, daß er ſie anſehen werde. Sonja war jezt bereits ſechzehn Jahre alt geworden und war ſehr hübsch, namentlich in dieſem Augenblicke glücklich, entzückter Erregung. Sie ſchaute zu ihm hin, ohne die Augen von ihm abzuwenden, lächelnd und mit angehaltenem Atem.

Er sah sie dankbar an; aber er wartete immer noch auf jemand und sah sich nach jemand um. Die alte Gräfin war noch nicht hereingekommen. Aber da ließen sich hinter einer Thür Schritte hören. Indes waren diese Schritte so schnell, daß es nicht die Schritte seiner Mutter sein konnten.

Aber doch war sie es, in einem neuen, dem Sohne unbekanntem Kleide, das sie sich während seiner Abwesenheit hatte machen lassen. Alle ließen von ihm ab, und er eilte zu seiner Mutter hin. Als sie beieinander waren, sank sie schluchzend an seine Brust. Sie war nicht imstande, ihr Gesicht in die Höhe zu heben, und drückte es nur gegen das kalte Schnurwerk seines Dolmans. Denisow, der, von niemand bemerkt, ins Zimmer getreten war, stand nicht weit davon und wischte sich bei dem Anblicke der beiden die Augen.

„Wassili Denisow, ein Freund Ihres Sohnes,“ sagte er, sich dem Grafen vorstellend, der ihn fragend anblickte.

„Seien Sie uns willkommen! Ich kenne Sie bereits,“ sagte der Graf, indem er Denisow umarmte und küßte. „Nikolai hat uns viel von Ihnen geschrieben . . . Natascha, Wjera, das ist er, Nikolais Freund Denisow.“

Dieselben glückseligen, entzückten Gesichter wandten sich jetzt Denisow zu, und alle umringten ihn.

„Liebster, bester Denisow!“ schrie Natascha, die vor Freude gar nicht wußte, was sie tat, sprang zu ihm, umarmte ihn und gab ihm einen Kuß. Alle waren über ein solches Benehmen Nataschas äußerst verlegen. Auch Denisow errötete; aber er lächelte, ergriff Nataschas Hand und küßte sie.

Denisow wurde in ein schnell für ihn zurechtgemachtes Zimmer geleitet; die ganze Familie Kostow aber versammelte sich im Sofazimmer um Nikolai.

Die alte Gräfin saß neben ihm und ließ seine Hand nicht los,

die sie alle Augenblicke küßte; die übrigen drängten sich um die beiden, ließen sich nichts von Nikolais Bewegungen, Worten und Blicken entgehen und wandten ihre liebevollen, entzückten Augen nicht von ihm ab. Sein Bruder und seine Schwestern machten sich die Plätze in seiner nächsten Nähe streitig und suchten sie einander wegzukapern; sie zankten sich darum, wer ihm seinen Lee, sein Taschentuch und seine Pfeife bringen sollte.

Rostow war sehr glücklich über die Liebe, die ihm gezeigt wurde; aber der erste Augenblick des Wiedersehens war so selig gewesen, daß sein jetziges Glück ihm gering erschien und er immer noch auf etwas Weiteres wartete, das hinzukommen sollte.

Am andern Morgen schliefen die Angekommenen infolge der Ermüdung von der Reise bis gegen zehn Uhr.

In dem davorliegenden Zimmer lagen in bunter Unordnung Säbel, Patronentaschen, Säbeltaschen, geöffnete Koffer und schmutzige Stiefel umher. Zwei Paar gepuhte Stiefel mit Sporen waren soeben an die Wand gestellt worden. Die Diener brachten Waschbecken, warmes Wasser zum Rasieren und die gesäuberten Kleider. Es roch nach Tabak und Männern.

„He, Grigori, die Pfeife!“ rief Waska Denisows heisere Stimme. „Rostow, steh auf!“

Rostow rieb sich die zusammenklebenden Augen und hob den strubbeligen Kopf von dem warmen Kissen in die Höhe.

„Ist es denn schon spät?“

„Jawohl, bald zehn Uhr!“ antwortete Nataschas Stimme, und im Nebenzimmer wurde das Rascheln gestärkter Kleider und das Lachen von Mädchenstimmen hörbar, und durch die ein klein wenig offenstehende Thür schimmerte etwas Blaues, Bänder, schwarze Haare und fröhliche Gesichter. Es waren Natascha, Sonja und Peter, welche gekommen waren, um in Erfahrung zu bringen, ob Nikolai schon aufgestanden sei.

„Nikolai, steh auf!“ ertönte wieder Nataschas Stimme an der Thür.

„Gleich, gleich!“

Inzwischen hatte Peter im ersten Zimmer die Säbel erblickt und einen davon ergriffen. Er empfand dabei jenes Entzücken, welches Knaben im Hinblick auf einen älteren militärischen Bruder zu empfinden pflegen, und vollständig vergessend, daß es sich für die beiden jungen Mädchen nicht schickte, entkleidete Mannspersonen zu sehen, öffnete er die Thür.

„Ist das dein Säbel?“ schrie er.

Die Mädchen sprangen zurück. Denisow versteckte mit erschrockenen Augen seine haarigen Beine unter der Bettdecke und blickte hilfessuchend nach seinem Kameraden. Auf Kostows energischen Zuruf kam Peter ins Zimmer herein und machte die Thür hinter sich zu. Von draußen erscholl Gelächter.

„Nikolai, komm doch im Schlafrock heraus,“ rief Nataschas Stimme.

„Ist das dein Säbel?“ fragte Peter. „Oder der Ihrige?“ fügte er hinzu, indem er sich mit ehrfurchtsvollem Respekt an den schnurrbärtigen, schwarzhaarigen Denisow wendete.

Kostow fuhr eilig in die Schuhe, zog den Schlafrock an und ging hinaus. Natascha hatte einen der Sporenstiefel angezogen und stieg gerade in den anderen hinein. Sonja wirbelte sich herum, so daß sich ihr Kleid aufblähte, und wollte sich eben niederhocken, als er hereinkam. Beide Mädchen trugen die gleichen neuen blauen Kleider, beide waren sie frisch, rotwangig und lustig. Sonja lief davon; Natascha aber faßte ihren Bruder unter den Arm und führte ihn ins Sofazimmer, und dort begannen sie nun beide ein eifriges Gespräch. Sie hatten am vorhergehenden Abend noch keine Zeit gefunden, über tausenderlei Kleinigkeiten, die nur für sie beide Interesse haben konnten, einander

zu befragen und einander Auskunft zu geben. Nataſcha lachte bei jedem Worte, das er ſagte und das ſie ſagte, nicht weil das, was ſie ſagten, lächerlich geweſen wäre, ſondern weil ihr fröhlich zumute war und ſie ihre Freude nicht zu beherrſchen vermochte, die ſich dann eben durch Lachen äußerte.

„Ach, wie ſchön, wie herrlich!“ ſagte ſie zu allem.

Roſtow fühlte, wie unter der Einwirkung der warmen Strahlen dieſer Liebe zum erſten Male ſeit einem halben Jahre in ſeiner Seele und auf ſeinem Geſicht einer Knospe gleich jenes kindliche Lächeln wieder aufblühte, das ihm ſeit ſeinem Abſchiede aus dem Elternhauſe völlig ferngeblieben war.

„Nein, höre mal,“ ſagte ſie. „Biſt du jezt wirklich ganz und gar ein Mann? Ich freue mich furchtbar, daß du mein Bruder biſt.“ Sie berührte ſeinen Schnurrbart. „Ich möchte gern wiſſen, was ihr Männer eigentlich für Menſchen ſeid. Ebenſolche wie wir? Nein?“

„Warum iſt denn Sonja weggelaufen?“ fragte Roſtow.

„Ja, das iſt eine wunderliche Geſchichte! Wie wirſt du denn zu Sonja ſagen, ‚Du‘ oder ‚Sie‘?“

„Wie es ſich gerade machen wird,“ antwortete Roſtow.

„Bitte, ſage ‚Sie‘ zu ihr. Ich werde dir den Grund ein andermal erklären.“

„Was iſt denn eigentlich los?“

„Nun, ich kann es dir auch gleich ſagen. Du weiſt, daß Sonja meine Freundin iſt; ich habe ſie ſo lieb, daß ich mir den Arm für ſie verbrannt habe. Da, ſieh her!“

Sie ſtreifte ihren Muſſelindärmel auf und zeigte ihm an ihrem langen, magern, zarten Arme unterhalb der Schulter, ziemlich hoch über dem Ellbogen (an einer Stelle, die ſelbſt bei Ballkleidern bedeckt iſt), ein rotes Mal.

„Das habe ich mir eingebrannt, um ihr meine Liebe zu be-

weisen. Ich habe einfach ein Lineal im Feuer heiß gemacht und es dagegengedrückt."

Sie saßen in ihrem ehemaligen Unterrichtszimmer auf dem Sofa mit den Polsterlehnen, und während Rostow in Nataschas lebenssprühende Augen blickte, fühlte er sich wieder in sein Kinderleben in der Familie zurückversetzt, das niemandem als ihm selbst wichtig und bedeutungsvoll erschienen war, ihm aber die schönsten Genüsse seines Lebens gewährt hatte; und das Verbrennen des Armes mit dem Lineal zum Beweise der Liebe erschien ihm nicht als sinnlos: er hatte Verständnis dafür und wunderte sich nicht darüber.

"Aber was denn nun weiter? Ist das alles?" fragte er.

"Na, also solche Freundinnen sind wir, die besten Freundinnen! Na ja, das mit dem Lineal, das war ja eine Dummheit; aber wir sind Freundinnen fürs ganze Leben. Wenigstens sie, wenn sie jemand lieb gewinnt, dann ist das auf immer; aber ich bekomme das nicht fertig; ich vergesse immer alles gleich wieder."

"Nun, und weiter?"

"Ja, so liebt sie mich und dich."

Natascha wurde auf einmal rot.

"Na, du besinnst dich wohl noch, vor deiner Abreise . . . Also sie sagt jetzt, dir stehe es frei, das alles zu vergessen . . . Sie hat zu mir gesagt: 'Ich werde ihn immer lieben; aber er soll frei sein.' Hab ich nicht recht, daß das edel und vornehm gedacht ist? Nicht wahr? Nicht wahr? Sehr vornehm? Ja?" fragte Natascha ernst und aufgeregt; es war zu merken, daß sie das, was sie jetzt sagte, schon früher unter Tränen gesagt hatte.

Nikolai schwieg ein Weilchen, in Gedanken vertieft.

"Ich nehme ein gegebenes Wort niemals zurück," sagte er dann. "Und außerdem ist Sonja ein so reizendes Wesen, daß nur ein Tor auf ein solches Glück verzichten könnte."

„Nein, nein,“ rief Nataſcha. „Ich habe darüber ſchon mit ihr geſprochen. Wir mußten, daß du das ſagen würdeſt. Aber das geht nicht; denn, verſteheſt du, wenn du ſo redeſt, dich durch dein Wort für gebunden hältſt, dann käme es ja ſo heraus, als hätte ſie das abſichtlich geſagt. Es hätte dann den Anſchein, als heirateteſt du ſie nur gezwungen; es wäre dann alles nicht ſo, wie es ſein ſollte.“

Koſtow ſah ein, daß die beiden Mädchen das alles wohl erwogen hatten. Sonja hatte ihn ſchon geſtern durch ihre Schönheit überrascht. Und heute, wo er ſie nur flüchtig geſehen hatte, war ſie ihm noch ſchöner erſchienen. Sie war ein reizendes ſechszehnjähriges Mädchen, das ihn offenbar leidenschaftlich liebte (daran zweifelte er keinen Augenblick). Warum ſollte er ſie da nicht jetzt lieben und ſpäter ſogar heiraten? dachte Koſtow. Aber jetzt hatte er freilich noch ſo viele andere Freuden und Beſchäftigungen! „Ja, die beiden Mädchen haben das alles wohl erwogen,“ dachte er. „Ich muß frei bleiben.“

„Na, schön,“ ſagte er. „Wir wollen ein andermal weiter darüber reden. Ach, wie freue ich mich, wieder mit dir zuſammen zu ſein!“ fügte er hinzu. „Aber wie ſteht es mit dir? Biſt du deinem Boris auch nicht untreu geworden?“

„Ach, Dummheiten!“ rief Nataſcha lachend. „Ich denke weder an ihn noch ſonſt an jemand und will von niemand etwas wiſſen.“

„Nun, ſieh einmal an! Was iſt denn eigentlich mit dir?“

„Mit mir?“ erwiderte Nataſcha, und ein glückſeliges Lächeln verklärte ihr Geſicht. „Haſt du Duport geſehen?“

„Nein.“

„Den berühmten Duport, den Tänzer, haſt du nicht geſehen? Nun, dann wirſt du mich auch nicht verſtehen. Sieh einmal her, was ich kann!“



Natascha faßte, die Arme kreisförmig biegend, ihr Kleid, so wie das die Ballettänzerinnen tun, lief einige Schritte weg, wirbelte sich herum, machte einen Entrechat, schlug mit den Beinen aneinander und ging einige Schritte auf den äußersten Spitzen der Füße.

„So stehe ich! Siehst du wohl?“ sagte sie; aber sie konnte sich nicht lange so auf den Zehen halten. „Siehst du, das kann ich! Ich werde nie heiraten, sondern Tänzerin werden. Aber du darfst es niemand sagen.“

Rostow lachte so laut und lustig los, daß Denisow in seinem Zimmer ordentlich neidisch wurde. Auch Natascha konnte sich nicht bezwingen und lachte mit ihm zugleich.

„War es aber nicht gut?“ fragte sie mehrmals dazwischen.

„Gewiß! Sehr gut! Also Boris willst du nicht mehr heiraten?“

Natascha wurde dunkelrot.

„Ich will niemand heiraten. Das will ich auch ihm selbst sagen, sobald ich ihn wiedersehe.“

„Na, nun sieh einmal an!“ sagte Rostow.

„Aber das ist alles nur dummes Zeug,“ plauderte Natascha weiter. „Sage mal, ist Denisow nett?“ fragte sie.

„Sawohl, sehr nett.“

„Na, jetzt auf Wiedersehen! Zieh dich nur schnell an. Er ist wohl ein Mensch, vor dem man sich fürchten muß, dieser Denisow?“

„Warum sollte man sich vor ihm fürchten?“ fragte Nikolai.

„Nein, Waska ist ein prächtiger Mensch.“

„Du nennst ihn Waska? Wie komisch! Also er ist sehr nett?“

„Sawohl, sehr nett.“

„Na, dann komm nur recht bald zum Teetinken. Es sind schon alle beisammen.“

Natascha hob sich wieder auf die Zehenspitzen und ging in der

Manier der Ballettänzerinnen aus dem Zimmer; aber ihr Lächeln war von der Art, wie nur glückliche fünfzehnjährige Mädchen lächeln.

Als Nikolai im Salon mit Sonja zusammentraf, errötete er. Er wußte nicht, auf welchem Fuße er mit ihr verkehren sollte. Gestern hatten sie sich in der ersten Freude des Wiedersehens geküßt; aber heute hatten sie die Empfindung, daß sie dies nicht länger tun durften; er fühlte, daß alle, sowohl die Mutter als auch die Schwestern, ihn fragend ansahen und darauf gespannt waren, wie er sich gegen Sonja benehmen werde. Er küßte ihr die Hand und nannte sie ‚Sie‘. Aber seine und ihre Augen sagten, wenn sie einander trafen, ‚Du‘ zueinander und küßten sich zärtlich. Sie bat durch ihren Blick um Verzeihung dafür, daß sie gewagt hatte, ihn durch ihre Abgesandte, Natafcha, an sein Versprechen zu erinnern, und dankte ihm für seine Liebe. Er dankte ihr durch seinen Blick dafür, daß sie ihm die Freiheit angeboten hatte, und sagte ihr, daß er weder so noch so jemals aufhören werde, sie zu lieben, weil er eben gar nicht anders könne, als sie lieben.

„Wie sonderbar ist es doch,“ bemerkte Wjera, einen Augenblick, wo alle schwiegen, benutzend, „daß Sonja und Nikolai sich jetzt ‚Sie‘ nennen und miteinander wie Fremde verkehren.“

Wjeras Bemerkung war richtig, wie alle ihre Bemerkungen, machte aber, wie das häufig der Fall war, wenn Wjera ihre Ansichten aussprach, auf alle Hörer einen peinlichen Eindruck. Das war nicht nur bei Sonja, Nikolai und Natafcha zu merken, sondern sogar die alte Gräfin, welche befürchtete, ihr Sohn könne sich durch diese Liebe zu Sonja um eine glänzende Partie bringen, errötete wie ein junges Mädchen. Da trat gerade Denisow in den Salon, und zwar zu Rostows Erstaunen in einer neuen Uniform, pomadisiert und parfümiert, kurz: ebenso stußer-

haft, wie er bei Gefechten zu erscheinen pflegte, und benahm sich gegen die Damen als ein so liebenswürdiger Kavaliere, wie es Rostow nie von ihm erwartet hätte.

## II

Als Nikolai Rostow jetzt von der Armee nach Moskau zurückgekehrt war, wurde er von seinen Angehörigen als der beste Sohn und Bruder, als tapferer Held und überhaupt als der liebe, prächtige Nikolai aufgenommen. Seinen übrigen Verwandten erschien er als ein netter, angenehmer junger Mann von respektvollem Benehmen. Und das Urteil seiner Bekannten war: ein hübscher Husarenleutnant, ein flotter Länzer und einer der besten Heiratskandidaten von ganz Moskau.

Die Rostowsche Familie war mit ganz Moskau bekannt. Geld hatte in diesem Jahre der alte Graf hinreichend, da er wieder neue Hypotheken auf alle seine Güter aufgenommen hatte, und daher verbrachte Nikolai seine Zeit in sehr vergnüglicher Weise; unter anderm hatte er sich einen eigenen Traber angeschafft, sowie ganz moderne Reithosen von besonderer Art, wie sie noch niemand in Moskau hatte, und ganz moderne Stiefel mit ganz schmalen Spizen und kleinen silbernen Sporen. Nach seiner Rückkehr in das Elternhaus kostete er nun das angenehme Gefühl aus, sich nach einer längeren Zwischenzeit wieder in die alten Lebensverhältnisse hineinzufinden. Er hatte die Vorstellung, daß er sehr mannhaft geworden und körperlich und geistig sehr gewachsen sei. Seine ehemalige Verzweiflung über das Nichtbestehen der Prüfung in der Religion, seine kleinen Anleihen bei Gawriil für Droschkenfahrten, die heimlichen Küsse mit Sonja: alles das erschien ihm bei der Rück Erinnerung wie Kindereien, die schon unendlich weit hinter ihm lagen. Jetzt war

er ein Husarenleutnant mit silbernen Schnüren am Dolman und mit dem Georgskreuz; er fuhr seinen Traber zum Wettrennen ein, zusammen mit bekannten Sportsmen, älteren, vornehmen Herren. Er war mit einer am Boulevard wohnenden Dame bekannt, die er abends zu besuchen pflegte. Er dirigierte die Masurka auf dem Ballé bei Archarows, unterhielt sich mit dem Feldmarschall Kamenski über den Krieg, verkehrte im Englischen Klub und duzte sich mit einem vierzigjährigen Obersten, mit dem ihn Denisow bekannt gemacht hatte.

Seine Leidenschaft für den Kaiser hatte in Moskau ein wenig nachgelassen. Aber da er ihn nicht sah und keine Möglichkeit hatte, ihn zu sehen, so erzählte er dafür häufig von dem Kaiser und von seiner Liebe zu ihm, wobei er durchblicken ließ, daß er noch nicht alles erzähle, und daß es mit seiner Liebe zu dem Kaiser noch eine besondere Bewandnis habe, die andern Leuten nicht verständlich sei; und von ganzer Seele teilte er das zu jener Zeit in Moskau allgemeine Gefühl unbeschränkter Verehrung für den Kaiser Alexander Pawlowitsch, dem man damals in Moskau den Beinamen „der Engel in Menschengestalt“ gegeben hatte.

In der kurzen Zeit, welche Kostow in Moskau blieb, ehe er wieder zur Armee reiste, kam er Sonja nicht näher, sondern wurde ihr vielmehr fremder. Sie war sehr schön und nett und offenbar leidenschaftlich in ihn verliebt; aber er befand sich gerade in jener Phase des Jugendalters, wo ein junger Mann meint, so viel zu tun zu haben, daß ihm keine Zeit bleibe, sich mit solchen Dingen zu beschäftigen, wo er fürchtet, sich zu binden, wo er seine Freiheit über alles schätzt, die er seiner Ansicht nach zu so vielem andern nötig hat. Wenn er während dieses Aufenthaltes in Moskau an Sonja dachte, dann sagte er sich: „Ach was! Solche jungen Mädchen wird es noch viele, viele geben, und gibt es auch

anderwärts viele, viele, die ich noch nicht kenne. Mit der Liebe kann ich mich immer noch abgeben, sobald ich Lust dazu bekomme; aber jetzt habe ich keine Zeit." Außerdem empfand er den Umgang mit weiblichen Wesen als eine Art Herabwürdigung seiner Mannhaftigkeit. Er besuchte ja Bälle und verkehrte in Damengesellschaft, stellte sich aber dabei, als tue er das nur widerwillig. Die Pferderennen, der Englische Klub, die Trinkgelage mit Denisow, die Besuche bei der Dame am Boulevard, das war etwas anderes; das paßte für einen flotten jungen Husaren!

Zu Anfang des März war der alte Graf Ilja Andrejewitsch Kostow damit beschäftigt, ein Diner im Englischen Klub zu Ehren des Fürsten Bagration zu arrangieren.

Der Graf ging im Schlafrock im Saale auf und ab und erteilte dem Ökonomen des Englischen Klubs und dem berühmten Küchenchef des Klubs, Feoktist, seine Anweisungen über manches, was für dieses Diner nötig war: Spargel, frische Gurken, Erdbeeren, Kalbfleisch und Fische. Der Graf war seit dem Tage der Gründung des Klubs Mitglied desselben und gehörte zum Vorstande. Es war gerade ihm von dem Klub das Arrangement des Festessens für Bagration übertragen worden, weil kaum ein anderer ein Diner so großzügig und opulent zu veranstalten verstand wie er, und namentlich auch, weil kaum ein anderer so wie er bereit war, Geld aus eigener Tasche zuzulegen, wenn es zur schöneren Ausgestaltung des Festessens erforderlich schien. Der Koch und der Ökonom hörten mit vergnügten Gesichtern die Anweisungen des Grafen an, weil sie wußten, daß es bei niemand leichter als bei ihm möglich war, an einem Diner, das einige tausend Rubel kostete, selbst etwas Erkleckliches zu profitieren.

„Vergiß nur ja nicht, Hahnenkämme an die Schildkrötensuppe zu tun, du weißt doch!“

„Also kalte Speisen soll es drei geben?“ fragte der Koch.

Der Graf überlegte.

„Weniger dürfen es nicht sein; ja, drei... Erstens Majonnaise,“ sagte er, indem er einen Finger einbog.

„Also befehlen Sie, daß wir die großen Sterlets nehmen?“ fragte der Ökonom.

„Was soll man machen? Wenn der Fischhändler nichts ablassen will, dann nimm sie so. Ja, und dann, lieber Freund, das hätte ich beinahe vergessen: wir brauchen ja noch ein zweites Entree... Ach herrje!“ Er griff sich an den Kopf. „Wer wird mir denn Blumen besorgen? Dmitri! He! Dmitri!“ Auf seinen Ruf trat der Geschäftsführer ein. „Reite doch einmal schnell vor die Stadt auf unser Gut, Dmitri, und sage dem Gärtner Maxim, er soll sofort alle Bauern zur Arbeit kommandieren. Sag ihm, er soll alle Blumen aus den Gewächshäusern herschaffen; er soll sie in Filzdecken einschlagen. Zweihundert Blumentöpfe muß ich morgen, Freitag, hier haben.“

Nachdem er immer noch neue und neue Befehle erteilt hatte, wollte er gerade zur Gräfin gehn, um sich zu erholen, als ihm noch etwas Notwendiges einfiel; er kehrte um, rief auch den Ökonomen und den Koch zurück und begann wieder Anweisungen zu geben. Vor der Tür wurden leichte Mannerschritte und Sporenklirren vernehmbar, und der hübsche junge Graf trat ein; sein Schnurrbärtchen hatte schon eine schwärzliche Färbung angenommen, er hatte eine gesunde Gesichtsfarbe, und man sah ihm an, daß er sich bei dem ruhigen Leben in Moskau recht erholt hatte und sich wohl befand.

„Ach, mein lieber Junge! Mir ist ganz wirr im Kopfe,“ sagte der Alte lächelnd, als ob er sich vor seinem Sohne schämte. „Du könntest mir auch ein bißchen helfen. Ich brauche ja noch Sänger. Musiker habe ich. Aber was meinst du, sollten wir

nicht auch die Zigeuner hinbestellen? Ihr Soldaten liebt ja so etwas."

"Ich glaube wirklich, Papa, als Fürst Bagration die Vorbereitungen zu dem Kampfe bei Schöngrabern traf, hat er sich damit weniger Mühe und Umstände gemacht, als Sie jetzt," erwiderte der Sohn lächelnd.

Der alte Graf stellte sich erzürnt.

"Ja, du hast gut reden, versuche es nur mal!"

Der Graf wandte sich an den Koch, der mit klugem, respektvollem Gesichte aufmerksam und freundlich auf Vater und Sohn hinblickte.

"Was meinst du zu solchen jungen Leuten, Feoktist?" sagte er. "Die machen sich über uns alte Kerle lustig."

"Nun ja, Euer Durchlaucht, die jungen Herren möchten immer nur gut essen; aber wie alles beschafft und zubereitet wird, darüber machen sie sich keine Gedanken."

"So ist es, so ist es!" erwiderte der Graf, faßte den Sohn vergnügt an beiden Armen und rief: "Weißt du was? Du bist mir gerade recht gelegen gekommen! Nimm gleich den zweispännigen Schlitten und fahre zu Besuchow und sage: 'Graf Ilija Andrejewitsch läßt Sie um Erdbeeren und frische Ananas bitten.' Die kann man bei niemand anders bekommen. Er selbst ist nicht da; wende dich also an die Prinzessinnen und bestelle es denen. Und von da, weißt du, fahre nach dem Kasguljai-Platz (der Kutscher Ipat weiß da schon Bescheid) und suche dir da den Zigeuner Ilija, weißt du, den, der damals beim Grafen Drlow im weißen Kosakenrock getanzt hat, und bring ihn zu mir her."

"Soll ich die Zigeunerinnen auch gleich mitbringen?" fragte Nikolai lachend.

"Du, du!" drohte der Vater.

Unterdessen war mit unhörbaren Schritten Anna Michailowna

ins Zimmer getreten; in ihrer Miene prägte sich, wie immer, sorgenvolle Geschäftigkeit und zugleich christliche Sanftmut aus. Trotzdem Anna Michailowna den Grafen jeden Tag im Schlafrock traf, wurde er in ihrer Gegenwart jedesmal verlegen und bat wegen seines Kostüms um Entschuldigung.

„Aber das schadet ja gar nichts, mein lieber Graf,“ sagte sie und schloß zum Ausdruck ihrer sanften Gefinnung die Augen. „Und zu Besuchow werde ich selbst hinfahren,“ fügte sie hinzu. „Pierre ist vor kurzem angekommen, und so werden wir denn alles Gewünschte aus seinen Gewächshäusern erhalten. Ich wollte sowieso mit ihm sprechen. Er hat mir einen Brief von Boris übersandt. Gott sei Dank, Boris ist ja jetzt beim Stabe.“

Der Graf freute sich, daß Anna Michailowna es übernahm, einen Teil seiner Aufträge zu erledigen, und gab Befehl, daß der kleine Wagen für sie angespannt werden sollte.

„Sagen Sie doch zu Besuchow, er möchte auch zu dem Festessen kommen. Ich werde seinen Namen in die Subskriptionsliste eintragen. Was hat er denn eigentlich mit seiner Frau?“ fragte er.

Anna Michailowna hob die Augen zur Zimmerdecke hinauf, und auf ihrem Gesichte malte sich ein tiefer Kummer.

„Ach, mein Freund, er ist sehr unglücklich,“ antwortete sie. „Wenn das richtig ist, was ich gehört habe, so ist es schrecklich. Wie hätten wir uns dergleichen damals träumen lassen, als wir uns so über sein Glück freuten! Und dieser junge Besuchow hat ein so edles, himmlisches Gemüt! Ja, ich beklage ihn von ganzer Seele und will versuchen, ihn zu trösten, soweit es in meinen Kräften steht.“

„Aber was ist denn vorgefallen?“ fragten beide Rostows, der ältere und der jüngere.

Anna Michailowna stieß einen tiefen Seufzer aus.



„Dolochow, der Sohn von Marja Iwanowna,“ sagte sie in geheimnisvollem Flüstertone, „hat sie, wie es heißt, auf das schlimmste kompromittiert. Pierre hatte ihm den Zutritt zu besseren Kreisen ermöglicht und ihn bei sich in seinem Hause in Petersburg wohnen lassen, und da . . . Sie ist hierher gekommen, und dieser tolle Mensch ist ihr nachgereist.“ Anna Michailowna wollte eigentlich ihre Teilnahme für Pierre zum Ausdruck bringen; aber durch den unwillkürlichen Klang der Stimme und durch ihr halbes Lächeln bekundete sie vielmehr eine gewisse Sympathie mit dem tollen Menschen, wie sie Dolochow genannt hatte. „Es heißt, Pierre selbst sei ganz niedergedrückt von seinem Kummer.“

„Na, sagen Sie ihm aber trotzdem, er möchte in den Klub kommen; das wird ihn zerstreuen. Es wird ein grandioses Diner werden.“

Am andern Tage, dem dritten März, um zwei Uhr nachmittags, erwarteten zweihundertundfünfzig Mitglieder des Englischen Klubs und fünfzig Gäste den Ehrengast, den Helden des österreichischen Feldzuges, den Fürsten Wagrath, zum Diener. In der ersten Zeit nach dem Eintreffen der Nachricht von der Schlacht bei Austerlitz war ganz Moskau starr vor Staunen gewesen. Die Russen waren damals so daran gewöhnt, zu siegen, daß bei der Kunde von einer Niederlage die einen es einfach nicht glaubten, andere eine Erklärung für ein so seltsames Ereignis in irgendwelchen außerordentlichen Ursachen suchten. Im Englischen Klub, wo sich alles versammelte, was vornehm und angesehen war und zuverlässige Nachrichten besaß, wurde im Dezember, als die Nachrichten einzulaufen anfangen, vom Kriege und der letzten Schlacht überhaupt nicht gesprochen, wie wenn sich alle verabredet hätten, darüber zu schweigen. Diejenigen Männer, deren Ansichten sonst bei den Gesprächen im Klub maß-

gebend zu sein pflegten, wie Graf Rastoptschin, Fürst Furi Wladimirowitsch Dolgoruki, Walujew, Graf Markow, Fürst Wiasemski, erschienen nicht im Klub, sondern kamen in ihren Häusern, in den engsten Kreisen miteinander zusammen, und die Moskauer, welche gern nachsprachen, was ihnen andere vorgesprochen hatten (zu dieser Menschenklasse gehörte auch Ilja Andrejewitsch Kostow), blieben eine kurze Zeit ohne Führer und ohne bestimmte Meinung über die Kriegsangelegenheiten. Die Moskauer fühlten, daß da etwas nicht seine Richtigkeit hatte, und daß es schwer war, über diese üblen Nachrichten zu einem zutreffenden Urtheile zu gelangen, und hielten es daher für das beste, zu schweigen. Aber nach einiger Zeit erschienen, wie die Geschworenen aus dem Beratungszimmer, so auch jene Matadore wieder, die im Klub den Ton angaben, und nun wurde über die Kriegsereignisse mit deutlichen, bestimmten Ausdrücken gesprochen. Die Ursachen jenes unglaublichen, unerhörten, unmöglichen Ereignisses, daß die Russen geschlagen waren, hatte man nunmehr gefunden; jetzt war alles klar geworden, und an allen Ecken und Enden von Moskau wurde die Sache in dem gleichen Sinne erörtert. Diese Ursachen waren: die Berräterei der Oesterreicher, die schlechte Verpflegung der Truppen, die Berräterei des Polen Przebyszewski und des Franzosen Langeron, die Unfähigkeit Kutusows und (was man nur leise sagte) die Jugend und Unerfahrenheit des Kaisers, welcher schlechten und geringwertigen Personen Gehör gegeben hatte. Aber die Truppen, die russischen Truppen, hatten sich als ganz vortrefflich erwiesen und Wunder der Tapferkeit verrichtet; darüber war nur eine Stimme. Die Soldaten, die Offiziere, die Generale waren Helden. Aber der größte Held unter den Helden war Fürst Bagration, der sich hohen Ruhm erworben hatte durch den Kampf bei Schöngrabern, sowie durch den Rückzug von Austerlitz, wo er allein

seine Kolonne in Ordnung zurückgeführt und den ganzen Tag hindurch die Angriffe eines doppelt so starken Feindes abgewehrt hatte. Zu dem Resultate, daß man sich in Moskau gerade Bagration zum Helden auserforen hatte, hatte auch der Umstand mitgewirkt, daß er in Moskau keine Verbindungen besaß und hier fremd war. Man erwies in seiner Person dem schlichten russischen Krieger die schuldige Ehre, dem Soldaten, der ohne Konnexionen und Intrigen einen hohen Rang erreicht hatte; und dazu kam noch, daß Bagrations Name durch die Erinnerungen an den italienischen Feldzug mit dem Namen Suworows verknüpft war. Außerdem waren diese Ehrungen Bagrations die beste Form, um die Mißstimmung über Kutusow und die Unzufriedenheit mit seinem Verhalten zum Ausdruck zu bringen.

„Wenn es keinen Bagration gäbe, müßte man ihn erfinden,“ sagte der Wigbold Schinschin, ein Wort Voltaires parodierend. Über Kutusow redete niemand; einige schimpften sogar flüsternd auf ihn und nannten ihn einen höfischen Mantelträger und einen alten Satyr.

In ganz Moskau war ein Ausdruck Dolgorukis in Umlauf: „Wer viel leimt, wird schließlich selbst voll Leim“; man tröstete sich eben mit der Erinnerung an die Besiegung so vieler früherer Gegner darüber, daß man nun auch selbst einmal besiegt war. Auch wiederholte man eine Bemerkung Rastoptschins: der französische Soldat müsse durch hochtönende Phrasen zum Kampfe angefeuert werden; dem deutschen Soldaten müsse man eine logische Auseinandersetzung vortragen und ihn zu der Überzeugung bringen, daß es gefährlicher sei, davonzulaufen als vorwärtszugehen; aber den russischen Soldaten müsse man immer nur zurückhalten und ihn ermahnen: „Nicht zu hitzig!“ Überall hörte man neue und wieder andere neue Erzählungen von besonderen Beweisen von Tapferkeit, die unsere Soldaten und

Offiziere bei Austerlitz gegeben hätten. Der eine hatte eine Fahne gerettet; ein anderer fünf Franzosen getötet; ein dritter ganz allein fünf Kanonen geladen. Auch von Berg erzählten Leute, die ihn gar nicht kannten, daß er, an der rechten Hand verwundet, den Degen in die linke genommen habe und weiter vorwärts gegangen sei. Von Volkonski war nicht die Rede, und nur nahe Bekannte von ihm äußerten ihr Bedauern, daß er, mit Hinterlassung einer schwangeren Frau und eines wunderlichen Kauzes von Vater, so früh habe sterben müssen.

### III

**A**m 3. März herrschte in allen Räumen des Englischen Klubs ein lautes Stimmengetöse, und wie wenn Bienen im Frühling schwärmen, wanderten die Mitglieder und Gäste des Klubs hin und her, saßen, standen, traten zusammen und gingen wieder auseinander, die meisten in Uniform oder im Frack, einzelne auch noch im langschößigen Rocke und mit gepudertem Kopfe. Gepuderte Livreedierer in Schuhen und Strümpfen standen an jeder Thür und achteten mit gespannter Aufmerksamkeit auf jede Bewegung der Gäste und Klubmitglieder, um ihre Dienste anzubieten. Die Mehrzahl der Anwesenden waren ältere, angesehene Herren, mit breiten, selbstzufriedenen Gesichtern, dicken Fingern, sicheren Bewegungen und festen Stimmen. Diejenigen Gäste und Mitglieder, welche zu dieser Gattung gehörten, saßen auf ihren bekannten, gewohnten Plätzen und vereinigten sich zu den bekannten, gewohnten Gruppen. Ein kleiner Teil der Anwesenden bestand aus Gästen, deren Erscheinen nur durch diesen besonderen Anlaß herbeigeführt war; dies waren vorwiegend jüngere Leute, darunter Denisow, Rostow und Dolochow, welcher letztere wieder Offizier im Semjonower Regiment

war. Auf den Gesichtern der jüngeren Leute, namentlich der Militärs, lag jener Ausdruck geringschätziger Ehrerbietung gegen die älteren Herren, der zu der älteren Generation gewissermaßen sagt: „Wir sind bereit, euch zu achten und zu respektieren; aber vergeßt nicht, daß die Zukunft uns gehört.“

Auch Nesvizki war da, als altes Mitglied des Klubs. Pierre, der auf Verlangen seiner Frau sich das Haar hatte wachsen lassen, keine Brille mehr trug und sich modern kleidete, wandelte mit trüber, niedergeschlagener Miene durch die Säle. Auch hier umgab ihn dieselbe gesellschaftliche Atmosphäre wie überall: die Menschen beugten sich vor seinem Reichtum, und er, schon gewohnt zu herrschen, behandelte sie in zerstreuter, geringschätziger Manier.

Seinen Jahren nach hätte er sich zu den jungen Männern halten müssen; aber auf Grund seines Reichtums und seiner persönlichen Beziehungen gehörte er zu den Kreisen der älteren, vornehmen Herren, und so ging er denn von der einen derartigen Gruppe zur andern. Besonders hochangesehene alte Herren bildeten die Mittelpunkte einzelner Gruppen, und zu solchen Gruppen traten respektvoll auch Unbekannte heran, um jene hervorragenden Persönlichkeiten reden zu hören. Die größten Gruppen hatten sich um den Grafen Rastoptschin, um Walujew und um Naryschkin gebildet. Rastoptschin erzählte, wie die Russen von den fliehenden Österreichern zusammengedrückt worden seien und sich mit dem Bajonett einen Weg durch die Flüchtlinge hätten bahnen müssen.

Walujew teilte vertraulich mit, Uwarow sei aus Petersburg nach Moskau geschickt, um die Meinung der Moskauer über Austerlitz in Erfahrung zu bringen.

In einer dritten Gruppe sprach Naryschkin von einer Sitzung des österreichischen Kriegsrates, in welcher Suworow auf die von

den österreichischen Generalen vorgebrachten Dummheiten nur dadurch geantwortet hätte, daß er wie ein Hahn gekräht habe. Der dabeistehende Schinschin wollte einen Witz daran anknüpfen und bemerkte, Kutusow scheine nicht einmal diese leichte Kunst, wie ein Hahn zu krähen, von Suworow gelernt zu haben; aber die alten Herren blickten den Witzling streng an und gaben ihm damit zu verstehen, daß es an diesem Orte und am heutigen Tage unschicklich sei, in dieser Art über Kutusow zu sprechen.

Graf Ilja Andrejewitsch Rostow kam fortwährend eiligen Ganges und mit geschäftiger Miene in seinen weichen Stiefeln aus dem Speisesaal in den Salon und begrüßte hastig und stets mit der gleichen Redewendung hochgestellte und unbedeutende Persönlichkeiten, die er sämtlich kannte; ab und zu suchte er mit den Augen seinen hübschen, schlanken Sohn, ließ seinen Blick mit stolzer Vaterfreude auf ihm ruhen und nickte ihm zu. Der junge Rostow stand an einem Fenster mit Dolochow zusammen, den er vor kurzem kennen gelernt hatte, eine Bekanntschaft, auf die er großen Wert legte. Der alte Graf trat zu ihnen heran und drückte Dolochow die Hand.

„Besuche uns doch einmal in unserm Hause; du bist ja mit meinem Jungen bekannt; ihr seid ja doch zusammen da unten gewesen und habt gemeinsam eure Heldentaten vollführt . . . Ah, Basili Ignatjewitsch, guten Tag, lieber Alter . . .“ redete er einen vorbeigehenden alten Herrn an; aber er kam nicht dazu, seine Begrüßung zu Ende zu sprechen, da in diesem Augenblicke alles in Bewegung geriet und ein herbeilaufender Lakai mit erschrockenem Gesichte meldete: „Sie sind gekommen!“

Klingelzeichen ertönten; die Vorstandsmitglieder stürzten nach vorn; die in verschiedenen Zimmern zerstreuten Gäste drängten

sich, wie wenn Roggen zusammengeschaufelt wird, in einen Haufen zusammen und nahmen in dem großen Salon bei der Thür des Empfangssaales Aufstellung.

In der Thür, die vom Vorzimmer nach dem Empfangssaal führte, erschien Bagration, ohne Hut und Degen, die er, wie es im Klub Sitte war, beim Portier gelassen hatte. Er hatte jetzt keine Mütze von Lammfell auf dem Kopfe und keine Kosakenpeitsche über der Schulter, wie ihn Kostow in der Nacht vor der Schlacht bei Austerlitz gesehen hatte; sondern er trug eine neue, engsitzende Uniform, mit russischen und ausländischen Orden und dem Georgstern auf der linken Brustseite. Er hatte sich offenbar kurz vor dem Diner das Haar und den Backenbart schneiden lassen, was seine Physiognomie in unvorteilhafter Weise veränderte. Sein Gesicht erinnerte einigermaßen an das Feiertagsgesicht eines Kindes, und das wirkte neben seinen festen, männlichen Zügen sogar ein wenig komisch. Bekleschow und Fjodor Petrowitsch Uwarow, die mit ihm zusammen gekommen waren, blieben in der Thür stehen, um ihn als den vornehmsten Gast vorangehen zu lassen. Bagration wurde verlegen und wollte diese Höflichkeitsbezeigung von seiten der beiden Herren nicht annehmen; so entstand denn in der Thür ein Aufenthalt, schließlich aber ging Bagration doch voran. Verlegen und ungeschickt, namentlich weil er nicht wußte, wo er mit seinen Händen bleiben sollte, schritt er über den Parkettboden des Empfangssaales: geläufiger und leichter wäre es ihm gewesen, beim Kugelregen über einen Sturzacker zu gehen, wie er das bei Schöngrabern an der Spitze des Kursker Regimentes gethan hatte. Die Vorstandsmitglieder begrüßten ihn an der ersten Thür und sagten zu ihm ein paar Worte über die Freude, einen so werten Gast bei sich zu sehen; ohne dann seine Antwort abzuwarten, bemächtigten sie sich seiner gleichsam, umringten ihn und geleiteten ihn nach dem

Salon. Es war aber unmöglich, durch die Thür des Salons hindurchzukommen, da dort Klubmitglieder und Gäste in dichtem Haufen standen, einander quetschten und sich bemühten, einer über die Schulter des andern hinweg Bagration wie ein seltenes wildes Tier zu betrachten. Graf Ilja Andrejewitsch entwickelte von allen Vorstandsmitgliedern die größte Energie; indem er lachend ein Mal über das andre sagte: „Lassen Sie uns durch, mein Lieber, Platz, Platz!“, drängte er die Menge zurück, führte die drei Gäste in den Salon und ließ sie dort auf dem mittleren Sofa Platz nehmen. Die Matadore, d. h. die vornehmsten Klubmitglieder, umringten nun die Neuangekommenen. Graf Ilja Andrejewitsch drängte sich wieder durch den Schwarm hindurch, verließ den Salon und kehrte einen Augenblick darauf, von einem anderen Vorstandsmitgliede begleitet, mit einer großen silbernen Schüssel zurück, die er dem Fürsten Bagration präsentierte. Auf der Schüssel lag ein gedrucktes Gedicht, das zu Ehren des Helden verfaßt war. Als Bagration die Schüssel erblickte, sah er sich erschrocken, wie hilfesuchend, nach allen Seiten um. Aber in den Augen aller las er die Forderung, daß er sich fügen solle. In dem Gefühle, daß er in der Gewalt der ihn Umringenden sei, erfaßte er entschlossen mit beiden Händen die Schüssel und blickte den Grafen, der sie ihm hingehalten hatte, zornig und vorwurfsvoll an. Eins der Vorstandsmitglieder nahm ihm dienstfertig die Schüssel wieder aus den Händen (denn es schien, als beabsichtige er, sie so bis zum Abend zu halten und auch so zu Tisch zu gehen) und lenkte seine Aufmerksamkeit auf das Gedicht. „Ja, ja, ich werde es schon noch lesen!“ schien Bagration zu sagen; er richtete seine müden Augen auf das Papier und fing mit aufmerksamer, ernster Miene zu lesen an. Aber da nahm der Verfasser selbst das Gedicht in die Hand und begann es zu rezitieren; Fürst Bagration neigte den Kopf und hörte zu.



„Es danket hohen Ruhm dir Alexanders Reich;  
Du schirmst den Zaren uns, der einem Titus gleich.  
Ein Schreck bist du dem Feind, ein Mann der edlen Tat,  
Ein Cäsar in der Schlacht, ein Weiser im Senat.  
Es sah, vom Glück berauscht, selbst er, Napoleon,  
Boll Staunen, was im Kampf vermag Bagration,  
Und wagt nicht mehr den Streit mit Rußlands Heldenschar...“

Aber hier rief, ehe der Dichter noch mit dem Gedichte zu Ende gekommen war, der Haushofmeister mit lauter Stimme: „Es ist angerichtet.“ Die Thür öffnete sich; aus dem Speisesaal ertönte schmetternd die Polonäse: „Kündet donnernd Sieg, Kanonen! Juble, tapfres Zarenreich!“ Graf Ilja Andrejewitsch warf dem Verfasser, der noch weiter las, einen zornigen Blick zu und verbeugte sich vor Bagration. In der Überzeugung, daß das Diner wichtiger war als das Gedicht, erhoben sich alle, und Bagration ging wieder den übrigen voran zur gedeckten Tafel hin. Man hatte für ihn den vornehmsten Platz vorgesehen, zwischen zwei Herren, die den Vornamen Alexander führten, Bekleschow und Naryschkin, was als Hindeutung auf den Namen des Kaisers einen besonderen Sinn hatte. Die dreihundert Tischgenossen nahmen an der Tafel ihre Plätze nach Rang und Würden ein, so daß die vornehmeren dem Ehrengaste am nächsten saßen. Das machte sich ganz von selbst so, gerade wie das Wasser dahin läuft, wo der Boden tiefer liegt.

Vor dem Essen stellte noch Graf Ilja Andrejewitsch dem Fürsten seinen Sohn vor. Bagration erkannte ihn wieder und sagte zu ihm ein paar ungeschickte, wertlose Worte, wie denn alles, was er an diesem Tage sagte, von dieser selben Art war. Aber Graf Ilja Andrejewitsch blickte, während Bagration mit seinem Sohne redete, alle in der Nähe Befindlichen mit stolzer Freude an.

Nikolai Rostow, Denisow und der neue Bekannte des ersteren,

Dolochow, hatten ziemlich in der Mitte der Tafel zusammen Platz genommen; ihnen gegenüber saß Pierre neben dem Fürsten Reswizki. Graf Ilja Andrejewitsch saß mit den anderen Vorstandsmitgliedern dem Fürsten Bagration gegenüber und sorgte für dessen leibliches Wohl, indem er in seiner Person die treuherzige Moskauer Gastlichkeit verkörperte.

Die viele Mühe, die er sich vorher gegeben hatte, war nicht vergeblich gewesen. Seine beiden Diners (denn es gab eins von Fastenspeisen und eins mit Fleischgerichten) waren großartig; aber völlig beruhigt konnte er bis zum Ende der Mahlzeit doch nicht sein. Er winkte dem Kellermeister zu, erteilte flüsternd den Lakaien Weisungen und erwartete ein jedes der ihm wohlbekannten Gerichte in starker Aufregung. Alles war vorzüglich. Beim zweiten Gange, den riesigen Sterlets (als Ilja Andrejewitsch sie sah, wurde er ganz rot; so freute und genierte er sich), begannen die Lakaien bereits die Pfropfen knallen zu lassen und Champagner einzugießen. Nach dem Fische, der eine gewisse Sensation gemacht hatte, wechselte Graf Ilja Andrejewitsch mit den andern Vorstandsmitgliedern einen Blick. „Es wird viele Toaste geben; es ist Zeit, daß wir anfangen,“ flüsterte er, nahm sein Glas in die Hand und stand auf. Alle schwiegen und warteten auf das, was er sagen werde.

„Auf die Gesundheit Seiner Majestät des Kaisers!“ rief er, und in demselben Augenblicke füllten sich seine guten Augen mit Tränen der Freude und der Begeisterung. Gleichzeitig setzte das Orchester ein: „Kündet donnernd Sieg, Kanonen!“ Alle erhoben sich von ihren Plätzen und schrien: „Hurra!“ Auch Bagration rief: „Hurra!“ mit demselben Tone, mit dem er es auf dem Schlachtfelde von Schöngrabern gerufen hatte. Die begeisterte Stimme des jungen Rostow war durch alle dreihundert Stimmen hindurchzuhören. Er war dem Weinen nahe. „Auf die Gesund-

heit Seiner Majestät des Kaisers," schrie er, „hurra!“ Nachdem er sein Glas mit einem Zuge geleert hatte, warf er es auf den Boden. Viele folgten seinem Beispiele. Das laute Rufen dauerte eine ganze Weile fort. Als es endlich aufhörte, beseitigten die Diener die Glascherben, und alle nahmen wieder Platz und setzten, über ihr Schreien lächelnd, ihre Gespräche fort. Graf Ilja Andrejewitsch erhob sich von neuem, warf einen Blick auf den Merkzettel, der neben seinem Teller lag, und brachte einen Toast aus auf den Helden unseres letzten Feldzuges, den Fürsten Peter Iwanowitsch Bagration, und wieder wurden die blauen Augen des Grafen feucht von Tränen. „Hurra!“ riefen wieder die Stimmen der dreihundert Tischgenossen, und statt des Orchesters ließen sich jetzt die Sänger vernehmen, die eine von Pawle Iwanowitsch Kutusow komponierte Kantate vortrugen:

„An Rußlands Kraft und Mut  
Zerschellt des ungestümen Feindes Mut;  
Uns führt auf blut'gem Feld  
Zum Sieg Bagration, der werthe Held,“ usw.

Raum waren die Sänger fertig, als wieder neue und immer neue Toaste folgten, bei denen Graf Ilja Andrejewitsch immer mehr in die Rührung hineingeriet, und noch mehr Gläser zerschlagen wurden und noch lauter geschrien wurde. Man trank auf das Wohl Bekleschows, Naryschkins, Uwarows, Dolgorukis, Apraxins, Walujews, auf das Wohl des Vorstandes, auf das Wohl des geschäftsführenden Direktors, auf das Wohl aller Klubmitglieder, auf das Wohl aller Gäste des Klubs und endlich speziell auf das Wohl des Arrangeurs dieses Diners, des Grafen Ilja Andrejewitsch. Bei diesem letzten Toaste zog der Graf sein Taschentuch heraus, verbarg darin sein Gesicht und weinte heftig.

## IV

Pierre saß Dolochow und Nikolai Rostow gegenüber. Wie immer, aß er viel und hastig und trank viel. Aber diejenigen, die ihn genauer kannten, sahen, daß an diesem Tage eine große Veränderung mit ihm vorgegangen war. Während des ganzen Diners verhielt er sich schweigsam und ließ entweder, die Augen zusammenkneifend und die Stirn runzelnd, seine Augen rings umherschweifen, oder er blickte mit einer Miene vollständiger Zerstreutheit starr auf einen Punkt und fingerte an seiner Nase umher. Sein Gesicht hatte einen trüben, finsternen Ausdruck. Er schien von dem, was um ihn herum vorging, nichts zu sehen und zu hören und nur über eine einzige, schwere, ja unlösbare Frage nachzudenken.

Vor diese unlösbare, ihn peinigende Frage war er durch Andeutungen gestellt worden, die ihm die älteste der drei in Moskau wohnenden Prinzessinnen über nahe Beziehungen zwischen seiner Frau und Dolochow gemacht hatte, sowie durch einen anonymen Brief, den er heute vormittag erhalten hatte, und in welchem mit jener gemeinen Wikelei, wie sie eine Eigenheit aller anonymen Briefe ist, gesagt war, er könne doch durch seine Brille recht schlecht sehen, und das Verhältnis zwischen seiner Frau und Dolochow sei nur für ihn allein noch ein Geheimnis. Pierre hatte weder den Andeutungen der Prinzessin, noch diesem Briefe Glauben geschenkt; aber es war ihm furchtbar, jetzt Dolochow anzusehen, der ihm gegenübersaß. Jedesmal, wenn sein Blick unerwartet den schönen, frechen Augen Dolochows begegnete, hatte Pierre die Empfindung, daß ein garstiger, entsetzlicher Verdacht in seiner Seele rege werde, und wandte sich schnell weg. Indem er sich unwillkürlich an das ganze frühere Verhalten seiner Frau und an ihr Benehmen gegen Dolochow erinnerte, sah Pierre

klar, daß das, was in dem Briefe gesagt war, wahr sein oder wenigstens wahr scheinen könnte, wenn es sich auf eine andere Frau als gerade die seinige bezöge. Unwillkürlich mußte Pierre daran denken, wie Dolochow, den man nach dem Feldzuge dienstlich wieder völlig rehabilitiert hatte, nach Petersburg zurückgekehrt und zu ihm gekommen war. Die freundschaftlichen Beziehungen ausnützend, in die ihn ehemals die gemeinschaftlichen Zechgelage zu Pierre gebracht hatten, war Dolochow geradezu zu ihm ins Haus gekommen, und Pierre hatte ihn bei sich wohnen lassen und ihm Geld geborgt. Pierre erinnerte sich, wie Helene lächelnd ihr Mißvergnügen darüber ausgesprochen hatte, daß Dolochow bei ihnen im Hause wohnte, und in welcher ungenierten Weise Dolochow ihm gegenüber die Schönheit seiner Frau gepriesen und wie dieser Mensch seit jener Zeit bis zur Ankunft in Moskau sie beide auch nicht für einen Augenblick verlassen hatte.

„Ja, er ist sehr schön,“ dachte Pierre. „Ich kenne ihn. Meinen Namen zu verunehren und mich auszulachen, würde für ihn gerade deswegen einen besonderen Reiz haben, weil ich mich für ihn bemüht, ihn aufgenommen, ihm geholfen habe. Ich kenne ihn; ich weiß, welcher pikanten Geschmack dies nach seiner Empfindung seinem Betrage geben müßte, — wenn die Sache wahr wäre. Ja, wenn die Sache wahr wäre; aber ich glaube es nicht; ich habe kein Recht, es zu glauben, und kann es nicht glauben.“ Er erinnerte sich an den Ausdruck, den Dolochows Gesicht annahm, wenn er manchmal einen Anfall von Grausamkeit bekam, wie damals, als er den Reviervorsteher mit dem Bären zusammengebunden und ins Wasser geworfen hatte, oder wenn er ohne jede Ursache jemand zum Duell herausforderte, oder wenn er mit seiner Pistole das Pferd eines Fuhrmanns totschoß. Dieser selbe Ausdruck lag oft auf Dolochows Gesicht, wenn er ihn,

Pierre, anblidte. „Ja, er ist ein Raufbold,“ dachte Pierre; „ihm macht es gar nichts aus, einen Menschen zu töten; er muß wohl meinen, daß sich alle vor ihm fürchten, und das muß ihm wohl angenehm sein. Er muß wohl denken, daß auch ich mich vor ihm fürchte. Und ich fürchte mich auch wirklich vor ihm,“ dachte Pierre und merkte bei diesen Gedanken wieder, daß ein entsetzlicher, garstiger Verdacht in seiner Seele rege wurde.

Jetzt saßen nun Dolochow, Denisow und Rostow ihm gegenüber und schienen sehr lustig zu sein. Rostow unterhielt sich vergnügt mit seinen beiden Freunden, von denen der eine ein tüchtiger Husar, der andere ein bekannter Raufbold und Lauge nichts war, und warf mitunter einen spöttischen Blick nach Pierre hin, der bei diesem Diner durch sein in sich gefehrtes, zerstreutes Wesen und durch seine massige Gestalt auffiel. Rostow war gegen Pierre etwas gereizt, erstens, weil ihm nach seiner husarenmäßigen Anschauungsweise dieser als reicher Zivilist und als Ehemann einer schönen Frau überhaupt antipathisch war, und zweitens, weil Pierre bei seiner Versunkenheit und Zerstreutheit ihn nicht erkannt und seine Verbeugung nicht erwidert hatte. Als die Gesundheit des Kaisers getrunken wurde, stand Pierre, mit seinen Gedanken beschäftigt, nicht mit auf und griff nicht nach seinem Glase.

„Aber was machen Sie denn?“ rief ihm Rostow zu, indem er ihn mit begeisterten und zugleich zornigen Augen anblidte. „Hören Sie denn nicht: Auf die Gesundheit Seiner Majestät des Kaisers!“

Pierre erhob sich gehorsam mit einem Seufzer und trank sein Glas aus; dann wartete er, bis sich alle wieder setzten, und wandte sich mit seinem gutmütigen Lächeln zu Rostow.

„Ich hatte Sie gar nicht erkannt,“ sagte er. Aber Rostow hatte jetzt dafür keinen Sinn; er schrie: „Hurra!“

„Warum erneuerst du denn die Bekanntschaft nicht?“ fragte Dolochow Kostow.

„Ach, hol ihn der Henker! Er ist ein dummer Kerl!“ erwiderte Kostow.

„Gegen die Ehemänner schöner Frauen muß man sehr liebenswürdig sein,“ meinte Denisow.

Pierre hörte nicht, was sie redeten, merkte aber, daß sie von ihm sprachen. Er wandte sich errötend ab.

„Nun, jetzt auf das Wohl der schönen Frauen,“ sagte Dolochow und wandte sich, das Glas in der Hand, mit ernster Miene, aber mit einem Lächeln in den Mundwinkeln an Pierre. „Auf das Wohl der schönen Frauen, mein lieber Pierre, und ihrer Liebhaber.“

Mit niedergeschlagenen Augen trank Pierre aus seinem Glase, ohne Dolochow anzusehen und ohne ihm zu antworten. Ein Lakai, welcher die Kutusowische Kantate verteilte, legte auch Pierre, als einem der vornehmsten Gäste, ein Exemplar hin. Pierre wollte es nehmen; aber Dolochow bog sich herüber, zog ihm das Blatt aus der Hand und machte sich daran, es zu lesen. Pierre blickte ihn an, seine Pupillen schienen in das Innere der Augen hineinzusinken: der entsetzliche, garstige Verdacht, der ihn während des ganzen Diners gepemigt hatte, stieg wieder in ihm auf und gewann über ihn die Herrschaft. Er bog sich mit seinem ganzen dicken Körper über den Tisch hinüber.

„Wie können Sie sich erdreisten, es mir wegzunehmen!“ schrie er.

Als Neswizki und Pierres Nachbar zur Rechten diese herausgeschrienen Worte hörten und sahen, auf wen sie sich bezogen, wandten sie sich eilig mit erschrockenen Gesichtern zu Pierre.

„Stille doch! Stille! Was haben Sie denn?“ flüsterten sie ihm bestürzt zu.

Dolochow betrachtete den ihm gegenüberliegenden Pierre mit seinen hellen, vergnügten, grausamen Augen und lächelte dabei, als ob er sagen wollte: „Ja, so, so habe ich es gern.“

„Ich gebe es nicht zurück,“ erwiderte er klar und deutlich.

Bläß, mit zitternden Lippen, riß ihm Pierre das Blatt weg.

„Sie . . . Sie . . . sind ein Nichtswürdiger! . . . Ich fordere Sie!“ stieß er heraus, schob seinen Stuhl zurück und verließ die Tafel.

In demselben Augenblicke, als Pierre dies tat und diese Worte sagte, fühlte er, daß die Frage, die ihn in diesen letzten vierundzwanzig Stunden gequält hatte, die Frage, ob seine Frau schuldig sei, endgültig und zweifellos im bejahenden Sinne entschieden war. Er haßte seine Frau und war für immer von ihr geschieden.

Trotz Denisows Rat, sich in diese Angelegenheit nicht hineinzu-mischen, erklärte sich Rostow bereit, Dolochows Sekundant zu sein, und besprach nach Tische mit Neswizki, welcher Besuchows Sekundant war, die Bedingungen des Duells. Pierre war so-gleich nach Hause gefahren; Rostow, Dolochow und Denisow da-gegen blieben bis zum späten Abend im Klub sitzen und hörten die Zigeuner und die Sänger mit an.

„Also auf Wiedersehen morgen im Sokolniki-Walde,“ sagte Dolochow, als er von Rostow vor dem Portal des Klubs Abschied nahm.

„Und du bist wirklich ganz ruhig?“ fragte Rostow.

Dolochow blieb stehen.

„Ja, siehst du, ich will dir mit wenigen Worten das ganze Ge-heimnis enthüllen, das es beim Duell gibt. Wenn du ein Duell vorhast, und du machst vorher dein Testament und schreibst zärt-liche Briefe an deine Eltern und denkst daran, daß du möglicher-weise getötet wirst: dann bist du ein Dummkopf und aller Wahr-



scheinlichkeit nach verloren. Wenn du dagegen mit dem festen Vorfaß hingehst, den Gegner möglichst schnell und möglichst sicher zu töten, dann ist alles in guter Ordnung. Es ist gerade wie bei der Bärenjagd; da pflegte mir unser Bärenjäger in Kostroma zu sagen: „Natürlich hat man allen Anlaß, sich vor einem Bären zu fürchten; aber sowie man einen sieht, ist auch die Furcht verschwunden, und die einzige Sorge ist dann, daß er nur nicht auskommt!“ Na, geradeso geht es auch mir. Auf morgen, mein Lieber!“

Am andern Tage um acht Uhr morgens kamen Pierre und Reswizki nach dem Sokolniki-Walde und fanden dort schon Dolochow, Denisow und Kostow vor. Pierres Miene sah so aus, als wäre er mit irgendwelchen Überlegungen beschäftigt, die mit dem bevorstehenden Kampfe gar nichts zu tun hätten. Sein eingefallenes Gesicht hatte eine gelbliche Farbe; er hatte in dieser Nacht offenbar nicht geschlafen. Zerstreut blickte er um sich und runzelte die Stirn, wie man es sonst wohl bei grellem Sonnenlicht tut. Zwei Gedanken beschäftigten ihn ausschließlich: daß seine Frau sich schuldig gemacht habe, woran ihm nach der schlaflosen Nacht nicht der geringste Zweifel mehr geblieben war, und daß Dolochow eigentlich schuldlos sei, da er ja keinerlei Anlaß gehabt habe, die Ehre eines ihm fremden Mannes zu schonen. „Vielleicht hätte ich an seiner Stelle dasselbe getan,“ dachte Pierre. „Es ist sogar höchstwahrscheinlich, daß ich dasselbe getan hätte. Wozu also dieses Duell, dieser Mord? Entweder treffe ich ihn oder er mich in den Kopf, in den Ellenbogen, in das Knie. Ich möchte mich am liebsten davonmachen, weglaufen, mich irgendwo verbergen,“ fuhr es ihm durch den Kopf. Aber gerade in dem Augenblicke, wo ihm diese Gedanken kamen, fragte er mit einer besonders ruhigen, zerstreuten Miene, die den Anwesenden Respekt abnötigte: „Ist's bald so weit? Alles fertig?“

Nun war alles fertig; die Säbel, welche die Barriere bezeichnen, bis zu der die Gegner avancieren sollten, waren in den Schnee gesteckt, die Pistolen geladen. Da trat Neswizki zu Pierre heran.

„Ich würde gegen meine Pflicht verstoßen, Graf,“ sagte er in schüchternem Tone, „und mich des Vertrauens und der Ehre nicht würdig zeigen, die Sie mir durch die Erwählung zu Ihrem Sekundanten erwiesen haben, wenn ich Ihnen in diesem bedeutungsvollen, hochbedeutungsvollen Augenblicke nicht die volle Wahrheit sagte. Ich bin der Ansicht, daß für dieses Duell kein hinreichender Grund vorhanden ist, und daß durch das, was vorgefallen ist, kein Blutvergießen gerechtfertigt wird . . . Sie hatten unrecht, oder doch nicht durchaus recht; Sie sind heftig geworden . . .“

„Ach ja, ich habe mich furchtbar dumm benommen,“ sagte Pierre.

„Nun, dann erlauben Sie mir, unseren Gegnern Ihr Bedauern auszusprechen,“ fuhr Neswizki fort, der, wie die übrigen Teilnehmer an diesem Renkontre (und wie überhaupt alle, die an solchen Affären beteiligt sind), noch nicht glaubte, daß es wirklich zum Zweikampfe kommen werde, „und ich bin überzeugt, daß sie sich werden bereitfinden lassen, Ihre Entschuldigung anzunehmen. Sie wissen, Graf, daß es weit edler ist, einen begangenen Fehler einzugestehen, als die Sache bis zu Folgen zu treiben, die nicht wieder gutzumachen sind. Gestatten Sie mir, mit den Gegnern zu reden . . .“

„Nein, was ist da erst noch zu reden!“ unterbrach ihn Pierre. „Es ist mir auch so ganz recht . . . Ist also alles bereit?“ fuhr er fort. „Sagen Sie mir nur, wohin ich gehen und wie ich schießen soll,“ fügte er mit einem unnatürlich erscheinenden, sanften Lächeln hinzu.

Er nahm die Pistole in die Hand und erkundigte sich, wie er sie

abzudrücken habe, da er bisher noch nie eine Pistole in der Hand gehabt hatte, was er sich schämte einzugestehen.

„Ach ja, ganz richtig, ich weiß schon, ich hatte es nur vergessen,“ sagte er.

„Von Entschuldigung kann nicht die Rede sein, absolut nicht!“ erwiderte Dolochow auf eine Äußerung Denisows, der auch seinerseits einen Versöhnungsversuch unternahm, und bezab sich gleichfalls zu dem für das Duell ausgewählten Platze.

Dieser Platz lag etwa achtzig Schritte seitwärts von dem Wege, auf dem sie die Schlitten hatten stehen lassen. Es war eine kleine Lichtung im Fichtenwalde, mit Schnee bedeckt, der infolge der warmen Temperatur der letzten Tage im Tauen begriffen war. Die Gegner standen ungefähr vierzig Schritte voneinander entfernt an den Rändern der Lichtung. Die Sekundanten zählten die Schritte ab und stellten durch ihre Fußspuren, die sich in dem tiefen, weichen Schnee stark ausprägten, kleine Steige her von den Orten, wo die Gegner standen, bis zu Neswizkis und Denisows in den Schnee gesteckten Säbeln, welche die Barriere darstellten und zehn Schritte voneinander entfernt waren. Das Tauwetter und der Nebel der letzten Tage dauerten auch heute noch fort; auf vierzig Schritte war nichts zu sehen. Seit drei Minuten war schon alles bereit; aber dennoch zögerte man noch anzufangen; alle schwiegen.

## V

„Na, dann wollen wir anfangen,“ sagte Dolochow.

„Gut!“ erwiderte Pierre, auf dessen Gesicht immer noch dasselbe Lächeln lag.

Der furchtbare Ernst kam jetzt allen zum Bewußtsein. Es war offenbar, daß die so leichtthin begonnene Sache jetzt durch nichts mehr aufgehalten werden konnte, sondern bereits, unabhängig

von menschlichem Willen, von selbst ihren Lauf nahm und nun durchgeführt werden mußte. Zunächst trat Denisow bis an die Barriere vor und rief:

„Da die Gegner eine Versöhnung abgelehnt haben, so ist es jetzt wohl gefällig, anzufangen. Wollen Sie die Pistolen nehmen und bei dem Worte ‚Drei‘ zu avancieren beginnen.“

„Eins! Zwei! Drei!“ schrie Denisow grimmig und trat zur Seite.

Die beiden Gegner kamen sich auf den von den Sekundanten getretenen Steigen immer näher und näher und erkannten nun einander in dem Nebel. Sie hatten das Recht, während des Avancierens bis zur Barriere zu schießen, wann ein jeder wollte. Dolochow ging langsam, ohne die Pistole zu erheben, und blickte mit seinen hellen, bligenden, blauen Augen seinem Gegner ins Gesicht. Sein Mund machte, wie immer, den Eindruck, als lächle er.

Bei dem Worte „Drei“ ging Pierre mit schnellen Schritten vorwärts, irrte aber von dem zurechtgetretenen Steige ab und schritt durch den unberührten Schnee. Er hielt die Pistole in der vorgestreckten rechten Hand; es sah aus, als fürchte er, sich mit dieser Pistole selbst zu verletzen. Den linken Arm hielt er geflissentlich nach hinten, weil er sich unwillkürlich versucht fühlte, den rechten Arm mit ihm zu stützen, und wußte, daß das nicht zulässig war. Als er sechs Schritte zurückgelegt und sich von dem Steige in den Schnee verirrt hatte, blickte er zuerst nach seinen Füßen und dann schnell nach Dolochow hin, zog den Finger heran, wie es ihm gezeigt war, und schoß. Da Pierre einen so starken Knall nicht erwartet hatte, fuhr er bei seinem eigenen Schusse zusammen; darauf lächelte er über seine Schreckhaftigkeit und blieb stehen. Der Rauch, der infolge des Nebels besonders dicht war, hinderte ihn im ersten Augenblick, etwas zu sehen; aber

der von ihm erwartete Schuß des Gegners erfolgte nicht. Er hörte nur Dolochows eilige Schritte, und aus dem Rauche wurde dessen Gestalt sichtbar. Die eine Hand hielt er gegen seine linke Seite, die andere ließ er herunterhängen und preßte sie fest um die Pistole. Sein Gesicht war blaß. Rostow lief zu ihm hin und sagte etwas zu ihm.

„Nei-ein!“ stieß Dolochow zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervor. „Nein, es ist nicht zu Ende!“ Er machte schwankend und strauchelnd noch einige Schritte bis dicht an den Säbel und fiel dann neben ihm auf den Schnee. Seine linke Hand war voll Blut; er wischte es an seinem Rocke ab und stützte sich auf sie. Sein Gesicht war blaß und finster und zuckte.

„Kom . . .“ begann Dolochow, war aber nicht imstande, was er sagen wollte, mit einem Male herauszubringen. „Kommen Sie!“ sagte er dann mit Anstrengung.

Pierre, der kaum das Schluchzen zurückhielt, lief auf Dolochow zu und wollte schon den Zwischenraum durchschreiten, der die Barrieren trennte, als Dolochow schrie: „An die Barriere!“ Pierre, der nun verstand, was jener gemeint hatte, blieb an dem Säbel stehen, der seine Barriere bildete. Beide waren nur zehn Schritte voneinander entfernt. Dolochow bückte sich mit dem Kopfe zu dem Schnee hinunter, biß gierig in den Schnee hinein, hob den Kopf wieder in die Höhe, rückte sich zurecht, zog die Beine heran, suchte den Schwerpunkt seines Körpers zu stützen und kam so zum Sitzen. Er nahm von dem kalten Schnee in den Mund und sog daran; seine Lippen zitterten, lächelten aber trotzdem; seine Augen blühten bei der ingrimmigen Anstrengung, mit der er seine letzten Kräfte sammelte. Er hob die Pistole und begann zu zielen.

„Drehen Sie sich seitwärts! Decken Sie sich mit der Pistole!“ sagte Neswizki.

„Decken Sie sich!“ rief sogar Denisow, der sich nicht halten konnte, seinem Gegner zu.

Pierre stand mit einem sanften Lächeln des Mitleides und der Reue da; hilflos die Arme ausbreitend und die Beine auseinanderstreichend, bot er seine breite Brust Dolochow offen dar und sah ihn traurig an. Denisow, Rostow und Neswizki schlossen unwillkürlich die Augen. Sie hörten gleichzeitig den Schuß und einen zornigen Schrei Dolochows.

„Gefehlt!“ schrie Dolochow und sank kraftlos auf den Schnee nieder, mit dem Gesichte nach unten.

Pierre griff sich an den Kopf, wandte sich um und eilte in den Wald; er ging durch den tiefen Schnee und redete unzusammenhängende Worte laut vor sich hin:

„Dumm . . . dumm! Der Tod . . . alles Lüge . . .“ sagte er mit gerunzelter Stirn ein Mal über das andere.

Neswizki hielt ihn an und brachte ihn nach Hause.

Rostow und Denisow transportierten den verwundeten Dolochow im Schlitten zurück.

Dolochow lag schweigend, mit geschlossenen Augen, im Schlitten da und antwortete nicht auf die an ihn gerichteten Fragen. Aber als sie in die Stadt einfuhren, kam er plötzlich zu sich, hob mit Mühe den Kopf in die Höhe und ergriff den neben ihm sitzenden Rostow bei der Hand. Rostow war überrascht durch Dolochows vollständig veränderten, jetzt zärtlichen, schwärmerischen Gesichtsausdruck.

„Nun, wie ist's? Wie fühlst du dich?“ fragte Rostow.

„Schlecht! Aber das ist Nebensache, mein Freund,“ antwortete Dolochow mit stoßender Stimme. „Wo sind wir? Ich weiß schon, in Moskau. An mir ist nichts gelegen; aber ihr wird das den Tod geben; ich habe sie gemordet . . . Sie wird das nicht überstehen. Nein, das übersteht sie nicht.“

„Wer denn?“ fragte Rostow.

„Meine Mutter. Meine Mutter, mein guter Engel, meine angebetete Mutter!“ Dolochow brach in Tränen aus und drückte Rostow die Hand.

Als er sich einigermaßen beruhigt hatte, teilte er seinen Begleitern mit, daß er bei seiner Mutter wohne, und daß, wenn seine Mutter ihn jetzt in diesem Zustande erblicke, das ihr Tod sein werde. Er bat Rostow flehentlich, zu ihr zu fahren und sie vorzubereiten.

Rostow fuhr voraus, führte den Auftrag aus und ersah zu seiner größten Verwunderung, daß Dolochow, dieser Frechling und Raufbold Dolochow, in Moskau mit seiner alten Mutter und einer verwachsenen Schwester zusammenlebte und der zärtlichste Sohn und Bruder war.

## VI

**P**ierre war in der letzten Zeit nur selten mit seiner Frau unter vier Augen zusammengewesen. Sowohl in Petersburg als auch in Moskau hatten sie ihr Haus beständig voller Gäste gehabt. In der Nacht nach dem Tage des Duells ging er, wie er das häufig tat, nicht in das Schlafzimmer, sondern blieb in seinem, einst von seinem Vater benutzten, gewaltig großen Arbeitszimmer, demselben Zimmer, in welchem Graf Besuchow gestorben war.

Er legte sich auf das Sofa und wollte einschlafen, um alles Erlebte zu vergessen; aber er konnte keinen Schlaf finden. Es erhob sich auf einmal ein solcher Sturm von Gefühlen, Gedanken und Erinnerungen in seiner Seele, daß er nicht einschlafen, ja nicht einmal stillliegen konnte und vom Sofa aufspringen und mit schnellen Schritten im Zimmer hin und her gehen mußte. Da glaubte er sie vor sich zu sehen, wie er sie in der ersten Zeit nach

der Hochzeit gekannt hatte, mit nackten Schultern und müdem, sinnlichem Blicke, und sofort trat neben ihr vor sein geistiges Auge das schöne, freche, energische, spöttische Gesicht Dolochow, wie es bei dem Diner gewesen war, und dann das Gesicht desselben Dolochow, blaß, zitternd und schmerzverzerrt, so wie es ausgesehen hatte, als er sich umdrehte und auf den Schnee nieder sank.

„Was ist denn eigentlich geschehen?“ fragte er sich selbst. „Ich habe den Geliebten, ja, den Geliebten meiner Frau niedergeschossen. Ja, das ist geschehen. Aber wie ist das zugegangen? Wie bin ich so weit gekommen?“ — „Das kommt daher, daß du sie geheiratet hast,“ antwortete eine Stimme in seinem Innern.

„Aber inwiefern trifft mich dabei eine Schuld?“ fragte er. — „Weil du sie geheiratet hast, ohne sie zu lieben, und weil du dich und sie betrogen hast.“ Und nun vergegenwärtigte er sich lebhaft jenen Augenblick nach dem Souper beim Fürsten Basili, als er die Worte gesprochen hatte, die zuerst gar nicht aus seinem Munde hatten herauskommen wollen: „Ich liebe Sie.“ Davon war alles hergekommen. „Ich fühlte schon damals,“ dachte er, „ich fühlte schon damals, daß das falsch war, und daß ich kein Recht hatte, so zu sprechen. Und das hat der Ausgang bestätigt.“

Er erinnerte sich an seine Flitterwochen und errötete bei dieser Erinnerung. Besonders lebendig und für ihn schmerzlich und beschämend war die Erinnerung daran, wie er einmal bald nach seiner Hochzeit gegen elf Uhr vormittags im seidenen Schlafrock aus dem Schlafzimmer in sein Arbeitszimmer gekommen war und dort den Oberadministrator vorgefunden hatte, der sich ehrerbietig verbeugt und nach einem Blicke auf Pierres Gesicht und auf seinen Schlafrock leise gelächelt hatte, als ob er durch dieses Lächeln seine respektvolle Teilnahme für das Glück seines Chefs zum Ausdruck bringen wollte.



„Und wie oft bin ich auf sie stolz gewesen, bin stolz gewesen auf ihre majestätische Schönheit und auf ihr gesellschaftliches Taktgefühl,“ dachte er. „Ich bin stolz darauf gewesen, daß sie ganz Petersburg in meinem Hause empfing, bin stolz gewesen auf ihre Unnahbarkeit und auf ihre Schönheit. Und nun, da sehe ich nun, worauf ich stolz gewesen bin! Ich dachte damals, ich verstehe sie nicht. Wie oft, wenn ich mich in ihr Wesen hineinzuversetzen suchte, sagte ich mir, es liege an mir, wenn ich sie und diese stete Ruhe, dieses Befriedigtsein, dieses Fehlen aller besonderen Reigungen und Wünsche nicht verstehe; und nun findet das ganze Rätsel seine Lösung durch das furchtbare Wort, daß sie ein sittenloses Weib ist. Jetzt, nachdem ich mir dieses furchtbare Wort gesagt habe, ist alles klar geworden.“

„Ich besinne mich, wie Anatol einmal zu ihr kam, um Geld von ihr zu borgen, und sie auf die nackten Schultern küßte. Sie gab ihm kein Geld; aber küssen ließ sie sich. Ein andermal versuchte ihr Vater im Scherz, sie eifersüchtig zu machen; aber sie antwortete mit ruhigem Lächeln, sie sei nicht so dumm, eifersüchtig zu sein; ‚mag er tun, was er will,‘ sagte sie in bezug auf mich. Eines Tages fragte ich sie, ob sie keine Anzeichen von Schwangerschaft fühlte. Sie lachte geringschätzig und erwiderte, sie sei nicht so töricht, sich Kinder zu wünschen, und von mir würde sie nie welche haben.“

Dann erinnerte er sich an die unverhüllte Roheit ihrer Denkungsart und an die Gemeinheit der Ausdrucksweise, die ihr trotz ihrer Erziehung in einer hocharistokratischen Umgebung eigen war. „So ein Schaf bin ich nicht“, „kannst dir ja selbst das Maul dran verbrennen“, „mach, daß du raus kommst!“ Das waren ihr geläufige Wendungen. Oft, wenn er sah, welches Wohlgefallen sie bei alten und jungen Männern und Frauen erregte, hatte Pierre gar nicht begreifen können, warum er sie denn

nicht liebte. „Ich habe sie nie geliebt,“ sagte er sich jetzt. „Ich habe es gewußt, daß sie ein sittenloses Weib ist,“ wiederholte er mehrmals im tiefsten Innern, „aber ich wagte nicht, es mir wirklich einzugestehen.“

„Und jetzt dieser Dolochow! Da sitzt er nun auf dem Schnee und zwingt sich zu lächeln und wird vielleicht sterben, indem er meiner Neue gegenüber eine Art von Mannhaftigkeit erheuchelt!“

Pierre war einer von den Menschen, die, trotz ihrer Charakterchwäche in vielem Außerlichen, sich keinen Vertrauten für ihren Gram suchen. Er verarbeitete das, was ihn bedrückte, allein für sich.

„Sie ist schuldig, ja, sie ist schuldig,“ sagte er zu sich. „Aber was hat diese Feststellung für einen Wert? Bin ich frei von Schuld? Warum habe ich mich mit ihr verbunden? Warum habe ich dieses ‚Ich liebe Sie‘ zu ihr gesagt, das eine Lüge war, ja, noch etwas Schlimmeres als eine Lüge? Ich bin schuldig und muß die Folgen tragen. . . Was muß ich denn tragen? Die Schande meines Namens, das Unglück meines Lebens? Ach, das ist alles nur dummes Zeug,“ dachte er. „Schande des Namens und Ehre, das sind nur bedingte Begriffe; das hat mit meinem wahren Sein nichts zu tun.“

„Ludwig der Sechzehnte“, fiel ihm ein, „ist hingerichtet worden, weil seine Richter sagten, er sei ein Ehrloser und Verbrecher, und von ihrem Gesichtspunkte aus hatten sie recht, ebenso wie diejenigen recht hatten, die für ihn den Märtyrertod starben und ihn zu den Heiligen zählten. Nachher hat man Robespierre hingerichtet, weil er angeblich ein Despot war. Wer hatte recht? Wer war schuldig? Niemand. Aber solange man am Leben ist, soll man leben; denn morgen ist man vielleicht schon tot, wie ja auch ich vor wenigen Stunden leicht hätte getötet werden

können. Und ist es der Mühe wert, sich über ein unglückliches Leben zu grämen, wenn die Lebenszeit, die einem noch übrig ist, im Vergleich mit der Ewigkeit nicht mehr als eine Sekunde beträgt?"

Aber gerade als er meinte, sich durch Erwägungen dieser Art beruhigt zu haben, trat ihm auf einmal wieder ihr Bild vor die Seele, und zwar wie sie in den Augenblicken gewesen war, als er ihr in der allerstärksten Weise seine (unwahre!) Liebe zum Ausdruck gebracht hatte, und er fühlte, wie ihm das Blut zum Herzen stürzte, und mußte wieder aufstehen und sich Bewegung machen und alle Gegenstände, die ihm in die Hände kamen, zerbrechen und zerreißen. „Warum habe ich zu ihr gesagt: ‚Ich liebe Sie?‘“ wiederholte er immer wieder in seinem Selbstgespräche. Und nachdem er diese Frage wohl zehnmal wiederholt hatte, fiel ihm eine Stelle aus Molière ein: *mais que diable allait-il faire dans cette galère?* und er mußte über sich selbst lachen.

Noch in der Nacht rief er seinen Kammerdiener und befahl ihm, zu packen, da er nach Petersburg fahren wolle. Er konnte sich nicht vorstellen, wie er in Zukunft mit ihr reden sollte. Er beschloß, morgen wegzureisen und ihr einen Brief zu hinterlassen, in dem er ihr seine Absicht, sich für immer von ihr zu trennen, mitteilen wollte.

Als am Morgen der Kammerdiener ins Zimmer trat, um den Kaffee zu bringen, lag Pierre, ein aufgeschlagenes Buch in der Hand, auf dem Sofa und schlief.

Er schrak auf und blickte lange verstört um sich, da er sich nicht darüber klar werden konnte, wo er sich befinde.

„Die Frau Gräfin hat fragen lassen, ob Euer Erlaucht zu Hause sind,“ berichtete der Kammerdiener.

Aber noch ehe sich Pierre über die zu erteilende Antwort schlüssig geworden war, trat die Gräfin selbst in einem weißen,

silbergestickten Atlas-Morgenrock, das Haar noch unfrisiert (zwei starke Flechten waren diademartig zweimal um ihren reizenden Kopf geschlungen), ruhig und majestätisch ins Zimmer; nur über ihre marmorartige, etwas gewölbte Stirn zog sich eine zornige Falte. Mit ihrer durch nichts zu erschütternden Ruhe unterließ sie es, zu reden, solange der Kammerdiener im Zimmer war. Sie mußte von dem Duell und war gekommen, um mit Pierre darüber zu sprechen. Sie wartete, bis der Kammerdiener den Kaffee hingestellt haben und hinausgegangen sein würde. Pierre blickte schüchtern durch seine Brille nach ihr hin, und wie ein von den Hunden umringter Hase mit angedrückten Ohren angesichts seiner Feinde in seinem Lager liegen bleibt, so versuchte auch er, seine Lektüre fortzusetzen; aber er merkte sofort, daß dies sinnlos und unmöglich sei, und sah sie wieder schüchtern an. Sie setzte sich nicht hin, betrachtete ihn mit geringschätzigem Lächeln und wartete, bis der Kammerdiener hinausgegangen war.

„Was ist nun das wieder? Was haben Sie da getan, frage ich Sie?“ begann sie dann in scharfem Tone.

„Ich? Was soll ich getan haben?“ erwiderte Pierre.

„Sie sind ja auf einmal ein Held geworden! Nun, antworten Sie, was hatte es mit dem Duell für eine Bewandnis? Was sollte das heißen? Nun? Ich möchte eine Antwort haben.“

Pierre drehte sich schwerfällig auf dem Sofa herum; er öffnete den Mund, war aber nicht imstande zu antworten.

„Wenn Sie nicht antworten, so will ich es Ihnen sagen,“ fuhr Helene fort. „Sie glauben alles, was Ihnen gesagt wird; und da ist Ihnen nun gesagt worden“ (Helene lachte), „Dolochow wäre mein Geliebter.“ Mit der ihr eigenen abstoßenden Ungenierrtheit sprach sie das Wort „Geliebter“ gerade so deutlich und selbstverständlich aus wie jedes andere Wort. „Und Sie haben es geglaubt! Nun, was haben Sie jetzt damit bewiesen? Was haben

Sie mit diesem Duell bewiesen? Daß Sie ein Narr sind; aber das wußten alle schon sowieso. Und was wird nun die Folge davon sein? Die Folge wird sein, daß ich für ganz Moskau zum Gegenstande des Gespöttes werde; und jeder wird sagen, daß Sie in trunkenem Zustande, wo Sie von sich selbst nichts wußten, einen Mann zum Duell gefordert haben, auf den Sie ohne Grund eifersüchtig sind" (Helene begann immer lauter zu sprechen und wurde immer lebhafter), „und der in jeder Beziehung weit über Ihnen steht . . .“

„Hm . . . hm . . .“ brummte Pierre mit finsternem Gesichte; aber er sah sie nicht an und rührte kein Glied.

„Und welchen Anlaß hatten Sie, zu glauben, daß er mein Geliebter sei? Nun? Weil ich gern mit ihm zusammen bin? Wenn Sie klüger und liebenswürdiger wären, würde ich Ihre Gesellschaft vorziehen.“

„Reden Sie nicht weiter zu mir . . . Ich bitte Sie darum . . .“ flüßerte Pierre mit heiserer Stimme.

„Warum sollte ich nicht reden? Ich habe ein Recht zu reden und sage dreist: es wird selten eine Frau zu finden sein, die bei einem solchen Manne, wie Sie, sich keine Liebhaber anschafft; und ich habe es nicht getan,“ sagte sie.

Pierre wollte etwas erwidern, sah sie mit einem seltsamen Blicke an, dessen Bedeutung sie nicht verstand, und legte sich wieder hin. Er litt in diesem Augenblicke körperlich: er fühlte eine Beklemmung in der Brust und konnte nicht Atem holen. Er wußte, daß er irgend etwas tun mußte, um diese Schmerzempfindung abzukürzen; aber das, was zu tun ihn die Lust ankam, war gar zu furchtbar.

„Das beste wäre, wenn wir uns voneinander trennten,“ stieß er in einzelnen Absätzen heraus.

„Meinetwegen; nur müssen Sie mir dann die nötigen Existenz-

mittel geben," erwiderte Helene. „Eine Trennung! Bilden Sie sich nicht ein, daß mich das schreckt!"

Pierre sprang vom Sofa auf und stürzte taumelnd auf sie los.

„Ich schlage dich tot!" schrie er, packte mit einer Kraft, die er selbst noch nicht an sich kannte, die marmorne Tischplatte, tat einen Schritt in der Richtung auf seine Frau zu und holte gegen sie aus.

Helenes Gesicht verzerrte sich in furchtbarer Weise: sie kreischte auf und sprang von ihm zurück. Die Natur seines Vaters kam bei ihm zum Durchbruch. Pierre fühlte, wie ihn die Raserei packte, und fühlte den Reiz und die Lust dieser Raserei. Er schleuderte die Tischplatte auf den Boden, so daß sie zerbrach, trat mit auseinander gehaltenen Armen auf seine Frau zu und schrie: „Hinaus!" mit so furchtbarer Stimme, daß alle im Hause diesen Schrei hörten und darüber erschrafen. Gott weiß, was Pierre in diesem Augenblicke noch weiter getan hätte, wenn Helene nicht aus dem Zimmer gelaufen wäre.

★

Eine Woche darauf stellte Pierre seiner Frau eine Vollmacht auf den Nießbrauch seiner sämtlichen in Großrußland gelegenen Güter aus, die die größere Hälfte seines Vermögens bildeten, und reiste allein nach Petersburg.

## VII

**Z**wei Monate waren vergangen, seit die Nachricht von der Schlacht bei Austerlitz und dem Verschwinden des Fürsten Andrei nach Lysyja-Gory gelangt war, und trotz aller durch Vermittlung der Gesandtschaft beförderten Briefe und aller Nachforschungen war sein Leichnam nicht gefunden worden, und auch

unter den Gefangenen befand sich Fürst Andrei nicht. Das schlimmste für seine Angehörigen war gerade, daß doch noch eine leise Hoffnung geblieben war: er sei vielleicht von Einwohnern auf dem Schlachtfelde aufgelesen und liege nun möglicherweise genesend oder sterbend irgendwo allein, unter fremden Menschen, nicht imstande, Nachricht von sich zu geben.

In den Zeitungen, aus denen der alte Fürst zuerst von der Niederlage bei Austerlitz erfahren hatte, war, wie immer, nur sehr kurz und unbestimmt gesagt gewesen, die Russen hätten sich nach glänzendem Kampfe zurückziehen müssen, und der Rückzug hätte sich in vollständiger Ordnung vollzogen. Der alte Fürst hatte aus dieser offiziellen Nachricht entnommen, daß die Unsrigen geschlagen waren. Eine Woche nach der Zeitung, die die Nachricht von der Schlacht bei Austerlitz gebracht hatte, war ein Brief von Kutusow eingelaufen, der den Fürsten von dem Schicksale benachrichtigte, das seinen Sohn betroffen hatte.

„Ihr Sohn“, schrieb Kutusow, „ist vor meinen Augen mit einer Fahne in der Hand an der Spitze eines Regimentes als Held niedergesunken, würdig seines Vaters und seines Vaterlandes. Zu meinem und der ganzen Armee allgemeinem Bedauern ist bis jetzt nicht bekannt geworden, ob er noch am Leben ist oder nicht. Aber lassen Sie uns an der Hoffnung festhalten, daß Ihr Sohn noch lebt; denn andernfalls würde unter den auf dem Schlachtfelde gefundenen Offizieren, deren Liste mir durch Parlamente zugestellt ist, auch er genannt sein.“

Der alte Fürst erhielt diesen Brief spät abends, als er schon allein in seinem Zimmer war; am andern Tage unternahm er, wie gewöhnlich, seinen Morgenspaziergang; aber er war dem Verwalter, dem Gärtner und dem Baumeister gegenüber schweigsam und redete, obgleich er zornig aussah, mit niemand.

Als Prinzessin Marja zur üblichen Zeit zu ihm in sein Zimmer

kam, stand er an der Drehbank und drechselte, sah sich aber, wie gewöhnlich, nicht nach ihr um.

„Ah, Prinzessin Marja!“ sagte er auf einmal in unnatürlich klingendem Tone und warf den Drehstahl hin. Das Rad drehte sich infolge der Schwungkraft noch eine Weile weiter. Lange haftete der Prinzessin Marja dieses ersterbende Kreischen des Rades im Gedächtnisse, da dieser Ton in ihrer Seele mit dem, was nun folgte, zu einem Eindrucke verschmolz.

Prinzessin Marja näherte sich ihrem Vater, blickte ihm ins Gesicht und hatte plötzlich die Empfindung, als ob in ihrem Innern etwas zusammenstürzte. Ihre Augen hörten auf, deutlich zu sehen. Aus dem Gesichte des Vaters, das nicht traurig und niedergeschlagen, sondern grimmig ausah und sich mit Gewalt zwingen wollte, ruhig zu erscheinen, erkannte sie, daß in diesem Augenblicke ein furchtbares Unglück über ihrem Haupte hing und auf sie herabzustürzen drohte, das schlimmste Unglück, das es im Leben gibt, ein Unglück, das ihr bisher noch unbekannt geblieben war, ein unfaßbares, nie wieder gutzumachendes Unglück, der Tod eines geliebten Menschen.

„Lieber Vater! Andrei?“ fragte sie, und die anmutlose, unbeholfene Prinzessin sah in ihrem Kummer und in ihrer Selbstvergeffenheit so unsagbar rührend und lieblich aus, daß der Vater ihren Blick nicht ertragen konnte und sich schluchzend abwandte.

„Ich habe Nachricht erhalten. Unter den Gefangenen ist er nicht; unter den Toten hat man ihn auch nicht gefunden. Kutusow hat geschrieben,“ schrie er so laut und scharf, als ob er mit diesem Schreien die Prinzessin hinaustreiben wollte. „Er muß tot sein!“

Die Prinzessin sank nicht zu Boden und bekam keinen Schwindelanfall; blaß war sie schon vorher gewesen. Aber als sie diese Worte hörte, ging in ihrem Gesichte eine Veränderung vor, und



in ihren hellen, schönen Augen leuchtete ein besonderer Glanz auf. Es war, als ob eine Freudigkeit, eine Freudigkeit von höherer Art, die mit den Leiden und Freuden dieser Welt nichts gemein habe, den starken Kummer überflutete, von dem ihr Herz erfüllt war. Sie vergaß alle Furcht vor dem Vater, trat zu ihm heran, faßte ihn bei der Hand, zog ihn an sich und legte ihre Arme um seinen hageren, sehnigen Hals.

„Lieber Vater,“ sagte sie, „wenden Sie sich nicht von mir weg. Lassen Sie uns zusammen weinen.“

„Diese Schurken, diese Halunken!“ schrie der Alte und drehte sein Gesicht von ihr fort. „Vernichten die Armee! Vernichten so viele Menschenleben! Warum und wozu? Geh, geh, und sage es Lisa.“

Die Prinzessin ließ sich kraftlos in einen Lehnstuhl neben ihrem Vater sinken und brach in Tränen aus. Sie glaubte ihren Bruder vor sich zu sehen, wie er mit seiner zugleich zärtlichen und hochmütigen Miene von ihr und von Lisa Abschied nahm; sie glaubte ihn vor sich zu sehen, wie er freundlich und spöttisch sich das Heiligenbild um den Hals hängte. „Ob er wohl zum Glauben gelangt ist? Ob er wohl seinen Unglauben bereut hat? Ist er jetzt dort, dort in der Stätte der ewigen Ruhe und Seligkeit?“ dachte sie.

„Lieber Vater, sagen Sie mir, wie es geschehen ist,“ bat sie weinend.

„Geh nur, geh. Er ist in der Schlacht gefallen, bei der man die besten Männer Rußlands auf die Schlachtbank geführt und Rußlands Ruhm geopfert hat. Gehen Sie, Prinzessin Marja. Geh hin, und sage es Lisa. Ich werde auch kommen.“

Als Prinzessin Marja von ihrem Vater zurückkehrte, saß die kleine Fürstin bei ihrer Handarbeit und schaute ihr mit dem besonderen, nach innen gekehrten, ruhigen, glücklichen Blicke ent-

gegen, wie er nur schwangeren Frauen eigen ist. Es war offenbar, daß ihre Augen die Prinzessin Marja gar nicht sahen, sondern in die Tiefe, in ihr eigenes Innere blickten, in ein glückverheißendes Geheimnis, das sich da in ihr vollzog.

„Marja,“ sagte sie, indem sie von dem Stuhlrahmen abrückte und sich zurücklehnte, „gib einmal deine Hand her.“

Sie nahm die Hand der Prinzessin und legte sie sich auf den Leib. Ihre Augen lächelten; sie wartete auf etwas. Die Oberlippe mit dem Schnurrbärtchen zog sich in die Höhe und verharrete mit einem Ausdruck kindlicher Glückseligkeit in dieser Haltung.

Prinzessin Marja kniete vor ihr nieder und verbarg ihr Gesicht in den Kleiderfalten ihrer Schwägerin.

„Da, da! Fühlst du es? Mir ist so sonderbar zumute. Weißt du, Marja, ich werde es sehr lieb haben,“ sagte Lisa und blickte sie mit glückstrahlenden Augen an.

Prinzessin Marja konnte den Kopf nicht in die Höhe heben; sie weinte.

„Was ist dir, Marja?“

„Nichts . . . Es ist mir nur so bange . . . so bange um Andrei,“ antwortete sie und trocknete ihre Tränen an dem Knie ihrer Schwägerin ab.

Noch mehrere Male im Laufe dieses Vormittags setzte Prinzessin Marja dazu an, ihre Schwägerin vorzubereiten, und begann dabei jedesmal zu weinen. Die kleine Fürstin, so wenig Scharfblick sie auch besaß, geriet doch in Unruhe über diese Tränen, deren Ursache sie nicht begriff. Sie sagte nichts; aber sie blickte aufgeregt um sich, als ob sie etwas suchte. Vor dem Mittagessen kam in ihr Zimmer der alte Fürst, vor dem sie stets Furcht hatte; sein Gesicht zeigte jetzt eine besondere Unruhe und zornige Erregung, und ohne ein Wort zu sagen, ging er wieder hinaus. Sie blickte die Prinzessin Marja an und versank dann in Gedanken,

wobei ihre Augen jenen Ausdruck einer nach innen gerichteten Aufmerksamkeit annahmen, wie er bei schwangeren Frauen häufig ist. Plötzlich brach sie in Tränen aus.

„Habt ihr Nachricht von Andrei?“

„Nein; du weißt, daß noch keine Nachricht da sein kann; aber der Vater beunruhigt sich, und auch mir ist bange.“

„Also es ist nichts gekommen?“

„Nein, nichts,“ antwortete Prinzessin Marja und blickte mit ihren leuchtenden Augen ihre Schwägerin fest an.

Sie hatte sich dafür entschieden, ihr nichts zu sagen, und auch ihren Vater überredet, der kleinen Fürstin den Empfang der schrecklichen Nachricht bis zu ihrer bevorstehenden Entbindung zu verheimlichen. Prinzessin Marja und der alte Fürst trugen und verbargen ihren Kummer, ein jeder auf seine Weise. Der alte Fürst wollte nicht mehr hoffen: er sagte sich, Fürst Andrei sei tot, und obgleich er einen seiner Angestellten nach Oesterreich schickte, um nach Spuren von seinem Sohne zu suchen, bestellte er doch bereits in Moskau ein Denkmal für ihn, das er in seinem Garten aufstellen wollte, und sagte zu allen, sein Sohn sei im Kampfe gefallen. Er bemühte sich, seine frühere Lebensweise unverändert fortzuführen; aber die Kraft versagte ihm: er ging weniger, aß weniger, schlief weniger und wurde mit jedem Tage schwächer. Prinzessin Marja dagegen hoffte noch. Sie betete für ihren Bruder wie für einen Lebenden und erwartete jeden Augenblick Nachrichten über seine Heimkehr.

### VIII

„Liebe Marja,“ sagte die kleine Fürstin am Vormittage des 19. März nach dem Frühstück, und die Oberlippe mit dem Schnurrbärtchen zog sich nach alter Gewohnheit in die Höhe;

aber wie bei allen Bewohnern dieses Hauses seit dem Tage, wo die schreckliche Nachricht eingetroffen war, in der Art zu lächeln, im Ton der Stimmen, ja selbst in der Besonderheit des Gehens sich das Gefühl des Schmerzes und der Trauer kundgab, so ähnlchte sich jetzt auch das Lächeln der kleinen Fürstin der allgemeinen Stimmung an, obgleich sie deren Ursache nicht kannte, und erinnerte dadurch noch um so mehr an die allgemeine Traurigkeit.

„Liebe Marja,“ sagte sie, „ich fürchte, daß das heutige ‚Breakfast‘, wie euer Koch Foka es nennt, mir nicht gut bekommen ist.“

„Was ist dir denn, mein Herzchen? Du siehst so blaß aus! Ach ja, du bist sehr blaß,“ sagte Prinzessin Marja erschrocken, die sofort mit ihren schweren, weichen Schritten zu ihrer Schwägerin hingeeilt war.

„Euer Durchlaucht, soll ich nicht Marja Bogdanowna holen lassen?“ fragte ein gerade anwesendes Stubenmädchen. Marja Bogdanowna war die Hebamme aus der Kreisstadt; sie wohnte schon seit mehr als einer Woche in Lysnja-Gory.

„Das ist vielleicht wirklich das Richtige,“ stimmte ihr Prinzessin Marja bei. „Ich will hingehen. Nur Mut, mein Engel!“ Sie küßte Liza und wollte das Zimmer verlassen.

„Ach nein, nein!“ Und außer der durch ihren Körperzustand herbeigeführten Blässe malte sich auf dem Gesichte der kleinen Fürstin eine kindische Furcht vor dem unabwendbaren Leiden. „Nein, es ist der Magen . . . Du kannst glauben, daß es der Magen ist, Marja; sag doch auch, daß es der Magen ist . . .“ Und die Fürstin weinte, maßlos und eigensinnig wie ein kleines Kind, sogar etwas gekünstelt, und rang die kleinen Hände.

Die Prinzessin lief aus dem Zimmer, um Marja Bogdanowna zu holen.

„Mein Gott, o mein Gott!“ hörte sie hinter sich stöhnen.

Sich die kleinen, fleischigen, weißen Hände reibend, kam ihr die Hebamme schon mit ruhiger, selbstbewußter Miene entgegen.

„Marja Bogdanowna, ich glaube, es hat angefangen,“ sagte Prinzessin Marja und blickte diese wichtige Person mit weitgeöffneten, erschrockenen Augen an.

„Nun, Gott sei Dank, Prinzessin, erwiderte Marja Bogdanowna, ohne ihre Schritte zu beschleunigen. „Aber Sie als junges Mädchen dürfen davon nichts wissen.“

„Aber wie geht es denn zu, daß der Arzt aus Moskau noch nicht angekommen ist?“ sagte die Prinzessin. Auf Lisas und des Fürsten Andrei Wunsch war für den vermutlichen Termin ein Moskauer Geburtshelfer zu kommen ersucht worden, und er wurde nun jeden Augenblick erwartet.

„Nun, das macht nichts, Prinzessin; seien Sie ohne Sorge!“ antwortete Marja Bogdanowna. „Es wird auch ohne Arzt alles gut gehen.“

Fünf Minuten darauf hörte die Prinzessin von ihrem Zimmer aus, daß auf dem Korridor etwas Schweres getragen wurde. Sie sah aus der Thür: mehrere Diener trugen das Ledersofa, das sonst im Zimmer des Fürsten Andrei stand, aus irgendwelchem Grunde nach dem Schlafzimmer. Auf den Gesichtern der Träger lag eine Art von feierlichem Ernst.

Prinzessin Marja saß allein in ihrem Zimmer und horchte auf die Geräusche im Hause; ab und zu öffnete sie die Thür, wenn jemand vorbeiging, und sah zu, was sich auf dem Korridor zutrug. Einige Frauen gingen mit leisen Schritten nach der einen und nach der andern Seite hin vorüber, blickten sich nach der Prinzessin um und wandten sich von ihr ab. Sie wagte nicht zu fragen, machte die Thür wieder zu, kehrte in ihr Zimmer zurück und setzte sich bald in ihren Lehnstuhl, bald griff sie nach dem Gebetbuche, bald fiel sie vor dem Heiligenschrine auf die Knie.

Aber leider mußte sie zu ihrem Erstaunen bemerken, daß das Gebet ihre Aufregung nicht beruhigte. Plötzlich öffnete sich leise die Thür ihres Zimmers, und auf der Schwelle erschien, ein Tuch um den Kopf gebunden, ihre alte Kinderfrau Praskowja Sawischna, die sonst fast nie zu ihr ins Zimmer kam, da der Fürst es verboten hatte.

„Ich bin hergekommen, um ein Weilchen bei dir zu sitzen, liebe Marja,“ sagte die Kinderfrau. „Und dann habe ich auch die Trauungskerzen des Fürsten Andrei mitgebracht; die wollte ich vor seinem Schutzheiligen anzünden, liebes Kind,“ fügte sie mit einem Seufzer hinzu.

„Ach, wie freue ich mich, daß du gekommen bist, liebe Alte!“

„Gott ist gnädig, mein Herzchen.“

Die Kinderfrau zündete vor dem Heiligenschein die ringsum mit Gold verzierten Kerzen an und setzte sich mit ihrem Strickstrumpf an die Thür. Prinzessin Marja nahm ein Buch und begann zu lesen. Nur wenn sich Schritte oder Stimmen vernehmen ließen, blickten beide einander an, die Prinzessin erschrocken und fragend, die Kinderfrau beruhigend. Dasselbe Gefühl, welches Prinzessin Marja, in ihrem Zimmer sitzend, empfand, war in allen Theilen des Hauses verbreitet und erfüllte die Herzen aller Hausgenossen. Auf Grund eines Volksglaubens, daß die Gebärerin um so weniger leidet, je weniger Leute von ihren Leiden wissen, waren alle bemüht, sich unwissend zu stellen. Niemand sprach davon, und das Dienstpersonal zeigte auch heute das gewöhnliche gemessene, respektvolle Benehmen und die guten Manieren, die im Hause des Fürsten stets herrschten; aber allen sah man eine bestimmte, gemeinsame Sorge an und eine weiche Stimmung des Herzens und das Bewußtsein, daß sich da jetzt in diesem Augenblicke etwas Großes, Unbegreifliches vollzog.

In dem großen Mädchenzimmer war kein Lachen zu hören. Im

Dienerzimmer saßen alle schweigend da und hielten sich für irgendwelchen Bedarfsfall in Bereitschaft. Die Leute im Gesindehause hatten Rienspäne und Kerzen angezündet und schliefen nicht. Der alte Fürst ging, mit den Hacken auftretend, in seinem Zimmer auf und ab und schickte Tichon zu Marja Bogdanowna, um sich zu erkundigen, wie es gehe. „Sage nur: ‚Der Fürst läßt fragen, wie es geht,‘ und dann komm wieder und melde mir, was sie gesagt hat.“

„Melde dem Fürsten, daß die Geburt begonnen hat,“ sagte Marja Bogdanowna, indem sie den Abgesandten ernst und bedeutsam anblickte.

Tichon ging zurück und meldete es dem Fürsten.

„Gut,“ sagte der Fürst und machte die Tür hinter sich zu; Tichon hörte aus dem Zimmer des Fürsten nicht das geringste Geräusch mehr.

Tichon wartete eine Weile und ging dann hinein, wie wenn er die Kerzen in Ordnung bringen wollte. Als er sah, daß der Fürst auf dem Sofa lag, betrachtete Tichon ihn und sein verstörtes Gesicht, schüttelte den Kopf, trat schweigend zu ihm heran und küßte ihn auf die Schulter; dann ging er wieder hinaus, ohne die Kerzen in Ordnung gebracht und ohne gesagt zu haben, warum er gekommen sei. Der feierlichste, geheimnisvollste Vorgang der Welt fuhr fort sich zu vollziehen. Der Abend verging, die Nacht kam heran. Das Gefühl der Erwartung und die weiche Seelenstimmung gegenüber dem Unbegreiflichen wurde nicht schwächer, sondern steigerte sich noch immer mehr. Niemand schlief.

★

Es war eine von jenen Märznächten, wo der Winter es sich in den Kopf gesetzt zu haben scheint, das Feld zu behaupten, und nun mit verzweifelttem Ingrimme unter heftigem Sturm seinen

letzten Schneevorrat herabschüttet. Dem deutschen Arzte aus Moskau, der jeden Augenblick erwartet wurde, waren frische Pferde auf die große Landstraße entgegengeschickt worden, und Reiter mit Laternen waren an der Stelle postiert, wo der Landweg abzweigte, um den Arzt über die holperigen Stellen und Wasserlöcher zu geleiten.

Prinzessin Marja hatte schon längst aufgehört, in dem Buche zu lesen; sie saß schweigend da und richtete ihre glänzenden Augen auf das runzelige, ihr bis in die kleinsten Einzelheiten bekannte Gesicht der Kinderfrau: auf eine graue Haarsträhne, die sich unter dem Tuche hervorgestohlen hatte, und auf das herunterhängende Hautfädchen unter dem Kinne.

Die Kinderfrau Sawischyna erzählte, den Strickstrumpf in den Händen haltend, mit leiser Stimme, ohne ihre eigenen Worte selbst zu hören und zu verstehen, eine Geschichte, die sie schon hundertmal erzählt hatte: wie die selige Fürstin in Rischinew die Prinzessin Marja zur Welt gebracht habe, unter Beihilfe nur einer moldauischen Bäuerin statt einer Hebamme.

„Gott ist gnädig; die Arzte sind ganz überflüssig,“ sagte sie.

Plötzlich drückte ein Windstoß heftig gegen ein Fenster der Stube, aus welchem der Vorsehrahmen herausgenommen war (auf Anordnung des Fürsten wurde alljährlich, sobald die Lerchen erschienen, in jedem Zimmer ein Vorsehrahmen entfernt), stieß einen schlecht vorgelegten Riegel auf, blähte den schweren seidenen Vorhang, trieb eine Menge kalter Schneeluft ins Zimmer und blies die Kerze aus. Prinzessin Marja schrak zusammen; die Kinderfrau legte ihren Strickstrumpf hin, ging zum Fenster, bog sich hinaus und suchte den losgerissenen Fensterflügel zu fassen. Der kalte Wind ließ die Enden ihres Kopftuches und die hervorgedrungenen grauen Haarsträhnen flattern.

„Prinzessin, liebe Prinzessin, es kommt jemand in der Allee ge-



fahren!" sagte sie und hielt den Fensterflügel in der Hand, ohne ihn zuzumachen. „Es sind Laternen dabei; gewiß der Doktor . . .“

„Ach, Gott sei Dank, Gott sei Dank!“ rief Prinzessin Marja. „Ich muß ihm entgegengehen; er versteht kein Russisch.“

Sie warf einen Schal um und eilte dem Ankommenden entgegen. Als sie durch das Vorzimmer ging, sah sie durch ein Fenster, daß eine Equipage und Leute mit Laternen vor dem Portal standen. Sie trat auf den Treppensflur. Oben, auf dem Geländerpfosten, stand ein Talglicht und tropfte im Zugwinde. Der Diener Philipp stand, mit einer Miene höchster Überraschung ein zweites Licht in der Hand, tiefer unten, auf dem ersten Treppenabsatze. Noch weiter unten, hinter der Biegung, waren auf der Treppe sich nähernde Schritte in weichen Stiefeln vernehmbar. Und eine Stimme, die der Prinzessin Marja bekannt schien, sagte etwas.

„Gott sei Dank!“ sagte die Stimme. „Und mein Vater?“

„Seine Durchlaucht haben sich zur Ruhe begeben,“ antwortete die Stimme des Haushofmeisters Demian, der bereits unten war.

Dann sagte die andere Stimme noch etwas, und Demian antwortete wieder, und nun kamen die Schritte in den weichen Stiefeln schneller auf dem hinter der Biegung nicht sichtbaren Teile der Treppe herauf.

„Das ist Andrei!“ dachte Prinzessin Marja. „Nein, es kann nicht sein; das wäre doch zu wunderbar.“ Aber in demselben Augenblicke, wo sie das dachte, erschien auf dem Treppenabsatze, wo der Diener mit dem Lichte stand, das Gesicht und die Gestalt des Fürsten Andrei, im Pelz, mit schneebedecktem Kragen. Ja, er war es, jedoch blaß und mager und mit einem veränderten, seltsam weichen, aber unruhigen Gesichtsausdruck. Nun hatte er das obere Ende der Treppe erreicht und umarmte seine Schwester.

„Ihr habt meinen Brief nicht erhalten?“ fragte er. Dann

kehrte er wieder um, ohne eine Antwort abzuwarten, die er auch nicht erhalten hätte, da die Prinzessin nicht imstande war zu reden, und stieg mit dem Geburtshelfer, der nach ihm in das Haus getreten war (Fürst Andrei hatte ihn auf der letzten Station getroffen), schnellen Schrittes noch einmal die Treppe hinauf und umarmte seine Schwester zum zweitenmal.

„Welch eine Fügung, liebe Marja,“ sagte er, warf Pelz und Stiefel ab und ging nach dem Zimmer seiner Frau.

## IX

Die kleine Fürstin lag, ein weißes Häubchen auf dem Kopfe, in den Kissen; die Schmerzen hatten gerade aufgehört. Einzelne sich schlängelnde Strähnen ihres schwarzen Haares lagen auf ihren glühenden, schweißbedeckten Wangen. Das rote, reizende Mündchen mit den schwarzen Härchen auf der Oberlippe war geöffnet, und sie lächelte freudig. Fürst Andrei trat ins Zimmer und blieb am Fußende des Sofas, auf dem sie lag, vor ihr stehen. Ihre glänzenden Augen, in deren Blick eine kindliche Furcht und Erregung lag, hefteten sich auf ihn, ohne jedoch ihren Ausdruck zu verändern. „Ich liebe euch alle; ich habe niemandem Böses getan; wofür leide ich? Helft mir doch!“ sagte dieser Blick. Sie sah ihren Mann; aber sie begriff nicht, welche Bedeutung es hatte, daß er jetzt vor ihr stand. Fürst Andrei ging um das Sofa herum und küßte sie auf die Stirn.

„Mein Herzchen!“ sagte er, ein Rosewort, dessen er sich ihr gegenüber noch nie bedient hatte. „Gott ist gnädig . . .“

Sie blickte ihn fragend und kindlich vorwurfsvoll an.

„Ich habe Hilfe von dir erwartet, und du tust nichts, hilfst mir nicht; du bist auch wie die andern!“ sagten ihre Augen. Sie wunderte sich nicht, daß er gekommen war; sie hatte für seine

Ankunft kein Verständnis. Seine Ankunft stand in keiner Beziehung zu ihren Leiden und zu deren Erleichterung. Die Schmerzen setzten von neuem ein, und Marja Bogdanowna riet dem Fürsten Andrei, lieber hinauszugehen.

Der Arzt trat ins Zimmer. Fürst Andrei ging hinaus. Draußen traf er die Prinzessin Marja und trat wieder zu ihr. Sie redeten flüsternd miteinander; aber alle Augenblicke verstummte ihr Gespräch. Sie warteten und horchten.

„Geh hin, lieber Bruder,“ sagte Prinzessin Marja.

Fürst Andrei ging wieder zu seiner Frau, setzte sich im Nebenzimmer hin und wartete. Eine Frau kam aus dem Zimmer, in welchem sich die kleine Fürstin befand, mit angstvollem Gesichte heraus und wurde beim Anblicke des Fürsten Andrei verlegen. Er bedeckte das Gesicht mit den Händen und saß so mehrere Minuten lang. Ein klägliches, hilfloses, tierisches Stöhnen erscholl durch die Thür. Fürst Andrei stand auf, trat zu der Thür und wollte sie öffnen. Aber sie wurde von jemand festgehalten.

„Es geht jetzt nicht, es geht jetzt nicht,“ sagte von innen eine ängstliche Stimme.

Er begann im Zimmer auf und ab zu gehen. Das Geschrei verstummte; es vergingen noch einige Sekunden. Plötzlich erscholl im Nebenzimmer ein furchtbarer Schrei; dieser Schrei konnte ja doch nicht aus ihrem Munde gekommen sein, dachte Fürst Andrei; so konnte sie doch nicht schreien. Fürst Andrei lief zur Thür hin; das Schreien schwieg; er hörte das Quäken eines kleinen Kindes.

„Wozu haben sie ein kleines Kind dorthin gebracht?“ dachte Fürst Andrei in der ersten Sekunde. „Ein kleines Kind? Was für ein kleines Kind? . . . Wozu ist dort ein kleines Kind? Oder ist da ein Kind geboren?“

Da begriff er auf einmal die ganze freudige Bedeutung dieser

quäkenden Töne; die Tränen erstickten ihn fast; er stützte sich mit beiden Ellbogen auf das Fensterbrett und weinte schluchzend, so wie Kinder weinen.

Die Thür ging auf. Der Arzt, ohne Rock, mit aufgestreiften Hemdärmeln, blaß und mit zitterndem Unterkiefer, trat aus dem Zimmer. Fürst Andrei wandte sich zu ihm; aber der Arzt blickte ihn wie geistesabwesend an und ging, ohne ein Wort zu sagen, an ihm vorbei. Eine Frau kam herausgelaufen und blieb, als sie den Fürsten Andrei erblickte, zögernd auf der Schwelle stehen. Er ging in das Zimmer seiner Frau hinein. Sie lag tot da, in derselben Haltung, in der er sie fünf Minuten vorher gesehen hatte, und trotz der starr gewordenen Augen und der Blässe der Wangen lag noch derselbe Ausdruck auf diesem reizenden, kindlichen Gesichtchen mit den schwarzen Härchen auf der Oberlippe.

„Ich liebe euch alle und habe niemandem Böses getan; und was habt ihr mit mir gemacht?“ sagte ihr reizendes, mitleidserregendes, totes Antlitz.

In der Ecke des Zimmers grunzte und winselte etwas Kleines, Rotes in Marja Bogdanownas weißen, zitternden Händen.

★

Zwei Stunden später ging Fürst Andrei mit leisen Schritten zu seinem Vater in dessen Zimmer. Der Alte wußte schon alles. Er stand dicht an der Thür, und sowie sie sich öffnete, umschlang er schweigend mit seinen steifen, alten Armen den Hals seines Sohnes und schluchzte wie ein Kind.

★

Drei Tage darauf wurde an der Leiche der kleinen Fürstin das Totenamt gehalten, und Fürst Andrei stieg, um von ihr Abschied zu nehmen, die Stufen hinan, auf denen der Sarg stand. Auch

im Sarge war ihr Gesicht unverändert, obwohl die Augen nun geschlossen waren. „Ach, was habt ihr mit mir gemacht?“ sagte es immer noch, und Fürst Andrei fühlte, daß in seiner Seele gleichsam etwas zerrissen war, daß ihn eine Schuld drückte, die er nicht wieder gutmachen und nicht vergessen konnte. Er war nicht imstande zu weinen. Der Alte stieg ebenfalls hinauf und küßte das eine wachsartige Händchen der Toten, das still und mit hohem Hohlraume über dem andern lag, und auch zu ihm sagte ihr Gesicht: „Ach, was habt ihr mit mir gemacht, und womit habe ich es verdient?“ Und der Alte wandte sich mit grimmiger Miene weg, als er dieses Gesicht erblickte. \*

Wieder fünf Tage später wurde der kleine Fürst Nikolai Andrejewitsch getauft. Die Amme hielt mit dem Kinn die Bindeln fest, während der Geistliche mittels einer Gänsefeder die runzeligen, roten Handflächen und Fußsohlen des Knaben salbte.

Laufpate war der Großvater; in größter Furcht, daß er den Kleinen fallen lassen könnte, trug er ihn zitternd um das blecherne verbeulte Laufbeden herum und übergab ihn dann der Patin, der Prinzessin Marja. Fürst Andrei saß in einem Nebenzimmer, voller Angst, daß man ihm seinen Sohn ertränken werde, und wartete auf die Beendigung der heiligen Handlung. Mit herzlicher Freude sah er das Kind an, als die Kinderfrau es ihm brachte, und nickte beifällig mit dem Kopfe, als sie ihm berichtete, daß das in das Laufbeden geworfene Wachsklumpchen mit Haaren des Tauflings nicht untergesunken sei, sondern auf dem Wasser geschwommen habe.

## X

Es war dem alten Grafen Rostow durch seine Bemühungen gelungen, Nikolais Beteiligung an dem Duell zwischen Dolochow und Besuchow zu vertuschen, und Nikolai war, statt degradirt zu werden, wie er es erwartet hatte, vielmehr zum Adjutanten beim Generalgouverneur von Moskau ernannt worden. Infolgedessen konnte er nicht mit der übrigen Familie aufs Land fahren, sondern blieb wegen seiner neuen Diensttätigkeit den ganzen Sommer über in Moskau. Dolochow genas wieder von seiner Verwundung, und Rostow befreundete sich mit ihm während seiner Rekonvaleszenz noch enger als vorher. Dolochow überstand sein Krankenlager in der Wohnung seiner Mutter, die ihn zärtlich und leidenschaftlich liebte. Die alte Marja Iwanowna, die den jungen Rostow wegen seiner freundschaftlichen Zuneigung zu ihrem Fjodor liebgewonnen hatte, sprach häufig mit ihm über ihren Sohn.

„Ja, Graf,“ pflegte sie zu sagen, „er hat eine zu edle, reine Seele für die jetzige verderbte Welt. Die Tugend hat niemand gern; die ist allen ein Dorn im Auge. Sagen Sie selbst, Graf, hat etwa dieser Besuchow sich gerecht und ehrenhaft benommen? Fjodor aber in seiner edlen Denkungsweise hat ihn gern gehabt und redet auch jetzt nie etwas Schlechtes von ihm. Diese dummen Streiche in Petersburg (sie haben da mit einem Reviervorsteher irgendwelchen Scherz gemacht), die haben die beiden ja doch zusammen ausgeführt. Und doch ist diesem Besuchow nichts dafür passiert; Fjodor hat alles auf seine Schultern genommen. Was hat er nicht alles dafür ertragen müssen! Gewiß, er ist dann rehabilitirt worden; aber das war ja auch gar nicht anders möglich. Ich meine, so tapfere Helden und so treue Söhne des Vaterlandes, wie er, hat es da im Felde nicht viele gegeben. Und nun jetzt

dieses Duell! Haben denn diese Leute gar kein menschliches Empfinden, gar kein Ehrgefühl? Zu wissen, daß er mein einziger Sohn ist, und ihn doch zum Duell zu fordern und so geradezu auf ihn zu schießen! Nur gut, daß Gott sich unser erbarmt hat! Und was war der Grund? Nun, wer hat in unserer Zeit keine Liebesaffären? Und dann, wie kann dieser Besuchow nur plötzlich so eifersüchtig sein? Ich möchte meinen, er konnte meinem Sohne ja früher zu verstehen geben, daß ihm dieses Verhältnis nicht zusagte; aber nun hatte es doch schon wer weiß wie lange gedauert. Und dann: er hat ihn zum Duell herausgefordert, weil er dachte, Fjodor werde sich nicht mit ihm schlagen, weil er ihm Geld schuldig ist. Welch eine niedrige, gemeine Gesinnung! Ich weiß, Sie, mein lieber Graf, haben für Fjodors Wesen Verständnis gewonnen; darum habe ich Sie auch herzlich gern, das können Sie mir glauben. Es sind nur wenige, die für ihn Verständnis haben. Er hat eine so herrliche, himmlische Seele!"

Dolochow selbst redete während seiner Rekonvaleszenz häufig zu Kostow in einer Weise, die man von ihm schlechterdings nicht hätte erwarten können.

„Ich weiß, ich gelte für einen schlimmen Menschen,“ sagte er oft; „nun, mag man mich dafür halten. Außer den Menschen, die ich liebe, mag ich von niemand etwas wissen; aber wen ich liebe, den liebe ich so, daß ich mein Leben für ihn hingebende; alle übrigen aber trete ich zu Boden, wenn sie mir im Wege stehen. Ich habe eine ganz prächtige, herrliche Mutter, die ich innig liebe, und zwei, drei Freunde, zu denen auch du gehörst; aber um die anderen Menschen kümmere ich mich nur insoweit, als sie mir nützlich oder schädlich sind. Und fast alle sind sie schädlich, namentlich die Weiber. Ja, mein Bester,“ fuhr er fort, „Männer nach meinem Herzen habe ich schon gefunden: liebende, edel denkende, hochsinnige Männer; aber unter dem Weibervolk bin ich bisher

immer nur käuflichen Geschöpfen begegnet; ob es Gräfinnen oder Köchinnen sind, das macht keinen Unterschied. Noch habe ich nie jene himmlische Reinheit und Hingebung angetroffen, die ich beim Weibe suche. Wenn ich ein solches Weib fände, würde ich mein Leben für sie hingeben. Aber diese Sorte . . ." Er machte eine verächtliche Gebärde. „Und glaube mir, wenn ich noch Wert darauf lege, weiter zu leben, so tue ich das nur, weil ich immer noch einem solchen himmlischen Wesen zu begegnen hoffe; diesem werde ich dann meine Wiedergeburt, meine Läuterung, meine Erhebung zu höherer Sphäre zu danken haben. Aber du verstehst mich wohl kaum."

„Doch, ich verstehe dich sehr wohl," antwortete Rostow, der von seinem neuen Freunde ganz entzückt war.

★

Im Herbst kehrte die Familie Rostow nach Moskau zurück. Zu Anfang des Winters traf auch Denisow wieder in Moskau ein und logierte bei Rostows. Diese erste Zeit des Winters 1806, welche Nikolai Rostow in Moskau verlebte, war eine besonders glückliche und heitere für ihn und für seine ganze Familie. Nikolai brachte eine ganze Menge junger Männer mit in sein Elternhaus. Wjera war eine schöne junge Dame von zwanzig Jahren, Sonja ein sechzehnjähriges Mädchen mit dem ganzen Reize einer sich eben erschließenden Blume, Natascha ein Mittelding zwischen junger Dame und Kind, bald kindlich komisch, bald mädchenhaft bezaubernd.

In dem Rostowschen Hause hatte sich damals gleichsam eine besondere Liebesatmosphäre gebildet, wie das häufig geschieht, wenn viele nette junge Mädchen in einem Hause sind. Kam ein junger Mann in das Rostowsche Haus und sah er diese jungen, angeregten Mädchengesichter, die immer über etwas (wahr-



scheinlich über ihre eigene Glückseligkeit) lächelten, und erblickte er dieses muntere, lebhaftere Treiben und hörte er dieses nicht gerade tiefsinnige, aber gegen jedermann freundliche, auf jedes Thema, auf jeden Scherz gern eingehende, von stillen Hoffnungen erfüllte Geplauder der weiblichen Jugend und hörte er, wie nach Lust und Laune bald gesungen, bald musiziert wurde: dann bemächtigte sich seiner unfehlbar dieselbe Empfindung, von der die Jugend des Kostowschen Hauses erfüllt war, eine willige Bereitschaft zur Liebe und die Erwartung eines hohen Glückes.

Unter den jungen Männern, die Kostow bei den Seinigen einführte, trat besonders Dolochow hervor, der allen im Hause gut gefiel, mit Ausnahme von Natascha. Über Dolochow hätte sie sich beinahe mit ihrem Bruder veruneinigt. Sie behauptete mit aller Bestimmtheit, er sei ein schlechter Mensch; bei dem Duell mit Besuchow habe dieser recht gehabt und Dolochow unrecht; er sei ein unangenehmer Mensch und gebe sich nicht so, wie er wirklich sei.

„Ich will von gar nichts weiter wissen!“ rief sie mit eigensinniger Hartnäckigkeit. „Er ist ein böser, gefühlloser Mensch. Siehst du, da ist dein Denisow; den habe ich ganz gern; er ist ja wohl ein arger Zecher und mag auch sonst noch Fehler haben; aber ich habe ihn doch ganz gern; für den habe ich Verständnis. Ich weiß nicht, wie ich mich da deutlich ausdrücken soll; aber bei Dolochow ist alles überlegt, und das mag ich nicht. Dagegen Denisow . . .“

„Na, Denisow, das ist doch eine ganz andere Sache,“ erwiderte Nikolai und deutete durch seinen Ton an, daß im Vergleich mit Dolochow selbst Denisow eine Null sei. „Man muß wissen, was für eine herrliche Seele dieser Dolochow hat; man muß ihn im Verkehr mit seiner Mutter sehen. So ein edles Herz!“

„Ich weiß nicht, wie es zugeht; aber ich fühle mich in seiner

Gegenwart immer unbehaglich. Weißt du auch wohl, daß er in Sonja verliebt ist?"

„Unsinn!"

„Ich bin davon überzeugt. Du wirst es ja sehen."

Nataschas Vorhersagung bewahrheitete sich. Dolochow, der bisher Damengesellschaft nicht gemocht hatte, begann viel in dem Hause zu verkehren, und die Frage, wer denn auf ihn eine solche Anziehungskraft ausübe, konnte sich bald ein jeder (obgleich niemand darüber sprach) dahin beantworten, daß er um Sonjas willen kam. Und wiewohl Sonja nie gewagt hätte, dies auszusprechen, so wußte sie es doch recht wohl und wurde jedesmal, wenn Dolochow erschien, rot wie eine Mohnblume.

Dolochow speiste oft bei Kostows zu Mittag, versäumte nie eine Theatervorstellung, wenn sie dort waren, und besuchte sogar die Backfischbälle des Herrn Fogel, an denen Kostows immer teilnahmen. Er bezeugte Sonja ungewöhnliche Aufmerksamkeit und blickte sie mit solchen Augen an, daß nicht nur sie sich eines tiefen Errötens nicht erwehren konnte, sondern auch die alte Gräfin und Natascha verlegen wurden, wenn sie diesen Blick bemerkten.

Es unterlag keinem Zweifel, daß dieser kraftvolle, eigenartige Mann sich unter der unwiderstehlichen Einwirkung des Zaubers befand, den auf ihn dieses schwarzhaarige, anmutige Mädchen ausübte, das doch einen andern liebte.

Kostow bemerkte zwar, daß etwas Neues zwischen Dolochow und Sonja vorging; aber er machte es sich nicht klar, worin diese neue Beziehung bestand. „Die beiden Mädchen sind immer in irgend jemand verliebt," dachte er mit Bezug auf Sonja und Natascha. Aber er fühlte sich im Verkehr mit Sonja und Dolochow nicht mehr so behaglich wie früher und begann, seltener zu Hause zu sein.

Seit dem Herbst 1806 wurde wieder allgemein vom Kriege mit

Napoleon gesprochen, und zwar mit noch größerem Eifer als im vorhergehenden Jahre. Es war verfügt worden, daß von je tausend Seelen nicht nur zehn Rekruten, sondern auch noch neun Landwehrleute gestellt werden sollten. Überall hörte man Bonaparte verwünschen, und in Moskau war von nichts anderem als von dem bevorstehenden Kriege die Rede. In der Familie Rostow drehte sich das gesamte Interesse für diese Kriegsvorbereitungen nur darum, daß Nikolai erklärt hatte, um keinen Preis in Moskau bleiben zu wollen, und nur das Ablaufen von Denisows Urlaub abwartete, um mit ihm nach den Feiertagen zum Regimente zu reisen. Indessen hinderte ihn die bevorstehende Abreise in keiner Weise daran, sich zu amüsieren, ja, sie bildete für ihn vielmehr einen Sporn, die Zeit auszunutzen. So verbrachte er denn den größten Teil seiner Zeit außer dem Hause, auf Dinern, Abendgesellschaften und Bällen.

## XI

**A**m dritten Weihnachtstage aß Nikolai zu Hause Mittag, was er in der letzten Zeit nur selten getan hatte. Es war dies eine Art von offiziellem Abschiedsdiner, da er mit Denisow gleich nach dem Epiphaniastage zum Regimente abreisen sollte. An dem Diner nahmen gegen zwanzig Personen teil, darunter Dolochow und Denisow.

Niemals hatte sich im Rostowschen Hause die Liebeslust und die Atmosphäre der Verliebtheit so stark fühlbar gemacht wie in diesen Feiertagen. „Ergreife den Augenblick des Glückes; mache andere in dich verliebt, und verliebe dich selbst! Das ist das einzige Wahre in der Welt; alles übrige ist Lüge. Und das ist das einzige, womit wir uns hier beschäftigen,“ sagte diese Atmosphäre gleichsam.

Nachdem Nikolai, wie gewöhnlich, zwei Paar Pferde müde gejagt und es doch nicht fertiggebracht hatte, überall vorzusprechen,

wo er Besuche zu machen hatte, und wo zu erscheinen er aufgefordert war, kam er erst unmittelbar vor dem Diner nach Hause. Sowie er eingetreten war, merkte und fühlte er die besondere Spannung der Liebesatmosphäre im Hause; außerdem aber nahm er wahr, daß zwischen einigen Mitgliedern der Tischgesellschaft eine seltsame Verlegenheit herrschte. Ganz besonders aufgeregt waren Sonja, Dolochow und die alte Gräfin, etwas weniger Nataſcha. Nikolai sagte sich, es müsse sich vor Tische zwischen Sonja und Dolochow etwas begeben haben, und benahm sich mit dem ihm eigenen Taktgeföhle des Herzens während des Diners gegen diese beiden außerordentlich zart und rücksichtsvoll. An diesem selben Abend, dem dritten Weihnachtsfeiertage, sollte bei dem Tanzlehrer Fogel ein Ball stattfinden, wie Herr Fogel dergleichen öfter an Feiertagen für alle seine dormaligen und früheren Schüler und Schülerinnen zu veranstalten pflegte.

„Nikolai, kommst du auch zu Fogel? Bitte, komm doch hin!“ sagte Nataſcha zu ihm. „Er hat dich noch besonders einladen lassen. Wasiſi Dmitrijewitsch“ (das war Denisow) „kommt auch mit.“

„Wohin würde ich nicht auf Befehl der Komtesse gehen!“ sagte Denisow, der im Kostowschen Hause scherzhaft Nataſchas Ritter spielte. „Ich bin sogar bereit, den pas de chäle zu tanzen.“

„Wenn ich noch Zeit finde!“ erwiderte Nikolai. „Ich habe bei Archarows zugesagt; die geben heute eine Abendgesellschaft. . . Und du?“ wandte er sich an Dolochow. Aber kaum hatte er diese Frage gestellt, so merkte er, daß er es nicht hätte tun sollen.

„Ja, vielleicht. . .“ antwortete Dolochow in kaltem, zornigem Tone mit einem Blicke auf Sonja. Dann zog er die Brauen zusammen und sah Nikolai mit ganz demselben Blicke an, mit dem er bei dem Diner im Klub Pierre angesehen hatte.

„Da steckt etwas dahinter,“ dachte Nikolai und wurde in dieser Vermutung dadurch noch mehr bestärkt, daß Dolochow sogleich nach Tisch aufbrach. Nikolai rief Natafcha heraus, die ihm eilig folgte, und fragte sie, was denn eigentlich vorgefallen sei.

„Ich hatte schon selbst Gelegenheit gesucht, mit dir zu reden,“ sagte Natafcha. „Ich habe es ja gleich gesagt; aber du wolltest mir nicht glauben!“ fuhr sie triumphierend fort. „Er hat Sonja einen Antrag gemacht.“

Wie wenig sich Nikolai auch in dieser ganzen Zeit um Sonja gekümmert hatte, so hatte er doch, als er dies hörte, eine Empfindung, als ob in seinem Innern etwas zerrisse. Für ein Mädchen wie Sonja, eine Waise ohne Mitgift, war Dolochow eine anständige, ja in mancher Hinsicht glänzende Partie. Von dem Standpunkte der alten Gräfin und der gesellschaftlichen Kreise aus war es unmöglich, ihm eine abschlägige Antwort zu erteilen. Und darum war Nikolais erstes Gefühl, als er von der Sache hörte, eine gewisse Erbitterung gegen Sonja. Er setzte bereits dazu an, zu sagen: „Ei, das ist ja prächtig! Da darf sie natürlich an ihr kindisches Versprechen nicht mehr denken, sondern muß den Antrag annehmen“; aber er kam nicht dazu, dies auszusprechen.

„Kannst du dir das vorstellen? Sie hat seinen Antrag abgelehnt, rundweg abgelehnt!“ rief Natafcha. „Sie hat ihm gesagt, sie liebe einen andern,“ fügte sie nach kurzem Stillschweigen hinzu.

„Anders konnte auch meine Sonja nicht handeln,“ dachte Nikolai.

„So sehr ihr Mama auch zugeredet hat, sie hat abgelehnt. Und ich weiß, sie ändert ihren Entschluß nicht, wenn sie einmal etwas gesagt hat . . .“

„Also Mama hat ihr zugeredet!“ sagte Nikolai vorwurfsvoll.

„Ja,“ erwiderte Natafcha. „Weißt du, lieber Nikolai, sei nicht

böse; aber ich weiß, du wirst sie doch nicht heiraten. Ich weiß (ich kann selbst nicht sagen, woher ich diese Überzeugung habe), aber ich weiß bestimmt, daß du sie nicht heiraten wirst."

"Nun, das kannst du durchaus nicht wissen," antwortete Nikolai. "Aber ich muß mit ihr reden. Was ist Sonja doch für ein entzückendes Wesen!" fügte er lächelnd hinzu.

"Ja, sie ist ein entzückendes Wesen! Ich werde sie dir herschicken!"

Natascha küßte ihren Bruder und lief fort.

Einen Augenblick darauf trat Sonja ein, ängstlich, verlegen und schuldbewußt. Nikolai ging auf sie zu und küßte ihr die Hand. Dies war das erstemal während dieser Anwesenheit Nikolais in Moskau, daß sie unter vier Augen von ihrer Liebe sprachen.

"Sonja," sagte er, anfangs schüchtern, aber dann immer dreister und dreister. "Wenn Sie seinen Antrag ablehnen, so verscherzen Sie dadurch nicht nur eine glänzende, vorteilhafte Partie; er ist auch persönlich ein vortrefflicher Mensch . . . er ist mein Freund."

Sonja unterbrach ihn.

"Ich habe den Antrag bereits abgelehnt," sagte sie hastig.

"Wenn Sie das mit Rücksicht auf mich getan haben, so befürchte ich, daß auf mir . . ."

Sonja unterbrach ihn zum zweiten Male; sie sah ihn mit einem flehenden, angstvollen Blicke an.

"Nikolai, reden Sie nicht so zu mir!" bat sie.

"Doch, doch, ich muß es sagen. Vielleicht sieht es wie Arroganz von meiner Seite aus; aber doch ist es das beste, alles geradezu zu sagen. Wenn Sie diesen Antrag mit Rücksicht auf mich ablehnen, so muß ich Ihnen die ganze Wahrheit sagen. Ich glaube, daß ich Sie mehr liebe, als ich je ein Mädchen geliebt habe . . ."

"Das ist mir genug!" unterbrach ihn Sonja errötend.

"Aber ich habe mich schon tausendmal verliebt und werde mich

noch tausendmal verlieben, obwohl ich ein solches Gefühl der Freundschaft, des Vertrauens und der Liebe gegen niemand empfinde wie gegen Sie. Ferner bin ich noch zu jung. Und Mama wünscht es nicht. Also, einfach gesagt, ich kann nichts versprechen. Und daher bitte ich Sie, über Dolochovs Antrag nachzudenken," sagte er; es kostete ihn einige Anstrengung, den Namen seines Freundes auszusprechen.

„Reden Sie nicht so zu mir. Ich will nichts. Ich liebe Sie wie einen Bruder, und werde Sie immer so lieben, und weiter habe ich keinen Wunsch.“

„Sie sind ein Engel; ich bin Ihrer nicht wert. Ich fürchte nur, einen Irrtum bei Ihnen zu erregen.“

Nikolai küßte ihr noch einmal die Hand.

## XII

Die Bälle bei Herrn Fogel waren die amüsantesten in ganz Moskau. Das sagten die Mütter, wenn sie ihre Baccische beobachteten, die ihre soeben eingelernten Pas gewissenhaft ausführten; das sagten auch die Baccische selbst sowie die halbwüchsigen Jünglinge, die bis zum Umfallen tanzten; das sagten die erwachsenen jungen Mädchen und jungen Herren, die zu diesen Bällen mit herablassender Miene kamen und sich auf ihnen königlich amüsierten. In diesem Jahre waren auf diesen Bällen zwei Ehen zustande gekommen. Die beiden hübschen Prinzessinnen Gortschakow hatten Bewerber gefunden und sich verheiratet, und das hatte den Ruhm dieser Bälle noch erhöht. Eine besondere Eigentümlichkeit dieser Bälle bestand darin, daß kein Hausherr und keine Hausfrau dabei vorhanden war; dafür war der gutmütige Herr Fogel da, der wie eine Feder herumflog und überall nach den Regeln der Kunst seine Kraxfüße machte; von

seinen Gästen ließ er sich diese Bälle wie eine Tanzstunde honorieren. Eine weitere Eigentümlichkeit war, daß zu diesen Bällen nur solche Gäste kamen, die tanzen und sich amüsieren wollten, wie das der Wunsch dreizehn- und vierzehnjähriger Mädchen ist, die zum erstenmal lange Kleider tragen. Alle Tänzerinnen, mit seltenen Ausnahmen, waren oder schienen hübsch: so begeistert lächelten sie, und so strahlend leuchteten ihre Augen. Manchmal wurde sogar ein pas de châte von den besten Schülerinnen getanzt, unter denen die allerbeste Natascha war, die sich durch ihre Grazie auszeichnete; aber auf dem heutigen Balle bildeten nur Eossaisen, Anglaisen und die soeben Mode gewordene Masurka das Programm. Ein Saal war Herrn Fogel in Besuchows Hause zur Verfügung gestellt worden, und der Ball gestaltete sich nach dem einstimmigen Urtheile der Besucher außerordentlich schön. Es waren viele hübsche Mädchen da, und die Kostowschen jungen Damen gehörten zu den hübschesten. Beide waren außerordentlich heiter und glücklich. Sonja, stolz auf den ihr von Dolochow gemachten Antrag, auf den Korb, den sie ihm gegeben hatte, und auf ihre Aussprache mit Nikolai, hatte an diesem Abende schon zu Hause den Kopf gar nicht still halten können, so daß das Stubenmädchen die größte Mühe gehabt hatte, ihr die Zöpfe zu flechten, und jetzt strahlte ihr ganzes Gesicht in kaum zu beherrschender Freude.

Natascha, die nicht minder stolz war, weil sie zum ersten Male ein langes Kleid trug und einen richtigen Ball mitmachte, war noch glückseliger. Beide trugen weiße Mullkleider mit rosa Bändern.

Natascha verliebte sich gleich von dem Augenblicke an, wo sie auf den Ball kam. Sie verliebte sich nicht in irgendeinen einzelnen, sondern sie war in alle verliebt. Wenn sie gerade ansah, wenn sie um sich blickte, in den verliebte sie sich auch.



Alle Augenblicke kam sie zu Sonja hingelaufen und sagte: „Ach, wie schön!“

Nikolai und Denisow gingen im Saale auf und ab und sahen mit gönnerhafter Freundlichkeit dem Tanze zu.

„Wie allerliebste sie ist; sie wird einmal eine wirkliche Schönheit werden,“ sagte Denisow.

„Wer?“

„Komtesse Natascha,“ antwortete Denisow.

„Und wie sie tanzt! Welche Grazie!“ bemerkte er dann wieder nach einer kleinen Pause.

„Aber von wem redest du denn?“

„Von deiner Schwester,“ rief Denisow ärgerlich.

Kostow lächelte.

„Mein lieber Graf, Sie sind einer meiner besten Schüler; Sie müssen tanzen,“ sagte der kleine Fogel, zu Nikolai herantretend. „Sehen Sie nur, wieviel hübsche Damen da sind.“

Dann wandte er sich mit derselben Bitte an Denisow, der ebenfalls früher sein Schüler gewesen war.

„Nein, liebster Herr Fogel, ich werde als Wanddekoration wirken,“ erwiderte Denisow. „Wissen Sie denn nicht mehr, wie schlecht ich Ihren Unterricht benützt habe?“

„O nicht doch, nicht doch!“ beeilte sich Herr Fogel, ihn zu trösten. „Sie waren nur unachtsam; aber Sie besaßen schöne Anlagen, ja wohl, sehr schöne Anlagen.“

Die Musik begann die neu aufgekommene Masurka zu spielen. Nikolai konnte Herrn Fogel seine Bitte nicht abschlagen und forderte Sonja auf. Denisow setzte sich zu den alten Damen, stützte sich mit den Armen auf seinen Säbel, trat mit dem Fuße den Takt, erzählte etwas Lustiges, wodurch er die alten Damen zum Lachen brachte, und betrachtete die tanzende Jugend. Herr Fogel und Natascha, die sein Stolz und seine beste Schülerin war,

tanzen als erstes Paar. Weich und zart auf seinen mit Schuhen bekleideten Füßchen dahinhüpfend, flog Herr Fogel mit Natascha, die zwar etwas ängstlich war, aber sorgfältig alle Pas ausführte, als erster durch den Saal. Denisow verwandte kein Auge von ihr und klopfte mit dem Säbel den Takt, wobei seine Miene deutlich sagte, wenn er nicht selbst tanze, so sei der Grund nur der, daß er nicht wolle, nicht etwa, daß er nicht könne. Mitten in einer Figur rief er den vorbeigehenden Kostow zu sich heran.

„Aber das ist ja ganz falsch!“ sagte er. „Ist denn das die polnische Masurka? Aber sie tanzt vorzüglich.“

Da Nikolai wußte, daß Denisow sogar in Polen Sensation gemacht hatte durch die Meisterschaft, mit der er die polnische Masurka tanzte, so ging er schnell zu Natascha hin.

„Geh und fordere Denisow auf. Der kann Masurka tanzen, — wundervoll!“ sagte er.

Als Natascha wieder an die Reihe kam, stand sie auf und trippelte in ihren mit Schleifen geschmückten Schuhen schüchtern, eilig und ganz allein quer über den Saal nach der Ecke hin, wo Denisow saß. Sie bemerkte, daß alle nach ihr hinblickten und warteten, was da kommen werde. Nikolai sah, daß Denisow und Natascha lächelnd miteinander stritten, und daß Denisow sich zwar weigerte, aber dabei fröhlich lächelte. Er eilte zu ihnen hin.

„Bitte, kommen Sie doch, Wasili Dmitrijewitsch,“ bat Natascha. „Kommen Sie doch, bitte!“

„Ach, dispensieren Sie mich davon, Komtesse!“ erwiderte Denisow.

„Na, sträube dich doch nicht so lange, Waska,“ sagte Nikolai.

„Gerade wie dem Kater Waska<sup>1</sup> wird einem hier zugeredet!“ antwortete Denisow scherzend.

<sup>1</sup> Waska ist der Rosenname und Lockruf für diese Tiere. Anmerkung des Übersetzers.

„Ich will Ihnen dafür auch einen ganzen Abend lang singen,“ sagte Natascha.

„So eine Zauberin! Alles kann sie mit mir aufstellen!“ erwiderte Denisow und hatte sich den Säbel ab.

Er trat aus den Stühlen heraus, ergriff seine Dame fest bei der Hand, hob den Kopf in die Höhe, setzte den einen Fuß seitwärts und wartete so auf den Takt. Nur wenn er zu Pferde saß, und wenn er Masurka tanzte, fiel Denisows Kleinheit nicht auf; er erschien dann als der flotte, schneidige Mann, als den er sich selbst fühlte. Auf den Takt wartend, blickte er von der Seite mit neßischer Siegermiene seine Dame an, stampfte plötzlich mit dem einen Fuße auf, sprang elastisch wie ein Ball vom Boden in die Höhe und flog in einer Kreisbahn durch den Saal, indem er seine Dame mit sich zog. So jagte er unhörbar auf einem Beine um die Hälfte des Saales; er sah anscheinend gar nicht die vor ihm stehenden Stühle und stürmte gerade auf sie los; aber auf einmal machte er, mit den Sporen gegen den Boden stoßend und die Beine spreizend, auf den Hacken halt, stand so eine Sekunde lang, stampfte unter gewaltigem Sporenklirren mit den Beinen auf einem Flecke umher, drehte sich schnell herum und flog, mit dem linken Beine gegen das rechte schlagend, wieder im Kreise dahin. Natascha erriet alles, was er zu tun beabsichtigte, und folgte ihm, ohne selbst zu wissen wie, indem sie sich ihm ganz überließ. Bald wirbelte er sie entweder an der rechten oder an der linken Hand herum; bald ließ er sie, vor ihr niederkniend, um sich einen Kreis beschreiben und sprang dann wieder auf und stürmte mit solchem Ungestüm vorwärts, als ob er vorhätte, ohne Atem zu holen, durch alle Zimmer hindurchzurennen; bald blieb er plötzlich wieder stehen und fing wieder eine neue, unerwartete Tour an. Als er schließlich seine Dame vor ihrem Plage flink herumgeschwenkt, sporenklirrend die Hacken zusammengeschlagen

und sich vor ihr verbeugt hatte, da war Natascha so benommen, daß sie nicht einmal einen Knicks vor ihm machte. Mit staunender Bewunderung richtete sie die Augen auf ihn und lächelte, als ob sie ihn gar nicht wiedererkannte.

„Was war das nur?“ sagte sie vor sich hin.

Obwohl Herr Fogel diese Masurka nicht als die richtige anerkennen wollte, waren doch alle von Denisows Meisterschaft entzückt; die Damen forderten ihn fortwährend auf, und die älteren Herren begannen lächelnd über Polen und die gute alte Zeit zu reden. Denisow, der von der Masurka ganz rot geworden war und sich mit dem Taschentuche das Gesicht wuschte, setzte sich zu Natascha und wich während des ganzen übrigen Balles nicht von ihrer Seite.

### XIII

**R**ostow bekam an den beiden darauf folgenden Tagen Dolochow weder in seinem Elternhause zu sehen, noch traf er ihn, als er ihn auffuchen wollte, zu Hause; am dritten Tage erhielt er von ihm einen kurzen Brief:

„Da ich aus dem Dir bekannten Grunde in eurem Hause nicht mehr zu verkehren beabsichtige und zur Armee abgehe, so gebe ich heute abend meinen Freunden einen kleinen Abschiedsschmaus; komm in den Englischen Hof.“

So fuhr denn Rostow an diesem Abende vom Theater aus, wo er mit den Seinigen und Denisow gewesen war, gegen zehn Uhr nach dem genannten Hotel. Er wurde sogleich nach dem großen Zimmer geführt, das Dolochow für diese Nacht gemietet hatte; es war das beste des Hotels. Hier drängten sich etwa zwanzig Menschen um einen Tisch, an welchem zwischen zwei Kerzen Dolochow saß. Auf dem Tische lagen Goldstücke und Banknoten, und Dolochow hielt die Bank. Da Nikolai ihn seit dem Heirats-

anfrage und Sonjas abschlägiger Antwort noch nicht wiedergesehen hatte, so geriet er bei dem Gedanken, wie die Wiederbegegnung wohl ausfallen werde, in Verlegenheit.

Dolochows heller, kalter Blick traf den eintretenden Kostow, als dieser noch in der Tür war, wie wenn Dolochow schon lange auf ihn gewartet gehabt hätte.

„Wir haben uns lange nicht gesehen,“ sagte er. „Ich danke dir, daß du gekommen bist. Ich halte nur noch ein Weilchen Bank; dann kommt der Zigeuner Ilja mit seinem Sängerkhore.“

„Ich hatte dich besuchen wollen, habe dich aber nicht zu Hause getroffen,“ erwiderte Kostow errötend.

Dolochow antwortete nicht darauf.

„Du kannst pointieren,“ sagte er.

Kostow erinnerte sich in diesem Augenblicke eines sonderbaren Gespräches, das er einmal mit Dolochow gehabt hatte. „Nur Dummköpfe spielen auf gut Glück,“ hatte Dolochow damals gesagt.

„Oder fürchtest du dich, mit mir zu spielen?“ fragte jetzt Dolochow, als ob er Kostows Gedanken erraten hätte, und lächelte dabei.

An der Art dieses Lächelns erkannte Kostow, daß Dolochow sich in derselben Gemütsstimmung befand wie damals bei dem Diner im Klub und auch sonst manchmal, wenn er, anscheinend gelangweilt durch das alltägliche Leben, für nötig hielt, sich durch irgendeine sonderbare, meistens grausame Tat von dieser Langeweile zu befreien.

Kostow hatte eine unbehagliche Empfindung; er suchte nach einem Scherze, mit dem er auf Dolochows Frage antworten könnte, fand aber nicht sofort etwas Passendes. Aber ehe er noch damit zurechtgekommen war, sagte Dolochow, indem er ihm

gerade ins Gesicht blickte, langsam und nachdrücklich zu ihm, so daß es alle hören konnten:

„Erinnerst du dich wohl, ich sprach einmal mit dir über das Spiel. Ein Dummkopf, wer auf gut Glück spielen will; beim Spiel muß man seiner Sache gewiß sein. Ich will es einmal damit versuchen.“

„Womit will er es versuchen?“ dachte Rostow. „Mit dem guten Glücke oder mit der Gewißheit?“

„Spiele lieber nicht!“ fügte Dolochow noch hinzu. Dann schlug er mit einem Spiel Karten, von dem er soeben die Enveloppe abgerissen hatte, auf den Tisch und rief: „Bank, meine Herren!“

Er schob das Geld weiter nach vorn und begann die Karten ab-zuziehen. Rostow saß neben ihm und spielte anfangs nicht mit. Dolochow blickte ihn an.

„Warum spielst du denn nicht?“ fragte er ihn.

Und sonderbar: Nikolai fühlte eine Art von heftigem Drang, eine Karte zu nehmen, eine unbedeutende Summe darauf zu setzen und mitzuspielen.

„Ich habe kein Geld bei mir,“ erwiderte er.

„Ich kreditiere dir!“

Rostow setzte fünf Rubel auf eine Karte und verlor; er setzte noch einmal und verlor wieder. Dolochow schlug (d. h. gewann) zehn Karten Rostows hintereinander.

„Meine Herren,“ sagte Dolochow, nachdem er eine Zeitlang eine Karte nach der andern abgezogen hatte, „ich bitte Sie, das Geld auf die Karten zu legen; sonst kann ich mich in der Berechnung irren.“

Einer der Spieler erwiderte, er, der Redende, habe doch hoffentlich so viel Kredit.

„Kredit haben Sie schon; aber ich fürchte, mich zu irren. Ich

bitte Sie, das Geld auf die Karten zu legen," antwortete Dolochow. „Du aber geniere dich gar nicht, wenn du auch nichts bei dir hast," fügte er, zu Kostow gewendet, hinzu. „Wir beide rechnen nachher miteinander ab."

Das Spiel nahm seinen Fortgang; ein Diener präsentierte unaufhörlich Champagner herum.

Alle Karten Kostows wurden geschlagen, und es waren ihm bereits etwa achthundert Rubel als Schuld angeschrieben. Er hatte gerade auf eine Karte als Einsatzbezeichnung achthundert Rubel geschrieben; aber während ihm Champagner präsentiert wurde, besann er sich eines anderen und schrieb wieder seinen gewöhnlichen Satz, zwanzig Rubel, hin.

„Laß doch stehen," sagte Dolochow, obwohl er anscheinend gar nicht nach Kostow hingesehen hatte. „Du kannst dann leichter wiedergewinnen. Allerdings: gegen andere verliere ich, und deine Karten schlage ich fortwährend. Vielleicht fürchtest du dich vor mir?" fragte er noch einmal.

Kostow gehorchte, blieb bei der Zahl achthundert und setzte auf eine Coeur-Sieben mit einer abgerissenen Ecke, die er vom Fußboden aufgehoben hatte. An das Aussehen dieser Karte erinnerte er sich in späteren Zeiten ganz genau. Er besetzte diese Coeur-Sieben, indem er mit einem Stückchen Kreide die Zahl achthundert mit rundlichen, geradestehenden Ziffern darauffschrieb, trank das ihm gereichte, schon etwas warm gewordene Glas Champagner aus und beantwortete Dolochows Frage mit einem Lächeln; dann blickte er nach Dolochows Händen, in denen dieser ein Päckchen Karten hielt, und wartete mit fast ersterbendem Herzschlage auf eine Sieben. Ob die Sieben gewann oder verlor, das war für Kostow von der allergrößten Bedeutung. Am Sonntag der vergangenen Woche hatte Graf Ilja Andrejewitsch seinem Sohne zweitausend Rubel gegeben, und er, in dessen Art

es sonst nie lag, über pekuniäre Schwierigkeiten zu sprechen, hatte ihm gesagt, dieses Geld sei nun das letzte bis zum Mai, und er müsse ihn daher bitten, diesmal recht ökonomisch damit umzugehen. Nikolai hatte geantwortet, er habe auch daran überreichlich und gebe sein Ehrenwort, vor dem Frühjahr kein Geld mehr zu verlangen. Jetzt hatte er von diesem Gelde noch zwölfhundert Rubel zu Hause übrig. Folglich bedeutete ein Fehlschlagen der Coeur-Sieben für ihn nicht nur einen Verlust von sechzehnhundert Rubeln, sondern auch die Notwendigkeit, dem gegebenen Worte untreu zu werden. Mit angst erfülltem Herzen blickte er nach Dolochows Händen und dachte: „Na, laß mich schnell auf diese Karte gewinnen, und ich nehme meine Mühe und fahre nach Hause und esse mit Denisow, Natafcha und Sonja Abendbrot und nehme ganz bestimmt nie wieder eine Karte in meine Hände.“ In diesem Augenblicke trat ihm sein häusliches Leben, die Späßchen mit seinem kleinen Bruder Peter, die Gespräche mit Sonja, die Duette mit Natafcha, die Pikettpartien mit seinem Vater und sogar sein ruhiges Bett in dem Hause in der Powarskaja-Straße mit solcher Kraft, Klarheit und verlockenden Schönheit vor die Seele, als ob das alles ein längst vergangenes, verlorenes, unschätzbares Glück wäre. Er konnte es gar nicht für möglich halten, daß ein dummer Zufall, der eine Sieben früher nach rechts als nach links fallen ließe, ihn dieses ganzen Glückes, das ihm soeben neu zum Verständnis gekommen war und ihm nun in so schöner Beleuchtung erschien, berauben und ihn in den Abgrund eines Unglücks, wie er es noch nie erlitten, eines gar nicht zu ermessenden Unglücks hinabschleudern sollte. Das konnte doch nicht sein; aber dennoch verfolgte er bange jede Handbewegung Dolochows. Diese breitnochigen, roten Hände, mit der starken Behaarung, die aus den Hemdärmeln sichtbar wurde, legten jetzt das Kartenpäckchen hin und griffen nach dem



Champagnerglase, das ihm präsentiert wurde, und nach der Pfeife.

„Also du fürchtest dich nicht, mit mir zu spielen?“ fragte Dolochow noch einmal, und als wenn er eine lustige Geschichte erzählen wollte, legte er sich an die Rücklehne des Stuhles zurück und sagte langsam mit einem Lächeln um die Lippen:

„Ja, meine Herren, ich habe gehört, daß in Moskau das Gerücht verbreitet ist, ich wäre ein Falschspieler; daher rate ich Ihnen, mir gegenüber vorsichtig zu sein.“

„Na, zieh doch weiter ab!“ sagte Rostow.

„O, diese Moskauer Klatschschwestern!“ fügte Dolochow noch hinzu und griff dann lächelnd wieder nach den Karten.

„Oh, oh, oh!“ stöhnte Rostow, beinah schreiend, und hob beide Hände zu seinen Haaren in die Höhe. Die Sieben, die er so notwendig brauchte, hatte ganz oben gelegen, als erste Karte in dem Päckchen. Er hatte mehr verloren, als er bezahlen konnte.

„Aber reiß dir nur nicht die Haare aus!“ sagte Dolochow mit einem flüchtigen Blick nach Rostow hin und fuhr fort, die Karten abzugeben.

#### XIV

Nach anderthalb Stunden betrachteten die meisten Spieler ihr eigenes Spiel nur noch als Nebensache; das ganze Interesse konzentrierte sich allein auf Rostow. Seine Schuld betrug nicht mehr sechzehnhundert Rubel, sondern es war ihm eine lange Zahlenreihe angeschrieben. Bis zehntausend hatte er sie zusammengezählt; jetzt hatte er die undeutliche Vorstellung, sie möchte wohl schon auf fünfzehntausend angewachsen sein; aber in Wirklichkeit überstieg seine Schuld schon zwanzigtausend Rubel. Dolochow hörte nicht mehr zu, was die anderen erzählten, und erzählte selbst nichts mehr; er verfolgte jede Bewegung, die

Rostow mit den Händen machte, und warf ab und zu einen schnellen Blick auf dessen Schuldenverzeichnis. Er hatte sich vorgenommen, das Spiel so lange fortzusetzen, bis Rostows Schuld auf dreiundvierzigtausend angewachsen sein würde. Diese Zahl hatte er deswegen gewählt, weil dreiundvierzig als Summe herauskam, wenn er seine und Sonjas Lebensjahre addierte. Rostow saß, den Kopf auf beide Arme gestützt, an dem vollgeschriebenen, mit Wein begossenen, mit Karten bedeckten Tische. Das eine qualvolle Gefühl wurde er nicht los: diese breitknöchigen, roten Hände mit der starken Behaarung, die aus den Hemdärmeln sichtbar wurde, diese Hände, die er zugleich liebte und haßte, hielten ihn in ihrer Gewalt.

„Sechshundert Rubel, As, Paroli, die Neun . . . Den Verlust wieder einzubringen, ist unmöglich! . . . Und wie vergnügt hätte ich zu Hause sein können . . . Der Bube auf paix . . . Es ist ja gar nicht möglich! . . . Warum tut er mir das nur an?“ dachte Rostow und suchte in seinem Gedächtnisse. Manchmal besetzte er eine Karte außerordentlich hoch; aber Dolochow weigerte sich, einen solchen Einsatz zu akzeptieren, und bestimmte selbst einen niedrigeren. Nikolai fügte sich ihm und betete bald zu Gott, wie er es auf dem Kampfplatze an der Ennsbrücke getan hatte; bald machte er sich ein Drafel zurecht, daß diejenige Karte, die ihm aus einem Haufen verbogener Karten unter dem Tische zuerst in die Hände komme, ihn retten werde; bald zählte er, wieviel Schnüre er an seiner Husarenjacke hatte, und besetzte eine Karte, die die gleiche Augenzahl aufwies, mit dem Betrage seines letzten Verlustes; bald blickte er, gleichsam um Hilfe flehend, die Mitspieler an; bald betrachtete er das jetzt völlig kalt erscheinende Gesicht Dolochows und bemühte sich zu ergründen, was in dessen Innerem vorging.

„Er weiß doch, was dieser Verlust für mich zu bedeuten hat;

kann er denn wirklich meinen Ruin wollen? Er war ja doch mein Freund; ich habe ihn ja geliebt. . . Aber auch er kann nichts dafür; was soll er machen, wenn das Glück ihn begünstigt? Und auch ich trage keine Schuld," sagte er zu sich selbst. „Ich habe nichts Böses getan. Habe ich etwa jemand ermordet, jemand beleidigt, jemandem Übles gewünscht? Womit habe ich denn dieses furchtbare Unglück verdient? Und wann hat es angefangen? Es ist noch gar nicht so lange her, da trat ich an diesen Tisch heran in der Absicht, hundert Rubel zu gewinnen, für meine Mama die Schatulle zu kaufen, die ihr so gefallen hat, und wieder nach Hause zu fahren. Ich war so glücklich, so frei, so froh! Und ich wußte damals nicht einmal, wie glücklich ich war! Wann hat denn das aufgehört, und wann hat dieser neue, furchtbare Zustand begonnen? Durch welches Merkmal war dieser Umschwung gekennzeichnet? Ich habe immer ebenso auf diesem Plaze an diesem Tische gegessen und ebenso Karten ausgesucht und Karten gezogen und nach diesen breitknöchigen, gewandten Händen hingeblickt. Wann hat sich das denn vollzogen, und was hat sich eigentlich vollzogen? Ich bin gesund und kräftig und immer noch derselbe, der ich war, und befinde mich immer noch auf demselben Plaze. Nein, es kann nicht sein! Das Ganze wird sich in nichts auflösen!"

Er war rot geworden und in Schweiß geraten, obwohl es im Zimmer nicht heiß war. Sein Gesicht bot einen furchtbaren, kläglichen Anblick, namentlich infolge des vergeblichen Bemühens, ruhig zu scheinen.

Seine Schuld war nun ungefähr bis auf die verhängnisvolle Zahl von Dreiundvierzigtausend gestiegen. Rostow war gerade dabei, eine Karte zurechtzumachen, mit der er ein Paroli von soeben gewonnenen dreitausend Rubeln bieten wollte, da schlug Dolochow mit dem Spiel Karten auf den Tisch, legte es hin, er-

griff die Kreide und begann schnell mit seiner deutlichen, kräftigen Handschrift, unter der die Kreide zerbröckelte, Kostows Schuld zusammenzuzählen.

„Soupieren, soupieren! Es ist Zeit! Da sind auch die Zigeuner!“ rief er.

Und wirklich traten bereits eine Anzahl von Männern und Frauen mit dunklen Gesichtern aus der Kälte herein und sagten etwas mit ihrer zigeunerhaften Aussprache. Nikolai sah, daß alles zu Ende war; aber er sagte in gleichmütigem Tone:

„Nun? Willst du nicht mehr? Und ich machte gerade eine so schöne Karte zurecht!“ Er tat, als interessiere ihn vor allem der Reiz des Spieles selbst.

„Es ist alles zu Ende; ich bin verloren!“ dachte er. „Jetzt bleibt mir nichts weiter übrig als eine Kugel vor den Kopf.“ Aber gleichzeitig sagte er in heiterem Tone:

„Na, noch eine Karte!“

„Gut,“ antwortete Dolochow, der mit der Addition fertig war, „gut! Um diese einundzwanzig Rubel,“ sagte er und wies auf die Zahl Einundzwanzig, welche einen Überschuß über die runde Zahl Dreiundvierzigtausend bildete. Er nahm das Spiel Karten zur Hand und machte sich bereit, die Karten abzuziehen. Kostow bog gehorsam die Ecke zurück und schrieb statt der ursprünglich beabsichtigten Zahl Sechstausend sorgfältig die Zahl Einundzwanzig hin.

„Das ist mir ganz gleich,“ sagte er dabei. „Mich interessiert es nur, zu wissen, ob diese Zehn gewinnen oder verlieren wird.“

Dolochow begann ganz ernst, die Karten abzuziehen. O, wie haßte Kostow in diesem Augenblicke diese roten Hände mit den kurzen Fingern und der starken Behaarung, die aus den Hemdärmeln sichtbar wurde, diese Hände, die ihn in ihrer Gewalt hielten . . . Die Zehn gewann.

„Sie sind mir dreiundvierzigtausend Rubel schuldig, Graf,“ sagte Dolochow, stand vom Tische auf und reckte die Glieder. „Man wird doch ganz müde von dem langen Sitzen,“ fügte er hinzu.

„Ja, ich bin auch recht müde,“ antwortete Kostow.

Dolochow unterbrach ihn, wie wenn er ihm bemerklich machen wollte, daß es sich für ihn nicht schide, so zu scherzen.

„Wann befehlen Sie, daß ich das Geld in Empfang nehme, Graf?“ fragte er.

Kostow wurde dunkelrot und rief Dolochow in ein anderes Zimmer.

„Ich bin nicht imstande, das Ganze sofort zu bezahlen; du wirst ja doch einen Wechsel von mir annehmen,“ sagte er.

„Höre mal, Kostow,“ erwiderte Dolochow, der ganz unverhohlen lächelte und ihm gerade ins Gesicht blickte, „du kennst das Sprichwort: Glück in der Liebe, Unglück im Spiel. Deine Cousine liebt dich; das weiß ich.“

„O, es ist furchtbar, sich so in der Gewalt dieses Menschen zu fühlen,“ dachte Kostow. Er wußte, welcher Schlag die Nachricht von diesem Spielverluste für seinen Vater und für seine Mutter sein werde; er wußte, welcher Schlag es für ihn sein würde, all dieser Scham und all diesem Kummer zu entgehen; und er wußte, daß Dolochow sich bewußt war, ihn von alledem befreien zu können; — und nun machte es diesem Menschen noch Vergnügen, mit ihm zu spielen wie die Katze mit der Maus.

„Deine Cousine . . .“ wollte Dolochow weiterreden, aber Nikolai unterbrach ihn:

„Meine Cousine hat hiermit nichts zu schaffen, und über sie ist hier nicht zu reden!“ schrie er wütend.

„Also wann kann ich das Geld in Empfang nehmen?“ fragte Dolochow.

„Morgen,“ antwortete Kostow und verließ das Zimmer.

## XV

**Z**u sagen: „Morgen“ und dabei den Ton des Anstandes zu bewahren, das war nicht schwer; aber dann nach Hause zu fahren, die Schwestern, den Bruder, die Mutter und den Vater wiederzusehen, das Geschehene zu bekennen und um Geld zu bitten, das er nach dem gegebenen Ehrenworte nicht beanspruchen konnte, das war furchtbar.

Zu Hause fand er seine Angehörigen noch munter. Die Jugend des Rostowschen Hauses saß nach der Rückkehr aus dem Theater und nach dem Abendessen am Klavier. Sowie Nikolai in den Saal trat, umfing ihn jene poetische Liebesatmosphäre, die in diesem Winter im Hause herrschte und sich jetzt nach Dolochows Antrage und dem Balle bei Fogel anscheinend über Sonjas und Nataschas Häuptern, wie die Luft vor einem Gewitter, noch mehr verdichtet hatte. Sonja und Natascha standen in den blauen Kleidern, mit denen sie im Theater gewesen waren, am Klavier, glücklich und lächelnd, ein paar hübsche Erscheinungen, die sich auch ihres hübschen Aussehens bewußt waren. Wjera spielte mit Schinschin im Salon Schach. Die alte Gräfin, die auf ihren Sohn und auf ihren Mann wartete, war ebendort damit beschäftigt, zusammen mit einer alten adligen Dame, die bei ihnen im Hause wohnte, Patience zu legen. Denisow saß mit blühenden Augen und wild zerzaustem Haare, das eine Bein nach hinten zurückgestellt, am Klavier, schlug mit seinen kurzen Fingern auf die Tasten, griff Akkorde und sang unter starker Verdrehung der Augen mit seiner nicht besonders starken, heiseren, aber richtig treffenden Stimme ein von ihm verfaßtes Gedicht: „Die Zauberin“, zu dem er eine Melodie zu finden bemüht war.

„O holde Zauberin, welch neuer Drang  
Treibt zur Musik mich, die mir fremd schon lang?

Das wirkt die Glut, die du in mir entzündet,  
Und die in Liedern sich und Tönen kündet."

So sang er mit leidenschaftlichem Ausdruck und blickte die erschrockene, aber glückselige Natascha mit seinen schwarzen Achat-  
augen an.

„Ausgezeichnet! Ganz prachtvoll!“ rief Natascha. „Nun noch die zweite Strophe!“ Sie hatte Nikolais Eintreten nicht bemerkt.

„Bei ihnen ist alles wie immer,“ dachte Nikolai, indem er auch in den Salon sah, wo er Wjera und seine Mutter nebst der alten Dame erblickte.

„Ach, da ist ja auch Nikolai!“ rief Natascha und lief auf ihn zu.

„Ist Papa schon zu Hause?“ fragte er.

„Wie freue ich mich, daß du gekommen bist!“ sagte Natascha, ohne auf seine Frage zu antworten. „Wir sind hier so vergnügt. Basili Dmitrijewitsch bleibt, um mir einen Gefallen zu tun, noch einen Tag länger hier; weißt du es schon?“

„Nein, Papa ist noch nicht nach Hause gekommen,“ sagte Sonja.

„Nikolai, bist du da? Komm doch her zu mir, mein lieber Junge!“ rief die Mutter aus dem Salon.

Nikolai ging zur Mutter hin, küßte ihr die Hand, setzte sich schweigend zu ihr an den Tisch und blickte nach ihren Händen hin, die die Karten bald an diesen, bald an jenen Platz legten. Vom Saale her erscholl Lachen und lustiges Reden; man konnte merken, daß die andern beiden auf Natascha einredeten.

„Na, schön, schön!“ rief Denisow. „Jetzt können Sie sich nun nicht mehr weigern. Sie sind uns die Barcarole schuldig, und ich bitte Sie inständig, sie nun zu singen.“

Die Gräfin blickte ihren schweigsamen Sohn an.

„Was ist dir?“ fragte sie ihn.

„Ach, gar nichts,“ antwortete er, als wenn ihm diese sich immer

wiederholende Frage schon langweilig würde. „Kommt Papa bald?“

„Ich meine wohl.“

„Bei ihnen ist alles wie immer. Sie ahnen nichts! Wo soll ich nur bleiben?“ dachte Nikolai und ging wieder in den Saal, wo das Klavier stand.

Sonja saß am Klavier und schickte sich an, das Vorspiel der Barcarole zu spielen, an welcher Denisow besonderes Gefallen fand. Natafscha machte sich bereit, zu singen. Denisow betrachtete sie mit entzückten Augen.

Nikolai begann im Saale auf und ab zu gehen.

„Was hat er bloß davon, sie zum Singen zu veranlassen! Ihr Singen hat ja keinen Wert. Da ist doch kein Vergnügen dabei,“ dachte Nikolai.

Sonja griff den ersten Akkord des Vorspiels.

„O Gott, ich bin ein verlorener, ein ehrloser Mensch. Eine Kugel vor den Kopf, das ist das einzige, was mir übrigbleibt. Was soll ich mit Gesang!“ dachte Nikolai. „Soll ich weggehen? Aber wohin? Es ist ja alles ganz gleich; mögen sie meinewegen singen!“

Nikolai fuhr fort, mit finsterner Miene im Saale auf und ab zu gehen, und blickte nach Denisow und den jungen Mädchen hin, vermied es aber, ihren Blicken zu begegnen.

„Was fehlt Ihnen denn, lieber Nikolai?“ schien Sonjas auf ihn gerichteter Blick zu fragen. Sie hatte sofort gesehen, daß ihm etwas zugestoßen war.

Nikolai wandte sich von ihr ab. Natafscha mit ihrem scharfen Spürsinn hatte ebenfalls den Gemütszustand ihres Bruders unverzüglich bemerkt. Bemerkt hatte sie ihn; aber ihr selbst war in diesem Augenblicke so fröhlich zumute, sie war so himmelweit von Gram, Kummer und Reue entfernt, daß sie (wie das bei jungen



Leuten nicht selten vorkommt) sich absichtlich selbst täuschte. „Nein, ich bin jetzt zu vergnügt, als daß ich mir meine fröhliche Stimmung durch das Mitleid mit fremdem Kummer verderben möchte,“ das war ihre Empfindung, und sie sagte sich: „Nein, ich irre mich gewiß; er ist wohl ebenso vergnügt wie ich.“

„Nun, Sonja!“ sagte sie und ging ganz in die Mitte des Saales, wo ihrer Meinung nach die Akustik am besten war.

Sie hob den Kopf in die Höhe und ließ die Arme wie leblos herunterhängen, in der Art, wie es die Ballettänzerinnen tun; dann trat sie mit einer energischen Bewegung von den Hacken auf die Zehenspitzen, ging so in der Mitte des Saales ein wenig umher und blieb stehen.

„Sehen Sie wohl, was ich kann?“ schien sie als Antwort auf den entzückten Blick Denisows zu sagen, der jede ihrer Bewegungen verfolgte.

„Vorüber freut sie sich nur!“ dachte Nikolai, indem er seine Schwester anblickte. „Daß sie dieses Treibens nicht überdrüssig wird und sich seiner nicht schämt!“

Natascha setzte mit der ersten Note ein; ihre Kehle weitete sich, die Brust trat heraus, die Augen nahmen einen ernsten Ausdruck an. Sie dachte in diesem Augenblicke an niemand und an nichts, und ihrem zu einem Lächeln zurechtgelegten Munde entströmten Töne, wie sie schließlich mit den gleichen Pausen und Intervallen ein jeder hervorbringen kann, die uns aber in tausend Fällen kalt lassen, um uns im tausendundersten zu erschüttern und zu Tränen zu rühren.

In diesem Winter hatte Natascha zum erstenmal ernstliche Gesangstudien betrieben, und namentlich deswegen, weil Denisow von ihrem Gesange entzückt war. Sie sang nun nicht mehr in kinderhafter Weise, ihr Gesang wies nicht mehr jenen komisch wirkenden Eifer auf wie früher; aber sie sang noch nicht gut, wie

das alle Sachkundigen sagten, die sie singen hörten. „Eine noch nicht ausgebildete, aber recht schöne Stimme,“ sagten alle. Aber sie sagten das gewöhnlich erst eine ziemliche Weile, nachdem ihre Stimme verstummt war. Solange diese unausgebildete Stimme mit dem unregelmäßigen Atemholen und den gezwungenen Übergängen ertönte, sagten selbst die Sachkundigen nichts und überließen sich lediglich dem Genusse dieser unausgebildeten Stimme und wünschten weiter nichts, als sie recht lange zu hören. In ihrer Stimme lag eine mädchenhafte Unberührtheit, eine Unkenntnis der eigenen Kraft und eine noch von keiner Ausbildung beeinflusste samtene Weichheit, Eigenschaften, die mit dem Mangel an eigentlicher Kunstfertigkeit so innig verschmolzen waren, daß es unmöglich schien, etwas an dieser Stimme zu ändern, ohne sie zu verderben.

„Was ist denn mit ihr?“ dachte Nikolai, als er ihre Stimme hörte, und öffnete weit die Augen. „Was ist mit ihr vorgegangen?“ dachte er. Und plötzlich verlor die ganze Welt für ihn jedes Interesse, und all sein Denken konzentrierte sich auf die Erwartung der folgenden Note, der folgenden musikalischen Phrase, und alles in der Welt ordnete sich in drei Takteile: „Oh, mio crudele affetto . . . Eins, zwei, drei . . . eins, zwei, drei . . . eins . . . Oh, mio crudele affetto . . . Eins, zwei, drei . . . eins. Ach, wie töricht ist unser ganzes Leben!“ dachte Nikolai. „All diese Dinge: Unglück und Geld und Dolchow und Bosheit und Ehre, das ist ja alles nur dummes Zeug . . . aber hier, das ist das Wahre, das Richtige . . . Brav, Natascha, du Liebe, Gute! . . . Wie sie wohl dieses H herausbringen wird? Gut getroffen! Gott sei Dank!“ Dabei hatte er selbst (ohne sich dessen bewußt zu werden, daß er mitfang), um dieses H zu verstärken, in der zweiten Stimme die Terz dieser hohen Note gesungen. „O Gott, wie schön! Habe ich es wirklich getroffen? Welch ein Glück!“ dachte er.

O, in wie schönen Schwingungen bebte diese Terz, und wie begann alles, was in Kostows Seele Gutes vorhanden war, sich zu regen! Und diese gute Regung hatte mit der ganzen Welt nichts zu tun und war höher und edler als die ganze Welt. „Was sind dagegen Spielverluste und Menschen wie Dolochow und Ehrenworte! Alles nur dummes Zeug! Man kann Mord und Diebstahl begehen und doch glücklich sein . . .“

## XVI

Seit langer Zeit hatte Kostow keinen so hohen Genuß von der Musik gehabt wie an diesem Tage. Aber sowie Natascha ihre Barkarole zu Ende gesungen hatte, kam ihm die Wirklichkeit wieder zum Bewußtsein. Ohne ein Wort zu sagen, verließ er den Saal und ging hinunter nach seinem Zimmer. Eine Viertelstunde später kam der alte Graf, vergnügt und zufrieden, aus dem Klub nach Hause. Sobald Nikolai ihn kommen hörte, ging er zu ihm.

„Nun, wie ist's? Hast du dich gut amüsiert?“ fragte Ilya Andrejewitsch und lächelte seinem Sohne mit stolzer Vaterfreude zu.

Nikolai wollte schon ja sagen; aber er vermochte es nicht: er war nahe daran, loszuschluchzen. Der Graf rauchte eine Pfeife an und bemerkte den Zustand seines Sohnes nicht.

„Ach was, es muß sein!“ dachte Nikolai mit raschem Entschlusse. Und schnell sagte er in einem ganz nachlässigen Tone, bei dem er sich selbst garstig und abscheulich vorkam, wie wenn er um die Kutsche zu Fahrten in der Stadt bäte, zu seinem Vater:

„Papa, ich komme mit einem Anliegen zu Ihnen. Ich hätte es beinahe vergessen. Ich brauche Geld.“

„Na, sieh einmal an!“ sagte der Vater, der sich in besonders

heiterer Stimmung befand. „Das hatte ich mir doch gleich gedacht, daß du nicht auskommen würdest. Hast du viel nötig?“

„Sehr viel,“ antwortete Nikolai errötend und mit einem dummen, lässigen Lächeln, das er sich nachher lange nicht verzeihen konnte. „Ich habe ein bißchen im Spiel verloren, das heißt, eigentlich viel, sogar sehr viel, dreiundvierzigtausend Rubel.“

„Was? An wen? . . . Du scherzest!“ rief der Graf, dessen Hals und Nacken sich auf einmal wie beim Schlagflusse mit dunkler Röte bedeckten, wie das bei alten Leuten nicht selten vorkommt.

„Ich habe versprochen, morgen zu zahlen,“ sagte Nikolai.

„Oh, oh!“ stöhnte der alte Graf, breitete entsetzt die Arme auseinander und sank kraftlos auf das Sofa nieder.

„Was ist zu machen? So etwas passiert ja schließlich jedem,“ sagte der Sohn in leichtfertigem, dreistem Tone, während er sich in seinem Herzen als einen nichtswürdigen Schurken betrachtete, der in seinem ganzen Leben sein Verbrechen nicht mehr werde gutmachen können. Es drängte ihn, seinem Vater die Hände zu küssen, ihn auf den Knien um Verzeihung zu bitten; aber trotzdem sagte er in lässigem und sogar grobem Tone, daß das einem jeden passiere!

Graf Ilja Andrejewitsch schlug, als er seinen Sohn dies sagen hörte, die Augen nieder und geriet in eilfertige Bewegung, als ob er etwas suchte.

„Ja gewiß,“ murmelte er vor sich hin. „Aber es wird schwer zu beschaffen sein, fürchte ich, sehr schwer . . . Das passiert ja schließlich jedem! Ja, ja, das passiert jedem . . .“

Der Graf streifte mit einem hastigen Blicke das Gesicht seines Sohnes und ging aus dem Zimmer. Nikolai war auf Widerstand gefaßt gewesen; aber dies hatte er in keiner Weise erwartet.

„Papa! Lieber Papa!“ rief er ihm schluchzend nach und eilte

hinter ihm her. „Verzeihen Sie mir!“ Er ergriff die Hand seines Vaters, drückte sie an seine Lippen und brach in Tränen aus.

★

Zur selben Zeit, wo Vater und Sohn diese Auseinandersetzung hatten, fand ein nicht minder wichtiges Gespräch zwischen Mutter und Tochter statt. Natascha kam in großer Aufregung zur Mutter gelaufen.

„Mama! . . . Mama! . . . Wissen Sie, was er getan hat?“

„Nun, was hat er denn getan?“

„Er hat mir . . . er hat mir einen Antrag gemacht. Mama! Mama!“ rief sie.

Die Gräfin traute ihren Ohren nicht. Denisow hatte einen Antrag gemacht, und wem? Dieser kleinen Krabbe Natascha, die noch vor kurzem mit Puppen gespielt hatte und noch jetzt Stunden nahm.

„Hör auf mit deinen Dummheiten, Natascha!“ erwiderte sie, immer noch in der Hoffnung, daß es ein Scherz sei.

„Aber ich bitte Sie, ‚Dummheiten‘! Was ich sage, ist voller Ernst!“ rief Natascha erregt. „Ich komme her, um zu fragen, was ich tun soll, und da sagen Sie zu mir, ich rede Dummheiten!“

Die Gräfin zuckte die Achseln.

„Wenn Herr Denisow dir wirklich einen Antrag gemacht hat, dann sage ihm, er wäre ein Narr. Punktum.“

„Nein, er ist kein Narr,“ entgegnete Natascha ernst und in gekränktem Tone.

„Nun also, was willst du eigentlich? Ihr seid ja jetzt alle verliebt. Nun, wenn du ihn liebst, dann heirate ihn!“ sagte die Gräfin, ärgerlich lachend. „Meinetwegen!“

„Nein, Mama, ich liebe ihn nicht; es ist bei mir wohl nicht die richtige Liebe.“

„Nun also, dann sage ihm das.“

„Mama, sind Sie böse? Seien Sie nicht böse, liebe Mama; ich habe ja doch nichts Schlechtes getan.“

„Nein, das hast du nicht, mein Kind. Aber was soll denn nun werden? Wenn du willst, so werde ich hingehen und es ihm sagen,“ antwortete die Gräfin lächelnd.

„Nein, ich will es selbst tun; sagen Sie mir nur, wie ich es machen soll. Sie nehmen das so leicht,“ fügte sie hinzu, als sie die Mutter lächeln sah. „Aber wenn Sie ihn gesehen hätten, als er mir das sagte! Ich weiß ja, daß er es eigentlich nicht sagen wollte; es fuhr ihm nur so heraus.“

„Nun, eine abschlägige Antwort muß er aber doch erhalten.“

„Ach nein, das möchte ich nicht. Er tut mir so leid! Er ist ein so netter Mensch!“

„Nun, dann nimm seinen Antrag an. Es ist sowieso die höchste Zeit, daß du dich verheiratest,“ sagte die Mutter ärgerlich und spöttisch.

„Nein, Mama, er tut mir so leid. Ich weiß nicht, wie ich es ihm sagen soll.“

„Du brauchst gar nichts zu sagen; ich will es ihm selbst mitteilen,“ sagte die Gräfin, die es verdroß, daß er sich erlaubt hatte, diesen Backfisch Natafcha wie eine erwachsene Dame zu behandeln.

„Nein, um keinen Preis, ich will es selbst tun; aber hören Sie, bitte, an der Tür zu!“ Und Natafcha lief durch den Salon hindurch wieder in den Saal, wo Denisow noch auf demselben Stuhle am Klavier saß und das Gesicht mit den Händen verbarg.

Bei dem Geräusche ihrer leichten Schritte sprang er auf.

„Natalja,“ sagte er, indem er mit schnellen Schritten auf sie zukam. „Entscheiden Sie mein Schicksal. Es liegt in Ihren Händen.“

„Wasili Dmitrijewitsch, Sie tun mir so leid! . . . Sie sind ein so

prächtiger Mensch . . . Aber es kann nicht sein . . . das, was Sie sagten . . . Aber ich werde Sie immer sehr gern haben.“

Denisow beugte sich über ihre Hand, und sie hörte sonderbare, ihr unverständliche Töne. Sie küßte ihn auf sein schwarzes, krauses, zerzaustes Haar. In diesem Augenblicke ließ sich das eilige Rascheln eines Frauenkleides vernehmen, und die Gräfin trat zu ihnen.

„Basili Dmitrijewitsch, ich danke Ihnen für die Ehre,“ sagte die Gräfin; sie war eigentlich nur verlegen; aber Denisow hatte den Eindruck, daß ihre Stimme streng klinge. „Aber meine Tochter ist noch so jung. Und ich hätte auch geglaubt, daß Sie als Freund meines Sohnes sich zuerst an mich wenden würden; dann hätten Sie mich nicht in die Notwendigkeit versetzt, Ihnen eine abschlägige Antwort zu erteilen.“

„Gräfin,“ begann Denisow mit niedergeschlagenen Augen und schuldberuhter Miene; er wollte noch etwas sagen, geriet aber ins Stocken.

Natascha vermochte nicht ruhig zu bleiben, als sie ihn in dieser bedauernswerten Lage sah. Sie begann laut zu schluchzen.

„Gräfin, ich muß Sie für den begangenen Fehler um Verzeihung bitten,“ fuhr Denisow in abgebrochener Redeweise fort. „Aber ich versichere Ihnen, ich verehere Ihre Tochter und Ihre ganze Familie so, daß ich zwei Leben für sie hingeben würde.“ Er blickte die Gräfin an und bemerkte den ernstesten, festen Ausdruck ihres Gesichtes. „Nun, dann leben Sie wohl, Gräfin,“ sagte er, küßte ihr die Hand und verließ, ohne Natascha anzusehen, mit schnellen, entschlossenen Schritten das Zimmer.

★

Am andern Tage nahm Kostow an einem Abschiedsfeste für Denisow teil, der nun auch nicht einen Tag länger in Moskau

bleiben mochte. Dieses Abschiedsfest veranstalteten Denisows sämtliche Moskauer Freunde für ihn bei den Zigeunern, und er konnte sich nachher nicht erinnern, wie er in den Schlitten gelegt war und wie er die drei ersten Stationen zurückgelegt hatte.

Nach Denisows Abreise verbrachte Kostow noch zwei Wochen in Moskau, da er auf das Geld warten mußte, das der alte Graf nicht sogleich zusammenbringen konnte. Während dieser Zeit ging er nicht aus dem Hause und hielt sich vorzugsweise in dem Zimmer der jungen Mädchen auf.

Sonja benahm sich gegen ihn noch zärtlicher und hingebungsreicher als früher. Sie schien ihm zeigen zu wollen, daß sein Spielverlust in ihren Augen eine Großtat war, um derentwillen sie ihn jetzt nur noch mehr liebe; aber Nikolai hielt sich jetzt ihrer für unwürdig.

Er schrieb den jungen Mädchen eine Menge Verse und Noten in die Albums, und als er endlich die ganzen dreiundvierzigtausend Rubel hatte abschicken können und Dolochows Quittung erhalten hatte, reiste er, ohne von einem seiner Bekannten Abschied genommen zu haben, ab, um sein Regiment einzuholen, das schon in Polen stand.

---



## Fünfter Theil

### I

**N**achdem Pierre jene Auseinandersetzung mit seiner Frau gehabt hatte, fuhr er nach Petersburg. Auf der Station in Lorschof waren keine Pferde zu haben, oder der Postmeister wollte ihm keine geben. Pierre mußte warten. Ohne sich auszukleiden, streckte er sich auf ein ledernes Sofa, vor dem ein runder Tisch stand, legte seine großen, in warmen Stiefeln steckenden Füße auf den Tisch und überließ sich seinen Gedanken.

„Befehlen Sie, daß ich die Koffer hereinbringe? Soll ich das Bett aufschlagen? Befehlen Sie Tee?“ fragte der Kammerdiener.

Pierre antwortete nicht, weil er nichts hörte und nichts sah. Er war schon auf der vorigen Station ins Nachdenken hineingeraten und dachte nun immer noch an denselben Gegenstand, an einen so wichtigen Gegenstand, daß er für das, was um ihn herum vorging, gar keine Aufmerksamkeit übrig hatte. Ob er früher oder später nach Petersburg kam, und ob er auf dieser Station einen geeigneten Platz finden werde, um sich zu erholen, oder nicht, das interessierte ihn nicht im geringsten; ja, es war ihm sogar im Vergleich mit den wichtigen Gedanken, die ihn jetzt beschäftigten, ganz gleichgültig, ob er auf dieser Station ein paar Stunden oder sein ganzes Leben werde zubringen müssen.

Der Postmeister, die Frau des Postmeisters, der Kammerdiener und eine Frau, die mit Produkten der Industrie von Lorschof, Posamentierwaren und dergleichen, handelte, kamen abwechselnd zu ihm ins Zimmer und boten ihm ihre Dienste an. Ohne die Lage seiner hochgehobenen Beine zu ändern, sah Pierre diese Menschen durch seine Brille an und begriff nicht, worauf

ihr Verlangen gerichtet sein konnte, und wie sie alle überhaupt leben konnten, ohne über die Fragen ins Klare gekommen zu sein, die ihn beschäftigten. Es beschäftigten ihn aber immer ein und dieselben Fragen gleich von dem Tage an, als er nach dem Duell aus Sokolniki zurückgekehrt war und die erste qualvolle, schlaflose Nacht verbracht hatte; jetzt aber, bei dem Alleinsein auf der Reise, hielten sie ihn mit ganz besonderer Gewalt in ihrem Banne. Und wenn er auch an irgendwelche anderen Dinge zu denken versuchte, er kehrte doch immer zu diesen selben Fragen zurück, die zu lösen er nicht imstande war, und die er doch, wie unter einem Zwange stehend, nicht umhin konnte sich fortwährend vorzulegen. Es war, als ob in seinem Kopfe jene Hauptschraube, die seinem ganzen Leben den Halt gab, überdreht worden wäre. Die Schraube ging nicht weiter hinein, sie ging auch nicht heraus, sondern sie drehte sich, ohne etwas zu fassen, immer in derselben Windung herum, und doch mußte, mußte er sie immerzu herumdrehen.

Der Postmeister kam herein und bat demütig, Seine Erlaucht möge doch nur noch zwei Stündchen warten; nach Ablauf derselben würde er Seiner Erlaucht nötigenfalls Kurierpferde beschaffen, möge für ihn selbst daraus entstehen, was da wolle! Der Postmeister log offenbar und wollte nur von dem Reisenden eine Zuzahlung erlangen.

„Ist dieses Verfahren schlecht oder gut?“ fragte sich Pierre. „Für mich ist es gut; für einen andern Reisenden ist es schlecht, und für den Postmeister selbst ist es ein Ding der Notwendigkeit, weil es ihm sonst an den Existenzmitteln mangeln würde. Er erzählte, ein Offizier habe ihn deswegen durchgeprügelt. Nun, der Offizier hat ihn deswegen durchgeprügelt, weil er schnell weiterreisen wollte; und ich habe auf Dolochow deswegen geschossen, weil ich mich für beleidigt hielt; und Ludwig den Sech-

zehnten haben sie hingerichtet, weil sie ihn für einen Verbrecher hielten; und ein Jahr darauf wurden diejenigen getödtet, die ihn hingerichtet hatten, auch mit irgendwelcher Begründung. Was ist schlecht? Was ist gut? Was muß man lieben, was hassen? Zu welchem Zwecke soll man leben, und was bin ich eigentlich? Was ist das Leben? Was ist der Tod? Was ist es für eine Kraft, von der alles regiert wird?" So fragte er sich.

Und es gab auf keine dieser Fragen eine Antwort, außer einer unlogischen Antwort, die eigentlich gar keine Antwort auf diese Fragen war. Diese Antwort lautete: „Wenn du stirbst, dann haben alle diese Fragen ein Ende. Wenn du stirbst, so wirst du entweder alles erfahren, oder du wirst nicht mehr fragen.“ Aber auch das Sterben selbst war etwas so Furchtbares.

Die Händlerin aus Lorschhof bot ihm mit winselnder Stimme ihre Ware an, namentlich ziegenlederne Pantoffeln. „Ich habe viele hundert Rubel, mit denen ich nichts anzufangen weiß, und sie steht im zerrissenen Pelz da und blickt mich schüchtern an,“ dachte Pierre. „Wozu möchte sie denn aber Geld haben? Als ob das Geld auch nur im geringsten zu ihrem Glücke und zu ihrem Seelenfrieden beitragen könnte! Kann denn irgend etwas in der Welt bewirken, daß wir, sie und ich, der Gewalt des Bösen und des Todes minder unterworfen sind? Des Todes, der allem ein Ende macht, und der mit Sicherheit heute oder morgen kommen wird, das heißt im Vergleich mit der Ewigkeit: im nächsten Augenblick.“ Und er drückte wieder auf die Schraube, die nicht faßte, und die Schraube drehte sich immer in der gleichen Weise auf demselben Flecke.

Sein Diener reichte ihm ein bis zur Hälfte aufgeschnittenes Buch, einen Roman in Briefen, von Madame Souza. Er begann von den Leiden und dem tugendhaften Kampfe einer gewissen Amélie de Mansfeld zu lesen. „Aber warum kämpfte sie denn

gegen ihren Verführer," dachte er, „wenn sie ihn doch liebte? Gott konnte doch nicht in ihre Seele einen Trieb hineingelegt haben, der seinem Willen zuwiderlief. Meine frühere Frau hat nicht gekämpft, und vielleicht hat sie darin recht gehandelt.“ — „Keine Wahrheit ist gefunden," sagte sich Pierre wieder, „keine Wahrheit ist erforscht. Das einzige, was wir wissen können, ist, daß wir nichts wissen. Und das ist nun die höchste Stufe der menschlichen Weisheit!"

Alles in seinem eigenen Innern und um ihn herum erschien ihm wirr, sinnlos und ekelhaft. Aber gerade in diesem Ekel gegen alles, was ihn umgab, fand Pierre einen eigenartigen, aufregenden Genuß.

„Ich bitte Euer Erlaucht untertänigst, für diesen Herrn ein klein wenig Platz zu machen," sagte der Postmeister, der ins Zimmer trat und einen andern Reisenden mit sich hereinführte, welcher ebenfalls durch den Mangel an Pferden zu einem unfreiwilligen Aufenthalte genötigt war.

Dieser Reisende war ein untersehter, breitschultriger, alter Mann, mit gelblicher Hautfarbe, vielen Runzeln und mit grauen, überhängenden Brauen über blihenden Augen von unbestimmtem Grau.

Pierre nahm die Füße vom Tische herunter, stand auf und legte sich auf das Bett, das der Kammerdiener für ihn aufgeschlagen hatte; ab und zu warf er einen Blick nach dem neuen Ankömmling hin, der mit müder, finsterner Miene, ohne nach Pierre hinzusehen, unter Beihilfe eines Dieners sich schwerfällig auskleidete und dann einen abgetragenen, mit Nanking überzogenen Schafpelz anlegte und Filzstiefel auf die mageren, knochigen Beine zog. So setzte er sich auf das Sofa, legte seinen sehr großen, in den Schläfen breiten, kurzgeschorenen Kopf gegen die Rücklehne und blickte nun Besuchow an. Der ernste, fluge, durch-

dringende Ausdruck dieses Blickes überraschte Pierre. Es wurde in ihm der Wunsch rege, mit dem Fremden in ein Gespräch zu kommen; aber als er sich eben mit einer Frage nach dem Wege an ihn wenden wollte, schloß dieser bereits die Augen, faltete die runzeligen, alten Hände (an einem Finger der einen Hand steckte ein großer gußeiserner Ring mit der Darstellung einer Alraunwurzel) und blieb nun in dieser Haltung sitzen, ohne sich zu rühren, entweder um sich zu erholen, oder, wie es Pierre vorkam, in ruhiges, tiefes Nachdenken versunken. Der Diener des Reisenden war ebenfalls ein ganz mit Runzeln überdeckter alter Mann von gelblicher Hautfarbe, ohne allen Bart, und zwar hatte er diesen offenbar nicht abrasiert, sondern es war ihm nie einer gewachsen. Behende packte der alte Diener ein Reisekästchen aus, machte den Tischtisch zurecht und brachte einen mit siedendem Wasser gefüllten Samowar herein. Als alles fertig war, öffnete der Reisende die Augen, rückte an den Tisch heran und goß sich ein Glas Tee ein; ein anderes goß er für den bartlosen Diener ein und reichte es ihm hin. Pierre fühlte eine gewisse Unruhe und ein Verlangen, ja einen unwiderstehlichen Drang, mit diesem Reisenden ein Gespräch anzuknüpfen.

Der Diener brachte sein geleertes, umgestülptes Glas, sowie das ihm gegebene Stück Zucker, von dem er nur ein wenig abgebissen hatte, wieder zurück und fragte seinen Herrn, ob er noch etwas wünsche.

„Nein,“ antwortete der Reisende. „Gib mir das Buch.“

Der Diener reichte ihm ein Buch, welches Pierre nach seinem Äußeren für ein religiöses hielt, und der Reisende vertiefte sich in die Lektüre desselben. Pierre betrachtete ihn. Auf einmal machte der Reisende, nachdem er ein Lesezeichen hineingelegt hatte, sein Buch wieder zu und legte es beiseite; dann schloß er von neuem die Augen, lehnte sich auf dem Sofa zurück und saß

in derselben Haltung da wie vorher. Pierre sah ihn an und hatte nicht Zeit, wieder fortzusehen, als der Alte plötzlich die Augen öffnete und seinen festen, ernstesten Blick gerade auf Pierres Gesicht heftete.

Pierre fühlte sich verlegen und wollte diesem Blicke ausweichen; aber die glänzenden Augen des alten Mannes übten auf ihn eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus.

## II

**W**enn ich nicht irre, habe ich das Vergnügen, mit dem Grafen Besuchow zu sprechen," sagte der Reisende langsam mit lauter Stimme.

Pierre schwieg und blickte den Redenden durch die Brille fragend an.

„Ich habe von Ihnen und von dem Unglück, das Sie betroffen hat, gehört, mein Herr," fuhr der Reisende fort. (Er legte einen besonderen Ton auf das Wort „Unglück“, wie wenn er sagen wollte: „Tawohl, ein Unglück ist es, mögen Sie es nennen, wie Sie wollen; ich weiß, daß das, was Ihnen in Moskau begegnet ist, ein Unglück war.“) „Ich bedauere Sie sehr deswegen, mein Herr.“

Pierre wurde rot; er nahm hastig die Beine vom Bette herunter und beugte sich mit einem gezwungenen, schüchternen Lächeln zu dem Alten hin.

„Ich habe das nicht aus Neugier Ihnen gegenüber erwähnt, mein Herr, sondern aus sehr wichtigen Gründen.“

Er schwieg eine Weile, ohne seinen Blick von Pierre wegzuwenden, und rückte auf dem Sofa zur Seite, indem er durch diese Bewegung Pierre einlud, sich neben ihn zu setzen. Diesem war es unangenehm, gerade hierüber mit dem alten Manne ein

Gespräch zu führen; aber doch gehorchte er ihm unwillkürlich, ging zu ihm hin und setzte sich neben ihn.

„Sie sind unglücklich, mein Herr,“ fuhr der Alte fort. „Sie sind jung, und ich bin alt. Ich möchte Ihnen gern hilfreich sein, soweit es in meinen Kräften steht.“

„Sie sind sehr gütig,“ erwiderte Pierre mit gezwungenem Lächeln. „Ich bin Ihnen sehr dankbar . . . Von wo kommen Sie jetzt?“

Das Gesicht des Fremden war nicht freundlich, vielmehr im Gegenteil kalt und streng; aber trotzdem übten die Worte und die Miene dieses neuen Bekannten auf Pierre eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus.

„Aber wenn Ihnen das Gespräch mit mir aus irgendwelchen Gründen unangenehm ist,“ sagte der Alte, „so bitte ich Sie, es offen zu sagen, mein Herr.“

Und auf einmal überzog ganz überraschend ein väterlich freundliches Lächeln sein Gesicht.

„Ach nein, durchaus nicht; im Gegenteil, ich freue mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen,“ antwortete Pierre. Dabei blickte er noch einmal nach den Händen seines neuen Bekannten und betrachtete den Ring aus größerer Nähe. Er erblickte auf ihm die Uraunwurzel, ein Emblem der Freimaurerei.

„Gestatten Sie mir die Frage,“ sagte er, „sind Sie Freimaurer?“

„Ja, ich gehöre zu dieser Bruderschaft,“ antwortete der Reisende und schaute seinem Gegenüber immer tiefer und tiefer in die Augen. „Und sowohl in meinem eigenen Namen als auch im Namen der Bruderschaft strecke ich Ihnen die Bruderhand entgegen.“

„Ich fürchte nur,“ erwiderte lächelnd Pierre, welcher zwischen dem Vertrauen, das ihm die Persönlichkeit des Freimaurers ein-

flößte, und der Gewohnheit, über die Glaubenssätze der Freimaurer zu spotten, schwankte, „ich fürchte nur, daß ich gar zu weit von einem richtigen Verständnis entfernt bin . . . wie soll ich mich ausdrücken . . . ich fürchte, daß meine Anschauungsweise in bezug auf das Weltall der Ihrigen so schroff entgegengesetzt ist, daß wir einander nicht werden verstehen können.“

„Ihre Anschauungsweise ist mir wohlbekannt,“ erwiderte der Freimaurer, „und diese Ihre Anschauungsweise, die Sie für ein Produkt Ihrer Geistesarbeit halten und als solche ausgeben, ist die Anschauungsweise der allermeisten Menschen, das bei allen gleiche Resultat des Stolzes, der Trägheit und der Unwissenheit. Nehmen Sie mir das nicht übel, mein Herr; aber wenn ich diese Ihre Anschauungsweise nicht kennte, hätte ich gar kein Gespräch mit Ihnen angeknüpft. Ihre Anschauungsweise ist eine traurige Verirrung.“

„Mit demselben Rechte kann ich glauben, daß Sie sich im Irrtum befinden,“ sagte Pierre mit einem schwachen Lächeln.

„Ich werde nie zu behaupten wagen, daß ich die Wahrheit kennte,“ entgegnete der Freimaurer, über dessen bestimmte, feste Redeweise Pierre immer mehr in Erstaunen geriet. „Niemand kann für sich allein zur Wahrheit gelangen; nur Stein auf Stein, unter Mitwirkung aller, durch Millionen von Geschlechtern seit dem Urvater Adam bis auf unsere Zeit, wird jener Tempel errichtet, der eine würdige Stätte Gottes des Allerhöchsten sein soll,“ sagte der Freimaurer und schloß die Augen.

„Ich muß Ihnen sagen, ich glaube nicht . . . ich glaube nicht an Gott,“ erwiderte Pierre mit Anstrengung und einem gewissen Bedauern; aber er fühlte die Notwendigkeit, die ganze Wahrheit zu sagen.

Der Freimaurer blickte Pierre aufmerksam an und lächelte, wie ein Reicher, welcher Millionen besitzt, einem armen Menschen zu-



lächeln würde, der ihm gestände, daß er, der arme Mensch, nicht fünf Rubel habe, die doch zu seinem Glücke ausreichend sein würden.

„Ja, Sie kennen Ihn nicht, mein Herr,“ sagte der Freimaurer. „Sie können Ihn nicht kennen. Sie kennen Ihn nicht, und darum sind Sie unglücklich.“

„Ja, ja, ich bin unglücklich,“ bestätigte Pierre. „Aber was soll ich denn tun?“

„Sie kennen Ihn nicht, mein Herr,“ erwiderte der Freimaurer, „und daher sind Sie so unglücklich. Sie kennen Ihn nicht, und doch ist Er hier, Er ist in mir, Er ist in meinen Worten, Er ist in dir und sogar in den frevelhaften Äußerungen, die du soeben tatest!“ Seine Stimme hatte einen strengen Klang und bebte.

Er schwieg einen Augenblick und seufzte, sichtlich bemüht, seine Ruhe wiederzugewinnen.

„Wenn Er nicht wäre,“ fuhr er dann leise fort, „so würde ich mit Ihnen nicht von Ihm haben reden können, mein Herr. Wovon und von wem haben wir geredet? Wessen Dasein hast du bestritten?“ sagte er plötzlich mit schwärmerischem Ernste und gewaltigem Nachdruck. „Wer könnte Ihn erdenken, wenn Er nicht existierte? Woher rührt in deiner Seele die Ahnung, daß es ein solches unbegreifliches Wesen gibt? Wie bist du und die ganze Welt überhaupt zu der Vorstellung von der Existenz eines solchen unbegreiflichen Wesens gekommen, eines allmächtigen, ewigen, in allen seinen Eigenschaften unendlichen Wesens? . . .“

Er hielt inne und schwieg lange. Pierre konnte und wollte dieses Stillschweigen nicht unterbrechen.

„Er ist; aber Ihn zu begreifen, ist schwer,“ begann der Freimaurer von neuem; er blickte jetzt nicht Pierre ins Gesicht, sondern vor sich hin, und seine alten Hände, die sich vor innerer Erregung nicht ruhig halten konnten, schlugen die Blätter des

Buches um. „Wenn es sich um einen Menschen handelte, dessen Existenz du in Zweifel zögest, so würde ich diesen Menschen zu dir führen, ihn an der Hand fassen und dir zeigen. Aber wie kann ich, ein armseliger Sterblicher, Seine ganze Allmacht, Seine ganze Ewigkeit und Seine ganze Güte jemandem zeigen, der blind ist oder die Augen schließt, um Ihn nicht zu sehen und nicht zu begreifen, und um sich nicht der eigenen Schändlichkeit und Lasterhaftigkeit in ihrem ganzen Umfange bewußt zu werden?“ Er machte eine Pause. „Wer bist du? Was bist du? Du bildest dir ein, weise zu sein, weil du jene frevelhaften Äußerungen hast tun können,“ sagte er mit finsterem, verächtlichem Lächeln; „aber in Wirklichkeit bist du einfältiger und unverständiger als ein kleines Kind, das mit den Teilen einer kunstvoll gearbeiteten Uhr spielt und sich erdreistet zu sagen, da es die Bestimmung dieser Uhr nicht verstehe, so könne es auch nicht an einen Meister glauben, der sie gemacht habe. Ja, Ihn zu erkennen ist schwer. Jahrtausendlang, vom Urvater Adam bis auf unsere Zeit, arbeiten wir daran, Ihn zu erkennen, und sind noch immer unendlich weit von der Erreichung dieses Zieles entfernt; aber in Seiner Unbegreifbarkeit sehen wir nur unsere Schwachheit und Seine Erhabenheit.“

Mit bebendem Herzen und leuchtenden Augen blickte Pierre dem Freimaurer ins Gesicht und hörte ihm zu; er unterbrach ihn nicht und fragte ihn nicht; aber er glaubte mit ganzer Seele das, was ihm dieser fremde Mann sagte. Glaubte er nun den Vernunftbeweisen, die in den Worten des Freimaurers enthalten waren, oder glaubte er, wie es Kinder tun, dem Tone der festen Überzeugung, dem herzlichen Klange seiner Rede, dem Zittern der Stimme, das ihn mitunter beinahe am Weitersprechen hinderte, oder diesen blitzenden Greisenaugen, die in derselben unwandelbaren Überzeugung alt geworden waren, oder dieser

Ruhe, dieser Festigkeit, diesem Bewußtsein der eigenen Bestimmung, Eigenschaften, die aus dem ganzen Wesen des Freimaurers hervorleuchteten und auf Pierre im Gegensatz zu seiner eigenen Niedergeschlagenheit und Hoffnungslosigkeit einen besonders imponierenden Eindruck machten; jedenfalls hegte er von ganzem Herzen den Wunsch, zu glauben, und empfand ein freudiges Gefühl der Beruhigung, der geistigen Wiedergeburt und der Rückkehr zum Leben.

„Er wird nicht mit dem Verstande begriffen, sondern durch das Leben,“ sagte der Freimaurer.

„Ich verstehe nur nicht . . .“ erwiderte Pierre, der voll Bangigkeit fühlte, daß ein Zweifel in seiner Seele rege wurde. Er fürchtete, daß die Beweise des Freimaurers sich als unklar und unzulänglich herausstellten und er dann nicht imstande wäre, ihm zu glauben. „Ich verstehe nur nicht,“ sagte er, „warum der menschliche Verstand nicht fähig sein soll, zu der Erkenntnis zu gelangen, von der Sie reden.“

Der Freimaurer lächelte in seiner milden, väterlichen Weise.

„Die höchste Weisheit und Wahrheit ist gleichsam eine ganz reine Flüssigkeit, die wir in uns aufzunehmen wünschen,“ sagte er. „Wenn ich nun ein unreines Gefäß bin und diese reine Flüssigkeit in mich aufnehme, kann ich dann über ihre Reinheit urteilen? Nur durch innere Reinigung meiner selbst kann ich die aufgenommene Flüssigkeit bis zu einem gewissen Grade rein erhalten.“

„Ja, ja, so ist es,“ rief Pierre freudig.

„Die höchste Wahrheit beruht nicht auf dem Verstande allein, nicht auf den weltlichen Wissenschaften, wie Physik, Geschichte, Chemie usw., in welche das Verstandeswissen zerfällt. Die höchste Weisheit ist eine einheitliche. Die höchste Weisheit umfaßt nur eine Wissenschaft, die Wissenschaft des Alls, diejenige Wissen-

schaft, die den ganzen Weltenbau erklärt und den Platz, den darin der Mensch einnimmt. Um diese Wissenschaft in sich aufzunehmen, ist es notwendig, seinen inneren Menschen zu reinigen und zu erneuern, und darum muß man, ehe man zu wissen versucht, vorher glauben und sich vervollkommen. Und damit wir diese Ziele erreichen können, ist in unsere Seele ein göttliches Licht gelegt, welches Gewissen genannt wird."

„Ja, ja,“ stimmte Pierre bei.

„Betrachte mit den Augen des Geistes deinen inneren Menschen und frage dich selbst, ob du mit dir zufrieden bist. Was hast du dadurch erreicht, daß du dich durch den Verstand allein führen ließeßt? Was für ein Mensch bist du? Sie sind jung, mein Herr, Sie sind reich, klug, gebildet. Was haben Sie mit allen diesen Ihnen verliehenen Gütern gemacht? Sind Sie mit sich und mit Ihrem Leben zufrieden?“

„Nein, ich hasse mein Leben,“ sprach Pierre mit zusammengezogenen Augenbrauen vor sich hin.

„Du hassst es; so ändere es denn, reinige dich, und in gleichem Maße mit der fortschreitenden Reinigung wirst du die Weisheit erkennen. Werfen Sie einen Blick auf Ihr Leben, mein Herr. Wie haben Sie es verbracht? In tollen Orgien und arger Sittenlosigkeit, indem Sie alles von der Gesellschaft empfangen und ihr nichts zurückgaben. Es ist Ihnen Reichtum zuteil geworden: wie haben Sie ihn benützt? Was haben Sie für Ihren Nächsten getan? Haben Sie an die vielen Tausende Ihrer Knechte gedacht, ihnen leiblich und geistig geholfen? Nein. Sie haben den Ertrag ihrer Arbeit dazu benützt, ein ausschweifendes Leben zu führen. Das ist's, was Sie getan haben. Haben Sie sich eine Stelle im Staatsdienst gesucht, wo Sie Ihrem Nächsten Nutzen bringen könnten? Nein. Sie haben Ihr Leben in Müßiggang hingebracht. Dann haben Sie geheiratet, mein Herr; Sie haben die Verant-

wortung auf sich genommen, ein junges Weib zu leiten; und was haben Sie getan? Sie haben ihr nicht geholfen, mein Herr, den Weg der Wahrheit zu finden, sondern haben sie in den Abgrund der Lüge und des Unglücks hinabgestürzt. Es hat Sie ein Mensch beleidigt, und Sie haben ihn schwer verwundet. Und da sagen Sie nun, daß Sie Gott nicht kennen, und daß Sie Ihr Leben hassen! Dabei ist nichts verwunderlich, mein Herr!"

Nach diesen Worten legte sich der Freimaurer, wie von dem langen Reden ermüdet, wieder an die Sofalehne zurück und schloß die Augen. Pierre betrachtete sein ernstes, unbewegliches, altes, fast leichenartiges Gesicht und bewegte lautlos die Lippen. Er wollte sagen: „Ja, mein Leben ist ein schändliches, trübes, sittenloses gewesen“; aber er wagte nicht, das Stillschweigen zu unterbrechen.

Der Freimaurer hustete heiser in greisenhafter Art und rief seinen Diener.

„Wie steht's mit Pferden?“ fragte er, ohne Pierre anzusehen.

„Es sind Relaispferde gebracht worden,“ antwortete der Diener. „Aber wollen Sie sich nicht noch ein Weilchen erholen?“

„Nein, laß anspannen.“

„Er wird doch nicht wegfahren und mich hier allein lassen, ohne seine Auseinandersetzung völlig zu Ende geführt und mir Hilfe zugesagt zu haben?“ dachte Pierre; er stand auf und begann mit gesenktem Kopfe, ab und zu nach dem Freimaurer hinblickend, im Zimmer hin und her zu gehen. „Ja, ich habe darüber nicht nachgedacht; aber ich habe in der That ein verachtungswürdiges, ausschweifendes Leben geführt. Jedoch gern habe ich dieses Leben nicht gehabt, und ich habe eigentlich nicht so leben wollen,“ dachte er. „Aber dieser Mann kennt die Wahrheit, und wenn er wollte, könnte er sie mir enthüllen.“

Pierre wollte dies dem Freimaurer sagen, wagte es aber nicht.

Der Reisende packte mit seinen alten Händen, denen diese Tätigkeit offenbar geläufig war, seine Sachen zusammen und knöpfte seinen Schafpelz zu. Als er damit fertig war, wandte er sich an Besuchow und sagte zu ihm in gleichgültig höflichem Tone:

„Wohin reisen Sie jetzt, mein Herr?“

„Ich? . . . Ich fahre nach Petersburg,“ antwortete Pierre; seine Stimme klang kindlich unsicher. „Ich danke Ihnen. Ich bin in allen Stücken Ihrer Ansicht. Aber glauben Sie nicht, daß ich ein so schlechter Mensch bin. Ich wünsche von ganzer Seele, so zu sein, wie ich nach Ihrer Weisung sein soll. Aber ich habe bisher bei niemand Beihilfe dazu gefunden . . . Ubrigens bin ich selbst in erster Linie daran schuld. Helfen Sie mir; unterweisen Sie mich; und vielleicht werde ich . . .“

Pierre konnte nicht weitersprechen; es folgten nur unartifizierte Töne der Nase, und er wandte sich ab.

Der Freimaurer schwieg lange und schien etwas zu überlegen.

„Volle Hilfe kann nur Gott gewähren,“ sagte er dann; „aber dasjenige Maß von Hilfe, welches unser Orden zu erweisen vermag, wird er Ihnen zukommen lassen, mein Herr. Sie fahren nach Petersburg; übergeben Sie dies dem Grafen Willarski.“ (Er zog ein Taschenbuch heraus und schrieb einige Worte auf ein großes, vierfach zusammengefaltetes Blatt Papier.) „Gestatten Sie mir, Ihnen noch einen Rat zu geben. Wenn Sie nach der Residenz kommen, so widmen Sie die erste Zeit der Einsamkeit und der Selbstprüfung, und begeben Sie sich nicht auf Ihre früheren Lebenswege. Und nun wünsche ich Ihnen glückliche Reise, mein Herr,“ schloß er, da er bemerkte, daß sein Diener ins Zimmer trat, „und gutes Gelingen.“

Der Reisende war, wie Pierre aus dem Buche des Postmeisters ersah, Osip Alexejewitsch Wasdziejew, einer der bekanntesten Freimaurer und Martinisten, noch aus der Zeit Nowikows her. Noch

lange nach der Abreise desselben ging Pierre in dem Passagierzimmer auf und ab: er legte sich nicht schlafen, er fragte nicht nach Pferden, er überdachte seine lasterhafte Vergangenheit, und von dem Gedanken an seine bevorstehende geistige Wiedergeburt begeistert, malte er sich seine glückselige, vorwurfsfreie, tugendhafte Zukunft aus, deren Herbeiführung ihm so leicht schien. Er war seiner Anschauung nach nur deshalb lasterhaft gewesen, weil er gewissermaßen zufällig vergessen gehabt hatte, wie gut es war, tugendhaft zu sein. Von den früheren Zweifeln war in seiner Seele auch nicht die Spur zurückgeblieben. Er glaubte fest an die Möglichkeit eines Bundes, in welchem sich Menschen mit der Absicht vereinigten, sich gegenseitig auf dem Wege der Tugend zu unterstützen, und als ein solcher Bund erschien ihm der Freimaurerorden.

## III

Als Pierre in Petersburg angelangt war, benachrichtigte er niemand von seiner Ankunft, ließ sich nirgends blicken und verbrachte ganze Tage mit der Lektüre des Thomas a Kempis; dieses Buch war ihm von einem unbekanntem Absender zugegangen. Wenn Pierre in diesem Buche las, hatte er stets dieselbe Empfindung: er empfand den ihm bisher noch unbekanntem Genuß, an die Möglichkeit einer Erreichung der Vollkommenheit und an die Möglichkeit einer werktätigen Bruderliebe unter den Menschen zu glauben; daß dies beides möglich war, dafür hatte ihm Dsij Alexejewitsch die Augen geöffnet. Eine Woche nach seiner Ankunft trat eines Abends der junge polnische Graf Willarski, welchen Pierre aus dem Petersburger gesellschaftlichen Leben oberflächlich kannte, zu ihm ins Zimmer, mit derselben offiziellen, feierlichen Miene, mit welcher vor einiger Zeit Dolochow's Sekundant zu ihm gekommen war. Nachdem Willarski

sorgfältig die Thür hinter sich zugemacht und sich überzeugt hatte, daß außer Pierre niemand im Zimmer war, wandte er sich zu ihm.

„Ich komme mit einem Auftrage und mit einem Anerbieten zu Ihnen, Graf,“ sagte er, ohne sich zu setzen. „Eine in unserer Brüderschaft sehr hochgestellte Persönlichkeit hat Ihre Aufnahme unter Wegfall der üblichen Frist befürwortet und mich ersucht, Ihr Bürge zu sein. Ich halte es für meine heilige Pflicht, den Wunsch dieser Persönlichkeit zu erfüllen. Wünschen Sie unter meiner Bürgschaft in die Brüderschaft der Freimaurer einzutreten?“

Der kühle, ernste Ton dieses Mannes, welchen Pierre fast stets auf Väallen, mit einem liebenswürdigen Lächeln auf den Lippen, in der Gesellschaft der glänzendsten Frauen gesehen hatte, war für Pierre überraschend.

„Ja, es ist mein Wunsch,“ antwortete Pierre.

Willarski neigte den Kopf.

„Noch eine Frage, Graf,“ fuhr er fort, „auf die ich Sie bitte mir nicht als künftiger Freimaurer, sondern als Ehrenmann (galant homme) mit aller Aufrichtigkeit zu antworten: haben Sie sich von Ihren früheren Anschauungen losgemacht, glauben Sie an Gott?“

Pierre dachte nach.

„Ja . . . ja, ich glaube an Gott,“ erwiderte er dann.

„Wenn dem so ist . . .“ begann Willarski; aber Pierre unterbrach ihn:

„Ja, ich glaube an Gott,“ sagte er noch einmal.

„Wenn dem so ist, können wir sogleich hinfahren,“ sagte Willarski. „Mein Wagen steht zu Ihren Diensten.“

Auf dem ganzen Wege schwieg Willarski. Auf Pierres Fragen, was er zu tun und wie er zu antworten habe, erwiderte Willarski



nur: „Es werden Sie würdigere Brüder, als ich, prüfen; Sie haben weiter nichts zu tun, als die Wahrheit zu sagen.“

Nachdem sie in das Thor eines großen Hauses, wo die Loge ihren Sitz hatte, eingefahren und eine dunkle Treppe hinaufgestiegen waren, traten sie in ein kleines erleuchtetes Vorzimmer, wo sie ohne Beihilfe von Dienerschaft die Pelze ablegten. Aus dem Vorzimmer gingen sie weiter nach einem anderen Zimmer. Ein Mann in sonderbarer Kleidung zeigte sich an der Thür. Willarski trat beim Hereinkommen auf ihn zu, sagte zu ihm etwas auf französisch und ging dann zu einem kleinen Schranke, in welchem Pierre Kleidungsstücke bemerkte, wie er sie vorher noch nie gesehen hatte. Aus diesem Schranke nahm Willarski ein Tuch heraus, legte es Pierre um die Augen und band es hinten mit einem Knoten zusammen, wobei er in schmerzhafter Weise die Haare mit in den Knoten hineinfasste. Darauf bog er Pierre zu sich heran, küßte ihn, faßte ihn bei der Hand und führte ihn irgendwohin. Die in den Knoten hineingezogenen Haare verursachten Pierre einen starken Schmerz, so daß er unwillkürlich die Stirn runzelte; aber gleichzeitig lächelte er, wie wenn er sich darüber schämte. Seine große Gestalt mit den herunterhängenden Armen, der gerunzelten Stirn und dem lächelnden Munde ging mit unsicheren, schüchternen Schritten hinter Willarski her.

Willarski blieb, nachdem er ihn ungefähr zehn Schritte weit geführt hatte, stehen.

„Was Ihnen jetzt auch begegnen mag,“ sagte er, „Sie müssen alles mannhaft ertragen, wenn Sie den festen Entschluß gefaßt haben, in unsere Brüderschaft einzutreten.“ (Pierre antwortete bejahend durch eine Neigung des Kopfes.) „Wenn Sie an die Thür klopfen hören, so binden Sie sich das Tuch von den Augen ab,“ fügte Willarski hinzu. „Ich wünsche Ihnen Mannhaftigkeit

und gutes Gelingen.“ Er drückte Pierre die Hand und ging aus dem Zimmer.

Allein geblieben, fuhr Pierre fort in derselben Weise zu lächeln. Ein paarmal bewegte er die Schultern und hob eine Hand zu dem Luche auf, als ob er es abnehmen wollte, ließ sie dann aber sogleich wieder sinken. Die fünf Minuten, die er so mit verbundenen Augen da stand, erschienen ihm wie eine Stunde. Die Arme schwellen ihm an, die Beine knickten ihm ein; es kam ihm vor, als sei er sehr müde. Er machte die kompliziertesten, verschiedenartigsten Empfindungen durch. Er fürchtete sich vor dem, was mit ihm vorgehen werde, und er fürchtete sich noch mehr, diese Furcht sichtbar werden zu lassen. Er war neugierig, zu erfahren, was man mit ihm vornehmen, was man ihm enthüllen werde; aber vor allem freute er sich, daß nun der Augenblick gekommen war, wo er endlich den Weg zur geistigen Wiedergeburt und zu einem werktätigen, tugendhaften Leben betreten sollte, den Weg zu den Zielen, die seit seinem Zusammentreffen mit Osip Alexejewitsch den Gegenstand seiner schwärmerischen Gedanken bildeten. Da hörte er starke Schläge gegen die Tür. Er nahm die Binde ab und blickte um sich. Im Zimmer herrschte tiefe Finsternis; nur an einer Stelle brannte ein Lämpchen in etwas Weißem. Pierre trat näher hinzu und sah, daß das Lämpchen auf einem schwarzen Tische stand, auf dem ein aufgeschlagenes Buch lag. Dieses Buch waren die Evangelien, und das Weiße, worin das Lämpchen brannte, war ein Menschenschädel mit seinen Höhlungen und Zähnen. Pierre las die ersten Worte des Johanneischen Evangeliums: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott,“ ging dann um den Tisch herum und erblickte einen großen, offenen, mit irgend etwas angefüllten Kasten. Dieser Kasten war ein Sarg mit Menschenknochen. Das, was er sah, setzte ihn ganz und gar nicht in Erstaunen. Da er in

ein völlig neues, von dem früheren ganz verschiedenes Leben einzutreten hoffte, so war er auf lauter ungewöhnliche Dinge gefaßt, auf noch seltsamere als die, welche er jetzt zu sehen bekam. Der Schädel, der Sarg, das Evangelienbuch — es war ihm, als habe er das alles, ja noch weit Stärkeres erwartet. In dem Bemühen, ein Gefühl der Rührung in seiner Seele hervorzurufen, blickte er um sich. „Gott, der Tod, die Liebe, die Verbrüderung aller Menschen,“ sagte er bei sich selbst und verband mit diesen Worten unklare, aber frohe und freudige Vorstellungen. Die Thür öffnete sich, und es trat jemand ein.

Pierre erkannte bei dem schwachen Lichte, an das sein Auge sich bereits einigermaßen gewöhnt hatte, daß der Eingetretene ein Mann von kleiner Statur war. An der Art, wie er zuerst stehen blieb, war zu merken, daß er vom Hellen ins Dunkle kam; dann näherte er sich mit vorsichtigen Schritten dem Tische und legte seine kleinen, mit lederen Handschuhen bekleideten Hände darauf.

Dieser Mann trug eine weiße Lederschürze, welche ihm die Brust und einen Teil der Beine bedeckte; um den Hals hatte er eine Art Halsband, und aus dem Halsbände erhob sich eine hohe, weiße Krause, die sein längliches, von untenher beleuchtetes Gesicht umrahmte.

Bei einem Geräusche, das Pierre verursachte, wandte sich der Eingetretene zu ihm hin und redete ihn an.

„Warum sind Sie hierher gekommen?“ fragte er ihn. „Warum sind Sie, der Sie nicht an die Wahrheit des Lichtes glauben und das Licht nicht sehen, warum sind Sie hierher gekommen? Was wollen Sie von uns? Weisheit, Tugend, Erleuchtung?“

In dem Augenblicke, wo die Thür aufgegangen und der unbekannte Mann hereingekommen war, hatte Pierre ein Gefühl der Bangigkeit und der Andacht empfunden, ähnlich dem, das er

als Kind bei der Beichte gehabt hatte: er war überzeugt gewesen, er befinde sich hier Auge in Auge einem Manne gegenüber, der ihm hinsichtlich der äußeren Lebensverhältnisse völlig fremd sei und ihm doch kraft der Verbrüderung der Menschen sehr nahe stehe. Aber als er sich mit einem Herzklopfen, das ihm fast den Atem benahm, dem „Redner“ (so wurde in der Freimaurerei derjenige Bruder genannt, der den „Suchenden“ zum Eintritt in die Brüderschaft vorbereitete) näherte, sah er, daß er einen Bekannten, namens Smoljaninow, vor sich hatte. Und dieser Gedanke, daß der Eingetretene ein Bekannter von ihm sei, war ihm peinlich; nach Pierres Empfindung sollte der Eingetretene ihm lediglich Bruder und Führer zur Tugend sein. Lange Zeit war Pierre nicht imstande, ein Wort herauszubringen, so daß der Redner seine Frage wiederholen mußte.

„Ja, ich . . . ich . . . habe das Verlangen nach einer geistigen Wiedergeburt,“ brachte er endlich mit Mühe heraus.

„Gut,“ erwiderte Smoljaninow und fuhr sogleich fort: „Haben Sie einen Begriff von den Mitteln, durch die unser heiliger Orden Ihnen zur Erreichung Ihres Zieles behilflich sein wird?“ Er sprach schnell, aber in ruhigem Tone.

„Ich . . . ich hoffe . . . auf Führung . . . und Hilfe . . . zur geistigen Wiedergeburt,“ antwortete Pierre mit zitternder Stimme und in stockender Rede, was sowohl von seiner Aufregung herrührte als auch von der mangelnden Gewöhnung, über abstrakte Gegenstände russisch zu sprechen.

„Was haben Sie von der Freimaurerei für einen Begriff?“

„Ich stelle mir vor, daß die Freimaurerei eine Verbrüderung und Gleichstellung der Menschen ist und die Tugend zum Ziele hat,“ antwortete Pierre, der, je länger er sprach, sich um so mehr darüber schämte, daß seine Worte der Feierlichkeit des Augenblickes so wenig entsprächen. „Ich stelle mir vor . . .“

„Gut,“ unterbrach ihn eilig der Redner, der durch diese Antwort offenbar vollständig befriedigt war. „Haben Sie die Mittel zur Erreichung Ihres Zieles in der Religion gesucht?“

„Nein, ich hielt die Religion nicht für wahr und folgte ihr nicht,“ antwortete Pierre so leise, daß der Redner ihn nicht verstand und fragte, was er gesagt habe. „Ich war Atheist,“ sagte Pierre.

„Sie suchen die Wahrheit, um ihren Gesetzen im Leben zu folgen; folglich suchen Sie Weisheit und Tugend, nicht wahr?“ fragte der Redner nach kurzem Stillschweigen.

„Ja, ja,“ erwiderte Pierre.

Der Redner räusperte sich, faltete die behandschuhten Hände über der Brust und begann dann:

„Jetzt muß auch ich Ihnen den Hauptzweck unseres Ordens mitteilen, und wenn dieser Zweck mit dem Ihrigen zusammenfällt, dann werden Sie mit Nutzen in unsere Bruderschaft eintreten. Die erste und hauptsächlichste Aufgabe und zugleich die Grundlage unseres Ordens, auf der er fest ruht und die keine menschliche Gewalt zerstören kann, besteht darin, ein gewisses wichtiges Geheimnis zu bewahren und den Nachkommen zu überliefern, ein Geheimnis, das von den allerältesten Zeiten, ja von dem ersten Menschen, auf uns gekommen ist und von dem vielleicht das Schicksal des Menschengeschlechtes abhängt. Aber da dieses Geheimnis von der Art ist, daß niemand es erkennen und von ihm Nutzen ziehen kann, wenn er sich nicht durch langdauernde, sorgsame Läuterung seines eigenen Selbst vorbereitet hat, so kann nicht jeder hoffen, schnell in den Besitz dieses Geheimnisses zu gelangen. Daher besteht unsere zweite Aufgabe darin, unsere Mitglieder nach Möglichkeit vorzubereiten, ihr Herz zu bessern, ihren Verstand zu läutern und zu erleuchten, und zwar mit denjenigen Mitteln, die uns von Männern überliefert sind, welche an der Erforschung jenes Geheimnisses gearbeitet

haben, und sie auf diese Art zur Aufnahme desselben geschickt zu machen. Dadurch, daß wir unsere Mitglieder läutern und bessern, arbeiten wir drittens auch an der Besserung des ganzen Menschengeschlechtes, indem wir ihm in unseren Mitgliedern Beispiele der Ehrenhaftigkeit und Tugend vor Augen stellen, und wir bemühen uns so mit allen Kräften, das Böse, das in der Welt herrscht, zu bekämpfen. Denken Sie darüber nach; ich komme dann wieder zu Ihnen.“ Er verließ das Zimmer.

„Das Böse, das in der Welt herrscht, zu bekämpfen . . .“ wiederholte Pierre für sich und malte sich seine künftige Tätigkeit auf diesem Gebiete aus. Er vergegenwärtigte sich ebensolche Menschen, wie er selbst vor zwei Wochen einer gewesen war, und wandte sich in Gedanken mit einer belehrenden, ermahnenden Ansprache an sie. Er vergegenwärtigte sich lasterhafte, unglückliche Menschen, denen er mit Wort und That half; er vergegenwärtigte sich Bedrückter, aus deren Händen er ihre Opfer rettete. Von den drei Aufgaben, die der Redner genannt hatte, hatte die letzte, die Besserung des Menschengeschlechtes, für Pierre eine besondere Anziehungskraft. Das wichtige Geheimnis, welches der Redner erwähnt hatte, reizte zwar auch seine Neugierde, erschien ihm aber nicht als das Wesentlichste; und auch die zweite Aufgabe, die Läuterung und Besserung des eigenen Selbst, interessierte ihn nur wenig, da er in diesem Augenblicke die genüfreiche Empfindung hatte, er habe sich von seinen früheren Lastern schon völlig gebessert und sei nun einzig und allein zum Guten bereit.

Nach einer halben Stunde kehrte der Redner zurück, um dem Suchenden die sieben Tugenden mitzuteilen, die, wie er sagte, den sieben Stufen des salomonischen Tempels entsprächen und die ein jeder Freimaurer in sich hegen müsse. Diese Tugenden waren: 1. Verschwiegenheit, Bewahrung des Ordensgeheim-

nisses, 2. Gehorsam gegenüber den Oberen des Ordens, 3. Sittenreinheit, 4. Menschenliebe, 5. Mannhaftigkeit, 6. Mildtätigkeit und 7. Liebe zum Tode.

„Was die siebente Tugend anlangt,“ sagte der Redner, „so müssen Sie sich durch häufiges Nachdenken über den Tod bemühen, dahin zu gelangen, daß er Ihnen nicht mehr als ein furchtbarer Feind, sondern als ein Freund erscheint, der die Seele, nachdem sie sich in den Werken der Tugend abgemüht hat, von diesem elenden Leben befreit und zu der Stätte der Belohnung und der Ruhe führt.“

„Ja, so muß es sein,“ dachte Pierre, als nach diesen Worten der Redner wieder von ihm weggegangen war und ihn seinem einsamen Nachdenken überlassen hatte. „So muß es sein; aber ich bin noch so schwach, daß ich mein Leben liebe, dessen Sinn und Bedeutung mir erst jetzt allmählich klar zu werden beginnt.“ Aber die übrigen fünf Tugenden, auf die sich Pierre, an den Fingern zählend, besinnen konnte, meinte er in seiner Seele vorzufinden: die Mannhaftigkeit und die Mildtätigkeit und die Sittenreinheit und die Menschenliebe und namentlich den Gehorsam, der ihm nicht einmal als eine Tugend, sondern als ein Glück erschien. Er war jetzt sehr froh darüber, dem Zustande unbeschränkter Willensfreiheit entrückt zu werden und sich demjenigen und denen unterzuordnen, die die zweifellose Wahrheit wußten. Die siebente Tugend hatte Pierre vergessen und konnte sich schlechterdings nicht auf sie besinnen.

Der Redner kehrte zum dritten Male schneller zurück und richtete an Pierre die Frage, ob er immer noch bei seiner Absicht verbleibe und entschlossen sei, sich allem zu unterwerfen, was man von ihm verlangen werde.

„Ich bin zu allem bereit,“ erwiderte Pierre.

„Ferner muß ich Ihnen noch mitteilen,“ sagte der Redner,

„daß unser Orden seine Belehrung nicht nur in Worten erteilt, sondern auch durch andere Mittel, die auf denjenigen, der aufrichtig nach Weisheit und Tugend sucht, vielleicht noch stärker wirken als lediglich mündliche Erklärungen. Dieses Gemach hier mit seiner Einrichtung, die Sie sehen, hat Ihrem Herzen, wenn anders dieses aufrichtig sucht, gewiß schon mehr kundgetan, als es bloße Worte vermöchten; und bei weiterer Zulassung werden Ihnen vielleicht noch mehr derartige Offenbarungen zuteil werden. Unser Orden folgt darin dem Vorgange älterer Genossenschaften, die ihre Lehre durch Hieroglyphen mitteilten. Eine Hieroglyphe“, sagte der Redner, „ist ein bildlicher Ausdruck für ein übersinnliches Ding, welches ähnliche Eigenschaften besitzt wie das bildlich dargestellte.“

Pierre wußte sehr wohl, was Hieroglyphen sind, wagte aber nicht, dies zu sagen. Er hörte dem Redner schweigend zu und merkte an allem, daß nun gleich die Prüfungen beginnen würden.

„Wenn Sie in Ihrem Entschlusse fest sind, dann liegt es mir ob, zu Ihrer Einführung zu schreiten,“ sagte der Redner und trat dabei näher an Pierre heran. „Zum Zeichen der Mildtätigkeit ersuche ich Sie, mir alle Ihre Wertsachen einzuhandigen.“

„Aber ich habe nichts bei mir,“ erwiderte Pierre, welcher glaubte, man verlange von ihm die Herausgabe aller Kostbarkeiten, die er besäße.

„Das, was Sie bei sich haben: Uhr, Geld, Ringe . . .“

Pierre zog eilig seine Uhr und seine Geldbörse heraus, konnte aber seinen Trauring lange nicht von dem fleischigen Finger herunterbekommen. Als dies erledigt war, sagte der Freimaurer:

„Zum Zeichen des Gehorsams ersuche ich Sie, sich zu entfleiden.“



Nach Anweisung des Redners zog Pierre den Frack, die Weste und den linken Stiefel aus. Der Freimaurer machte ihm das Hemd über der linken Brust auf; dann bückte er sich und zog ihm am linken Beine die Hose bis über das Knie hinauf. Pierre wollte eilig auch am rechten Beine den Stiefel ausziehen und die Hose aufstreifen, um dem fremden Manne diese Mühe zu ersparen; aber der Freimaurer sagte ihm, das sei nicht erforderlich, und gab ihm einen Pantoffel für den linken Fuß. Ein kindliches Lächeln der Scham, des Zweifels und des Spottes über sich selbst trat unwillkürlich auf Pierres Gesicht. So stand er mit herabhängenden Armen und gespreizten Beinen vor dem Bruder Redner da und wartete auf dessen weitere Anweisungen.

„Und endlich ersuche ich Sie, zum Zeichen der Aufrichtigkeit mir Ihre wichtigste Leidenschaft anzugeben,“ sagte dieser.

„Meine Leidenschaft! Ich hatte ihrer eine große Menge,“ erwiderte Pierre.

„Diejenige Leidenschaft, die mehr als andere Sie auf dem Wege zur Tugend straucheln ließ,“ sagte der Freimaurer.

Pierre schwieg ein Weilchen und sann nach.

„Wein? Gutes Essen? Müßiggang? Trägheit? Hektigkeit? Bosheit? Weiber?“ So musterte er seine Laster, wägte sie in Gedanken gegeneinander ab und wußte nicht, welches er für das schlimmste halten sollte.

„Die Weiber,“ sagte er endlich mit leiser, kaum hörbarer Stimme.

Der Freimaurer rührte sich nicht und schwieg nach dieser Antwort lange. Dann ergriff er das auf dem Tische liegende Tuch, trat zu Pierre heran und verband ihm wieder die Augen.

„Ich ermahne Sie noch ein letztes Mal: achten Sie auf sich selbst mit der größten Aufmerksamkeit, legen Sie Ihren Affekten Fesseln an, und suchen Sie das Glück nicht in den Leidenschaften,

sondern in Ihrem Herzen. Die Quelle der Glückseligkeit befindet sich nicht außer uns, sondern in uns."

Pierre fühlte diese erfrischende Quelle der Glückseligkeit, die seine Seele mit freudiger Rührung erfüllte, bereits in sich.

#### IV

**B**ald darauf kam zu Pierre in das dunkle Gemach nicht mehr der bisherige Redner, sondern sein Bürge Willarski, den er an der Stimme erkannte. Auf dessen neue Fragen nach der Festigkeit seines Entschlusses antwortete Pierre: „Ja, ja, ich bin willens,“ und ging mit einem strahlenden, kindlichen Lächeln, die fleischige Brust entblößt, ungleichmäßig und schüchtern mit einem gestiefelten und einem stiefellosen Fuße auftretend, vorwärts, während Willarski ihm einen Degen gegen die nackte Brust hielt. Er wurde aus diesem Zimmer durch Korridore geleitet, die sich bald zurück, bald wieder vorwärts wanden, und schließlich an die Tür der Loge geführt. Willarski hustete; es wurde ihm durch freimaurerisches Hammerklopfen geantwortet, und die Tür öffnete sich vor ihnen. Eine Baßstimme (Pierres Augen waren immer noch verbunden) richtete Fragen an ihn: wer er wäre, wo und wann er geboren sei usw. Dann führte man ihn wieder irgendwohin, ohne ihm die Binde von den Augen zu nehmen, und redete während des Gehens zu ihm von den Mühseligkeiten seiner Wanderung, womit allegorisch das Erdendasein bezeichnet wurde, von der heiligen Freundschaft, von dem urewigen Baumeister der Welt und von der Mannhaftigkeit, mit der er Mühen und Gefahren ertragen müsse. Bei dieser Wanderung bemerkte Pierre, daß man ihn bald den „Suchenden“, bald den „Leidenden“, bald den „Verlangenden“ nannte und dabei in verschiedener Weise mit Hammern und Degen aufklopfte. Während er zu

irgendeinem Gegenstande hingeführt wurde, spürte er, daß unter seinen Führern eine Unordnung und Verwirrung entstand. Er hörte, wie die ihn umgebenden Männer flüsternd miteinander stritten, und wie einer von ihnen darauf bestand, er sollte über einen Teppich geführt werden. Darauf ergriffen sie seine rechte Hand und legten sie auf irgend etwas herauf, mit der linken aber mußte er einen Zirkel gegen seine linke Brust setzen, und so ließen sie ihn den Eid der Treue gegen die Gesetze des Ordens leisten, indem er die Worte wiederholen mußte, die ein anderer vorsprach. Dann wurden Kerzen ausgelöscht und Spiritus angezündet, was Pierre an dem Geruche merkte, und man sagte ihm, er werde nun das kleine Licht sehen. Man nahm ihm die Binde ab, und Pierre sah wie im Traum bei dem schwachen Scheine der Spiritusflamme mehrere Männer, die, mit ebensolchen Schürzen wie der Redner angetan, ihm gegenüberstanden und Degen auf seine Brust gerichtet hielten. Unter ihnen stand ein Mann in einem weißen, mit Blut besleckten Hemde. Bei diesem Anblick machte Pierre mit der Brust eine Bewegung nach vorn auf die Degen zu, in dem Wunsche, daß diese in seine Brust eindringen möchten. Aber die Degen wichen von ihm zurück, und man legte ihm sogleich wieder die Binde um.

„Jetzt hast du das kleine Licht gesehen,“ hörte er einen der Männer sagen. Dann wurden die Kerzen wieder angezündet; man sagte ihm, er solle nun auch das volle Licht sehen; die Binde wurde ihm wieder abgenommen, und mehr als zehn Stimmen sagten zugleich: „*Sic transit gloria mundi.*“

Allmählich begann Pierre sich zu sammeln und das Zimmer, in dem er war, und die darin befindlichen Menschen zu betrachten. Um einen langen, mit schwarzem Tuche bedeckten Tisch saßen etwa zwölf Männer, alle in derselben Tracht wie die, die er vorher gesehen hatte. Einige von ihnen kannte Pierre von der

Petersburger Gesellschaft her. Auf dem Platze des Vorsitzenden saß ein ihm unbekannter junger Mann, mit einem eigenartigen Kreuz um den Hals. Rechts von diesem saß der italienische Abbe, welchen Pierre vor zwei Jahren bei Anna Pawlowna gesehen hatte. Ferner war da noch ein sehr hochgestellter Beamter und ein Schweizer, der früher im Kuraginschen Hause als Erzieher tätig gewesen war. Alle beobachteten ein feierliches Stillschweigen und warteten auf die Worte des Vorsitzenden, der einen Hammer in der Hand hielt. In eine Wand war ein leuchtender Stern eingefügt; auf der einen Seite des Tisches lag ein kleiner Teppich mit verschiedenen bildlichen Darstellungen; auf der andern stand eine Art Altar mit einem Evangelienbuche und einem Totenkopfe. Um den Tisch herum standen sieben große Kandelaber, von der Art, wie sie in Kirchen gebraucht werden. Zwei der Brüder führten Pierre zu dem Altare hin, stellten ihm die Füße so, daß sie einen rechten Winkel bildeten, und forderten ihn auf, sich hinzulegen, wobei sie bemerkten, er werfe sich vor dem Tore des Tempels nieder.

„Er muß vorher eine Kelle bekommen,“ sagte flüsternd einer der Brüder.

„Ach, bitte, lassen Sie es nur gut sein!“ erwiderte ein anderer.

Pierre gehorchte nicht sogleich, sondern blickte mit seinen kurz-sichtigen Augen verlegen um sich, und auf einmal besiel ihn ein Zweifel. „Wo bin ich? Was tue ich? Macht man sich auch nicht über mich lustig? Wird mir auch die Erinnerung daran später nicht beschämend sein?“ Aber dieser Zweifel dauerte nur einen Augenblick. Pierre blickte in die ernstesten Gesichter der ihn umgebenden Männer, er erinnerte sich an alles, was er hier bereits durchgemacht hatte, und sah ein, daß er nicht auf halbem Wege stehen bleiben konnte. Er erschrak über seinen Zweifel, und eifrig bemüht, in seiner Seele das frühere Gefühl der Rührung wieder

wachzurufen, warf er sich vor dem Tore des Tempels nieder. Und wirklich kam jenes Gefühl der Rührung wieder über ihn, sogar in noch höherem Grade als vorher. Nachdem er eine Zeitlang gelegen hatte, hieß man ihn aufstehen, band ihm eine ebensolche weiße Lederschürze um, wie sie die andern trugen, gab ihm eine Kelle in die Hand, sowie drei Paar Handschuhe, und dann wandte sich der Meister vom Stuhle zu ihm. Er sagte zu ihm, er solle darauf bedacht sein, die Weiße dieses Schurzfeldes, welches symbolisch die Charakterfestigkeit und die Sittenreinheit bedeute, nicht zu beflecken; über die Kelle, deren Bedeutung er nicht erklärte, fügte er hinzu, er solle sich bemühen, mit ihr sein eigenes Herz von Fehlern zu reinigen und das Herz des Nächsten nachsichtig zu glätten und zu besänftigen. Darauf sagte er über das erste Paar Männerhandschuhe, ihre Bedeutung könne Pierre noch nicht verstehen; aber er solle sie aufbewahren; über das zweite Paar, gleichfalls Männerhandschuhe, sagte er, er solle sie zu den Versammlungen anziehen, und endlich sagte er über das dritte Paar, ein Paar Frauenhandschuhe: „Lieber Bruder, auch diese Frauenhandschuhe sind für Sie bestimmt. Geben Sie sie derjenigen Frau, die Sie höher achten werden als alle andern. Durch diese Gabe werden Sie derjenigen, die Sie sich als würdige Freimaurerin erlesen werden, die Versicherung geben, daß Ihr Herz rein und lauter ist.“ Und nach einer kurzen Pause fügte er hinzu: „Aber gib acht, lieber Bruder, daß diese Handschuhe nicht unreine Hände schmücken.“ Als der Meister vom Stuhl diese letzten Worte sprach, hatte Pierre die Empfindung, daß der Vorsetzende in Verlegenheit gerate. Pierre selbst wurde noch mehr verlegen, errötete so, daß ihm die Tränen in die Augen kamen, wie Kinder oft erröten, und begann unruhig um sich zu sehen. Es trat ein unbehagliches Schweigen ein.

Dieses Schweigen wurde von einem der Brüder unterbrochen,

welcher Pierre zu dem Teppich führte und ihm aus einem Hefte eine Erklärung aller darauf dargestellten Figuren vorzulesen begann: der Sonne, des Mondes, des Hammers, des Richtlotes, der Kelle, des rohen und des kubisch behauenen Steines, der Säule, der drei Fenster usw. Dann wurde ihm sein Platz angewiesen, man zeigte ihm die Erkennungszeichen der Loge, sagte ihm das Lösungswort für den Eintritt und gestattete ihm schließlich, sich hinzusetzen. Der Meister vom Stuhle las nun die Satzungen vor. Diese Satzungen waren sehr lang, und Pierre war vor Freude, Aufregung und Verlegenheit nicht imstande, das, was vorgelesen wurde, zu verstehen. Nur auf die letzten Sätze der Satzungen gab er besser acht, und diese prägten sich seinem Gedächtnis ein:

„In unsern Tempeln kennen wir keine anderen Verschiedenheiten“, las der Meister vom Stuhle, „als diejenigen, die zwischen der Tugend und dem Laster bestehen. Hüte dich, irgendeinen Unterschied zu machen, der die Gleichheit stören könnte. Eile dem Bruder zu Hilfe, wer er auch sei; belehre den Irrenden; richte den Gefallenen auf, und hege niemals Groll oder Feindschaft gegen einen Bruder. Sei freundlich und liebevoll. Erwecke in allen Herzen die Glut der Tugend. Freue dich über das Glück deines Nächsten, und möge niemals Neid diesen reinen Genuß stören. Verzeihe deinem Feinde; räche dich nicht an ihm, es sei denn dadurch, daß du ihm Gutes tust. Wenn du so das höchste Gesetz erfüllst, so wirst du etwas von der uralten Seelengröße wiedergewinnen, die du verloren hast.“

Er schloß, stand auf, umarmte Pierre und küßte ihn. Mit Freudentränen in den Augen blickte Pierre um sich und wußte gar nicht, was er allen antworten sollte, die ihn umringten, ihn beglückwünschten und zum Teil eine frühere Bekanntschaft erneuerten. Aber er machte zwischen alten und neuen Bekannten

keinen Unterschied; in allen diesen Männern sah er nur Brüder und brannte vor Ungeduld, sich mit ihnen gemeinsam ans Werk zu machen.

Der Meister vom Stuhle klopfte mit dem Hammer auf; alle setzten sich auf ihre Plätze, und einer von ihnen las eine ermahnende Ansprache über die Notwendigkeit der Demut vor.

Dann forderte der Meister vom Stuhle die Brüder auf, die letzte ihnen obliegende Pflicht zu erfüllen, und der hohe Beamte, der den Titel „Almosensammler“ führte, begann bei den Brüdern umherzugehen. Pierre hätte am liebsten in die Almosenliste alles Geld eingezeichnet, das er verfügbar hatte; aber er fürchtete, dadurch Hochmut zu bekunden, und trug nur ungefähr ebensoviel ein wie die andern.

Die Sitzung wurde geschlossen. Als Pierre nach Hause kam, war ihm zumute, als lehrte er von einer weiten Reise zurück, auf der er Jahrzehnte zugebracht, sich völlig verändert und sich seiner ganzen früheren Lebenseinrichtung und allen seinen ehemaligen Gewohnheiten entfremdet hätte.

## V

**A**m Tage nach der Aufnahme in die Loge saß Pierre bei sich zu Hause, las in einem Buche und bemühte sich in den Sinn eines Quadrates einzudringen, bei dem die eine Seite Gott, die zweite das geistige Element, die dritte das leibliche Element und die vierte die Vereinigung der beiden letzteren bedeutete. Ab und zu riß er sich von dem Buche und dem Quadrate los und machte sich in Gedanken einen neuen Lebensplan zurecht. Gestern war ihm in der Loge gesagt worden, ein Gerücht von dem Duell wäre dem Kaiser zu Ohren gekommen, und Pierre würde daher am besten tun, sich aus Petersburg zu entfernen. So hatte denn

Pierre den Entschluß gefaßt, auf seine im Süden gelegenen Güter zu gehen und sich dort mit seinen Bauern zu beschäftigen. In freudiger Stimmung dachte er über dieses neue Leben nach, als unerwartet Fürst Basili ins Zimmer trat.

„Mein Freund, was hast du denn in Moskau angerichtet? Warum hast du dich mit Helene veruneinigt, mein Lieber? Du befindest dich in einem Irrtum,“ sagte Fürst Basili gleich beim Eintritt. „Ich habe alles in Erfahrung gebracht und kann dir ganz zuverlässig sagen, daß Helene dir gegenüber schuldlos ist, wie Christus den Juden gegenüber.“

Pierre wollte antworten; aber der Fürst ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Und warum hast du dich nicht gerade an mich gewendet, wie an einen guten Freund? Ich bin über alles orientiert und habe Verständnis für alles,“ sagte er; „du hast dich benommen, wie es sich für einen Mann schickt, der seine Ehre hochhält; vielleicht bist du etwas zu hastig gewesen, aber darüber wollen wir nicht rechten. Mache dir nur das eine klar: in welche Situation bringst du sie und mich in den Augen der ganzen Gesellschaft und“ (dies fügte er mit leiserer Stimme hinzu) „sogar des Hofes? Sie wohnt in Moskau und du hier! Überlege doch nur ruhig, mein Lieber“ (er ergriff seine Hand und zog sie in seiner wunderlichen Manier nach unten), „hier liegt ein Mißverständnis vor; ich meine, das mußt du selbst fühlen. Schreib gleich mit mir zusammen einen Brief; dann wird sie hierher kommen, und alles wird sich aufklären. Sonst kann, das muß ich dir sagen, die Sache für dich sehr leicht nachteilige Folgen haben, mein lieber Freund.“

Fürst Basili blickte Pierre ernst und bedeutsam an.

„Ich weiß aus guten Quellen, daß die Kaiserinwitwe an dieser ganzen Angelegenheit lebhaften Anteil nimmt. Du weißt, daß sie gegen Helene sehr gnädig gesinnt ist.“



Pierre hatte schon mehrere Male dazu angefeht, zu reden; aber einerseits ließ ihn Fürst Wasili nicht dazu kommen, und andererseits hatte Pierre selbst eine gewisse Angst davor, zu seinem Schwiegervater in dem Tone entschiedener Ablehnung und Weigerung zu reden, in welchem zu antworten er doch fest entschlossen war. Außerdem fielen ihm die Worte aus den maurensischen Sägungen: „Sei freundlich und liebeich,“ ein. Er runzelte die Stirn, errötete, stand auf und setzte sich wieder hin: er kämpfte mit sich selbst, um sich zu dem zu zwingen, was ihm im Leben am allerschwersten wurde: jemandem etwas Unangenehmes ins Gesicht zu sagen, ihm etwas anderes zu sagen, als was der Betreffende erwartete, mochte er sein, wer er wollte. Er war so daran gewöhnt, sich diesem lässigen, selbstbewußten Tone des Fürsten Wasili zu fügen, daß er auch jetzt fürchtete, er werde nicht imstande sein, diesem Tone zu widerstehen; aber er war sich bewußt, daß von dem, was er jetzt sagen werde, sein ganzes weiteres Lebensschicksal abhängen würde: ob er auf dem alten, bisherigen Wege weiterwandern oder den neuen Weg einschlagen werde, der ihm in so verlockender Weise von den Freimaurern gezeigt war, und auf dem er die Wiedergeburt zu einem neuen Leben bestimmt zu finden hoffte.

„Nun, mein Lieber,“ sagte Fürst Wasili scherzend, „du brauchst bloß ja zu mir zu sagen, dann schreibe ich selbst an sie, und wir schlachten ein gemästetes Kalb.“

Aber Fürst Wasili hatte seine scherzhafte Wendung kaum völlig ausgesprochen, als Pierre mit einer Wut im Gesichte, die an seinen Vater erinnerte, ohne dem Fürsten in die Augen zu sehen, flüsternd sagte:

„Fürst, ich habe Sie nicht aufgefordert, zu mir zu kommen; gehen Sie, bitte, gehen Sie!“ Er sprang auf und öffnete ihm die Thür. „Gehen Sie!“ wiederholte er; er traute sich selbst nicht und

war erfreut über den Ausdruck von Verwirrung und Angst, der auf dem Gesichte des Fürsten Basili sichtbar wurde.

„Was hast du? Bist du krank?“

„Gehen Sie!“ sagte Pierre noch einmal mit zitternder Stimme. Und Fürst Basili sah sich genötigt wegzugehen, ohne irgendwelche Erklärung empfangen zu haben.

Acht Tage darauf fuhr Pierre, nachdem er von seinen neuen Freunden, den Freimaurern, Abschied genommen und ihnen eine größere Geldsumme zu Almosen zurückgelassen hatte, auf seine Güter. Seine neuen Brüder gaben ihm Briefe nach Kiew und Odessa an die dortigen Freimaurer mit und versprachen ihm, an ihn zu schreiben und ihn in seiner neuen Tätigkeit zu leiten.

## VI

Pierres Affäre mit Dolochow war vertuscht worden, und trotz der damaligen Strenge des Kaisers hinsichtlich der Duelle hatte die Sache weder für die beiden Gegner noch für ihre Sekundanten üble Folgen gehabt. Aber die skandalöse Vorgeschichte des Duells, die durch Pierres Bruch mit seiner Frau eine Bestätigung fand, sprach sich in der Gesellschaft herum. Pierre, den man mit herablassender Gönnermiene angesehen hatte, solange er ein illegitimer Sohn war, und den man umschmeichelt und gepriesen hatte, als man in ihm einen der besten Heiratskandidaten im ganzen russischen Reiche sah, hatte schon nach seiner Heirat, als die jungen Mädchen und die Mütter nichts mehr von ihm zu erwarten hatten, in der Meinung der Gesellschaft stark verloren, um so mehr, da er sich weder darauf verstand noch darauf ausging, sich das Wohlwollen der Gesellschaft zu erwerben. Jetzt nun maß man ihm allein alle Schuld an dem Vorgefallenen bei; man sagte, er sei von einer sinnlosen Eifersucht

und leide an ähnlichen Anfällen blutdürstiger Raserei wie sein Vater. Und als nach Pierres Abreise Helene nach Petersburg zurückkehrte, wurde sie nicht nur freudig, sondern auch mit einem Beiflang von Ehrerbietung, der ihrem Unglücke galt, von allen ihren Bekannten empfangen. Sobald sich das Gespräch auf ihren Mann wandte, nahm Helene jedesmal eine ernste, würdige Miene an, die sie sich mit dem ihr eigenen Takte zurechtgemacht hatte, ohne eigentlich ihre Bedeutung zu verstehen. Diese Miene besagte, daß Helene entschlossen sei, ihr Unglück zu tragen, ohne zu klagen, und daß ihr Mann ein ihr von Gott gesandtes Kreuz sei. Fürst Basili sprach seine Meinung offener aus. Wenn von Pierre die Rede war, zuckte er die Achseln und sagte, indem er auf die Stirn deutete:

„Halbverrückt! Ich habe es ja immer gesagt.“

„Ich habe es vorhergesagt,“ behauptete Anna Pawlowna mit Bezug auf Pierre. „Ich habe es damals gleich gesagt, und früher als alle andern“ (sie betonte nachdrücklich ihre Priorität), „daß er ein verdrehter junger Mensch ist, den die zuchtlosen Ideen des Jahrhunderts verdorben haben. Das habe ich schon damals gesagt, als alle noch von ihm entzückt waren und er eben erst aus dem Auslande zurückgekehrt war und einmal bei mir auf einer Abendgesellschaft (besinnen Sie sich wohl noch?) sich als eine Art von Marat aufspielte. Und was ist nun das Ende vom Liede gewesen? Ich war schon damals eine Gegnerin dieser Heirat und habe alles vorhergesagt, was sich dann ereignet hat.“

Anna Pawlowna gab wie früher in ihrem Hause an dienstfreien Tagen Abendgesellschaften, für deren Arrangement sie ein einzigartiges Talent besaß. Denn erstens versammelte sich auf diesen Abendgesellschaften die Crème der wahrhaft guten Gesellschaft, die Quintessenz der Petersburger Intelligenz, wie Anna Pawlowna selbst sagte. Und abgesehen von dieser feinfühligem

Auswahl der Gäste zeichneten sich Anna Pawlownas Abendgesellschaften zweitens dadurch aus, daß die Wirtin ihren Gästen dabei jedesmal eine neue, interessante Persönlichkeit wie ein delikates Gericht aufsticht, und daß nirgends mit solcher Deutlichkeit und Sicherheit wie auf diesen Abendgesellschaften zum Ausdruck kam, auf wieviel Grad an dem politischen Thermometer die Stimmung der loyalen Petersburger Hofgesellschaft stand.

Gegen Ende des Jahres 1806, als bereits alle die traurigen Einzelheiten über die Vernichtung der preußischen Armee durch Napoleon bei Jena und Auerstädt und über die Übergabe eines großen Teiles der preußischen Festungen bekannt geworden waren, als unsere Truppen schon in Preußen eingerückt waren und unser zweiter Krieg mit Napoleon begonnen hatte, gab Anna Pawlowna wieder in ihrem Hause eine Abendgesellschaft. Die Crème der wahrhaft guten Gesellschaft bestand an diesem Abende aus der bezaubernden, unglücklichen, von ihrem Manne verlassenen Helene, aus Mortemart, aus dem entzückenden Fürsten Tppolit, der soeben aus Wien angekommen war, aus zwei Diplomaten, der lieben Tante, einem jungen Manne, dem im Salon die ziemlich vage Bezeichnung: „ein Mann von großen Verdiensten“ zuteil wurde, einer neu ernannten Hofdame nebst ihrer Mutter und aus einigen anderen minder bedeutenden Persönlichkeiten.

Diejenige Person, welche Anna Pawlowna an diesem Abende ihren Gästen wie eine neue Delikatesse vorsehte, war Boris Drubezkoj, der soeben als Kurier von der preußischen Armee eingetroffen war und bei einer sehr hochgestellten Persönlichkeit die Stelle eines Adjutanten bekleidete.

Der Stand des politischen Thermometers, welcher an diesem Abend zur Kenntnis der Gesellschaft gebracht wurde, war

folgender: „Wie sehr auch alle Herrscher und Feldherrn Europas zu meiner und unser aller Empörung und Kränkung sich bemühen mögen, diesem Bonaparte Liebenswürdigkeiten zu erweisen, unsere Meinung über Bonaparte kann dadurch nicht verändert werden. Wir werden nicht aufhören, unsere Anschauungen in dieser Hinsicht ungeschminkt zum Ausdruck zu bringen, und können dem Könige von Preußen und den andern nur sagen: Ihr werdet den Schaden davon haben. Tu l'as voulu, George Dandin.“ Das ist alles, was wir darüber sagen können.“ Das war es, was das politische Thermometer auf Anna Pawlownas Abendgesellschaft besagte. Als Boris, der den Gästen vorgesezt werden sollte, in den Salon trat, war schon fast die ganze Gesellschaft beisammen, und das von Anna Pawlowna geleitete Gespräch drehte sich um unsere diplomatischen Beziehungen zu Osterreich und um die Aussichten auf ein Bündnis mit diesem Staate.

Boris, der eine elegante Adjutantenuniform trug, in seiner ganzen Erscheinung männlicher geworden war und recht frisch und gesund aussah, trat mit ungezwungenem Benehmen in den Salon, wurde zunächst, wie es sich gehörte, beiseite geführt, um die liebe Lante zu begrüßen, und dann der allgemeinen Gruppe beigezelt.

Anna Pawlowna reichte ihm ihre magere Hand zum Kusse, machte ihn mit einigen ihm noch fremden Personen bekannt und gab ihm bei einer jeden im Flüstertone eine kurze Charakteristik.

„Fürst Ippolit Kuragin, ein allerliebster junger Mann. Herr Krug, Geschäftsträger aus Kopenhagen, ein tiefer Geist.“ Und dann schlecht hin: „Herr Schitow, ein Mann von großen Verdiensten,“ mit Bezug auf den Herrn, dem dieses Etikett verliehen war.

Boris war nach verhältnismäßig kurzer Dienstzeit dank den un-

ablässigen Bemühungen seiner Mutter Anna Michailowna, sowie dank seinen eigenen gewandten Manieren und seinem klug zurückhaltenden Wesen bereits in eine sehr vorteilhafte dienstliche Stellung gelangt. Er war Adjutant bei einer sehr hochgestellten Persönlichkeit, hatte einen sehr wichtigen Auftrag nach Preußen gehabt und war soeben von dort als Kurier zurückgekommen. Er hatte sich in jenes ungeschriebene Reglement über die Subordinationsverhältnisse, das ihm in Olmütz so gut gefallen hatte, vollständig eingelebt, jenes Reglement, nach welchem ein Fähnrich sehr viel höher stehen konnte als ein General, und nach welchem zu einer guten Karriere nicht Anstrengung im Dienste, Arbeit, Tapferkeit, Ausdauer erforderlich waren, sondern nur die Kunst, mit denjenigen zu verkehren, die die dienstlichen Belohnungen zu verteilen hatten, — und er wunderte sich oft selbst über sein schnelles Vorwärtskommen, und wie es möglich war, daß andere sich auf diesen Weg nicht verstanden. Infolge dieser seiner Entdeckung hatten seine ganze Lebensweise, alle seine Beziehungen zu früheren Bekannten, alle seine Pläne für die Zukunft eine vollständige Umänderung erfahren. Er war nicht reich; aber er verwandte sein letztes Geld darauf, sich besser zu kleiden als andere; er hätte lieber auf viele Vergnügungen verzichtet, als daß er es sich erlaubt hätte, auf den Straßen Petersburgs in einem schlechten Wagen zu fahren oder sich in einer alten Uniform sehen zu lassen. Er unterhielt und suchte Verkehr nur mit solchen Leuten, die über ihm standen und ihm daher nützlich sein konnten. Er liebte Petersburg und verachtete Moskau. Die Erinnerung an das Rostowsche Haus und an seine kindische Liebe zu Natafcha war ihm peinlich, und seit seiner Abreise zur Armee war er kein einziges Mal mehr bei Rostows gewesen. In Anna Pawlownas Salon anwesend sein zu dürfen, hielt er für eine bedeutende Förderung auf der dienstlichen Lauf-

bahn und erfaßte jetzt sofort mit vollem Verständnis die von ihm zu spielende Rolle. Er überließ es zunächst Anna Pawlowna, was an ihm Interessantes sein mochte, zur Reklame für ihn zu benutzen, beobachtete aufmerksam jeden der Anwesenden, schätzte die Vorteile ab, die er von einem jeden haben konnte, und erwog die Möglichkeit, diesem und jenem näherzutreten. Er setzte sich auf den ihm angewiesenen Platz neben die schöne Helene und hörte dem allgemeinen Gespräche zu.

„Wien ist der Ansicht,“ sagte der dänische Geschäftsträger, „die Basis des vorgeschlagenen Vertrages sei so unerreichbar, daß man nicht einmal durch eine Reihe der glänzendsten Erfolge würde zu ihr gelangen können, und bezweifelt, daß wir die Mittel hätten, solche Erfolge zu erzielen. Dies ist der authentische Text der Hauptstelle in der Antwort des Wiener Kabinetts.“ Und dann fügte er als tiefer Geist mit feinem Lächeln hinzu: „Der Ausdruck des Zweifels kann nur schmeichelhaft sein!“

„Man muß zwischen dem Wiener Kabinett und dem Kaiser von Osterreich unterscheiden,“ bemerkte Mortemart. „Dem Kaiser von Osterreich hat ein solcher Gedanke nie kommen können; es ist nur das Kabinett, das in dieser Weise spricht.“

„Ach, mein lieber Vicomte,“ mischte sich hier Anna Pawlowna in das Gespräch. „Europa“ (das Gespräch wurde in französischer Sprache geführt, und Anna Pawlowna bediente sich dabei der Aussprache: „l'Urope“, eine besondere Feinheit, die sie meinte sich im Gespräche mit einem Franzosen gestatten zu dürfen), „Europa wird niemals unser aufrichtiger Bundesgenosse sein.“

Hierauf lenkte Anna Pawlowna das Gespräch auf die Mannhaftigkeit und Festigkeit des Königs von Preußen, in der Absicht, Boris zur Beteiligung zu veranlassen.

Boris hatte bisher einem jeden, der sprach, aufmerksam zugehört und gewartet, bis die Reihe an ihn selbst kommen werde,

hatte aber dabei gleichzeitig Gelegenheit gefunden, wiederholentlich seine Nachbarin, die schöne Helene, anzuschauen, welche die Blicke des hübschen jungen Adjutanten mehrmals mit einem Lächeln erwiderte.

Da Anna Pawlowna von der Lage sprach, in der sich Preußen befand, so machte es sich ganz natürlich, daß sie Boris bat, von seiner Reise nach Glogau und von dem Zustande zu erzählen, in dem er das preußische Heer getroffen habe. Boris erzählte in ruhiger Redeweise und in reinem, korrektem Französisch eine Menge interessanter Einzelheiten über die Truppen und über den Hof, vermied es aber während seiner ganzen Erzählung sorgfältig, über die Tatsachen, die er berichtete, seine eigene Meinung zum Ausdruck zu bringen. Eine Zeitlang bildete Boris den Mittelpunkt für die allgemeine Aufmerksamkeit, und Anna Pawlowna merkte, daß die von ihr servierte Neuheit von allen ihren Gästen mit Vergnügen entgegengenommen wurde. Noch größeres Interesse als alle übrigen legte für die Erzählung des jungen Adjutanten Helene an den Tag. Sie befragte ihn mehrmals nach allerlei Einzelheiten seiner Fahrt und schien sich für die Lage der preußischen Armee außerordentlich zu interessiren. Sobald er mit seinen Mittheilungen zu Ende war, wandte sie sich an ihn mit ihrem gewöhnlichen Lächeln:

„Sie müssen mich unbedingt besuchen,“ sagte sie zu ihm in einem Tone, als ob dies aus gewissen Gründen, die er nicht wissen dürfe, schlechterdings notwendig sei. „Dienstag zwischen acht und neun Uhr. Sie werden mir damit eine große Freude bereiten.“

Boris versprach, ihren Wunsch zu erfüllen, und wollte ein Gespräch mit ihr beginnen, als Anna Pawlowna die Lante zum Vorwande benutzte, um ihn wegzurufen: diese wünsche eine Auskunft von ihm zu erhalten.



„Sie kennen ja wohl ihren Mann?“ sagte Anna Pawlowna, indem sie die Augen einen Augenblick schloß und mit einer traurigen Gebärde nach Helene hindeutete: „Ach, sie ist eine so unglückliche, so reizende Frau! Reden Sie in ihrer Gegenwart nie von ihm; bitte, ja nicht! Es ist ihr zu schmerzlich.“

## VII

Als Boris und Anna Pawlowna wieder zu dem allgemeinen Kreise zurückkehrten, unternahm es dort gerade Fürst Tppolit, etwas zur Unterhaltung beizusteuern.

Er bog sich aus seinem Lehnstuhl hinaus nach vorn, sagte: „Le roi de Prusse“ und brach dann in ein Gelächter aus. Alle wandten sich zu ihm hin.

„Le roi de Prusse?“ wiederholte Tppolit noch einmal im Tone der Frage, lachte wieder auf und setzte sich wieder mit ruhiger, ernster Miene in den Fond des Stuhls zurück. Anna Pawlowna wartete ein Weilchen, was er weiter sagen würde; aber da Tppolit absolut nichts hinzufügen zu wollen schien, so fing sie an davon zu sprechen, wie der gottlose Bonaparte in Potsdam den Degen Friedrichs des Großen entwendet habe.

„Es ist der Degen Friedrichs des Großen, den ich . . .“ begann sie die Worte Napoleons zu zitieren; aber Tppolit unterbrach sie, indem er zum dritten Male sagte:

„Le roi de Prusse . . .“ Und dann, sowie die andern sich zu ihm wandten, machte er eine Miene, als ob er um Entschuldigung bäte, und verstummte wieder.

Anna Pawlowna runzelte die Stirn. Mortemart, Tppolits Freund, fragte ihn in entschiedenem Tone:

„Nun also, was ist denn mit dem Könige von Preußen?“

Tppolit lachte, schien sich aber seines Lachens selbst zu schämen.

„Ach, gar nichts; ich wollte nur sagen . . .“ (Er beabsichtigte, einen Scherz vorzutragen, den er in Wien gehört hatte und den er den ganzen Abend über anzubringen versucht hatte.) „Ich wollte nur sagen, daß es von uns eine Torheit ist, Krieg zu führen pour le roi de Prusse.“

Boris lächelte vorsichtig, so daß sein Lächeln als Ironie oder als Beifallsäußerung für den Witz aufgefaßt werden konnte, je nach der Aufnahme, die der Witz finden werde. Alle lachten.

„Ihr Wortspiel ist sehr schlecht, zwar sehr geistreich, aber ungerecht,“ bemerkte Anna Pawlowna und drohte dem Fürsten Tppolit mit ihrem runzeligen Finger. „Wir führen nicht Krieg für den König von Preußen, sondern für die Prinzipien der Ordnung und der Gerechtigkeit. Ach, was dieser Fürst Tppolit für ein böser, böser Mensch ist!“

Das Gespräch verstummte den ganzen Abend hindurch keinen Augenblick und drehte sich vorwiegend um Neuigkeiten der Politik. Gegen Ende des Zusammenseins wurde es ganz besonders lebhaft, als man auf die vom Kaiser verliehenen Belohnungen zu sprechen kam.

„Im vorigen Jahre hat doch N. N. eine Labatiere mit dem Porträt des Kaisers erhalten,“ sagte der Mann mit dem tiefen Geiste. „Warum sollte S. S. nicht dieselbe Belohnung bekommen können?“

„Ich bitte um Verzeihung,“ sagte der andere Diplomat. „Eine Labatiere mit dem Porträt des Kaisers ist eben eine Belohnung, aber nicht eine Auszeichnung; man könnte eher sagen: ein Geschenk.“

„Es hat aber doch Präzedenzfälle gegeben; ich möchte auf Schwarzenberg verweisen.“

„Nein, es ist unmöglich,“ erwiderte der andere.

„Wollen wir wetten? Der Großkordon, das wäre ja etwas ganz anderes . . .“

Als sich alle erhoben, um sich zu empfehlen, wandte sich Helene, die den ganzen Abend nur wenig gesprochen hatte, wieder mit derselben Bitte an Boris; sie forderte ihn freundlich und bedeutsam auf, sie am Dienstag zu besuchen.

„Es liegt mir sehr viel daran,“ sagte sie lächelnd und blickte dabei Anna Pawlowna an, und diese unterstützte Helenens Wunsch, wobei sie dasselbe trübe Lächeln zeigte, mit welchem sie ihre Worte zu begleiten pflegte, wenn sie von ihrer hohen Gönnerin sprach.

Es schien, als ob an diesem Abend Helene aus einigen Aufsetzungen, die Boris über das preußische Heer getan hatte, plötzlich die Notwendigkeit erkannt hätte, mit ihm bekannt zu werden. Sie versprach ihm gewissermaßen, ihm diese Notwendigkeit zu erklären, wenn er am Dienstag zu ihr käme.

Als jedoch Boris am Dienstag Abend in Helenens prächtigem Salon erschien, erhielt er keine deutliche Erklärung darüber, warum sein Besuch eigentlich so notwendig gewesen war. Es waren noch andere Gäste da; die Gräfin redete nur wenig mit ihm, und erst beim Abschiede, als er ihr die Hand küßte, flüsterte sie ihm plötzlich, und zwar merkwürdigerweise ohne das gewöhnliche Lächeln, zu: „Kommen Sie morgen Abend . . . zum Diner. Sie müssen kommen . . . Kommen Sie.“

Während dieses seines Aufenthaltes in Petersburg wurde Boris Hausfreund bei der Gräfin Besuchowa.

## VIII

**D**er Krieg war entbrannt, und der Schauplatz desselben näherte sich den russischen Grenzen. Überall hörte man Vermünschungen gegen Bonaparte, den Feind des Menschen-

geschlechtes, ausstoßen; in den Dörfern wurden die Landwehroleute und Rekruten zusammenberufen, und vom Kriegsschauplatze kamen einander widersprechende Nachrichten, die unwahr waren, wie immer, und daher auf die mannigfachste Weise ausgedeutet wurden.

Das Leben des alten Fürsten Volkonski, des Fürsten Andrei und der Prinzessin Marja hatte sich seit dem Jahre 1805 in vieler Hinsicht geändert.

Im Jahre 1806 war dem alten Fürsten die Stelle eines Oberkommandierenden der Landwehr übertragen worden, wie solcher Stellen in ganz Rußland acht eingerichtet worden waren. Trotz seiner Altersschwäche, die sich namentlich damals fühlbar gemacht hatte, als er seinen Sohn tot glaubte, hielt sich der alte Fürst nicht für berechtigt, ein Amt abzulehnen, zu dem er durch den Kaiser selbst ernannt worden war, und diese neue Tätigkeit, die sich ihm darbot, diente zu seiner Belebung und Kräftigung. Er war beständig auf Reisen in den drei ihm übertragenen Gouvernements, bewies eine fast pedantische Genauigkeit in der Erfüllung seiner Pflichten, war streng bis zur Grausamkeit gegen seine Untergebenen und kümmerte sich persönlich um die kleinsten Einzelheiten in seinem Amtsberreiche. Prinzessin Marja hatte jetzt keine Mathematikstunden mehr bei ihrem Vater; sie kam zwar auch jetzt morgens in sein Zimmer, wenn er zu Hause war, aber in Begleitung der Amme, mit dem kleinen Fürsten Nikolai, wie ihn der Großvater nannte. Der Säugling Fürst Nikolai wohnte mit der Amme und der Kinderfrau Sawischna in den Zimmern der verstorbenen Fürstin, und die Prinzessin Marja verbrachte den größten Teil des Tages in der Kinderstube und suchte, so gut sie es verstand, ihrem kleinen Neffen die Mutter zu ersetzen. Mademoiselle Bourienne liebte, wie es schien, den Knaben ebenfalls leidenschaftlich, und Prinzessin Marja über-

ließ oft, obwohl sie dabei sich selbst beraubte, ihrer Freundin den Genuß, den kleinen Engel, wie sie ihren Neffen nannte, zu warten und mit ihm zu spielen.

In der Kirche von Lysyja-Gory war neben dem Allerheiligsten über der Gruft der kleinen Fürstin eine Kapelle errichtet und in der Kapelle ein aus Italien verschriebenes Marmordenkmal aufgestellt, welches einen Engel darstellte, der seine Flügel auseinanderbreitet und sich anschickt, sich zum Himmel zu erheben. Bei dem Engel war die Oberlippe ein wenig hinaufgezogen, wie wenn er lächeln wollte, und als eines Tages Fürst Andrei und Prinzessin Marja aus der Kapelle herauskamen, gestanden sie einer dem andern, daß das Gesicht dieses Engels sie seltsam an das Gesicht der Verstorbenen erinnerte. Aber was noch seltsamer scheinen konnte, und was Fürst Andrei seiner Schwester nicht sagte, das war, daß in dem Ausdrucke, den der Künstler dem Gesichte des Engels zufällig gegeben hatte, Fürst Andrei dieselben sanft vorwurfsvollen Worte zu lesen glaubte, die er damals auf dem Gesichte seiner toten Frau gelesen hatte: „Ach, warum habt ihr das mit mir gemacht? . . .“

Bald nach der Rückkehr des Fürsten Andrei hatte der alte Fürst seinem Sohne einen Teil des Familienbesitzes als Eigentum zugewiesen: er hatte ihm das große Gut Bogutscharowo gegeben, das etwa vierzig Werst von Lysyja-Gory entfernt lag. Theils wegen der schmerzlichen Erinnerungen, die sich für ihn an Lysyja-Gory knüpften, theils weil Fürst Andrei sich nicht immer imstande fühlte, das eigenartige Wesen seines Vaters zu ertragen, theils auch, weil es ihm ein Bedürfnis war, allein zu sein, benutzte Fürst Andrei Bogutscharowo als eigentlichen Wohnort, fing dort an zu bauen und verbrachte dort seine meiste Zeit.

Fürst Andrei hatte sich nach der Schlacht bei Austerlitz fest vorgenommen, nie wieder beim Militär zu dienen; als nun der neue

Krieg begann und alle eintreten mußten, übernahm er, um vom aktiven Dienste freizukommen, unter seinem Vater als Vorgesetztem eine dienstliche Tätigkeit bei der Einberufung der Landwehr. Der alte Fürst und sein Sohn hatten nach dem Feldzuge von 1805 gleichsam miteinander die Rollen vertauscht. Der alte Fürst, durch seine Beschäftigung neu belebt, erwartete von dem jetzigen Feldzuge alles Gute; Fürst Andrei dagegen, der an dem Kriege nicht teilnahm und das in der geheimsten Tiefe seiner Seele bedauerte, sah nur Schlimmes voraus.

Am 26. Februar 1807 hatte der alte Fürst eine Dienstreise durch seinen Distrikt angetreten; Fürst Andrei war, wie meist, wenn sein Vater abwesend war, in Lysnja-Gory geblieben. Der kleine Nikolai war schon seit drei Tagen krank. Die Kutscher, die den alten Fürsten gefahren hatten, waren aus der Stadt zurückgekehrt und hatten Briefe und dienstliche Papiere für den Fürsten Andrei mitgebracht.

Da der Kammerdiener mit den Briefen den jungen Fürsten nicht in seinem Zimmer gefunden hatte, so ging er nach den Räumen der Prinzessin Marja; aber auch dort war er nicht. Es wurde dem Kammerdiener gesagt, der Fürst sei in die Kinderstube gegangen.

„Peter ist mit Papieren gekommen; wenn Euer Durchlaucht sie vielleicht in Empfang nehmen wollen . . .“ sagte eines der Mädchen, die der Kinderfrau zur Hand gingen, zu dem Fürsten Andrei, der mit finsterem Gesichte auf einem kleinen Kinderstuhle saß und mit zitternden Händen Tropfen aus einem Arzneifläschchen in ein zur Hälfte mit Wasser gefülltes Glas goß.

„Was gibt es?“ fragte er ärgerlich, und unvorsichtig mit der Hand zuckend, goß er aus dem Fläschchen eine zu große Menge Tropfen in das Glas. Er schüttete das Wasser mit der Arznei aus dem Glase auf den Fußboden und verlangte anderes Wasser. Das Mädchen reichte es ihm.

In dem Zimmer stand das Kinderbett, zwei Truhen, zwei Lehnstühle, ein Tisch, ein Kindertisch und ein Kinderstuhl, eben der, auf welchem Fürst Andrei saß. Die Fenster waren verhängt, und auf dem Tische brannte eine einzige Kerze, vor die ein gebundenes Notenheft gestellt war, so daß der Schein nicht auf das Bettchen fiel.

„Lieber Andrei,“ sagte Prinzessin Marja von dem Bettchen her, neben dem sie stand. „Es wäre doch besser, noch zu warten . . . Nachher . . .“

„Ach, tu mir den Gefallen und rede nicht immer Dummheiten. Du hast so schon immer zu lange gewartet; da siehst du nun, was beim Warten herauskommt,“ antwortete Fürst Andrei ärgerlich flüsternd; er legte es offenbar darauf an, seine Schwester zu kränken.

„Lieber Andrei, es ist wirklich besser, ihn nicht aufzuwecken; er ist eingeschlafen,“ sagte die Prinzessin in flehendem Tone.

Fürst Andrei stand auf und näherte sich auf den Zehen, mit dem Glase in der Hand, dem Bettchen.

„Oder sollen wir ihn doch nicht wecken?“ sagte er unschlüssig.

„Wie du willst . . . wirklich . . . ich meine . . . aber wie du willst,“ antwortete Prinzessin Marja ganz verlegen; es war ihr offenbar peinlich, daß ihre Meinung den Ausschlag geben sollte. Sie machte ihren Bruder durch eine Handbewegung auf das Mädchen aufmerksam, das ihn flüsternd hinausrief.

Es war die zweite Nacht, wo sie beide, mit der Pflege des fiebernden Kindes beschäftigt, nicht geschlafen hatten. Diese ganze Zeit über hatten sie, da sie zu ihrem Hausarzte kein Vertrauen hatten und der aus der Stadt herbeigerufene Doktor noch nicht gekommen war, bald dieses, bald jenes Mittel versucht. Abgemattet durch die Schlaflosigkeit und von Unruhe gequält,

legten sie ihr Leid einer dem andern zur Last, machten sich gegenseitig Vorwürfe und veruneinigten sich.

„Peter ist da mit Brieffschaften von dem Herrn Vater,“ flüsterte das Mädchen.

Fürst Andrei ging hinaus.

„Was soll ich jetzt damit! Hol's der Teufel!“ brummte er vor sich hin. Er hörte an, was der Vater ihm mündlich bestellen ließ, nahm die ihm überreichten Papiere und Briefe, darunter auch einen Brief seines Vaters, entgegen und kehrte in die Kinderstube zurück.

„Nun, wie ist's?“ fragte Fürst Andrei.

„Immer unverändert; warte doch noch, um Gottes willen. Karl Iwanowitsch sagt immer, Schlaf wäre das beste Mittel,“ flüsterte Prinzessin Marja seufzend.

Fürst Andrei trat zu dem Kinde und befühlte es. Es glühte.

„Bleibt mir mit eurem Karl Iwanowitsch vom Leibe!“ Er nahm das Glas, in das er die Tropfen hineingegossen hatte, und kam wieder heran.

„Andrei, tu's nicht!“ flehte Prinzessin Marja.

Aber er machte ihr ein finsternes Gesicht, auf welchem Arger und schweres Leid zugleich zum Ausdruck kamen, und beugte sich mit dem Glase zu dem Kinde herunter.

„Doch! Ich will es,“ sagte er. „Bitte, gib du es ihm.“

Prinzessin Marja zuckte mit den Achseln, nahm aber gehorsam das Glas, rief die Kinderfrau herzu und begann dem Kinde die Arznei einzugeben. Das Kind schrie und röchelte. Fürst Andrei runzelte die Stirn, griff sich an den Kopf, ging aus dem Zimmer und setzte sich im Nebenzimmer auf das Sofa.

Die Briefe hielt er immer noch in der Hand. Mechanisch öffnete er den von seinem Vater und fing an zu lesen. Der alte Fürst schrieb auf blauem Papier mit seiner großen, länglichen Hand-



schrift, unter gelegentlicher Verwendung von Abkürzungen, folgendes:

„Eine in diesem Augenblicke sehr erfreuliche Nachricht habe ich durch einen Kurier erhalten, wenn es keine Lüge ist. Wennigsten hat, wie es heißt, bei Eylau über Bonaparte eine vollständige Viktoria davongetragen. In Petersburg jubelt alles, und eine Unmenge von Belohnungen sind an das Heer abgegangen. Wenn der Sieger auch ein Deutscher ist, so freue ich mich doch. Was der Bezirkskommandeur von Kortschewa, ein gewisser Chandrikow, macht, ist mir ganz unverständlich. Bis jetzt sind weder die Ergänzungsmannschaften noch der Proviant von dort eingetroffen. Fahre sofort hin und sage ihm, ich würde ihn einen Kopf kürzer machen lassen, wenn nicht binnen einer Woche alles zur Stelle ist. Über die Schlacht bei Preußisch-Eylau erhalte ich in diesem Augenblicke noch einen Brief von Petjenka; er hat daran teilgenommen; es ist alles wahr. Wenn sich nicht Leute einmischen, die sich nicht einzumischen haben, dann schlägt diesen Bonaparte sogar ein Deutscher. Es heißt, daß die Franzosen in starker Auflösung fliehen. Hörst du wohl, fahre unverzüglich nach Kortschewa und richte meinen Auftrag aus!“

Fürst Andrei seufzte und erbrach ein anderes Kuvert. Es war ein Brief von Bilibin, zwei Bogen in kleiner Schrift. Er legte ihn, ohne ihn gelesen zu haben, wieder zusammen und las noch einmal das Schreiben seines Vaters durch, das mit den Worten schloß: „Fahre unverzüglich nach Kortschewa und richte meinen Auftrag aus!“

„Nein, entschuldigen Sie, jetzt fahre ich nicht eher, als bis es mit dem Kinde besser geworden ist,“ dachte er, trat an die Thür und blickte in die Kinderstube hinein.

Prinzessin Marja stand noch immer am Bette und schaukelte das Kind leise.

„Ja, warte mal,“ sagte Fürst Andrei zu sich selbst, indem er sich den Inhalt des väterlichen Briefes ins Gedächtnis zurückrief, „er hatte doch noch etwas Unangenehmes geschrieben; was war es doch? Ja, daß die Unsrigen über Bonaparte gerade jetzt gesiegt haben, wo ich nicht bei der Armee bin. Ja, ja, er neckt mich immer. Na, mag er . . .“ Dann begann er Bilibins französischen Brief zu lesen. Er verstand kaum die Hälfte davon und las nur, um wenigstens für ein Weilchen nicht an das denken zu müssen, was schon so lange den ausschließlichen Gegenstand seiner quälenden Gedanken gebildet hatte.

## IX

**B**ilibin befand sich jetzt in der Stellung eines diplomatischen Beamten beim Hauptquartier der Armee und schilderte in diesem Briefe den ganzen Feldzug, zwar in französischer Sprache und mit französischen Scherzen und Phrasen, aber mit jener unerschrockenen Selbstverurteilung und Selbstverspottung, die die Russen vor allen anderen Nationen auszeichnet. Bilibin schrieb, seine diplomatische Schweigepflicht werde ihm zur Pein, und er sei glücklich darüber, daß er an dem Fürsten Andrei einen zuverlässigen Freund habe, dem er brieflich all die Galle ausschütten könne, die sich bei ihm, angesichts der Vorgänge beim Heere, angesammelt habe. Der Brief war schon älteren Datums, vor der Schlacht bei Preußisch-Eylau geschrieben.

„Sie wissen, lieber Fürst,“ schrieb Bilibin, „daß ich seit unseren großartigen Erfolgen bei Austerlitz die Hauptquartiere nicht mehr verlasse. Ich habe am Kriege entschieden Geschmack gefunden und habe davon großen Vorteil. Was ich in diesen drei Monaten gesehen habe, ist unglaublich.“

„Ich beginne ab ovo. Der Feind des Menschengeschlechtes

greift, wie Sie wissen, die Preußen an. Die Preußen sind unsere treuen Verbündeten, die uns in drei Jahren nur dreimal betrogen haben. Wir ergreifen für sie Partei. Aber es stellt sich heraus, daß der Feind des Menschengeschlechtes sich um unsere schönen Reden nicht im geringsten kümmert, sondern sich in seiner unmanierlichen, rohen Art auf die Preußen stürzt, ohne ihnen Zeit zu lassen, ihre begonnene Parade zu beendigen, sie im Handumdrehen gründlich zusammenhaut und sich im Potsdamer Schlosse einquartiert.

„Ich wünsche auf das lebhafteste,“ schreibt der König von Preußen an Bonaparte, „daß Euer Majestät in meinem Schlosse in einer Ihren Wünschen entsprechenden Weise aufgenommen und behandelt werden, und ich habe mich beeifert, zu diesem Zwecke alle Maßregeln zu treffen, die die Umstände mir gestatteten. Möchte mir dies gelungen sein!“ Die preußischen Generale können sich in Höflichkeiten gegen die Franzosen gar nicht genügen und legen bei der ersten Aufforderung die Waffen nieder.

„Der Kommandant von Glogau, der zehntausend Mann zu seiner Verfügung hat, fragt bei dem Könige von Preußen an, was er tun solle, wenn er aufgefordert werde, sich zu ergeben . . . All das ist Tatsache.

„Um es kurz zu machen: während wir dem Feinde durch unsere bloße kriegerische Attitüde zu imponieren gehofft hatten, zeigt es sich, daß wir jetzt allen Ernstes in einen Krieg hineingeraten sind, und was noch schlimmer ist, in einen Krieg an unseren Grenzen avec et pour le roi de Prusse. Unsere Truppen sind vollständig schlagfertig; es fehlt uns nur eine Kleinigkeit, nämlich der Oberkommandierende. Da man zu der Überzeugung gelangt ist, daß die Erfolge bei Austerlitz hätten entscheidender sein können, wenn der Oberkommandierende nicht so jung gewesen wäre, so läßt

man die achtzigjährigen Generale Revue passieren, und als die Wahl zwischen Prostorowski und Kamenski schwankt, gibt man dem letzteren den Vorzug. Der Oberkommandierende trifft bei uns nach Suworows Manier in einem Bauernschlitten ein und wird mit Freudenschreien und Triumphgeschrei empfangen.

„Am 4. kommt der erste Kurier aus Petersburg an. Die Briefsäcke werden in das Arbeitszimmer des Feldmarschalls gebracht, der alles gern selbst macht. Ich werde gerufen, um beim Sortieren der Briefe zu helfen und diejenigen in Empfang zu nehmen, die für die diplomatische Kanzlei bestimmt sind. Der Feldmarschall sieht uns bei unserer Tätigkeit zu und wartet auf die an ihn adressierten Brieffschaften. Wir suchen und suchen — es sind keine dabei. Der Feldmarschall wird ungeduldig, macht sich selbst an die Arbeit und findet Briefe des Kaisers an den Grafen L., an den Fürsten W. und an andere Persönlichkeiten. Da bekommt er einen seiner Wutanfälle. Er speit Feuer und Flammen gegen jedermann, bemächtigt sich der Briefe, erbricht sie und liest die des Kaisers, die an andere adressiert sind. ‚Ah, so behandelt man mich! Man hat kein Vertrauen zu mir! Ah, es wird befohlen, mich zu beaufsichtigen! Schön, schön! Macht mal alle, daß ihr herauskommt!‘ Und er setzt sich hin und schreibt den famosen Tagesbefehl an den General Bennigsen:

„Ich bin verwundet und kann nicht reiten, somit auch nicht das Heer kommandieren. Sie haben Ihr geschlagenes Armeekorps nach Pultusk geführt; dort ist es ungedeckt und hat weder Holz noch Futrage; daher ist Abhilfe nötig, und da Sie sich gestern schon selbst an den Grafen Burzhörden gewandt haben, so müssen Sie an den Rückzug nach unserer Grenze denken und diesen heute noch ausführen.“

„Vom vielen Reiten“, schreibt er an den Kaiser, „habe ich mich durchgerieben, was, zu meinen früheren Körperbeschwerden

hinzukommend, mich völlig unfähig macht, zu reiten und eine so große Armee zu befehligen, und daher habe ich das Kommando über dieselbe dem rangältesten General nach mir, dem Grafen Buxhöwden, übertragen, den ganzen Stab, und was sonst noch dazu gehört, zu ihm geschickt und ihm geraten, wenn das Brot zu Ende sein wird, sich mehr in das Innere Preußens zurückzuziehen, da nur noch für einen Tag Brot übrig ist und bei manchen Regimentern gar keins mehr, wie die Divisionskommandeure Ostermann und Sedmorjezki gemeldet haben; auch bei den Bauern ist alles aufgezehrt. Ich selbst werde bis zu meiner Herstellung im Hospital zu Ostrolenka bleiben. Über dessen Krankenbestand überreiche ich alleruntertänigst einen Rapport und berichte nur noch, daß, wenn die Armee in dem jetzigen Bivak noch vierzehn Tage bleibt, im Frühjahr auch nicht ein Mann mehr gesund sein wird.

„Gestatten Sie einem Greise, auf sein Landgut zurückzukehren, der sich entehrt fühlt, weil er die große, ruhmvolle Aufgabe nicht hat erfüllen können, zu der er auserwählt war. Ihre allergnädigste Erlaubnis dazu werde ich hier im Hospital erwarten, um nicht bei der Armee die Rolle eines Schreibers statt der des Oberkommandierenden zu spielen. Mein Ausscheiden aus der Armee wird nicht das geringste Aufsehen machen, da in meiner Person eben nur ein Erblindeter die Armee verläßt. Männer, wie ich einer bin, hat Rußland Tausende.“

„Der Feldmarschall ist aufgebracht auf den Kaiser und läßt es uns alle entgelten. Das ist doch durchaus logisch!

„Dies ist also der erste Akt der Komödie. Bei den folgenden Akten steigert sich selbstverständlich die Komik und die Spannung. Nach dem Abgange des Feldmarschalls stellt sich heraus, daß wir dem Feinde dicht gegenüberstehen und eine Schlacht liefern müssen. Buxhöwden ist nach dem Rechte der Anciennität Ober-

kommandirender; aber der General Bennigsen ist anderer Meinung, um so mehr, da gerade er mit seinem Korps dem Feinde am nächsten gegenübersteht und die Gelegenheit benutzen möchte, selbständig eine Schlacht zu liefern. Er liefert sie also.

„Dies ist die Schlacht bei Pultusk, die als ein großer Sieg gilt, meiner Ansicht nach aber keineswegs ein solcher ist. Wir Zivilisten haben, wie Sie wissen, eine sehr häßliche Art, darüber zu urtheilen, ob eine Schlacht gewonnen oder verloren ist. Wir sagen: ‚Wer sich nach der Schlacht zurückgezogen hat, der hat sie verloren,‘ und von diesem Standpunkte aus sind wir es, die die Schlacht bei Pultusk verloren haben. Aber obgleich wir uns nach der Schlacht zurückziehen, schicken wir doch nach Petersburg einen Kurier mit einer Siegesnachricht, und der General stellt sich nicht unter Buxhöwden's Kommando, in der Hoffnung, er selbst werde zum Danke für seinen Sieg aus Petersburg den Titel des Oberkommandirenden erhalten. Während dieses Interregnums führen wir eine Reihe außerordentlich interessanter, origineller Manöver aus. Unser Zweck besteht nicht, wie er eigentlich sollte, darin, dem Feinde aus dem Wege zu gehen oder ihn anzugreifen, sondern einzig und allein darin, dem General Buxhöwden aus dem Wege zu gehen, der nach dem Rechte der Anciennität unser Vorgesetzter sein sollte. Wir verfolgen diesen Zweck mit einer derartigen Energie, daß wir sogar nach Überschreitung eines Flusses, der keine Furten hat, die Brücken verbrennen, um unsern Feind von uns abzuhalten, der zurzeit nicht Bonaparte, sondern Buxhöwden ist. Einmal fehlte nicht viel daran, daß der General Buxhöwden inolge eines unserer schönen Manöver, das uns vor ihm gerettet hatte, von überlegenen feindlichen Streitkräften angegriffen und überwältigt wurde. Buxhöwden verfolgt uns, wir fliehen vor ihm. Kaum kommt er auf unsere Seite des Flusses

herüber, so überschreiten wir den Fluß wieder nach der andern Seite hin. Endlich gelingt es unserem Feinde Buxhöwden doch, uns zu fassen, und er greift uns an. Es kommt zu einer scharfen Auseinandersetzung. Die beiden Generale werden heftig gegeneinander. Buxhöwden fordert sogar seinen Gegner zum Duell, und Bennigsen bekommt einen epileptischen Anfall. Aber im kritischen Augenblicke bringt der Kurier, der die Nachricht von unserem Siege bei Pultusk nach Petersburg gebracht hat, uns von dort unsere Ernennung zum Oberkommandierenden zurück, und der erste Feind, Buxhöwden, ist besiegt: nun können wir an den zweiten denken, an Bonaparte. Aber da erhebt sich in diesem Augenblicke gar ein dritter Feind gegen uns, das ‚rechtgläubige Kriegsheer‘, das unter lautem Geschrei Brot, Fleisch, Zwieback, Heu, und ich weiß nicht was sonst noch alles, verlangt! Die Magazine sind leer, die Wege unpassierbar. Das rechtgläubige Kriegsheer beginnt zu marodieren, und zwar in einer Weise, von der Sie sich sogar nach den Erfahrungen des letzten Feldzuges nicht im entferntesten eine Vorstellung machen können. Die Hälfte aller Regimenter verwandelt sich in unordentliche Scharen, die das Land durchziehen und alles mit Feuer und Schwert verwüsten. Die Einwohner sind vollständig ruiniert, die Hospitäler von Kranken überfüllt, überall herrscht Hungersnot. Zweimal ist das Hauptquartier von marodierenden Truppen angegriffen worden, und der Oberkommandierende selbst hat sich genötigt gesehen, sich ein Bataillon Soldaten geben zu lassen, um sie zu vertreiben. Bei einem dieser Angriffe sind mir mein leerer Koffer und mein Schlafrock geraubt worden. Der Kaiser will allen Divisionskommandeuren die Berechtigung erteilen, Marodeure erschießen zu lassen; aber ich fürchte sehr, daß dann die eine Hälfte des Heeres genötigt sein wird, die andere zu erschießen.“

Fürst Andrei hatte anfangs nur mit den Augen gelesen; aber

dann begann das, was er las (obwohl er wußte, wie weit man Bilibin glauben durfte), ihn unwillkürlich mehr und mehr zu interessieren. Als er jedoch bis zu dieser Stelle gelesen hatte, ballte er den Brief zusammen und warf ihn von sich. Er ärgerte sich nicht sowohl über das, was er in dem Briefe las, als vielmehr darüber, daß diese Nachrichten von dem dortigen, ihm jetzt fremden Leben imstande waren, ihn zu erregen. Er schloß für einen Moment die Augen, fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als ob er alles Interesse für das Gelesene verschleuchen wollte, und horchte auf das, was in der Kinderstube vorging. Plötzlich glaubte er hinter der Thür einen sonderbaren Laut zu hören. Eine Angst überfiel ihn; er fürchtete, es könne mit dem Kinde, während er den Brief las, schlimmer geworden sein. Er näherte sich auf den Zehen der Thür des Kinderzimmers und öffnete sie.

In dem Augenblicke, als er eintrat, sah er, daß die Kinderfrau mit erschrockener Miene etwas vor ihm verbarg, und daß Prinzessin Marja nicht mehr bei dem Bettchen stand.

„Lieber Bruder,“ hörte er hinter sich Prinzessin Marja flüstern, und er glaubte aus ihrem Tone die Verzweiflung herauszuhören.

Wie das nach langer Schlaflosigkeit und langer Aufregung häufig vorkommt, überfiel ihn eine grundlose Angst; es fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, das Kind sei gestorben. Alles, was er sah und hörte, erschien ihm als eine Bestätigung dieser Befürchtung.

„Es ist alles zu Ende,“ dachte er, und kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn. Fast besinnungslos näherte er sich dem Bettchen, überzeugt, daß er es leer finden werde, daß das, was die Kinderfrau vor ihm versteckte, das tote Kind gewesen sei. Er schlug die Bettvorhänge auseinander, und lange vermochten seine angstvoll umherirrenden Augen nicht, das Kind zu finden. Endlich sah



er es: der Knabe, dessen Gesichtsfarbe jetzt gut aussah, hatte sich im Schlafe umhergeworfen und lag nun quer im Bette; sein Kopf war ganz vom Kopfkissen heruntergerutscht; die Lippen bewegten sich saugend und schmaugend; das Kind atmete gleichmäßig.

Bei dem Anblicke des Knaben freute sich Fürst Andrei so, als ob er ihn bereits verloren gehabt hätte. Er beugte sich herab und suchte, wie ihn das die Schwester gelehrt hatte, mit den Lippen festzustellen, ob das Kind Hitze habe. Die zarte Stirn war feucht; er berührte den Kopf mit der Hand — auch die Haare waren feucht: so stark schwitzte das Kind. Nicht nur, daß es nicht gestorben war, augenscheinlich war sogar die Krisis jetzt überstanden und das Kind in der Genesung begriffen. Er hätte das kleine, hilflose Wesen am liebsten erfaßt, aufgehoben, an seine Brust gedrückt; aber er wagte es nicht, dies zu tun. Er stand da, über das Kind gebeugt, und betrachtete sein Köpfschen, seine Armchen und die sich unter der Bettdecke abzeichnenden Beinchen. Ein Geräusch wurde neben ihm hörbar, und er bemerkte einen Schatten innerhalb der Vorhänge. Er sah sich nicht danach um, sondern blickte immer nur nach dem Gesichte des Kindes und horchte auf sein gleichmäßiges Atmen. Der dunkle Schatten war Prinzessin Marja, die mit unhörbaren Schritten zu dem Bettchen herangekommen war, den Vorhang aufgehoben und hinter sich wieder hatte niederfallen lassen. Fürst Andrei erkannte sie, ohne nach ihr hinzusehen, und streckte ihr seine Hand hin. Sie drückte sie ihm herzlich.

„Er schwitzt,“ sagte Fürst Andrei.

„Ich kam, um dir das zu sagen,“ erwiderte sie.

Das Kind bewegte sich im Schlafe ein wenig, lächelte und rieb sich mit der Stirn am Kopfkissen.

Fürst Andrei sah seine Schwester an. Die leuchtenden Augen

der Prinzessin Marja glänzten in dem matten Halbdunkel, das hinter den Vorhängen herrschte, noch heller als sonst, da sie voll glückseliger Tränen standen. Sie beugte sich zu ihrem Bruder hin und küßte ihn, wobei der Vorhang ein wenig an ihr hängen blieb. Sie drohten einer dem andern und blieben noch ein Weilchen in der matten Beleuchtung hinter den Vorhängen stehen, wie wenn sie sich von dieser kleinen Welt gar nicht trennen wollten, wo sie drei von der ganzen Menschheit getrennt und geschieden waren. Fürst Andrei war der erste, der von dem Bette zurücktrat; er brachte dabei an dem Musselinvorhange seine Haare in Unordnung.

„Ja, das ist das einzige, was mir jetzt noch geblieben ist,“ sagte er mit einem Seufzer.

## X

**B**ald nach seiner Aufnahme in die Bruderschaft der Freimaurer reiste Pierre mit einem vollgeschriebenen Notizbuche, in welchem er alles verzeichnet hatte, was er auf seinen Gütern vornehmen wollte, nach dem Gouvernement Kiew, wo sich der Hauptteil seiner Bauern befand.

Als Pierre in Kiew angekommen war, berief er alle Verwalter in das Hauptkontor und setzte ihnen seine Absichten und Wünsche auseinander. Er sagte ihnen, es sollten unverzüglich die erforderlichen Maßregeln zur vollständigen Befreiung der Bauern von der Leibeigenschaft getroffen werden. Bis dahin sollten die Bauern nicht mit Arbeit überlastet werden; Frauen, welche kleine Kinder hätten, dürfe man nicht auf Arbeit schicken; man müsse den Bauern in ihrer Wirtschaft Unterstützung zuteil werden lassen; statt der Körperstrafe solle Ermahnung zur Anwendung kommen; auf jedem Gute müßten Krankenhäuser, Armenhäuser und Schulen errichtet werden. Einige von den Ver-

waltern (manche waren des Lesens und Schreibens nur notdürftig mächtig) bekamen, als sie das alles hörten, einen großen Schreck, weil sie in der Rede den Sinn zu finden glaubten, daß der junge Graf mit ihrer Verwaltung und der Unterschlagung der Einnahmen unzufrieden sei; andere fanden nach Überwindung der ersten Furcht Pierres lispelnde Aussprache und die neuen Worte, die sie noch nie gehört hatten, lächerlich; wieder anderen machte es einfach Vergnügen, den Herrn reden zu hören; und noch andere, die klügsten, zu denen auch der Oberadministrator gehörte, nahmen aus dieser Rede ab, wie man mit dem Herrn umgehen müsse, um die eigenen Ziele zu erreichen.

Der Oberadministrator brachte seine lebhaften Sympathien für Pierres Absichten zum Ausdruck, bemerkte aber, es sei, auch abgesehen von diesen Umgestaltungen, erforderlich, die gesamten Vermögensangelegenheiten zu prüfen und neu zu ordnen, da sie sich in üblem Zustande befänden.

Trotz des gewaltigen Reichthums des alten Grafen Besuchow hatte Pierre, seitdem er diesen Reichthum geerbt hatte und, wie es hieß, sein Jahreseinkommen fünfhunderttausend Rubel betrug, die Empfindung, daß er lange nicht so reich sei wie damals, als er von dem verstorbenen Grafen seine zehntausend Rubel jährlich erhielt. Sein Budget sah, wenn nur die Hauptrubriken berücksichtigt wurden, nach der undeutlichen Vorstellung, die er davon hatte, etwa folgendermaßen aus. An den Vormundschaftsrat wurden, für alle Güter zusammen, ungefähr achtzigtausend Rubel Hypothekenzinsen bezahlt; gegen dreißigtausend kostete die Unterhaltung des in der Nähe von Moskau und des in Moskau gelegenen Hauses und der Lebensunterhalt der Prinzessinnen; etwa fünfzehntausend gingen für Pensionen und ebensoviel für Wohltätigkeitsanstalten drauf; der Gräfin wurden für ihren Lebensunterhalt hundertfünfzigtausend Rubel zugeschickt;

an Zinsen für Schulden wurden gegen siebzigtausend bezahlt; der Bau einer angefangenen Kirche hatte in diesen zwei Jahren etwa zehntausend Rubel gekostet; und was noch übrigblieb, ungefähr hunderttausend Rubel, wurde für dies und das verausgabt, er wußte selbst nicht wofür; ja, er sah sich fast jedes Jahr genötigt, neue Schulden zu machen. Außerdem schrieb ihm der Oberadministrator alljährlich bald von Feuersbrünsten, bald von Mißernten, bald von der Notwendigkeit, die Fabriken und Brennereien umzubauen. So war denn die erste Tätigkeit, der sich Pierre widmen mußte, gerade diejenige, zu der er am allerwenigsten Fähigkeit und Neigung besaß: die geschäftliche Tätigkeit.

Pierre „arbeitete“ täglich mit dem Oberadministrator; aber er fühlte, daß seine Tätigkeit die Dinge nicht um einen Schritt vorwärts brachte. Er fühlte, daß seine Tätigkeit gleichsam unabhängig neben den Dingen herging, nicht einhalte und die Dinge nicht in Bewegung setzte. Der Oberadministrator stellte seinerseits die Dinge im schlimmsten Lichte dar und bewies seinem Herrn die Notwendigkeit, Schulden zu bezahlen und die neuen Arbeiten mit den Kräften der leibeigenen Bauern zu unternehmen, wozu Pierre nicht seine Zustimmung gab. Pierre seinerseits verlangte, daß das Werk der Bauernbefreiung in Angriff genommen werde, worauf der Oberadministrator darlegte, daß vorher notwendigerweise die Hypothekenschulden an den Vormundschaftsrat zurückgezahlt werden müßten und daher eine schnelle Ausführung jenes Planes unmöglich sei.

Daß die Ausführung desselben überhaupt unmöglich sei, das sagte der Oberadministrator nicht; er schlug zur Erreichung dieses Zieles den Verkauf von Wäldern im Gouvernement Kostroma, von Ländereien am unteren Laufe der Wolga, sowie den Verkauf des in der Krim gelegenen Gutes vor. Aber alle diese

Operationen waren nach der Darstellung des Oberadministrators mit so verwickelten Rechtsgeschäften: Prozessen, Aufhebung des Sequesters, der Requisitionen, Dispensationen usw., verbunden, daß Pierre ganz konfus wurde und nur zu ihm sagte: „Ja, ja, machen Sie es nur so!“

Pierre besaß nicht jene praktische Veranlagung, die es ihm ermöglicht hätte, selbständig, ohne einen Vermittler, diese Arbeit in Angriff zu nehmen, und darum liebte er diese Arbeit auch nicht und stellte sich nur dem Oberadministrator gegenüber so, als ob er sich dafür interessire. Der Oberadministrator dagegen suchte dem Grafen gegenüber den Anschein zu erwecken, als ob er persönlich diese Arbeit als eine drückende Last empfinde, aber der Ansicht sei, daß sie seinem Herrn großen Nutzen bringe.

In der großen Stadt fand Pierre allerlei Bekannte wieder, und Unbekannte drängten sich dazu, seine Bekanntschaft zu machen; der neu eingetroffene Krösus, der größte Grundbesitzer des Gouvernements, wurde von allen Seiten freudig bewillkommnet. Auch die Versuchungen in bezug auf Pierres Hauptschwäche, diejenige Schwäche, deren er sich bei seiner Aufnahme in die Loge schuldig bekannt hatte, waren so stark, daß er ihnen nicht widerstehen konnte. So kam es, daß er wieder ganz so lebte wie früher in Petersburg: ganze Tage, Wochen und Monate verbrachte er ohne ernste Tätigkeit, und seine Zeit war mit Abendgesellschaften, Dinern, Dejeuners und Bällen so ausgefüllt, daß er gar nicht zur Besinnung kam. Statt des neuen Lebens, das Pierre zu führen gehofft hatte, führte er wieder das frühere, nur in anderer Umgebung.

Pierre gestand sich selbst ein, daß er von den drei Forderungen der Freimaurerei diejenige, die einem jeden Freimaurer vorschrieb, das Musterbild eines sittlichen Wandels zu sein, nicht erfüllte, und daß ihm von den sieben Tugenden zwei vollständig

mangelten: Sittenreinheit und Liebe zum Tode. Er tröstete sich damit, daß er dafür eine andere Forderung, an der Besserung des Menschengeschlechtes zu arbeiten, erfüllte und andere Tugenden besaß: Nächstenliebe und ganz besonders Mildthätigkeit.

Im Frühjahr 1807 beschloß Pierre, wieder nach Petersburg zurückzureisen. Unterwegs beabsichtigte er alle seine Güter zu besuchen und persönlich festzustellen, was von seinen Anordnungen zur Ausführung gelangt war, und in welchem Zustande sich jetzt die vielen Menschen befanden, die ihm von Gott anvertraut waren und die zu beglücken er sich bemühte.

Der Oberadministrator, der der Ansicht war, die Einfälle des jungen Grafen seien sämtlich kaum etwas anderes als Verdröhtheit und ein Schade sowohl für den Herrn selbst, als auch für ihn, den Oberadministrator, als auch für die Bauern, hatte ihm doch einige Konzessionen gemacht. Er verblieb allerdings dabei, die Bauernbefreiung für unmöglich zu erklären; aber er hatte im Hinblick auf die Ankunft des Herrn angeordnet, es solle auf allen Gütern der Bau großer Schulgebäude, Krankenhäuser und Armenhäuser in Angriff genommen werden; auch hatte er überall Empfänge vorbereitet, nicht etwa großartige, feierliche, da er wußte, daß Pierre an solchen kein Gefallen finden würde, sondern einfache, die in religiöser Form die Dankbarkeit der Bauern zum Ausdruck brachten, mit Entgegentragung von Heiligenbildern und Darbringung von Brot und Salz, kurz, Empfänge, von denen er nach seiner Kenntniß des Charakters des Herrn erwarten konnte, daß sie auf diesen wirken und ihn täuschen würden.

Der Frühling des Südens, die bequeme, schnelle Fahrt in einem Wiener Kaleschwagen und das Alleinsein auf der Reise versetzten Pierre in eine frohe, heitere Stimmung. Von den Gütern, auf denen er vorher noch nie gewesen war, erschien ihm

eines immer malerischer als das andere; die Bauern machten überall den Eindruck, daß sie sich glücklich fühlten und für die ihnen erwiesenen Wohlthaten in rührender Weise dankbar seien. Überall fanden Begrüßungen statt, die zwar Pierre manchmal in Verlegenheit setzten, aber doch in der Tiefe seiner Seele ein Gefühl der Freude erweckten. An einem Orte brachten ihm die Bauern Brot und Salz und ein Bild der Apostel Petrus und Paulus entgegen und baten um die Erlaubnis, zum Zeichen der Liebe und Dankbarkeit für die von ihm empfangenen Wohlthaten in der Kirche auf ihre Kosten einen neuen Nebenaltar zu Ehren seiner Schutzheiligen Petrus und Paulus errichten zu dürfen. An einem andern Orte begrüßten ihn Frauen mit Säuglingen auf den Armen und dankten ihm dafür, daß sie nun von den schweren Arbeiten befreit seien. Auf einem dritten Gute empfing ihn der Geistliche mit dem Kreuze, umringt von den Kindern, die er dank der Güte des Grafen jetzt im Lesen, Schreiben und in der Religion unterrichten konnte. Auf allen Gütern erblickte Pierre mit eigenen Augen steinerne, nach einheitlichem Plane theils schon gebaute, theils noch im Bau begriffene Krankenhäuser, Schulen und Armenhäuser, deren Eröffnung für einen nahen Zeitpunkt zu erwarten war. Überall sah Pierre in den von den Verwaltern geführten Büchern, daß die geleisteten Fronarbeiten gegen früher erheblich abgenommen hatten, und bekam für diese Erleichterung rührende Dankjagungen von Bauerndeputationen in langen, blauen Raftanen zu hören.

Nur wußte Pierre nicht, daß in dem Dorfe, wo man ihm Brot und Salz dargebracht hatte und einen Altar für Petrus und Paulus bauen wollte, ein lebhafter Handel getrieben und am Peter-Pauls-Tage ein Jahrmarkt abgehalten wurde, und daß dieser Altar schon längst von den reichen Bauern des Dorfes errichtet war, von eben jenen Bauern, die vor ihm erschienen, daß

aber neun Zehntel der Bauern dieses Dorfes sich in völlig zerrütteten wirtschaftlichen Verhältnissen befanden. Er wußte nicht, daß dieselben Säugerinnen, die auf seine Anordnung nicht mehr zur Fronarbeit geschickt wurden, jetzt in ihren Wohnungen noch schwerere Arbeit zu leisten hatten. Er wußte nicht, daß der Geistliche, der ihm mit dem Kreuze entgegengezogen kam, die Bauern durch Erhebung übermäßiger Gebühren für die Amtshandlungen bedrückte, und daß die um ihn versammelten Schüler ihm von den Eltern nur unter Tränen in seine Schule gegeben und dann für erhebliche Geldsummen wieder freigekauft waren. Er wußte nicht, daß die steinernen, nach einem schönen Plane errichteten Gebäude von seinen eigenen Bauern hergestellt waren und auf diese Art die Fronarbeit vergrößert hatten, deren Abnahme nur auf dem Papiere stand. Er wußte nicht, daß dort, wo der Verwalter ihm in seinem Buche zeigte, daß seinem Willen gemäß die Abgaben um ein Drittel ermäßigt seien, die Fronarbeit um die Hälfte vermehrt war. Und daher fühlte sich Pierre von seinen Besuchen auf den Gütern höchst befriedigt und war wieder ganz in die philanthropische Stimmung hineingeraten, in der er Petersburg verlassen hatte, und schrieb an seinen Bruder Lehrmeister, wie er den Meister vom Stuhle nannte, begeisterte Briefe.

„Wie leicht ist es doch, so viel Gutes zu tun; wie geringer Anstrengung bedarf es dazu,“ dachte Pierre. „Und wie wenig sind wir auf diese Tätigkeit bedacht!“

Er war glücklich über die ihm bezeugte Dankbarkeit; aber er empfand eine gewisse Beschämung, wenn er sie entgegennahm. Diese Dankbarkeit erweckte in ihm den Gedanken, wieviel mehr er eigentlich noch für diese schlichten, guten Menschen tun könnte.

Der Oberadministrator, ein ebenso ungebildeter wie schlauer Mensch, der den gebildeten, arglosen Grafen vollständig durch-



schaute und mit ihm spielte wie mit einem Spielzeuge, bemerkte sehr wohl die Wirkung, welche die künstlich vorbereiteten Empfänge auf Pierre ausübten, und suchte ihm nun mit größerer Entschiedenheit die Unmöglichkeit und vor allem die Unnötigkeit der Befreiung der Bauern zu beweisen, da diese auch ohne sie vollkommen glücklich seien.

Pierre war im stillen Grunde seines Herzens mit dem Oberadministrator darin einverstanden, daß es schwer sei, sich glücklichere Menschen vorzustellen als diese Bauern, und daß niemand wissen könne, wie es ihnen nach der Befreiung gehen werde; aber Pierre glaubte, wenn auch mit innerem Widerstreben, doch auf dem beharren zu sollen, was er für eine Handlung der Gerechtigkeit hielt. Der Oberadministrator versprach, alles, was nur irgend in seinen Kräften stehe, zu tun, um den Willen des Grafen auszuführen; er mußte recht gut, daß der Graf nie imstande sein werde, ihn zu kontrollieren und festzustellen, ob auch wirklich alle Maßregeln zum Verkaufe der Wälder und Güter und zur Ablösung der Hypothekenschulden beim Vormundschaftsrat getroffen seien, und daß er nach dem Fortgang der Reformen wahrscheinlich nie fragen und die Wahrheit nie erfahren werde: nämlich daß die neuerrichteten Gebäude leer standen und die Bauern auch fernerhin an Arbeit und Abgaben all das zu leisten hatten, was sie bei anderen Gutsbesitzern leisteten, d. h. alles, was sie überhaupt leisten konnten.

## XI

In der glücklichen Gemütsstimmung, in welcher Pierre von seiner Reise nach dem Süden zurückkehrte, brachte er eine längst gehegte Absicht zur Ausführung: seinen Freund Volkonski zu besuchen, den er zwei Jahre lang nicht gesehen hatte.

Bogutscharowo lag in einer flachen Gegend, die keine landschaftlichen Vorzüge aufzuweisen hatte; man sah nur Felder und Lannen- und Birkenwäldungen, von denen große Strecken abgehauen waren. Das Herrenhaus stand am Ende des Dorfes, das sich geradlinig an der Landstraße hinzog; vor dem Herrenhause befand sich ein Teich, der erst vor kurzem ausgegraben und bis zum Rande mit Wasser gefüllt war; die Ufer waren noch nicht mit Gras bewachsen. Nicht weit von dem Hause war ringsum junger Wald angepflanzt, aus welchem einige Fichten hervorragten.

Der Herrenhof bestand aus einer Tenne, den Wirtschaftsgebäuden und Ställen, einem Badehause, einem Seitengebäude und einem großen, noch im Bau begriffenen, steinernen Hause mit halbkreisförmigem Frontispiz. Um das Haus herum war ein Garten neu angelegt. Die Zäune und Tore waren neu und solide; unter einem Schuppendach standen zwei Feuersprizen und ein grün angestrichenes Wasserfaß; die Wege waren gerade, die Brücken fest und mit Geländern versehen. Alles machte den Eindruck, daß hier ein sorgsamer Wirt waltete. Leute vom Gute, welche dem ankommenden Pierre begegneten und bei denen er sich erkundigte, wo der Fürst wohne, zeigten auf das kleine neue Seitengebäude, das dicht am Rande des Teiches stand. Der alte Anton, der ehemals den Fürsten Andrei als Knaben beaufsichtigt hatte, war Pierre beim Aussteigen aus der Kalesche behilflich, sagte ihm, daß der Fürst zu Hause sei, und führte ihn in ein kleines, reinliches Vorzimmer.

Pierre war durch die Einfachheit und Bescheidenheit des Kleinen, allerdings sehr sauberen Häuschens überrascht, da er sich erinnerte, in wie glänzender Umgebung er das leztmal seinen Freund in Petersburg getroffen hatte. Schnell trat er in einen kleinen Saal, der noch nach Fichtenholz roch und noch keinen

Kalkberwurf hatte, und wollte noch weiter gehen; aber Anton lief ihm auf den Fehen voraus und klopfte an eine Thür.

„Nun, was gibt's?“ fragte eine Stimme in scharfem, unfreundlichem Tone.

„Ein Herr ist zu Besuch gekommen,“ antwortete Anton.

„Bitte ihn, zu warten!“ Es war zu hören, wie ein Stuhl gerückt wurde.

Schnellen Schrittes ging Pierre auf die Thür zu und stieß fast Gesicht gegen Gesicht mit dem recht alt aussehenden Fürsten Andrei zusammen, der mit finsterner Miene heraustrat. Pierre umarmte ihn, schob die Brille in die Höhe und küßte ihn auf die Wangen; dann betrachtete er ihn aus der Nähe.

„Nun, dich hätte ich wahrhaftig nicht erwartet,“ sagte Fürst Andrei. „Ich freue mich sehr.“

Pierre antwortete nicht. Erstaunt und ohne die Augen abzuwenden blickte er seinen Freund an; die Veränderung, die mit diesem vorgegangen war, war ihm gar zu überraschend. Fürst Andreis Worte waren freundlich, und es lag ein Lächeln auf seinen Lippen und auf seinem Gesichte; aber sein Blick war erloschen und tot, und Fürst Andrei vermochte trotz seines sichtlichen Bestrebens nicht, ihm einen frohen, heiteren Glanz zu geben. Nicht daß sein Freund mager, blaß und männlicher geworden war, sondern dieser Blick und die Stirnfalte, die auf langes Nachdenken über ein und denselben Gegenstand schließen ließ, das war's, was dem Ankömmling auffallend und fremd erschien, solange er sich noch nicht daran gewöhnt hatte.

Bei diesem Wiedersehen nach einer so langen Trennung konnte, wie das unter solchen Umständen immer der Fall ist, das Gespräch lange Zeit nicht recht in Gang kommen; es bestand nur aus kurzen Fragen und Antworten über Dinge, die, wie sie beide selbst fühlten, eigentlich denn doch ausführlich behandelt werden

mußten. Endlich aber begann das Gespräch doch bei den vorher nur mit abgerissenen Worten erwähnten Gegenständen zu verweilen: bei den bisherigen Erlebnissen, bei den Plänen für die Zukunft, bei Pierres Reise und seiner Tätigkeit, bei den Kriegsereignissen usw. Jenes in sich gekehrte Wesen und jene Niedergeschlagenheit, die Pierre in dem Blicke des Fürsten Andrei bemerkt hatte, machten sich jetzt noch stärker in dem Lächeln geltend, mit dem er seinem Gaste zuhörte, namentlich wenn Pierre mit froher Lebhaftigkeit von Vergangenheit oder Zukunft sprach. Es machte den Eindruck, als ob Fürst Andrei sich gern für das, was Pierre erzählte, interessiert hätte, es aber nicht vermöchte. Pierre begann zu fühlen, daß es unangemessen sei, dem Fürsten Andrei gegenüber eine schwärmerische Begeisterung zu zeigen, hochfliegende Pläne darzulegen und Hoffnungen auf eine schöne, glückliche Zukunft zu äußern. Er schämte sich, alle seine neuen, freimaurerischen Ideen auszusprechen, namentlich diejenigen, die durch seine letzte Reise in seiner Seele wieder wachgerufen und neu gekräftigt waren. Er beobachtete eine gewisse Zurückhaltung und fürchtete, gar zu kindlich und vertrauenselig zu erscheinen; gleichzeitig aber verspürte er ein unbezwingbares Verlangen, seinem Freunde recht bald zu zeigen, daß er jetzt ein ganz anderer, besserer Pierre sei als früher in Petersburg.

„Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wieviel ich in dieser Zeit erlebt habe. Ich erkenne mich selbst kaum wieder.“

„Ja, wir haben uns seitdem beide sehr, sehr verändert,“ erwiderte Fürst Andrei.

„Nun, und Sie?“ fragte Pierre. „Was haben Sie für Pläne?“

„Pläne?“ antwortete Fürst Andrei ironisch. „Was ich für Pläne habe?“ Er wiederholte das Wort „Pläne“, als ob er sich über den Sinn desselben wunderte. „Nun, das siehst du ja; ich baue; im nächsten Jahre will ich ganz hierher übersiedeln.“

Pierre schwieg und betrachtete unverwandt das so alt gewordene Gesicht seines Freundes.

„Nein, der Sinn meiner Frage war . . .“ begann er; aber Fürst Andrei unterbrach ihn.

„Was ist von mir zu sagen? Erzähle lieber von dir; erzähle von deiner Reise, von alledem, was du da auf deinen Gütern eingerichtet hast.“

Pierre begann zu erzählen, was er auf seinen Gütern ins Werk gesetzt habe, und bemühte sich dabei, seinen eigenen Anteil an den von ihm durchgeführten Verbesserungen möglichst zurücktreten zu lassen. Fürst Andrei nahm ihm einige Male vormeg, was er gerade sagen wollte, wie wenn das, was Pierre getan hatte, für ihn eine altbekannte Geschichte wäre und er es ohne jedes Interesse mit anhörte, ja sich sogar über das, was Pierre erzählte, gewissermaßen schämte.

Pierre begann sich in der Gesellschaft seines Freundes unbehaglich, ja in peinlicher Weise bedrückt zu fühlen. Er hörte auf zu reden.

„Weißt du was, mein Bester?“ sagte Fürst Andrei, der ebenfalls seinem Gaste gegenüber befangen und verlegen war. „Ich bin hier sozusagen wie im Bivak und bin eigentlich nur hergekommen, um nach dem Rechten zu sehen. Ich fahre heute noch zu meiner Schwester zurück. Ich werde dich mit ihr bekannt machen. Aber du bist ja wohl schon mit ihr bekannt?“ sagte er, offenbar bemüht, den Gast zu unterhalten, mit dem er sich durch keinerlei gemeinsames Interesse verbunden fühlte. „Wir wollen nach dem Mittagessen fahren. Und jetzt vorher, möchtest du nicht meinen Gutshof besuchen?“

Sie gingen hinaus und wanderten bis zum Mittagessen umher, indem sie miteinander über Neuigkeiten der Politik und über gemeinsame Bekannte sprachen, wie Menschen, die sich recht fern-

stehen. Mit einigermaßen lebhaftem Interesse redete Fürst Andrei nur von dem Gute, das er neu eingerichtet hatte, und von dem Bau; aber auch hier brach er, als sie auf dem Gerüste standen und er seinem Gaste die künftige Einrichtung des Hauses beschrieb, plötzlich mitten im Gespräche ab.

„Aber da ist weiter nichts Interessantes dabei,“ sagte er. „Laß uns zu Mittag essen und dann fahren.“

Beim Mittagessen kam das Gespräch auf Pierres Heirat.

„Ich habe mich sehr gewundert, als ich davon hörte,“ bemerkte Fürst Andrei.

Pierre errötete, wie immer bei Erwähnung dieses Gegenstandes, und sagte hastig:

„Ich werde Ihnen ein andermal erzählen, wie das alles gekommen ist. Aber Sie wissen wohl, daß alles zu Ende ist, und auf immer.“

„Auf immer?“ erwiderte Fürst Andrei. „Von nichts in der Welt kann man ‚auf immer‘ sagen.“

„Aber Sie wissen, wie das alles ein Ende genommen hat? Haben Sie von dem Duell gehört?“

„Auch das hast du durchgemacht!“

„Ich danke nur Gott, daß ich diesen Menschen nicht getötet habe,“ sagte Pierre.

„Wieso?“ entgegnete Fürst Andrei. „Einen bösen Hund zu töten, ist sogar eine sehr gute Tat.“

„Nein, einen Menschen zu töten, das ist nicht gut, das ist unrecht . . .“

„Wieso unrecht?“ fragte Fürst Andrei. „Was recht und unrecht ist, das zu beurteilen ist dem Menschen nicht gegeben. Die Menschen haben von jeher geirrt und werden immer irren, und in keinem Punkte mehr als in bezug auf das, was sie für recht und unrecht halten.“

„Unrecht ist das, was für einen andern Menschen ein Übel ist,“ sagte Pierre, der mit Vergnügen wahrnahm, daß Fürst Andrei zum erstenmal seit seiner Ankunft lebhaft wurde und zu reden begann und ihm auseinandersetzen wollte, wodurch er so geworden war, wie er jetzt war.

„Aber wer hat dir gesagt, was für einen andern Menschen ein Übel ist?“ fragte er.

„Ein Übel? Ein Übel?“ erwiderte Pierre. „Wir alle wissen, was für uns ein Übel ist.“

„Ja, das wissen wir freilich; aber das Übel, welches ich für mich selbst als ein solches erkenne, kann ich einem andern Menschen überhaupt nicht zufügen,“ sagte Fürst Andrei, der immer lebhafter wurde und augenscheinlich den Wunsch hatte, dem Freunde seine neue Anschauungsweise darzulegen. Er sprach französisch. „Ich kenne im Leben nur zwei wirkliche Übel: Gewissensbisse und Krankheit. Und das einzige Gut, das es gibt, ist das Fehlen dieser beiden Übel. Mich von diesen beiden Übeln nach Möglichkeit frei zu halten und mir selbst zu leben, darin besteht jetzt meine ganze Weisheit.“

„Aber die Nächstenliebe und die Selbstaufopferung?“ widersprach ihm Pierre. „Nein, da kann ich Ihnen nicht zustimmen! Nur so zu leben, daß man nichts Böses tut und nichts zu bereuen braucht, das ist doch zu wenig. Ich habe so gelebt; ich habe nur mir selbst gelebt und mir dadurch beinahe mein Leben verdorben. Und erst jetzt, wo ich für andere lebe, wenigstens mich bemühe,“ korrigierte Pierre sich aus Bescheidenheit, „für andere zu leben, erst jetzt habe ich für das wahre Glück des Lebens Verständnis gewonnen. Nein, ich bin mit Ihnen nicht einverstanden, und auch Sie selbst glauben das gar nicht, was Sie sagen.“

Fürst Andrei blickte Pierre schweigend an und lächelte spöttisch. „Nun, du wirst ja meine Schwester, Prinzessin Marja, kennen

lernen," sagte er. „Ihr beide werdet gut miteinander harmonisieren.“ Und nach einer kleinen Pause fuhr er fort: „Vielleicht hast du, was dich selbst betrifft, recht; aber ein jeder lebt auf seine eigene Weise: du hast dir selbst gelebt und sagst, du hättest dir dadurch beinahe dein Leben verdorben und hättest das wahre Glück erst dann kennen gelernt, als du angefangen hättest für andere zu leben. Ich dagegen habe gerade die entgegengesetzte Erfahrung gemacht. Ich lebte für den Ruhm. Nun, was ist denn das Streben nach Ruhm? Es ist doch auch eine Art Liebe zu anderen Menschen, der Wunsch, etwas für sie zu tun, der Wunsch, ihren Beifall zu erlangen. So lebte ich für andere und habe mir mein Leben nicht beinahe, sondern vollständig verdorben. Und ruhiger bin ich erst seit der Zeit geworden, wo ich für mich allein lebe.“

„Aber wie können Sie sagen, daß Sie für sich allein leben?“ fragte Pierre, der in Eifer geriet. „Da ist doch Ihr Sohn, und Ihre Schwester, und Ihr Vater!“

„Die sind alle ein Teil von mir selbst; das sind keine ‚anderen‘,“ erwiderte Fürst Andrei. „Aber die anderen, der Nächste, wie ihr, du und Prinzessin Marja, die anderen Menschen nennt, das ist die Hauptquelle der Irrtümer und des Übels. Der Nächste, das sind auch deine Kiewer Bauern, denen du Gutes tun willst.“

Er blickte Pierre spöttisch an; es war klar, daß er ihn zu einem Disput herausfordern wollte.

„Sie scherzen,“ erwiderte Pierre, der immer mehr in Erregung kam. „Was für ein Irrtum oder was für ein Übel kann denn dadurch hervorgerufen werden, daß ich gewünscht habe (wenn auch die Ausführung sehr mangelhaft und schlecht ausfiel), daß ich gewünscht habe, Gutes zu tun, und wenigstens ein bißchen Gutes getan habe? Was kann denn für ein Übel darin liegen, daß unglückliche Menschen, unsere Bauern, Menschen von derselben Art



wie wir, die ohne eine andere, bessere Vorstellung von Gott und der Wahrheit aufwachsen und hinstarben, als die ist, die ihnen durch die kirchlichen Zeremonien und die unverständlichen Gebete vermittelt wird, daß die nun in den tröstlichen Glaubenssätzen von einem künftigen Leben, von der Vergeltung, Belohnung, Erquickung unterwiesen werden? Was für ein Übel oder was für ein Irrtum kann denn daraus entstehen, daß ich diesen armen Menschen, die jetzt, wenn einmal eine schwerere Krankheit sie befällt, elend daran zugrunde gehen, ohne daß ihnen jemand hilft, obwohl es doch so leicht ist, ihnen materielle Hilfe zukommen zu lassen, daß ich denen einen Arzt und ein Krankenhaus gebe, und ebenso den Alten eine Stätte, wo sie Pflege finden? Ist es etwa nicht ein greifbarer, zweifelloser Segen, wenn ich dem Bauern und der Bauerfrau mit dem kleinen Kinde, die jetzt Tag und Nacht keine Ruhe haben, etwas freie Zeit und Erholung verschaffe?" Pierre sprach schnell und lispelnd. „Und das habe ich getan, wenn auch nur schlecht und in geringem Umfange; aber ich habe doch etwas nach dieser Richtung hin getan, und Sie werden mir nicht den Glauben nehmen können, daß das, was ich getan habe, gut ist; ja, Sie können mir nicht einmal einreden, daß Sie selbst es für schlecht halten. Die Hauptsache aber“, fuhr Pierre fort, „ist dies: ich weiß jetzt, weiß sicher, daß die Freude, die man davon hat, wenn man Gutes tut, das einzige wahre Glück des Lebens bildet.“

„Ja, wenn du die Frage so stellst . . .“ sagte Fürst Andrei, „das ist freilich etwas anderes. Ich baue ein Haus und lege einen Garten an, und du baust Krankenhäuser. Eins wie das andere kann als Zeitvertreib dienen. Aber was recht ist, und was gut ist, darüber zu urteilen überlasse dem, der alles weiß; unsere Sache ist das nicht. Na, aber du möchtest disputieren,“ fügte er hinzu. „Schön! Das können wir ja tun!“

Sie standen vom Tische auf, gingen vor die Haustür und setzten sich dort auf die Plattform der Freitreppe, welche die Stelle einer Veranda vertrat.

„Nun also, dann wollen wir einmal disputieren!“ begann Fürst Andrei. „Du sagst: Schulen,“ fuhr er fort und bog zählend einen Finger ein, „Unterricht und so weiter; das heißt, du willst ihn“ (er wies dabei auf einen Bauer, der, die Mühle ziehend, an ihnen vorbeiging) „aus seinem tierischen Zustande herausführen und geistige Bedürfnisse in ihm erwecken. Ich dagegen glaube, daß das einzig mögliche Glück das tierische Glück ist, und gerade dessen willst du ihn berauben. Ich beneide ihn, und du willst ihn in meinen Zustand versetzen, ohne ihm doch die Mittel geben zu können, mit denen ich mir zu helfen suche. Zweitens sagst du: Arbeitserleichterung. Aber meiner Ansicht nach ist die körperliche Arbeit für ihn ebenso eine Notwendigkeit, ebenso eine Existenzbedingung wie für mich und dich die geistige Arbeit. Du und ich, wir können nicht leben, ohne zu denken. Wenn ich mich um zwei oder drei Uhr schlafen lege, so kommen mir allerlei Gedanken, und ich kann nicht einschlafen, ich wälze mich umher und liege wach bis zum Morgen, eben weil ich denke und das Denken nicht lassen kann, gerade wie er nicht das Pflügen und Mähen; sonst geht er in die Schenke oder wird krank. Wie ich seine starke körperliche Arbeit nicht aushalten kann (ich wäre in einer Woche tot davon), so er nicht meine körperliche Untätigkeit: er würde davon fett werden und sterben. Drittens . . . was hattest du doch noch gesagt?“ Fürst Andrei bog den dritten Finger ein. „Ach ja, Krankenhäuser, Medizin. Also der Bauer bekommt einen Schlaganfall und liegt im Sterben; du aber läßt ihm zur Ader und bringst ihn wieder in die Höhe. Nun wird er zehn Jahre lang als Krüppel herumwanken und allen zur Last sein. Für ihn wäre es weit besser und einfacher gewesen, wenn du ihn ruhig hättest sterben

lassen. Es werden ja andere geboren, und es sind ihrer auch so schon übergenuß. Wenn es dir noch leid täte, an ihm einen Arbeiter zu verlieren (denn als solchen sehe ich ihn an); aber nein, aus Liebe zu ihm willst du ihn wiederherstellen, aus Liebe zu ihm. Damit erweist du ihm gar keinen Dienst. Und dann: was ist das für eine Vorstellung, daß die ärztliche Kunst jemals jemand geheilt hätte! Sie kann nur töten . . . jawohl!" Er zog finster die Brauen zusammen und wandte sich von Pierre weg.

Fürst Andrei trug seine Ansichten mit solcher Bestimmtheit und Klarheit vor, daß zu merken war, er hatte über diesen Gegenstand schon wiederholentlich nachgedacht. Er redete gern und schnell, wie jemand, der seit langer Zeit nicht geredet hat. Sein Blick belebte sich um so mehr, je trostloser der Inhalt der Sätze war, die er aussprach.

„Ach, das ist schrecklich, schrecklich!" erwiderte Pierre. „Ich begreife nur nicht, wie man mit solchen Ansichten überhaupt noch weiterleben kann. Auch ich habe solche Augenblicke gehabt, es ist noch gar nicht so lange her, in Moskau und auf der Reise; aber dann fühle ich mich so niedergeschlagen, daß ich eigentlich gar nicht mehr lebe und mir alles widerwärtig ist, ganz besonders ich mir selbst. Dann esse ich nicht und wasche mich nicht . . . Nun, wie steht es mit Ihnen?"

„Warum sollte ich mich nicht waschen? Das wäre ja unreinlich," antwortete Fürst Andrei. „Im Gegenteil, man muß darauf bedacht sein, sich das Leben möglichst angenehm zu gestalten. Ich lebe nun einmal, dafür kann ich nichts; also muß ich suchen, mein Leben so gut, wie's geht, ohne andere Leute zu inkommodieren, bis zum Tode weiterzuführen."

„Aber was regt Sie denn dazu an, weiterzuleben, wenn Sie doch solche Anschauungen haben? So dazusitzen, ohne sich zu bewegen, ohne etwas zu unternehmen . . ."

„Ganz in Ruhe läßt einen das Leben trotzdem nicht. Ich würde froh sein, wenn ich nichts zu tun brauchte; aber es kommt doch immer dies und jenes vor. Neulich erwies mir der hiesige Adel die Ehre, mich zum Adelsmarschall zu wählen: ich habe es mir kaum vom Halse halten können. Die guten Leute konnten gar nicht begreifen, daß es mir an den dazu erforderlichen Qualitäten fehlt, namentlich an einem gewissen gutmütigen, sorglichen Interesse für triviales Treiben. Ferner dieses Haus hier, das ich mir bauen mußte, um ein eigenes Winkelfchen zu besitzen, wo ich meine Ruhe haben kann. Und nun jetzt die Landwehr.“

„Warum dienen Sie nicht in der Armee?“

„Nach Austerlitz?“ erwiderte Fürst Andrei finster. „Nein, danke ergebenst; ich habe mir das Wort gegeben, nicht mehr in der aktiven russischen Armee zu dienen. Und ich werde es auch nie wieder tun; und wenn Bonaparte hier bei Smolensk stände und Lysnja-Gory bedrohte, selbst dann würde ich nicht wieder in die russische Armee eintreten.“ Und nachdem Fürst Andrei sich beruhigt hatte, fuhr er fort: „Darauf kannst du dich verlassen. Jetzt haben wir nun die Landwehr; mein Vater ist Oberkommandirender des dritten Distrikts, und das einzige Mittel, vom aktiven Dienste freizukommen, war für mich, eine Stellung unter meinem Vater zu übernehmen.“

„Also sind Sie doch im Dienst?“

„Ja.“

Er schwieg eine Weile.

„Welches ist denn nun Ihr Zweck dabei?“

„Das will ich dir sagen. Mein Vater ist einer der trefflichsten Männer seiner Zeit. Aber er wird alt und ist, ich will nicht sagen grausam, aber von zu energischem Charakter. Er ist furchtbar durch seine Gewöhnung an unbegrenzte Macht und jetzt durch diese Amtsgewalt, die der Kaiser den Oberkommandierenden der

Landwehr verliehen hat. Wäre ich vor vierzehn Tagen zwei Stunden später gekommen, so hätte er den Schreiber in Tuchnow aufhängen lassen," sagte Fürst Andrei lächelnd. „Ich bekleide also diese amtliche Stellung, weil außer mir niemand einen Einfluß auf meinen Vater hat und ich ihn hier und da vor einer Handlung bewahre, über die er sich nachher quälen würde.“

„Ah, und Ihre Prinzipien? Da sehen Sie ja nun selbst!“

„Ja, aber die Sache liegt denn doch anders, als du sie aufsaßt," entgegnete Fürst Andrei. „Ich wünschte und wünsche diesem Schurken von Schreiber, der den Landwehrleuten die ihnen zukommenden Stiefel unterschlagen hat, nicht im entferntesten etwas Gutes; ich wäre sogar sehr zufrieden gewesen, ihn gehängt zu sehen; aber mir tat mein Vater leid, das heißt also wieder ich mir selbst.“

Fürst Andrei wurde immer lebhafter. Seine Augen bekamen einen fieberhaften Glanz, während er seinem Gaste zu beweisen suchte, daß der Grund für sein Handeln nie in einem Wunsche, dem Nächsten Gutes zu tun, gelegen habe.

„Nun, du willst also deine Bauern frei machen," fuhr er fort. „Das ist ja sehr gut; aber nicht für dich, der du meines Wissens nie jemand hast mit Ruten peitschen und nach Sibirien transportieren lassen, und noch weniger für die Bauern. Wenn man die Bauern schlägt, mit Ruten peitscht und nach Sibirien schickt, so glaube ich, daß sie das absolut nicht als etwas Schlimmes empfinden. In Sibirien führt der Bauer dasselbe tierische Leben weiter, und die wunden Stellen an seinem Körper verheilen, und er ist ebenso glücklich, wie er vorher war. Aber nützlich ist die Bauernbefreiung für diejenigen Grundherren, die bei den jetzigen Verhältnissen moralisch zugrunde gehen, die da tun, was sie nachher bereuen, und dieses Gefühl der Reue zu ersticken suchen, und infolge ihrer Befugnis, gerechte und ungerechte

Strafen zu verhängen, hart werden. Das sind die Leute, die mit leid tun und um derentwillen ich die Bauernbefreiung wünschen würde. Du hast vielleicht nicht mit angesehen, was ich mit angesehen habe: wie gute Menschen, die in diesen Überlieferungen einer unbeschränkten Machtbefugnis groß geworden sind, mit den Jahren bei zunehmender Reizbarkeit hart und grausam werden, sich dessen selbst bewußt sind, sich aber doch nicht beherrschen können und sich immer unglücklicher und unglücklicher fühlen."

Fürst Andrei sagte das mit so tiefer Empfindung, daß Pierre unwillkürlich auf den Gedanken kam, Andrei müsse wohl durch den Hinblick auf seinen Vater zu dieser Ansicht gelangt sein.

Er gab ihm keine Antwort.

„Also diese Leute sind es, die mir leid tun, die Leute, die ihre Menschenwürde, die Ruhe ihres Gewissens, die Reinheit ihrer Seele verlieren; aber kein Bedauern habe ich für den Bauer; wenn du dem auch den Rücken mit Ruten peitschen und das Haar über der Stirn abrasieren läßt, es bleibt doch immer derselbe Rücken und derselbe Kopf.“

„Nein, nein, tausendmal nein!“ rief Pierre. „Darin werde ich Ihnen nie beistimmen.“

## XII

**A**m Abend setzten sich Fürst Andrei und Pierre in den Wagen und fuhren nach Lysnja-Gory. Fürst Andrei richtete ab und zu seine Blicke auf Pierre und unterbrach das Stillschweigen durch einzelne Bemerkungen, die zeigten, daß er sich in heiterer Gemütsstimmung befand.

Er wies auf die Felder und erzählte ihm von seinen landwirtschaftlichen Verbesserungen.

Pierre schwieg mit finsterner Miene, gab nur einsilbige Antworten und schien ganz in seine Gedanken versunken zu sein.

Der Inhalt seiner Gedanken war, daß Fürst Andrei unglücklich sei, auf einem Irrwege wandle, das wahre Licht nicht kenne, und daß er, Pierre, die Pflicht habe, ihm zu Hilfe zu kommen, ihn zu erleuchten und hinaufzuheben. Aber als er es sich nun zurechtzulegen suchte, wie und was er zu ihm reden solle, sah er sofort voraus, daß Fürst Andrei ihm mit einem einzigen Worte, mit einem einzigen Argumente seine ganze Lehre über den Haufen stoßen werde, und er fürchtete sich anzufangen, fürchtete sich, sein theures Allerheiligstes der Möglichkeit einer Verspottung auszusetzen.

„Nein, was haben Sie eigentlich für einen Grund, so zu denken?“ begann Pierre plötzlich, indem er den Kopf senkte und die Haltung eines stößigen Ochsen annahm. „Warum denken Sie so? Sie dürfen nicht so denken.“

„So denken? Worüber denn?“ fragte Fürst Andrei erstaunt.

„Über das Leben, über die Bestimmung des Menschen. Das dürfen Sie nicht. Ich habe ebenso gedacht, und wissen Sie, was mich gerettet hat? Die Freimaurerei. Nein, lächeln Sie nicht. Die Freimaurerei, das ist nicht eine religiöse, sich nur mit Zeremonien abgebende Sekte, wie auch ich früher glaubte; sondern die Freimaurerei ist die beste, einzige Form, in welcher die besten, ewigen Seiten der Menschheit zum Ausdruck kommen.“

Und nun begann er dem Fürsten Andrei die Freimaurerei so zu erklären, wie er sie auffaßte. Er sagte, die Freimaurerei sei die Lehre des Christentums, befreit von staatlichen und religiösen Fesseln; eine Lehre der Gleichheit, der Brüderlichkeit und der Liebe.

„Nur innerhalb unserer heiligen Brüderschaft wird im wahren Sinne des Wortes gelebt; alles übrige Leben ist nur ein Traum,“ sagte Pierre. „Sie wissen ja selbst, mein Freund, daß außerhalb dieses Bundes alles voll Lüge und Unwahrheit ist, und ich bin

ganz Ihrer Ansicht, daß dort einem verständigen, guten Menschen nichts anderes übrig bleibt, als, wie Sie es tun, still das Ende seines Lebens abzuwarten und nur darauf bedacht zu sein, anderen Menschen nicht lästig zu werden. Aber machen Sie sich unsere Grundanschauungen zu eigen, treten Sie in unsere Brüderschaft ein, geben Sie sich uns vertrauensvoll hin, lassen Sie sich von uns leiten, und Sie werden sofort dieselbe Empfindung haben, die auch ich gehabt habe: Sie werden sich als ein Glied jener gewaltigen, unsichtbaren Kette fühlen, deren Anfang sich im Himmel verbirgt."

Fürst Andrei hörte schweigend und vor sich hinblickend an, was Pierre sagte. Einige Male, wo er vor dem Geräusche des Wagens nicht deutlich verstanden hatte, bat er Pierre, die Worte, die ihm entgangen waren, zu wiederholen. An dem besonderen Glanze, der aus den Augen des Fürsten Andrei leuchtete, und an seinem Stillschweigen merkte Pierre, daß seine Worte nicht vergeblich waren, daß Fürst Andrei ihn nicht unterbrechen wollte und nicht vorhatte, sich über das Gesagte lustig zu machen.

Sie gelangten zu dem ausgetretenen Flusse, über den sie auf einer Fähre übersetzen mußten. Die Wagen und die Pferde wurden auf die Fähre gebracht und dort zurechtgestellt, und sie selbst gingen ebenfalls in die Fähre hinein.

Auf das Geländer gestützt, blickte Fürst Andrei schweigend über die weite Fläche des ausgetretenen Wassers hin, die in den Strahlen der untergehenden Sonne glitzte.

„Nun, wie denken Sie darüber?“ fragte Pierre. „Warum schweigen Sie?“

„Wie ich darüber denke?“ erwiderte Fürst Andrei. „Ich habe dich angehört, und das ist ja alles ganz schön; aber du sagst: ‚Tritt in unsere Brüderschaft ein, und wir werden dir den Zweck des Lebens und die Bestimmung des Menschen und die Gesetze,



die die Welt regieren, zeigen. 'Aber wer ist das: ,wir'? Menschen? Woher wißt ihr denn alles? Woher kommt es denn, daß ich allein das nicht sehe, was ihr seht? Ihr seht auf Erden ein Reich des Guten und der Wahrheit, und ich sehe es nicht."

Pierre unterbrach ihn.

„Glauben Sie an ein zukünftiges Leben?“ fragte er.

„An ein zukünftiges Leben?“ wiederholte Fürst Andrei Pierres Worte; aber Pierre ließ ihm nicht Zeit zu antworten und faßte diese Wiederholung als Verneinung auf, um so mehr, da ihm die früheren atheïstischen Ansichten des Fürsten Andrei bekannt waren.

„Sie sagen, daß Sie ein Reich des Guten und der Wahrheit auf Erden nicht sehen können. Auch ich habe dieses Reich früher nicht gesehen, und man kann es überhaupt nicht sehen, wenn man meint, daß mit unserem Leben alles zu Ende ist. Auf der Erde, namentlich auf diesem Teil der Erde“ (Pierre wies auf das Feld) „gibt es keine Wahrheit; da ist alles Lüge und Schlechtigkeit; aber in der Welt, in der ganzen Welt, da gibt es ein Reich der Wahrheit, und wir sind jetzt Kinder der Erde, aber für alle Ewigkeit Kinder der Welt. Fühle ich denn nicht in meiner Seele, daß ich einen Teil dieses gewaltigen, harmonischen Ganzen bilde? Fühle ich denn nicht, daß ich in dieser ungeheuren, zahllosen Menge von Wesen, in denen sich die Gottheit (oder, wenn Sie es anders nennen wollen, die höchste Kraft) offenbart, ein Zwischenglied, eine Zwischenstufe von niedrigeren Wesen zu höheren bin? Wenn ich diese von der Pflanze zum Menschen führende Stufenleiter sehe, sie deutlich sehe, mit welchem Rechte kann ich dann annehmen, daß diese Stufenleiter mit mir abbricht und nicht vielmehr weiter und weiter führt? Ich fühle, daß ich nicht verschwinden kann, wie denn überhaupt nichts auf der Welt verschwindet, sondern immer existieren werde und immer existiert

habe. Ich fühle, daß es außer mir noch Geister gibt, Geister, die über mir leben, und daß in dieser Welt Wahrheit herrscht."

"Ja, das ist die Lehre Herders," erwiderte Fürst Andrei, "aber, lieber Freund, nicht diese Beweisführung ist es, die mich überzeugt, sondern die Erfahrung von Leben und Tod, die ist imstande zu überzeugen. Überzeugt fühlt man sich, wenn man sieht, wie ein liebes, teures Wesen, mit dem man eng verbunden war, dem gegenüber man eine Schuld auf sich geladen hatte, eine Schuld, die man wieder gutzumachen hoffte" (die Stimme begann ihm zu zittern, und er wandte das Gesicht ab), "... und nun muß man sehen, wie dieses Wesen auf einmal leidet, entsetzliche Qualen leidet und aufhört zu sein . . . Warum? Es muß, es muß darauf eine Antwort vorhanden sein. Und ich glaube, daß eine Antwort vorhanden ist . . . Siehst du, das ist's, was zu überzeugen imstande ist; das ist's, was mich überzeugt hat."

"Nun ja, nun ja!" antwortete Pierre. "Sage ich denn nicht ganz daselbe?"

"Nein. Meines Erachtens können uns von der Notwendigkeit eines zukünftigen Lebens nicht Beweise überzeugen, sondern nur die eigene Erfahrung: wenn man im Leben Hand in Hand mit einem Menschen geht und dieser Mensch auf einmal dort im leeren Raum verschwindet und man selbst vor diesem Abgrunde stehen bleibt und hineinschaut. Und ich habe hineingeschaut . . ."

"Nun also! Sie wissen, daß es ein dort gibt, und daß ein jemand da ist. Das dort ist das zukünftige Leben. Der jemand ist Gott."

Fürst Andrei antwortete nicht. Der Wagen und die Pferde waren schon längst aus der Fährte an das andere Ufer herausgebracht und die Pferde wieder angespannt, und die Sonne war zur Hälfte untergegangen, und der Abendfrost überzog die Lachen

an der Überfahrtstelle mit Eissternchen; aber Pierre und Andrei standen zur Verwunderung der Diener, Kutscher und Fährleute immer noch auf der Fährre und redeten miteinander.

„Wenn es einen Gott und ein zukünftiges Leben gibt,“ sagte Pierre, „so gibt es auch Wahrheit und Tugend; und das höchste Glück des Menschen besteht in dem Streben, die Wahrheit und die Tugend zu erreichen. Wir müssen leben, wir müssen lieben, wir müssen glauben, daß wir nicht nur heute und auf diesem Stückchen Erde leben, sondern immer gelebt haben und ewig leben werden, dort, im All“ (er wies nach dem Himmel).

Fürst Andrei stand, auf das Geländer der Fährre gelehnt, und hörte seinem Freunde zu; dabei blickte er unverwandt in den roten Widerschein der Sonne auf der bläulichen Wasserfläche. Pierre schwieg jetzt. Es herrschte tiefe Stille. Die Fährre lag schon längst ruhig am Ufer, und nur die Wellen der Strömung schlugen mit leisem Geräusche an den Boden der Fährre. Dem Fürsten Andrei kam es vor, als ob dieses Plätschern der Wellen zu Pierres Worten hinzufügte: „Das ist wahr; glaube es nur!“

Fürst Andrei seufzte und schaute mit leuchtendem, kindlichem, freundlichem Blicke in Pierres gerötetes, begeistertes Gesicht, auf dem sich aber doch eine gewisse Schüchternheit vor dem geistig überlegenen Freunde ausprägte.

„Ja, wenn es doch so wäre!“ sagte Fürst Andrei. „Aber komm, wir wollen einsteigen,“ fügte er hinzu und blickte beim Hinausgehen aus der Fährre zum Himmel auf, nach welchem Pierre hingewiesen hatte. Zum erstenmal nach Austerlitz erblickte er wieder jenen hohen, ewigen Himmel, den er gesehen hatte, als er auf dem Schlachtfelde von Austerlitz lag, und ein längst eingeschlafenes, gutes Gefühl, das in seiner Seele ruhte, erwachte plötzlich wieder freudig und jugendfrisch. Dieses Gefühl verschwand dann allerdings, sobald Fürst Andrei wieder in seine gewöhnlichen

Lebensverhältnisse eintrat; aber er war sich bewußt, daß dieses Gefühl, obwohl er nicht verstand, es weiterzuentwickeln, doch in seiner Seele fortlebte. Die Wiederbegegnung mit Pierre bildete für den Fürsten Andrei eine Epoche, von welcher, mochte sein Leben auch äußerlich daselbe bleiben, doch in seiner inneren Welt ein neues Leben begann.

## XIII

Es dunkelte schon, als Fürst Andrei und Pierre sich dem Haupteingange des Gutshauses von Lysnja-Gory näherten. In diesem Augenblicke lenkte Fürst Andrei lächelnd Pierres Aufmerksamkeit auf einen Tumult, der an der Hintertür stattfand. Eine gekrümmte Alte, mit einem Quersack auf der Schulter, und eine Mannsperson von kleinem Wuchse, in schwarzem Anzuge und mit langem Haar waren soeben aus dem Thor herausgekommen, stürzten aber, sowie sie die herbeifahrende Kalesche erblickten, Hals über Kopf wieder hinein. Zwei zum Gute gehörige Frauen kamen auf den Hof herausgelaufen, um die beiden zurückzurufen, und alle vier rannten nun, sich häufig nach der Kalesche umblickend, erschrocken in die Hintertür hinein.

„Das sind Marjas Gottesleute,“ sagte Fürst Andrei. „Sie haben uns für meinen Vater gehalten. Das ist das einzige, worin Marja unserm Vater nicht gehorcht: er befiehlt, diese vagabundierenden Wallfahrer wegzujagen; aber sie nimmt sie auf.“

„Was sind denn das: Gottesleute?“ fragte Pierre.

Fürst Andrei fand keine Zeit mehr, ihm zu antworten. Die Dienerschaft kam heraus, um die Ankommenden zu empfangen, und er erkundigte sich, wo der alte Fürst wäre und ob er bald erwartet würde.

Der alte Fürst war noch in der Stadt und wurde jeden Augenblick zurück erwartet.

Fürst Andrei führte Pierre in seine eigenen Zimmer, die im Hause seines Vaters stets in voller Ordnung bereit waren, ihn zu empfangen, und begab sich selbst nach der Kinderstube.

„Wir wollen zu meiner Schwester gehen,“ sagte Fürst Andrei, als er zu Pierre zurückkam. „Ich habe sie noch nicht gesehen; sie versteckt sich jetzt und sitzt in ihrem Zimmer mit ihren Gottesleuten. Sie wird verlegen werden; aber das ist ihre verdiente Strafe. Und du bekommst dabei die Gottesleute zu sehen. Die Sache ist wirklich interessant, mein Wort darauf.“

„Was sind denn das: Gottesleute?“ erkundigte sich Pierre noch einmal.

„Du wirst ja sehen.“

Prinzessin Marja wurde, als sie bei ihr eintraten, wirklich verlegen, und ihr Gesicht bedeckte sich mit roten Flecken. In ihrem behaglichen Zimmer, mit den Lämpchen vor den Heiligenscheinen, saß neben ihr auf dem Sofa hinter dem Samowar ein junger Mensch mit langer Nase und langem Haar, in einer Mönchskutte.

Auf einem Lehnstuhle daneben saß eine runzelige, hagere Alte mit einem sanften Ausdrucke in dem kindlichen Gesichte.

„Andrei, warum hast du mich von deinem Kommen nicht vorher benachrichtigt?“ sagte die Prinzessin Marja mit sanftem Vorwurfe und stellte sich vor ihre Wallfahrer wie eine Gluckhenne vor ihre Küchlein.

„Es ist mir ein großes Vergnügen, Sie zu sehen; ich freue mich sehr,“ sagte sie zu Pierre, während er ihr die Hand küßte. Sie hatte ihn schon gekannt, als er noch ein Kind war, und jetzt gewannen ihm seine Freundschaft mit Andrei, sein Unglück mit seiner Frau und vor allem sein gutes, harmloses Gesicht ihr Wohlwollen. Sie blickte ihn mit ihren schönen, leuchtenden Augen an und schien zu sagen: „Ich habe Sie sehr gern; aber bitte, lachen

Sie nicht über meine Leuten hier." Nachdem sie die ersten Begrüßungsworte gewechselt hatten, setzten sie sich.

„Ah, der liebe, kleine Swan ist ja auch hier," sagte Fürst Andrei und deutete lächelnd auf den jungen Wallfahrer.

„Andrei!" rief Prinzessin Marja in flehendem Tone.

„Sie müssen wissen, daß das eine Frau ist," sagte Andrei zu Pierre auf französisch, wie denn überhaupt die drei untereinander französisch sprachen.

„Andrei, ich bitte dich inständig!" wiederholte Prinzessin Marja.

Es war leicht zu merken, daß sowohl die spöttischen Bemerkungen des Fürsten Andrei über die Wallfahrer als auch die vergeblichen Versuche der Prinzessin Marja, sie in Schutz zu nehmen, eine hergebrachte, feststehende Form des Verkehrs zwischen den beiden waren.

„Aber, liebe Schwester," sagte Fürst Andrei, „du solltest mir doch im Gegenteil dafür dankbar sein, daß ich meinem Freunde Pierre eine Erklärung für deine Intimität mit diesem jungen Manne gebe."

„Ist es denn wahr?" fragte Pierre interessiert und blickte ernst (wofür ihm Prinzessin Marja besonders dankbar war) durch seine Brille diesem Swan ins Gesicht, der, als er merkte, daß von ihm die Rede war, seine schlauen Augen von einem zum andern gehen ließ.

Prinzessin Marja war ganz unnötigerweise für „ihre Leuten" verlegen geworden. Diese selbst zeigten sich ganz und gar nicht ängstlich. Die Alte saß, ohne sich zu rühren, auf ihrem Lehnstuhle da; sie hielt die Augen niedergeschlagen, warf aber mitunter schräge Blicke nach den Eingetretenen; ihre Tasse hatte sie, mit dem Boden nach oben, auf die Untertasse gestülpt, das Stückchen Zucker, von dem sie vorher beim Trinken abgebissen hatte, da=

nebengelegt und wartete nun ruhig darauf, daß ihr noch mehr Tee angeboten werde. Iwan trank seinen Tee aus der Untertasse und blickte dabei von untenher mit seinen schlauen, weiblichen Augen nach den jungen Männern hin.

„Nun, wo bist du denn gewesen? In Kiew?“ fragte Fürst Andrei die Alte.

„Jawohl, Väterchen,“ antwortete diese redselig. „Gerade zu Weihnachten wurde ich gewürdigt, bei den lieben Heiligen das heilige, himmlische Sakrament zu empfangen. Aber jetzt komme ich aus Kaljasin, Väterchen; da ist großes Heil erschienen . . .“

„Ging denn der liebe Iwan mit dir zusammen?“

„Ich wandere für mich allein, Wohltäter,“ sagte Iwan, der sich Mühe gab, mit tiefer Stimme zu sprechen. „Erst in Tschnow bin ich mit Pelagia zusammengetroffen.“

Pelagia unterbrach ihren Gefährten; sie hatte offenbar die größte Lust zu erzählen, was sie da mit angesehen hatte.

„In Kaljasin, Väterchen, ist großes Heil erschienen.“

„Wieso? Sind neue Reliquien gefunden?“ fragte Fürst Andrei.

„Hör doch auf, Andrei!“ bat Prinzessin Marja. „Erzähle nicht, Pelagia.“

„Nicht? . . . Aber Mütterchen, warum soll ich denn nicht erzählen? Ich habe ihn sehr gern. Er ist ein guter Mensch, ein Ausgewählter Gottes; ich weiß noch recht gut, wie er, mein Wohltäter, mir einmal zehn Rubel geschenkt hat . . . Also, als ich in Kiew war, da sagte zu mir ein Verzüchter, Kirill . . . er ist kloden Geistes, aber sehr fromm, ein wahrer Mann Gottes, Sommer und Winter geht er barfuß . . . also der sagte zu mir: ‚Warum wallfahrtest du nicht in deiner eigenen Gegend?‘ sagte er. ‚Geh nach Kaljasin; da ist ein wundertätiges Bild der hochheiligen Mutter Gottes gefunden.‘ Als ich das hörte, nahm ich von den lieben Heiligen Abschied und machte mich auf den Weg.“

Alle schwiegen. Nur die Wallfahrerin sprach, in gemessenem Tonfall, wobei sie die Luft in sich hineinzog.

„Ich kam also hin, Väterchen, und da sagten mir die Leute: ‚Großes Heil ist erschienen; der hochheiligen Mutter Gottes tröpfelt heiliges Salböl aus dem Bäckchen . . .“

„Nun gut, gut; du kannst ja nachher weitererzählen,“ unterbrach Prinzessin Maria errötend die Erzählerin.

„Gestatten Sie eine Frage an die Frau,“ sagte Pierre. „Hast du das selbst gesehen?“ fragte er.

„Gewiß, Väterchen; ich bin selbst gewürdigt worden, es zu sehen. Auf dem Gesicht der Mutter Gottes war ordentlich so ein Glanz, wie der helle Himmel, und aus dem Bäckchen der Mutter Gottes, da träufelte es nur so, immerzu träufelte es . . .“

„Aber das ist ja Betrug!“ rief Pierre, der der Wallfahrerin aufmerksam zugehört hatte, in seiner Naivität unwillkürlich.

„Ach, Väterchen, was redest du da!“ rief Pelagia ganz entsetzt und wandte sich wie Schutz suchend zu der Prinzessin Maria.

„So wird das Volk betrogen!“ sagte Pierre noch einmal.

„Herr Jesus Christus!“ rief die Wallfahrerin und bekreuzte sich. „Ach, sage doch so etwas nicht, Väterchen! Da war ein General, der glaubte auch nicht und sagte: ‚Die Mönche betrügen das Volk.‘ Und wie er das gesagt hatte, da wurde er sogleich blind. Und da träumte ihm, daß die Mutter Gottes vom Höhlenkloster zu ihm kam und zu ihm sagte: ‚Glaube an mich, dann will ich dich heilen.‘ Und da fing er an zu bitten: ‚Führt mich zu ihr, führt mich zu ihr!‘ Ich sage dir die reine Wahrheit; ich habe es selbst gesehen. Da brachten sie den Blinden geradeswegs zu ihr, und er trat heran und fiel vor ihr nieder und sagte: ‚Heile mich! Ich will dir auch alles geben,‘ sagte er, ‚was mir der Zar verliehen hat.‘ Ich habe es selbst gesehen, Väterchen: ein Ordensstern war an ihr befestigt. Und wirklich, er wurde wieder sehend. Es ist eine



Sünde, so zu sprechen. Dafür schießt Gott seine Strafe," sagte sie in ermahnendem Tone zu Pierre.

„Was soll denn aber der Ordensstern an dem Muttergottesbilde?" fragte Pierre.

„Die Mutter Gottes wird eben zum General befördert sein," sagte Fürst Andrei lächelnd.

Pelagia wurde auf einmal ganz blaß und schlug die Hände zusammen.

„Väterchen, Väterchen, was begehst du da für Sünde! Denke daran, daß du einen Sohn hast!" rief sie, und ihr soeben noch blaßes Gesicht überzog sich plötzlich mit dunkler Röthe. „Väterchen, Gott möge dir verzeihen, was du da gesagt hast!" Sie bekreuzte sich. „Lieber Herrgott, verzeihe ihm! Mütterchen, was gehen hier für Dinge vor!" wandte sie sich an die Prinzessin Marja. Sie stand auf und machte sich, beinahe weinend, daran, ihr Bündel zurechtzumachen. Man konnte ihr anmerken, daß es ihr einerseits bänglich und wider das Gewissen war, Wohlthaten in einem Hause zu genießen, wo solche Reden geführt wurden, und es ihr andererseits leid tat, jetzt auf die Wohlthaten dieses Hauses verzichten zu müssen.

„Aber wie kann euch beiden das nur Vergnügen machen!" sagte Prinzessin Marja. „Warum seid ihr denn zu mir gekommen?"

„Nein, nein, ich mache ja nur Spaß, liebe Pelagia," sagte Pierre. „Prinzessin, mein Wort darauf, ich hatte die Frau nicht kränken wollen; ich habe es nur so hingeredet. Nimm es dir nicht zu Herzen, ich habe nur gescherzt," wandte er sich, in dem Wunsche, seine Schuld wieder gutzumachen, mit schüchternem Lächeln an Pelagia. „Ich habe es nicht böse gemeint, und er hat es auch nur so hingeredet, er hat nur gescherzt."

Pelagia blieb mißtrauisch stehen; aber nur auf Pierres Gesichte

prägte sich eine so aufrichtige Reue aus, und Fürst Andrei blickte so milde und freundlich bald die Wallfahrerin, bald Pierre an, daß sie sich allmählich beruhigte.

## XIV

Die Wallfahrerin hatte sich beruhigt, ließ sich wieder zum Reden bringen und erzählte nun lange von dem Vater Amfilochi, der einen so heiligen Lebenswandel geführt hatte, daß seine Hände nach Weihrauch rochen, und weiter erzählte sie, wie bei ihrer letzten Wallfahrt nach Kiew Mönche, mit denen sie bekannt war, ihr die Schlüssel zu den Höhlen gegeben hatten, und wie sie, mit Zwiebacken versehen, zweimal vierundzwanzig Stunden hintereinander in den Höhlen bei den Heiligen zugebracht hatte. „Ich bete bei dem einen und erweise ihm meine Verehrung, und dann gehe ich zu einem andern. Ich schlafe ein bißchen, und dann gehe ich wieder und verrichte meine Andacht. Und eine solche Stille, Mütterchen, ist da, eine Seligkeit, daß man gar nicht wieder an das Tageslicht zurückkehren möchte.“

Pierre hörte ihr aufmerksam und ernsthaft zu. Fürst Andrei verließ das Zimmer. Bald nach ihm ging auch Prinzessin Marja mit Pierre hinaus, den sie in den Salon führte; die Gottesleute ließ sie allein ihren Tee austrinken.

„Sie sind ein sehr guter Mensch,“ sagte sie zu ihm.

„Ach, ich hatte die Frau wirklich nicht kränken wollen; ich verstehe diese Empfindungen recht wohl und weiß sie zu schätzen.“

Prinzessin Marja blickte ihn schweigend an und lächelte freundlich.

„Ich kenne Sie ja schon lange und habe Sie lieb wie einen Bruder,“ sagte sie dann. „Wie finden Sie Andrei?“ fragte sie eilig, ohne ihm Zeit zu lassen, etwas auf ihre freundlichen Worte

zu erwidern. „Sein Zustand beunruhigt mich sehr. Es war im Winter mit seiner Gesundheit besser; aber im Frühjahr brach die Wunde wieder auf, und der Arzt meinte, er solle wegreisen und eine Kur gebrauchen. Auch in seelischer Hinsicht habe ich um ihn große Sorge. Er hat nicht einen solchen Charakter wie wir Frauen, daß er sich seinen Kummer durch Klagen erleichtern und ihn ausweinen könnte. Er trägt ihn in seinem Innern eingeschlossen mit sich herum. Heute ist er ja heiter und lebhaft; aber das ist nur die Wirkung Ihrer Ankunft; er ist sonst nur selten so. Wenn Sie ihn doch überreden könnten, ins Ausland zu reisen! Er braucht eine Tätigkeit; dieses gleichmäßige, ruhige Leben richtet ihn zugrunde. Die andern bemerken das nicht; aber ich sehe es.“

Nach neun Uhr abends stürzten die Diener vor das Portal, da sie das Schellengeklingel der herankommenden Equipage des alten Fürsten hörten. Fürst Andrei und Pierre traten ebenfalls hinaus.

„Wer ist das?“ fragte der alte Fürst, als er aus dem Wagen stieg und Pierre erblickte.

„Ah, freut mich sehr! Küsse mich!“ sagte er, als er erfahren hatte, wer der unbekannte junge Mann war.

Der alte Fürst war guter Laune und behandelte Pierre sehr freundlich.

Vor dem Abendessen kam Fürst Andrei in das Zimmer seines Vaters und fand dort den alten Fürsten in einem hitzigen Disput mit Pierre begriffen. Pierre suchte zu beweisen, daß einmal eine Zeit kommen werde, wo es keine Kriege mehr geben würde. Der alte Fürst bestritt dies, indem er seinen Gegner neckte und foppte, aber ohne sich dabei zu ärgern.

„Laß den Menschen das Blut aus den Adern laufen, und gieße ihnen Wasser hinein; dann wird es keine Kriege mehr geben. Das

sind Weiberphantasien, Weiberphantasien," sagte er; aber er klopfte dabei Pierre freundlich auf die Schulter. Darauf ging er an den Tisch, an welchem Fürst Andrei, der sich offenbar an diesem Gespräche nicht zu beteiligen wünschte, in den Papieren blätterte, die der alte Fürst aus der Stadt mitgebracht hatte. Der alte Fürst trat zu ihm und begann mit ihm von Dienstsachen zu sprechen.

„Der Adelsmarschall Graf Rostow hatte nur die Hälfte der Mannschaften zusammengebracht, die er hatte zusammenbringen sollen. Kam der Mann in die Stadt und ließ sich beikommen, mich zum Diner einzuladen — na, ich habe ihm ein nettes Diner angerichtet! . . . Da! Sieh einmal dieses Papier durch! . . . Na, mein Sohn," fuhr er fort, „dein Freund ist ein braver, junger Mann" (er klopfte Pierre auf die Schulter), „ich habe ihn liebgewonnen! Er macht mich warm. Ein anderer redet vernünftig, und doch mag man ihm nicht zuhören; aber dieser hier schwagt dummes Zeug und macht mich alten Mann warm. Na, nun geht nur, geht," sagte er. „Vielleicht komme ich noch zum Abendessen und sitze ein Weilchen bei euch. Dann wollen wir weiterdisputieren. Freunde dich nur auch mit meiner närrischen Tochter, Prinzessin Marja, an," rief er dem fortgehenden Pierre noch aus der Tür nach.

Pierre lernte erst jetzt, bei diesem seinem Besuche in Lysnja-Gory, die ganze Bedeutung und Annehmlichkeit seiner Freundschaft mit dem Fürsten Andrei schätzen. Diese Annehmlichkeit kam ihm nicht sowohl in seinem Verhältnisse zum Fürsten Andrei selbst, als vielmehr in seinen Beziehungen zu allen Familienmitgliedern und Hausgenossen zur Empfindung. Pierre fühlte sich dem alten, mürrischen Fürsten und der sanften, schüchternen Prinzessin Marja gegenüber, obgleich er beide fast gar nicht kannte, gleich von vornherein wie ein alter Freund. Und auch sie

hatten ihn alle bereits liebgewonnen. Nicht nur blickte Prinzessin Marja, deren Herz er durch sein freundliches Benehmen gegen die Wallfahrer gewonnen hatte, ihn mit ganz besonders hellleuchtenden Augen an, sondern auch der kleine einjährige Fürst Nikolai, wie ihn der Großvater nannte, lächelte Pierre an und ließ sich von ihm auf den Arm nehmen. Michail Iwanowitsch und Mademoiselle Bourienne sahen ihn mit frohem Lächeln an, wenn er mit dem alten Fürsten ein Gespräch führte.

Der alte Fürst kam zum Abendessen, augenscheinlich um Pierres willen. Er behandelte ihn während der beiden Tage seines Aufenthaltes in Lysyja-Gory mit außerordentlicher Freundlichkeit und lud ihn ein, ihn häufiger zu besuchen.

Als Pierre abgefahren war und alle Familienmitglieder zusammenkamen, tauschten sie, wie das immer nach der Abreise eines neuen Bekannten geschieht, ihre Urtheile über ihn aus, und, was nur selten vorkommt, alle redeten von ihm nur Gutes.

## XV

Als Kostow diesmal vom Urlaube zurückkehrte, kam es ihm zum ersten Male zum vollen Bewußtsein, wie fest und stark die Bande waren, die ihn mit Denisow und dem ganzen Regimente verknüpften.

Als er sich dem Lagerplatze seines Regimentes näherte, machte er ein ähnliches Gefühl durch, wie früher bei der Annäherung an das Haus in der Powarskaja-Straße. Als er den ersten Husaren in der aufgeknöpften Uniform seines Regimentes erblickte, als er den rothhaarigen Dementjew erkannte, als er die Pfosten mit den daran angebundenen Pferden, lauter Füchsen, sah, als Lawrenti erfreut seinem Herrn zurief: „Der Graf ist gekommen!“ und der zottige Denisow, der auf seinem Bette gelegen und geschlafen

hatte, aus der Erdhütte herausgelaufen kam und ihn umarmte und die Offiziere den Anknümling umringten: da hatte Rostow dieselbe Empfindung wie damals, als ihn seine Mutter, sein Vater und seine Schwestern umarmten, und die Freudentränen, die ihm in die Kehle kamen, hinderten ihn zu sprechen. Auch das Regiment war ein Haus, ein unwandelbar liebes, teures Haus, ebenso wie das Haus seiner Eltern.

Nachdem er sich beim Regimentskommandeur gemeldet, die Zurweisung zu seiner früheren Eskadron erhalten, wieder einmal den Dejourdienst und das Furagieren durchgemacht, sich in alle die kleinen Regimentsinteressen hineingefunden und sich von neuem an das Gefühl gewöhnt hatte, der Freiheit beraubt und in einen engen, starren Rahmen eingeschmiedet zu sein, da hatte Rostow dieselbe Empfindung wie unter dem Dache des Elternhauses: ein Gefühl der Beruhigung, ein Gefühl, daß er hier einen festen Stand habe, und das freudige Bewußtsein, hier zu Hause, an dem ihm zukommenden Plage zu sein. Hier war nicht jener ganze Wirrwarr der freien Welt, in dem er nicht seinen richtigen Platz fand und sich bei der Wahl irrte; hier war keine Sonja, der gegenüber man sich aussprechen oder auch nicht aussprechen mußte. Hier kam man nicht in die Lage, zu überlegen, ob man da- und dahin fahren oder nicht fahren solle; hier hatte man nicht die Möglichkeit, den ganzen Tag nach Belieben auf die mannigfaltigste Weise auszufüllen; hier gab es nicht jene zahllose Menge von Menschen, von denen ihm einer gerade so nah und so fern stand wie der andere, nicht jene unklaren, unbestimmten pekuniären Beziehungen zum Vater, nicht die schreckliche Erinnerung an die große Summe, die er im Spiel an Dolochow verloren hatte! Hier beim Regimente war alles klar und einfach. Die ganze Welt zerfiel in zwei ungleiche Teile: der eine Teil war unser Pawlograder Regiment, der andere alles übrige. Und dieses

Übrige ging einen nichts an. Im Regimente war einem all und jedes bekannt: wer Leutnant und wer Rittmeister war, wer ein guter und wer ein schlechter Mensch, und vor allen Dingen, wer ein guter und wer ein schlechter Kamerad war. Der Markfetender gab Kredit; das Gehalt bekam man alle vier Monate; zu überlegen und zu wählen war nichts; man brauchte nur zu vermeiden, was im Pawlograder Regiment als schlechtes Benehmen angesehen wurde, und, wenn man einen Auftrag bekam, das auszuführen, was klar und deutlich angeordnet und befohlen war; dann war alles gut.

Nachdem Rostow in diese festen Verhältnisse des Regimentslebens von neuem eingetreten war, empfand er eine ähnliche Freude und Beruhigung wie ein Müder, der sich hinlegt, um sich zu erholen. Das Regimentsleben hatte für ihn während dieses Feldzuges insofern noch einen besonderen Reiz, als er nach dem Spielverlust an Dolochow (er konnte sich diesen Fehltritt trotz aller Tröstungen seitens seiner Angehörigen nicht verzeihen) den Vorsatz gefaßt hatte, sich im Dienste nicht so zu verhalten wie früher, sondern, um seine Schuld wieder gutzumachen, musterhaft zu dienen und ein ganz ausgezeichnete Kamerad und Offizier zu sein, das heißt, ein vortrefflicher Mensch, was ihm nur „da draußen“ schwer erschien, beim Regimente aber sehr wohl möglich.

★

Nach mannigfachen Rückmärschen und Vormärschen und den Schlachten bei Pultusk und bei Preußisch-Eylau hatte sich unsere Armee bei Bartenstein konzentriert. Man erwartete die Ankunft des Kaisers beim Heere und den Beginn eines neuen Feldzuges.

Das Pawlograder Regiment, welches zu demjenigen Teile der Armee gehörte, welcher im Jahre 1805 im Felde gewesen war, hatte sich in Rußland erst wieder komplettieren müssen und war

dadurch für die ersten Kämpfe dieses Feldzuges zu spät gekommen. Es war weder bei Pultusk noch bei Preußisch-Eylau dabeigewesen und war nun, nachdem es sich wieder mit der aktiven Armee vereinigt hatte, für die zweite Hälfte des Feldzuges dem Platomfchen Korps zugeteilt worden.

Das Platomfche Korps operierte unabhängig von der übrigen Armee. Einige Male kamen die Pawlograder dazu, an Feuergefechten mit dem Feinde sich zu beteiligen; sie machten Gefangene und erbeuteten sogar einmal das Gepäck des Marschalls Dubinot. Im April standen die Pawlograder einige Wochen lang bei einem von Grund aus zerstörten, menschenleeren deutschen Dorfe, ohne sich vom Flecke zu rühren.

Es kam Laumetter und Schmutz, auch wieder Kälte. Die Flüsse waren aufgegangen, die Wege unfahrbar geworden; mehrere Tage lang wurde weder Futter für die Pferde noch Proviant für die Mannschaften geliefert. Da die Zufuhr unmöglich war, zerstreuten sich die Leute über die von den Einwohnern verlassenen Dörfer, um Kartoffeln zu suchen; aber auch davon war wenig zu finden.

Alles war aufgezehrt und die Einwohner fast sämtlich geflüchtet; die wenigen zurückgebliebenen waren ärmer als Bettler, und es war ihnen nichts mehr zu nehmen; ja, statt von ihnen etwas zu bekommen, gaben die sonst so wenig zum Mitleid geneigten Soldaten ihnen oft noch das Letzte, was sie selbst hatten.

Das Pawlograder Regiment hatte bei den Gefechten nur einen Abgang von zwei Vermundeten gehabt; aber infolge von Hunger und Krankheiten verlor es fast die Hälfte seines Bestandes. Wer ins Lazarett kam, dem war der Tod so sicher, daß die Soldaten, welche an Fieber oder an Anschwellungen litten, die von der schlechten Nahrung herkamen, lieber den Dienst weiter ertrugen und sich mit übermenschlicher Anstrengung in Reih und Glied



fortschleppten, als daß sie ins Lazarett gingen. Seit Anfang des Frühlings fanden die Soldaten häufig eine aus der Erde herauskommende, spargelähnliche Pflanze, die sie aus nicht recht verständlichem Grunde süße Marienwurzel nannten; sie zerstreuten sich über die Wiesen und Felder, um diese süße Marienwurzel (die sehr bitter schmeckte) zu suchen, gruben sie mit den Säbeln aus und aßen sie, trotzdem der Genuß dieser schädlichen Pflanze verboten war. Im Frühjahr war bei den Soldaten eine neuartige Krankheit aufgetreten, Anschwellungen der Hände, der Füße und des Gesichtes, und die Ärzte betrachteten als die Ursache dieser Krankheit den Genuß jener Wurzel. Aber trotz des Verbotes nährten sich die Pawlograder Husaren von Denisows Eskadron hauptsächlich von der süßen Marienwurzel, weil schon seit länger als einer Woche mit dem letzten Zwiebackvorrat gespart und pro Mann nur noch ein halbes Pfund ausgegeben wurde und die Kartoffeln der letzten Zufuhr theils erfroren, theils ausgewachsen waren.

Auch die Pferde waren seit länger als einer Woche übel daran: sie bekamen nur das Stroh von den Hausdächern zu fressen, waren entsetzlich abgemagert und trugen noch ihr Winterhaar, das sich in Klümpchen zusammenballte.

Trotz dieses argen Elendes lebten die Soldaten und die Offiziere genau so wie immer. Wie sonst, so traten die Husaren auch jetzt, wenn auch mit blassen, geschwollenen Gesichtern und in zerrissenen Uniformen, zum Appell an, gingen zum Haarkämmen und -schneiden, säuberten die Pferde und die Ausrüstungsgegenstände, schleppten statt des Futters das Stroh von den Dächern herbei und gingen, um ihr Mittagbrot zu essen, zu den Kesseln, von denen sie hungrig wieder aufstanden, wobei sie über ihre garstige Nahrung und über ihren Hunger noch ihre Spaßchen machten. Ebenso wie sonst zündeten sich die Soldaten in ihrer

dienstfreien Zeit offene Feuer an, um daran nackt zu schweißen, rauchten ihre Pfeifen, verlasen die ausgewachsenen, fauligen Kartoffeln, kochten sie und erzählten sich Geschichten von den Potemkinschen und Sumorowschen Feldzügen oder Märchen von dem schlauen Alexei oder von dem Popenknecht Nikolai.

Die Offiziere wohnten wie gewöhnlich zu zweien oder dreien in den abgedeckten, halbzerstörten Häusern. Die älteren sorgten für die Beschaffung von Stroh und Kartoffeln, überhaupt für die Lebensbedürfnisse der Mannschaften, die jüngeren vergnügten sich wie immer teils mit Kartenspiel (Geld war die Hülle und Fülle da, wenngleich es an Proviant fehlte), teils mit harmlosen Spielen wie „Ring und Nagel“<sup>1</sup> und Knüttelwerfen. Von dem allgemeinen Gange der Dinge wurde nur wenig gesprochen, teils weil man nichts Positives wußte, teils weil man dunkel ahnte, daß der allgemeine Verlauf des Krieges kein günstiger war.

Rostow wohnte wie früher mit Denisow zusammen, und ihr Freundschaftsbund war seit ihrem Urlaube noch enger und inniger geworden. Denisow sprach nie von Rostows Angehörigen; aber aus der geradezu zärtlichen Freundschaft, die der Vorgesetzte ihm, seinem Untergebenen, bewies, erlah Rostow, daß des alten Husaren unglückliche Liebe zu Nataſcha zu diesem hohen Grade von Zuneigung mitwirkte. Denisow war offenbar bemüht, Rostow möglichst selten Gefahren auszusetzen und ihn nach Kräften zu behüten, und wenn Rostow aus einem Gefechte heil und unverfehrt zurückkam, begrüßte er ihn immer mit ganz besonderer Freude. Auf einem Dienstritte fand Rostow in einem verlassenen, zerstörten Dorfe, wohin er gekommen war, um

<sup>1</sup> Es kommt darauf an, mit der Spitze eines großköpfigen Nagels in einen auf der Erde liegenden Ring zu treffen. Anmerkung des Übersetzers.

Lebensmittel zu suchen, einen alten Polen und dessen Tochter mit einem Säugling. Sie entbehrten der nötigsten Kleider, hunger-ten, konnten das Haus nicht verlassen und hatten keine Mittel, um fortzufahren. Rostow transportierte sie ins Lager, brachte sie in seinem Quartiere unter und sorgte einige Wochen lang, bis der alte Mann sich einigermaßen erholt hatte, für ihren Unterhalt. Da machte sich einmal ein Kamerad Rostows, als von Frauen die Rede war, über Rostow lustig und sagte, der sei doch der schlaueste von allen; es wäre aber nur in der Ordnung, wenn er nun auch die Kameraden mit der von ihm geretteten hübschen Polin bekannt machte. Rostow faßte diesen Scherz als Beleidigung auf, bekam einen roten Kopf und sagte dem Offizier so unangenehme Dinge, daß Denisow nur mit Mühe ein Duell zwischen ihnen beiden verhindern konnte. Als der Offizier weggegangen war und Denisow, der selbst Rostows Beziehungen zu der Polin nicht kannte, ihm wegen seiner Heftigkeit Vorwürfe machte, da sagte Rostow zu ihm:

„Schilt mich nur aus . . . Aber sie ist mir wie eine Schwester, und ich kann dir nicht beschreiben, wie mich das beleidigt hat . . . weil . . . nun, und deshalb . . .“

Denisow schlug ihm auf die Schulter und begann, ohne Rostow anzusehen, mit schnellen Schritten im Zimmer auf und ab zu gehen, was er in Augenblicken starker Erregung zu tun pflegte.

„Seid ihr Rostows ein närrisches Volk!“ sagte er dabei, und Rostow bemerkte Tränen in seinen Augen.

## XVI

**I**m April verseßte die Nachricht von der Ankunft des Kaisers bei der Armee die Truppen in freudige Erregung. Rostow hatte nicht das Glück, an der Revue teilnehmen zu können, die

der Kaiser in Bartenstein abhielt: die Pawlograder befanden sich auf Vorposten, weit vor Bartenstein.

Sie lagen dort im Birak. Denisow und Kostow wohnten in einer Erdhütte, die die Soldaten für sie ausgegraben und mit Reisig und Rasen gedeckt hatten. Die Erdhütte war in folgender Weise, die damals in Aufnahme gekommen war, konstruiert: es wurde ein Graben ausgehoben, etwa ein Meter breit, anderthalb Meter tief und zweieinhalb Meter lang. An dem einen Ende des Grabens wurden Stufen angelegt, und dies war der Zugang; der Graben selbst bildete das Zimmer; in diesem befand sich bei besonderen Günstlingen des Glücks, wie es der Eskadronchef war, an dem fernsten, den Stufen gegenüberliegenden Ende ein auf Pfählen ruhendes Brett, das den Tisch vorstellte. Auf den beiden Langseiten des Grabens war die Erde in einer Breite von zwei Dritteln Meter abgestochen, so daß zwei Betten oder Sofas entstanden. Das Dach war so konstruiert, daß man in der Mitte stehen konnte, und auf den Betten konnte man sogar sitzen, wenn man nahe an den Tisch heranrückte. Bei Denisow, der eine luxuriöse Wohnung hatte, da ihn die Soldaten seiner Eskadron gut leiden konnten, war an der Giebelseite des Daches noch ein Brett angebracht, und in dieses Brett war eine zerbrochene, aber wieder zusammengeklebte Fensterscheibe eingesetzt. Wenn es sehr kalt war, wurde auf die Stufen (in das Wartezimmer, wie Denisow diesen Teil der Hütte nannte) Glut von den Feuern der Soldaten auf einem gebogenen Eisenblech gestellt, und es wurde davon so warm, daß die Offiziere, deren immer eine ganze Menge bei Denisow und Kostow zu Besuch war, in Hemdsärmeln zu sitzen pflegten.

Im April hatte Kostow eines Tages Dejour gehabt. Gegen acht Uhr morgens kehrte er nach einer schlaflosen Nacht nach Hause zurück, ließ Glut bringen, wechselte die vom Regen durchnäßte

Wäsche, sprach sein Gebet, trank Tee, wärmte sich an den Kohlen, legte seine Sachen in seinem Winkelchen und auf dem Tische in Ordnung, streckte sich in Hemdsärmeln auf dem Rücken aus und schob die Hände unter den Kopf. Die Gesichtshaut brannte ihm von dem Winde, dem er die Nacht über ausgesetzt gewesen war; aber er überließ sich angenehmen Gedanken über die Beförderung, die ihm nächster Tage als Lohn für seinen letzten Refognoszierungsschritt zuteil werden müsse, und wartete auf Denisow, der irgendwohin weggegangen war. Kostow wollte gern mit ihm sprechen.

Hinter der Hütte wurde die laut kreischende Stimme Denisows hörbar, der offenbar sehr erregt war. Kostow rückte an das Fenster heran, um zu sehen, mit wem Denisow denn so zusammengeraten sei, und erblickte den Wachtmeister Loptschewko.

„Ich habe dir doch befohlen, du sollst sie diese Wurzel, diese Marienwurzel, nicht fressen lassen!“ schrie Denisow. „Aber ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie Lasartschuk welche vom Felde hergebracht hat.“

„Ich habe es verboten, Euer Hochwohlgeboren,“ antwortete der Wachtmeister. „Aber sie hören ja nicht.“

Kostow legte sich wieder auf sein Bett und dachte mit innigem Vergnügen: „Mag er sich jetzt abmühen und abplacken; ich habe meine Arbeit hinter mir und kann hier ruhig liegen. Famos!“ Durch die Wand hindurch hörte er, daß außer dem Wachtmeister auch noch Lawrenti sprach, jener gewandte, schlaue Bursche Denisows. Lawrenti erzählte etwas von Fahren, Zwieback und Dachsen, die er gesehen habe, als er weggeritten sei, um Lebensmittel zu beschaffen.

Hinter der Hütte erscholl wieder die sich entfernende, laut schreiende Stimme Denisows; es waren die Worte vernehmbar: „Satteln! Der zweite Beritt!“

„Wohin mögen die reiten?“ dachte Rostow.

Fünf Minuten darauf kam Denisow in die Hütte herein, legte sich mit seinen schmutzigen Füßen auf das Bett, rauchte ärgerlich an seiner Pfeife, warf alle seine Sachen unordentlich durcheinander, hing sich die Kosakenpeitsche über die Schulter, band den Säbel um den Leib und schickte sich an, die Hütte zu verlassen. Auf Rostows Frage, wohin er denn wolle, antwortete er zornig und unbestimmt, er habe etwas zu tun.

„Mögen Gott und der Kaiser meine Richter sein!“ sagte Denisow beim Hinausgehen, und Rostow hörte, wie hinter der Hütte die Füße mehrerer Pferde durch den Schmutz patzten. Es lag ihm nichts daran, zu erfahren, wohin Denisow ritt. Nachdem er in seiner Ecke warm geworden war, schlief er ein und trat erst gegen Abend aus der Hütte heraus. Denisow war noch nicht zurückgekehrt. Es war ein schöner, klarer Abend geworden. Bei der benachbarten Erdhütte spielten zwei Offiziere und ein Junker Ring und Nagel; unter Gelächter „pflanzten sie Rettiche“ in die weiche, schmutzige Erde. Rostow gesellte sich zu ihnen. Mitten im Spiele erblickten die Offiziere einige Fuhrwerke, die sich ihnen näherten; etwa fünfzehn Husaren auf mageren Pferden ritten dahinter her. Die von den Husaren eskortierten Fuhrwerke nahmen ihren Weg zu den Pferdeständen hin, wo sie sogleich von einem großen Schwarm Husaren umringt wurden.

„Na, nun hat Denisow immer den Kopf hängen lassen, und nun ist doch noch Proviant gekommen,“ sagte Rostow.

„Wahrhaftig!“ riefen die Offiziere. „Na, das ist mal eine Freude für die Soldaten!“

Ein wenig hinter den Soldaten ritt Denisow, begleitet von zwei Infanterieoffizieren zu Pferde, mit denen er ein erregtes Gespräch führte.

Rostow ging ihm entgegen.

„Ich warne Sie, Major,“ sagte einer der Infanterieoffiziere, ein kleiner, magerer Mann, der offenbar sehr ergrimmt war.

„Ich habe Ihnen schon mehrmals gesagt, daß ich es nicht wieder herausgebe,“ antwortete Denisow.

„Sie werden sich deswegen zu verantworten haben, Major; das ist ja Gewalt, — den eigenen Truppen die Transporte wegzunehmen! Unsere Leute haben seit zwei Tagen nichts zu essen gehabt.“

„Meine seit zwei Wochen nicht,“ erwiderte Denisow.

„Das ist Raub; Sie werden dafür zur Verantwortung gezogen werden, mein Herr!“ sagte der Infanterieoffizier noch einmal mit erhobener Stimme.

„Warum hängen Sie sich an mich wie die Kletten? He?“ schrie Denisow, der plötzlich heftig wurde, den Offizieren zu. „Die Verantwortung trage ich, und nicht Sie; und nun schwadronieren Sie mir hier nicht die Ohren voll, oder es passiert Ihnen etwas. Machen Sie, daß Sie wegkommen!“

„Schön, schön!“ rief der kleine Offizier, ohne sich einschüchtern zu lassen und ohne wegzureiten. „Straßenraub begehen, ich will Ihnen zeigen, was das zu bedeuten hat . . .“

„Zum Teufel, weg mit Ihnen, aber schleunigst! Oder es passiert was!“ Denisow wendete sein Pferd zu dem Offizier hin.

„Schön, schön!“ sagte der Offizier in drohendem Tone, wandte sein Pferd und ritt im Trabe davon, wobei er auf dem Sattel hin und her gerüttelt wurde.

„Ein Hund auf einem Zaune, ein lebendiger Hund auf einem Zaune!“ rief ihm Denisow nach, die stärkste Spötterei eines Kavalleristen über einen reitenden Infanteristen. Dann ritt er zu Rostow heran und lachte auf.

„Ich habe es der Infanterie weggenommen; ich habe ihnen mit

Gewalt einen Transport weggenommen!“ sagte er. „Na, sollten etwa unsere Leute Hungers sterben?“

Die Fuhrwerke, die zu den Husaren gekommen waren, waren für ein Infanterieregiment bestimmt gewesen; aber Denisow, der von Lawrenti erfahren hatte, daß keine Bedeckungsmannschaft bei diesem Transporte war, hatte ihn mit seinen Husaren gewaltsam weggenommen. Nun wurde Zwieback in Menge an die Soldaten verteilt und sogar den anderen Eskadrons davon abgegeben.

Am andern Tage ließ der Regimentskommandeur Denisow zu sich kommen und sagte zu ihm, indem er sich die Hand mit aus- gespreizten Fingern vor die Augen hielt: „Ich will die Sache so ansehen; ich weiß von nichts und werde keine Untersuchung anstellen; aber ich rate Ihnen, nach dem Hauptquartier zu reiten und die Geschichte dort beim Proviantamt in Ordnung zu bringen und womöglich zu quittieren, daß Sie so und soviel Proviant empfangen haben; sonst wird die Forderung dem Infanterieregiment angeschrieben, es wird eine Untersuchung angestellt, und die Sache kann einen üblen Ausgang nehmen.“

Denisow ritt von dem Regimentskommandeur geradeswegs nach dem Hauptquartier, mit der aufrichtigen Absicht, diesen Rat zu befolgen. Aber am Abend kehrte er zu seiner Erdhütte in einem Zustande zurück, wie ihn Kostow bei seinem Freunde noch nie gesehen hatte. Denisow konnte nicht sprechen und kaum Luft bekommen. Als Kostow ihn fragte, was ihm fehle, stieß er nur mit heiserer, schwacher Stimme unverständliche Schimpfworte und Drohungen aus.

Erschrocken über Denisows Zustand, riet ihm Kostow, sich anzukleiden und Wasser zu trinken, und schickte nach dem Arzte.

„Mich wegen Raubes vor Gericht stellen, — oh! Gib mir noch mehr Wasser! Meinetwegen können sie mich verurteilen; aber



Schurken werde ich immer prügeln, ja, das werde ich . . . Und dem Kaiser werde ich es sagen. Gebt mir Eis," fügte er hinzu.

Der Regimentsarzt kam und erklärte einen Ueberlaß für notwendig. Eine Menge schwarzen Blutes, ein tiefer Teller voll, kam aus Denisow's haarigem Arm heraus; dann erst war er imstande zu erzählen, was ihm begegnet war.

„Ich komme also hin," erzählte Denisow. „Wo ist hier euer Chef?" frage ich. Man wies mich zurecht. Ob ich nicht die Güte haben wollte, ein wenig zu warten. ‚Ich habe meinen Dienst,‘ sage ich. ‚Ich bin dreißig Werst hergeritten und habe keine Zeit zu warten; melde mich an.‘ Na schön; da kommt nun dieser Oberstspißbube herein und erlaubt sich ebenfalls, mich zu belehren: ‚Das ist Raub!‘ — ‚Raub,‘ sage ich ihm, ‚begeht nicht, wer Proviant nimmt, um seine Soldaten zu ernähren, sondern wer ihn nimmt, um seine eigene Tasche zu füllen.‘ Ob ich nicht gefälligst schweigen wollte. ‚Schön,‘ sage ich. ‚Quittieren Sie,‘ sagt er, ‚bei dem Intendanten; Ihre Angelegenheit wird vorchriftsmäßig an die höhere Stelle abgegeben werden.‘ Ich gehe zu dem Intendanten. Ich trete ein . . . am Tische sitzt . . . Nein, wer? Nun denke mal! Wer ist der Kerl, der uns Hungers sterben läßt?" schrie Denisow und schlug mit der Faust des kranken Armes so heftig auf den Tisch, daß dieser beinahe zusammenbrach und die darauffstehenden Gläser hüpften. „Teljanin!! ‚Was?‘ schreie ich. ‚Du läßt uns verhungern?!‘ Und damit gab ich ihm eins in die Fresse, und noch eins; es war mir gerade so handgerecht. ‚So ein Schuft . . . so ein Halunke!‘ schrie ich und prügelte auf ihn los. Es war mir eine ordentliche Herzenserleichterung, kann ich sagen," rief Denisow und fletschte vergnügt und grimmig unter dem schwarzen Schnurrbart seine weißen Zähne. „Ich hätte ihn todtgeschlagen, wenn sie ihn mir nicht aus den Händen gerissen hätten."

„Aber warum schreißt du denn so? Beruhige dich doch!“ sagte Kostow. „Dein Arm fängt ja wieder an zu bluten. Warte, wir müssen einen neuen Verband machen.“

Denisow wurde noch einmal verbunden und auf das Bett gelegt; er schlief bald ein. Am andern Tage erwachte er in ruhiger, heiterer Stimmung.

Aber am Mittag kam der Regimentsadjutant mit ernster, trüber Miene zu Denisows und Kostows gemeinsamer Erdhütte und überbrachte mit Bedauern ein dienstliches Schreiben vom Regimentskommandeur an den Major Denisow, worin diesem Fragen betreffs des Vorfalles vom vorhergehenden Tage vorgelegt wurden. Der Adjutant teilte mit, die Sache werde voraussichtlich eine recht schlimme Wendung nehmen; es sei eine kriegsgerichtliche Kommission ernannt worden, und bei der jetzt herrschenden Strenge gegen das Marodieren und gegen die Eigenmächtigkeit der einzelnen Truppenteile könne die Sache, im glücklichsten Falle, mit einer Degradation enden.

Von seiten der Beleidigten war der Hergang folgendermaßen dargestellt worden: nach der Wegnahme des Provianttransportes sei der Major Denisow, ohne irgendwie dazu aufgefordert zu sein, in betrunkenem Zustande bei dem Oberproviantmeister erschienen, habe ihn einen Dieb genannt und ihn mit Schlägen bedroht, und als man ihn dann hinausgebracht habe, sei er in das Bureau gestürzt, habe zwei Beamte mit Schlägen übel zugerichtet und dem einen von ihnen den Arm verrenkt.

Auf die erneuten Fragen Kostows erklärte Denisow lachend, es sei leicht möglich, daß ihm dort noch ein anderer unter die Hände gekommen sei; aber das alles sei Unsinn und dummes Zeug; es fielen ihm gar nicht ein, sich vor irgendwelchem Gerichte zu fürchten, und wenn diese Schurken sich erdreisten sollten, mit

ihm anzubinden, so werde er ihnen eine Antwort erteilen, an die sie lange denken würden.

Denisow sprach geringschätzig von dieser ganzen Angelegenheit; aber Rostow kannte ihn zu gut, als daß er nicht hätte bemerken sollen, daß Denisow im stillen, obwohl er es vor anderen zu verbergen suchte, vor dem Gerichte bange war und sich ernste Gedanken über diese Sache machte, von der offenbar zu befürchten war, daß sie für ihn üble Folgen haben werde. Alle Tage kamen nun Dienstschriften mit Anfragen und gerichtliche Vorladungen, und am ersten Mai wurde Denisow angewiesen, seine Eskadron dem rangältesten Offizier nach ihm zu übergeben und im Hauptquartier des Korps zu erscheinen, um sich wegen der Wegnahme des Provianttransportes und wegen der im Proviantamt verübten Gewalttätigkeiten zu verantworten. Am Tage vor diesem Termine unternahm Platow mit zwei Kosakenregimentern und zwei Husareneskadrons eine größere Rekognoszierung gegen den Feind. Denisow ritt, wie immer, mit seiner Tapferkeit paradierend, über die Vorpostenlinie hinaus; da traf ihn die Kugel eines französischen Tirailleurs in die Weichteile des einen Oberschenkels. Vielleicht hätte sich Denisow zu anderer Zeit um einer so leichten Wunde willen nicht vom Regimente entfernt; aber jetzt benutzte er diesen Unfall, meldete nach dem Hauptquartiere, daß er zu dem gerichtlichen Termine nicht erscheinen könne, und begab sich ins Lazarett.

## XVII

**I**m Juni fand die Schlacht bei Friedland statt, an welcher die Pawlograder nicht teilnahmen, und gleich darauf wurde der Waffenstillstand verkündigt. Rostow, der die Abwesenheit seines Freundes schmerzlich empfand und seit dessen Weggang keine

Nachricht von ihm hatte und sich über den Gang seiner Gerichtssache und um seine Wunde beunruhigte, benutzte den Waffenstillstand und erbat sich Urlaub, um sich im Lazarett nach Denisow umzusehen.

Das Lazarett befand sich in einem kleinen preußischen Städtchen, das zweimal durch russische und französische Truppen verwüstet war. Gerade weil es Sommer und draußen auf dem Felde so schön war, bot dieses Städtchen mit den durchlöcherten Dächern, den zerbrochenen Zäunen, den schmutzigen Straßen, den zertlumpten Einwohnern und den betrunkenen und franken Soldaten, die sich dort umhertrieben, ein besonders trauriges Schauspiel.

In einem steinernen Gebäude, an welchem die Fensterrahmen und Fensterscheiben zum Teil herausgeschlagen waren, war das Lazarett untergebracht. Auf dem Hofe, der von Überresten eines zerbrochenen Zaunes umgeben war, gingen und saßen in der Sonne einige blaß und geschwollen aussehende Soldaten mit Verbänden.

Sowie Kostow in die Haustür trat, schlug ihm der Krankenhauses- und Verwesungsgeruch entgegen. Auf der Treppe begegnete er einem russischen Militärarzte mit der Zigarre im Munde. Hinter dem Arzte her kam ein russischer Heilgehilfe.

„Ich kann mich doch nicht zerreißen,“ sagte der Arzt. „Komm heut abend zu Makar Alexejewitsch; ich werde da sein.“

Der Heilgehilfe fragte ihn nach etwas.

„Ach, mach das, wie du willst! Es ist ja ganz gleich!“ Der Arzt erblickte Kostow, der die Treppe heraufkam. „Was wollen Sie hier, Euer Wohlgeboren?“ sagte er. „Was wollen Sie hier? Sie wollen sich wohl, da Sie keine Kugel getroffen hat, hier den Typhus holen? Das ist hier ein Haus der Ansteckung, bester Herr!“

„Wie so?“ fragte Rostow.

„Typhus, bester Herr! Wer hereinkommt, stirbt. Nur wir beide, ich und Matsejew“ (er zeigte auf den Heilgehilfen), „radern uns hier noch ab. Von uns Ärzten sind hier schon fünf Stück weggestorben. Wenn ein neuer hier antritt, so ist er in einer Woche fertig,“ sagte der Arzt mit sichtlichem Vergnügen. „Wir haben um preußische Ärzte gebeten; aber unsere Verbündeten haben keine Neigung herzukommen.“

Rostow erklärte ihm, er wüßte einen Husarenmajor Denisow, der hier liege, zu besuchen.

„Weiß nichts von ihm; kenne ich nicht, bester Herr. Bedenken Sie nur: ich allein habe drei Lazarette mit mehr als vierhundert Kranken! Ein Glück noch, daß wohlthätige preußische Damen uns Kaffee und Scharpie schicken, zwei Pfund monatlich; sonst wären wir ganz verloren.“ Er lachte. „Vierhundert, bester Herr, und dabei schicken sie mir immer noch neue her. Es sind ja doch wohl vierhundert, nicht wahr?“ wandte er sich an den Heilgehilfen.

Der Heilgehilfe sah sehr abgemattet aus. Offenbar wartete er mit Ungeduld, ob der redselige Doktor nicht bald weggehen werde.

„Ein Major Denisow,“ sagte Rostow noch einmal. „Er ist bei Molitten verwundet worden.“

„Der wird wohl gestorben sein. Nicht wahr, Matsejew?“ fragte der Arzt in gleichgültigem Tone den Heilgehilfen.

Der Heilgehilfe jedoch gab keine bejahende Antwort.

„War das so ein langer, mit rötlichem Haar?“ fragte der Arzt. Rostow beschrieb Denisows Aeußeres.

„Ja, ja, so einer ist hier gewesen!“ rief der Arzt erfreut. „Der ist wahrscheinlich gestorben; übrigens kann ich es ja genauer feststellen lassen; es ist eine Liste bei uns vorhanden. Hast du die Liste, Matsejew?“

„Die Liste ist bei Makar Alexejewitsch,“ antwortete der Heilgehilfe. „Aber kommen Sie doch in die Offizierstuben herein; da können Sie ja selbst sehen, ob der Herr da ist,“ fügte er, sich zu Rostow wendend, hinzu.

„Ach, gehen Sie lieber nicht hinein, bester Herr,“ sagte der Arzt, „sonst müssen Sie am Ende noch selbst hierbleiben.“

Aber Rostow machte dem Arzte eine Abschiedsverbeugung und bat den Heilgehilfen, ihn zu führen.

„Aber machen Sie mir nachher keine Vorwürfe!“ rief ihm der Arzt noch vom Fuße der Treppe aus nach.

Rostow betrat mit dem Heilgehilfen einen Korridor. Der Lazarettgeruch war auf diesem dunklen Korridor so stark, daß Rostow nach seiner Nase griff und einen Augenblick stehen bleiben mußte, um zum Weitergehen Kraft zu sammeln. Auf der rechten Seite öffnete sich eine Thür, und es schob sich ein auf Krücken gehender, hagerer Mann mit gelblicher Hautfarbe heraus; er war barfuß und nur mit Unterzeug bekleidet. Sich an den Türpfosten lehrend, blickte er mit neidisch funkelnden Augen die Vorübergehenden an. Bei einem Blicke durch die Thür sah Rostow, daß die Kranken und Verwundeten dort auf dem Fußboden lagen, auf Stroh und Mänteln.

„Darf ich hineingehen und es mir ansehen?“ fragte Rostow.

„Was ist daran zu sehen?“ erwiderte der Heilgehilfe.

Aber gerade weil der Heilgehilfe ihn augenscheinlich nicht gern hineinließ, trat Rostow in dieses Soldatenzimmer ein. Der Geruch, an den er sich auf dem Korridor schon einigermaßen gewöhnt gehabt hatte, war hier noch stärker. Er nahm sich hier etwas anders aus: er war schärfer, und es war zu merken, daß er gerade von hier ausging.

In einem langen Zimmer, in welches die Sonne durch große Fenster grell hereinschien, lagen die Kranken und Verwundeten

in zwei Reihen, mit den Köpfen nach den Wänden zu, so daß in der Mitte ein Durchgang frei blieb. Ein großer Teil von ihnen schlief oder lag in stumpfer Teilnahmslosigkeit da und beachtete die Eintretenden nicht. Diejenigen, die bei klarem Bewußtsein waren, richteten sich sämtlich auf oder hoben wenigstens ihre mageren, gelblichen Gesichter in die Höhe, und alle blickten mit dem gleichen Gesichtsausdrucke, in welchem sich die Hoffnung auf Hilfe mit vorwurfsvollem Meide auf fremde Gesundheit paarte, nach Kostow hin. Kostow ging bis in die Mitte des Zimmers, blickte durch die offenstehenden Türen in die beiden danebenliegenden Zimmer hinein und sah auf beiden Seiten dasselbe Bild. Er blieb stehen und schaute schweigend um sich herum. So etwas zu sehen, darauf war er nicht gefaßt gewesen. Dicht vor ihm lag, fast quer über dem Durchgang in der Mitte, auf dem bloßen Fußboden ein Kranker, wahrscheinlich ein Kosak, da sein Kopf den eigenartigen runden Haarschnitt aufwies. Dieser Kosak lag auf dem Rücken, die großen Arme und Beine weit auseinander gespreizt. Sein Gesicht war blaurot, die Augen vollständig verdreht, so daß nur das Weiße sichtbar war, und an seinen nackten Füßen und den noch rot aussehenden Händen traten die geschwollenen Adern wie Stride hervor. Er schlug fortwährend mit dem Hinterkopfe auf den Fußboden und murmelte etwas mit heiserer Stimme, indem er immer dasselbe Wort wiederholte. Kostow horchte auf das, was er sagte, hin und verstand das Wort, das er fortwährend hinsprach. Dieses Wort war: „Trinken, trinken, trinken!“ Kostow blickte um sich und suchte mit den Augen jemand, der den Kranken auf seinen Platz legen und ihm Wasser reichen könnte.

„Wer wartet hier die Kranken?“ fragte er den Heilgehilfen.

In diesem Augenblicke kam aus dem anstoßenden Zimmer ein Trainsoldat herein, der den Dienst eines Krankenwärters versah,

ging mit strammem Schritt auf Rostow zu und machte vor ihm militärisch Front.

„Wünsche Gesundheit,<sup>1</sup> Euer Hochwohlgeboren!“ schrie dieser Soldat mit lauter Stimme und blickte, die Augen herauspressend, Rostow starr an; er hielt ihn offenbar für einen höheren Lazarettbeamten.

„Schaffe doch diesen Mann fort, und gib ihm Wasser,“ sagte Rostow, auf den Kosaken weisend.

„Zu Befehl, Euer Hochwohlgeboren,“ erwiderte der Soldat mit vergnügtem Gesichte; er verwandte noch größere Anstrengung darauf, die Augen herauszudrücken und stramm zu stehen, rührte sich aber nicht vom Flecke.

„Nein, hier ist nichts auszurichten,“ dachte Rostow und schlug die Augen nieder; er wollte schon das Zimmer verlassen, da bemerkte er, daß von der rechten Seite her ein Blick mit besonderer Absichtlichkeit auf ihn gerichtet war, und sah danach hin. Fast ganz in der Ecke saß auf einem Mantel, mit gelbem, skelettartig magerem, finsterem Gesichte und unrasiertem grauen Barte, ein alter Soldat und blickte Rostow unverwandt an. Der Nebenmann des alten Soldaten auf der einen Seite flüsterte ihm etwas zu und zeigte dabei auf Rostow. Rostow merkte, daß der Alte ihn um etwas zu bitten beabsichtigte. Er trat näher heran und sah, daß der Alte nur das eine Bein gebogen hielt, das andere aber ihm bis über das Knie hinauf fehlte. Der andere Nebenmann des Alten lag etwas weiter von ihm entfernt, ohne sich zu rühren, mit zurückgeworfenem Kopfe; es war ein junger Soldat mit einer wachsartigen Blässe auf dem stumpfnasigen, mit Sommer sprossen bedeckten Gesichte; die Augen waren ganz unter die Lider verdreht. Rostow warf einen forschenden Blick auf den

<sup>1</sup> Der vorschriftsmäßige Gruß. Anmerkung des Übersetzers.



stumpfnasigen Soldaten, und ein Schauer lief ihm über den Rücken.

„Aber dieser hier ist ja, wie es scheint . . .“ wandte er sich an den Heilgehilfen.

„Wir haben schon so gebeten, Euer Wohlgeboren,“ sagte der alte Soldat mit zitterndem Unterliefen. „Schon frühmorgens ist er gestorben. Wir sind ja doch auch Menschen und keine Hunde . . .“

„Ich werde gleich Leute herschicken und ihn fortschaffen lassen,“ sagte der Heilgehilfe eilig. „Bitte, kommen Sie, Euer Wohlgeboren.“

„Ja, wir wollen gehen, wir wollen gehen,“ erwiderte Rostow hastig, und indem er mit niedergeschlagenen Augen und in gekrümmter Haltung sich bemühte, unbemerkt durch die Doppelreihe dieser vorwurfsvoll und neidisch nach ihm hinblickenden Augen hindurchzugehen, verließ er das Zimmer.

## XVIII

Den Korridor weiter entlang führte der Heilgehilfe Rostow zu der Offiziersabteilung, die aus drei Zimmern bestand, deren Verbindungstüren geöffnet waren. In diesen Zimmern waren Betten vorhanden; die verwundeten und kranken Offiziere saßen und lagen darauf. Einige gingen, mit Lazarett-schlafrocken bekleidet, in den Zimmern umher. Die erste Person, auf welche Rostow in den Offizierzimmern traf, war ein kleines, mageres Männchen mit nur einem Arm, das in Schlafmütze und Lazarett-schlafrock, eine kleine Tabakspfeife zwischen den Zähnen, im ersten Zimmer auf und ab ging. Rostow blickte ihn an und suchte in seinem Gedächtnisse nach, wo er ihn wohl schon gesehen habe.

„Nun sehen Sie einmal, an was für einem Orte uns Gott

wieder zusammenführt," sagte der kleine Mann. „Luschin, Luschin; erinnern Sie sich? Ich transportierte Sie bei Schöngrabern auf einem Geschütze. Aber mir haben sie ein Stückchen vom Leibe abgeschnitten; da! . . ." fügte er lächelnd hinzu und deutete auf den leeren Rockärmel. „Sie suchen Wasili Dmitrijewitsch Denisow; der ist unser Wohnungskamerad!" sagte er, als er hörte, zu wem Rostow wollte. „Hier, hier!" und Luschin führte ihn in eines der anderen Zimmer, aus welchem das Gelächter mehrerer Personen herauströnte.

„Wie ist es nur möglich, hier zu lachen, ja überhaupt nur zu leben?" dachte Rostow, der immer noch den Leichengeruch zu spüren glaubte, den er in der Soldatenabteilung eingeatmet hatte, und immer noch um sich herum die neidischen Blicke sah, die ihn von beiden Seiten begleiteten, und das Gesicht des jungen Soldaten mit den gebrochenen Augen.

Denisow lag im Bette, mit dem Kopfe unter der Decke, und schlief, obgleich es bald zwölf Uhr war.

„Ah, Rostow! Guten Tag, guten Tag!" schrie er mit derselben lauten Stimme wie ehemals beim Regimente; aber Rostow merkte an Denisows Gesichtsausdruck, Tonfärbung und Worten mit Betrübniß, daß sich hinter dieser gewöhnlichen Form der Ungezwungenheit und Lebhaftigkeit neue Gedanken, Gedanken trauriger Art, verbargen.

Seine Wunde war trotz ihrer Geringfügigkeit immer noch nicht geheilt, obgleich schon sechs Wochen vergangen waren, seit er sie empfangen hatte. Sein Gesicht hatte dasselbe blasse, gedunsene Aussehen, wie die Gesichter aller Lazarettinsassen. Aber das überraschte Rostow nicht sonderlich; was ihn betroffen machte, war, daß Denisow sich über seinen Besuch nicht zu freuen schien, und daß das Lächeln, mit dem er ihn ansah, etwas Gezwungenes hatte. Denisow erkundigte sich weder nach dem Regimente, noch

nach dem allgemeinen Gange der Dinge. Sooft Rostow davon zu sprechen anfang, hörte Denisow nicht zu.

Rostow hatte sogar die Empfindung, daß es Denisow unangenehm war, an das Regiment und überhaupt an jenes andere, freie Leben, das sich außerhalb des Lazarettes abspielte, erinnert zu werden. Es schien, daß er sich bemühte, jenes frühere Leben zu vergessen, und sich nur noch für seine Affäre mit den Proviantbeamten interessierte. Auf Rostows Frage, in welchem Stadium sich die Angelegenheit befinde, zog er sogleich unter seinem Kopfkissen ein Schreiben, das er von der Gerichtskommission erhalten hatte, und das Konzept seiner Antwort darauf hervor. Sowie er diese seine Antwort vorzulesen begann, wurde er lebhaft und machte Rostow besonders auf die Anzüglichkeiten aufmerksam, die er seinen Feinden darin gesagt hatte. Denisows Lazarettgenossen, die bereits angefangen hatten, sich um Rostow als einen neuen Ankömmling aus der freien Welt zu sammeln, gingen allmählich wieder auseinander, als Denisow sein Schriftstück vorzulesen begann. An ihren Gesichtern merkte Rostow, daß alle diese Herren diese ganze Geschichte bereits zu wiederholten Malen gehört hatten, und daß sie ihnen schon langweilig geworden war. Nur Denisows Bett Nachbar, ein dicker Ulan, blieb auf seiner Matraze sitzen und rauchte mit finster zusammengezogenen Augenbrauen seine Pfeife, und auch der Kleine, einarmige Luschen hörte weiter zu und schüttelte ab und zu mißbilligend mit dem Kopfe. Mitten im Vorlesen unterbrach der Ulan Denisow.

„Meiner Ansicht nach“, sagte er, zu Rostow gewendet, „müßte er einfach ein Gnadengesuch an den Kaiser einreichen. Es heißt, daß jetzt große Belohnungen verteilt werden sollen, und da würde ihm wahrscheinlich verziehen werden . . .“

„Ich soll den Kaiser um Gnade bitten!“ rief Denisow mit einer

Stimme, der er die frühere Energie und Hestigkeit zu geben suchte, der man aber nur eine nutzlose Gereiztheit anhörte. „Was soll mir denn verziehen werden? Wenn ich ein Räuber wäre, dann würde ich um Gnade bitten; so aber komme ich vor Gericht, weil ich Räuber entlarvt habe. Mögen sie über mich zu Gericht sitzen; ich fürchte mich vor niemand: ich habe dem Zaren und dem Vaterlande ehrlich gedient und nicht gestohlen! Und da wollen sie mich degradieren und . . . Hör mal, ich werde das ganz unverblümt schreiben; so werde ich schreiben: ‚Wenn ich Staatsgut gestohlen hätte wie gewisse andere Leute‘ . . .“

„Sein ausgedrückt; das ist nicht zu bestreiten,“ sagte Tuschin. „Aber darauf kommt es jetzt nicht an, Wasili Dmitrijewitsch.“ Er wandte sich ebenfalls an Kostow. „Man muß sich in der Welt beugen, und das will Wasili Dmitrijewitsch nicht. Der Auditeur hat Ihnen doch gesagt, daß Ihre Sache schlecht steht.“

„Na, meinetwegen kann sie schlecht stehen!“ erwiderte Denisow.

„Der Auditeur hat Ihnen doch auch eine Bittschrift verfaßt,“ fuhr Tuschin fort; „die brauchen Sie ja nur zu unterschreiben und durch diesen Herrn“ (er wies auf Kostow) „abzusenden. Der Herr hat gewiß irgendwelche Verbindungen beim Stabe. Eine bessere Gelegenheit können Sie gar nicht finden.“

„Ich habe Ihnen ja gesagt, daß ich mich nicht erniedrigen werde,“ unterbrach ihn Denisow und fuhr wieder fort, sein Schriftstück vorzulesen.

Kostow wagte nicht, seinem Freunde zuzureden, obgleich ihm sein natürliches Gefühl sagte, daß der von Tuschin und dem andern Offizier angeratene Weg der aussichtsreichste sei, und obgleich er sich glücklich geschätzt hätte, wenn er Denisow hätte hilfreich sein können; aber er kannte Denisows unbeugsamen Willen und sein hitziges Rechtsgefühl nur zu gut.

Als Denisow mit dem Vorlesen seiner bissigen Antwort, das

über eine Stunde gedauert hatte, fertig war, sagte Kostow darüber kein Wort und verbrachte den übrigen Teil des Tages in trübster Stimmung, in der Gesellschaft der sich wieder um ihn sammelnden Lazarettgenossen Denisows, indem er erzählte, was er wußte, und die Erzählungen der anderen anhörte. Denisow beobachtete die ganze Zeit hindurch ein finsternes Schweigen.

Spät am Abend machte sich Kostow fertig, um wieder wegzureiten, und fragte Denisow, ob er ihm nichts aufzutragen habe.

„Ja, warte,“ antwortete dieser, sah sich nach den Offizieren um, holte unter dem Kopfkissen seine Papiere hervor, ging an ein Fensterbrett, auf dem er ein Schreibzeug stehen hatte, und setzte sich nieder, um zu schreiben.

„Ich sehe ein: man kann nicht mit dem Kopf durch die Mauer rennen,“ sagte er, als er vom Fenster wieder aufstand, und reichte seinem Freunde Kostow einen großen Brief. Es war das von dem Auditeur verfaßte, an den Kaiser gerichtete Bittgesuch, in welchem Denisow, ohne die Vergehungen der Proviantbeamten zu erwähnen, einfach um Gnade bat.

„Überreiche das. Ich sehe ein . . .“

Er sprach den Satz nicht zu Ende und lächelte in einer schmerzlich gezwungenen Weise.

## XIX

**N**achdem Kostow zum Regimente zurückgekehrt war und dem Kommandeur über den Stand von Denisows Angelegenheit Bericht erstattet hatte, fuhr er mit dem Briefe an den Kaiser nach Tilsit.

Am 13. Juni fand die Zusammenkunft der Kaiser von Frankreich und Rußland in Tilsit statt. Boris Drubezkoj hatte den hoch-

gestellten Herrn, in dessen persönlichem Dienste er war, gebeten, dem Gefolge zugeteilt zu werden, welches mit nach Tilsit gehen sollte.

„Ich möchte gern den großen Mann sehen,“ sagte er und meinte damit Napoleon, den er bisher immer, ebenso wie alle andern Leute, Bonaparte genannt hatte.

„Du meinst Bonaparte?“ fragte ihn der General lächelnd.

Boris blickte seinen General fragend an und durchschaute sogleich, daß es sich um eine scherzhafte Prüfung handelte.

„Euer Durchlaucht, ich meine den Kaiser Napoleon,“ antwortete er. Der General klopfte ihm lächelnd auf die Schulter.

„Du wirst es einmal weit bringen,“ sagte er zu ihm und nahm ihn mit.

Boris befand sich am Tage der Kaiserzusammenkunft mit wenigen andern mit auf dem Niemen. Er sah das Floß mit den Initialen der beiden Kaisernamen; er sah, wie Napoleon am andern Ufer an der französischen Garde entlang angeritten kam; er sah das nachdenkliche Gesicht Kaiser Alexanders, als dieser schweigend in einer Schenke am Ufer des Niemen saß und auf Napoleons Ankunft wartete; er sah, wie die beiden Kaiser in Rähne stiegen, und wie Napoleon, der früher zu dem Floße gelangt war, mit schnellen Schritten vorwärts ging und, als er dem Kaiser Alexander begegnete, ihm die Hand reichte, und wie dann beide in dem Pavillon verschwanden. Seit seinem Eintritt in die höheren Sphären hatte Boris es sich zur Regel gemacht, das, was um ihn herum vorging, aufmerksam zu beobachten und sich Notizen darüber aufzuschreiben. Während der Zusammenkunft in Tilsit erkundigte er sich nach den Namen der Persönlichkeiten, die mit Napoleon gekommen waren, nach den Uniformen, die sie trugen, und horchte achtsam auf jedes Wort, das von wichtigen Personen gesprochen wurde. In dem Augenblicke, als die Kaiser

in den Pavillon traten, sah er nach der Uhr und vergaß nicht, wieder nachzusehen, als Alexander aus dem Pavillon heraustrat. Das Zusammensein hatte eine Stunde und dreiundfünfzig Minuten gedauert: er notierte sich das gleich an jenem Abende unter anderen Tatsachen, die, wie er sich sagte, eine historische Bedeutung hatten. Da die Suite des Kaisers nur sehr klein war, so war es für jemand, dem es auf eine gute Karriere ankam, eine sehr wichtige Sache, bei der Kaiserzusammenkunft in Tilsit anwesend gewesen zu sein, und jetzt, wo es ihm gelungen war, nach Tilsit zu kommen, fühlte Boris, daß seine Stellung von nun an eine völlig gesicherte sei. Man kannte ihn nicht nur, sondern man beachtete ihn auch und hatte sich gewöhnt, ihn zu sehen. Zweimal hatte er Aufträge an den Kaiser selbst auszurichten gehabt, so daß der Kaiser ihn von Ansehen kannte, und die Herren aus der Umgebung des Kaisers sahen Boris nicht mehr, wie früher, als eine unbekannte Erscheinung erstaunt an, sondern sie hätten sich jetzt vielmehr gewundert, wenn er nicht dagewesen wäre.

Boris wohnte mit einem andern Adjutanten, einem polnischen Grafen Bilinski, zusammen. Bilinski hatte seine Erziehung in Paris erhalten, besaß großen Reichtum und war ein leidenschaftlicher Franzosenfreund; während des Aufenthaltes in Tilsit kamen fast täglich nicht wenige französische Offiziere von der Garde und vom Hauptquartier bei Bilinski und Boris zum Frühstück und zum Mittagessen zusammen.

Am 24. Juni gab Graf Bilinski, Boris' Quartiergenosse, seinen französischen Bekannten ein Abendessen. Der vornehmste Gast war dabei ein Adjutant Napoleons; außerdem waren mehrere französische Gardeoffiziere und ein jugendlicher Page Napoleons, ein Abkömmling eines alten französischen Adelsgeschlechtes, zugegen. Gerade an diesem Abend traf Rostow, der, um nicht erkannt zu werden, die Dunkelheit benutzte und Zivilkleidung trug,

in Tilsit ein und begab sich nach dem Quartiere, wo Zilinski und Boris wohnten.

In Kostows Seele hatte sich, ebenso wie in der ganzen Armee, von der er herkam, in bezug auf Napoleon und die Franzosen, die nun auf einmal aus Feinden Freunde geworden waren, noch keineswegs jener Umschwung vollzogen, der im Hauptquartiere und in Boris' Seele bereits vorgegangen war. In der Armee behielten alle diesem Bonaparte und den Franzosen gegenüber immer noch das frühere aus Grimm, Geringschätzung und Furcht gemischte Gefühl bei. Noch unlängst hatte Kostow mit einem Kosakenoffizier des Platowschen Korps debattiert und die Behauptung verfochten, wenn Napoleon gefangen genommen würde, so müsse er nicht als Kaiser, sondern als Verbrecher behandelt werden. Und eben erst hatte Kostow unterwegs, als er mit einem verwundeten französischen Obersten zusammengetroffen war, sich sehr ereifert, indem er diesem zu beweisen suchte, daß ein Friede zwischen dem legitimen Kaiser und dem Verbrecher Bonaparte unmöglich sei. Daher war es für Kostow eine seltsame Überraschung, bei Boris französische Offiziere in jenen selben Uniformen zu erblicken, die er von der Vorpostenkette aus in ganz anderer Weise anzusehen gewohnt war. Als er gleich beim Eintritt in Boris' Quartier eines französischen Offiziers ansichtig wurde, der gerade aus der Thür herauskam, überfiel ihn plötzlich jenes Gefühl kriegerischen Grimmes, das er immer beim Anblicke des Feindes empfand. Er blieb auf der Schwelle stehen und fragte auf russisch, ob hier Drubezkoj wohne. Boris, der eine fremde Stimme im Vorzimmer hörte, kam heraus, um zu sehen, wer da sei. Als er Kostow erkannte, nahm sein Gesicht im ersten Augenblicke einen ärgerlichen Ausdruck an.

„Ah, du bist es; ich freue mich sehr, dich wiederzusehen; sehr



freue ich mich," sagte er jedoch und trat lächelnd auf ihn zu. Aber Rostow hatte die erste Bewegung in seinem Gesichte bemerkt.

"Ich komme wohl zu ungelegener Zeit," sagte er in kühlem Tone, "und ich wäre auch nicht gekommen, aber es führt mich eine wichtige Angelegenheit her."

"Aber nicht doch; ich wundere mich nur, wie du von deinem Regimente auf einmal hierher kommst. — In einem Augenblick stehe ich Ihnen zu Diensten," antwortete er jemandem, der aus dem Zimmer nach ihm rief.

"Ich sehe, daß ich zu ungelegener Zeit gekommen bin," sagte Rostow noch einmal.

Der Ausdruck des Argers war bereits von Boris' Gesichte verschwunden. Er hatte offenbar überlegt und war sich über sein weiteres Verhalten schlüssig geworden. So faßte er nun mit großer Ruhe Rostow an beiden Händen und führte ihn in das anstoßende Zimmer. Seine Augen blickten Rostow ruhig und fest an, machten aber den Eindruck, als ob sie mit irgend etwas bedeckt seien, als ob sie eine Schutzvorrichtung, die blaue Brille des gesellschaftlichen Lebens, trügen. Das war wenigstens Rostows Empfindung.

"Aber ich bitte dich, höre doch damit auf; du kannst nie ungelegen kommen," erwiderte Boris.

Boris führte ihn in das Zimmer, wo der Tisch zum Souper gedeckt war, und machte ihn mit den Anwesenden bekannt, indem er Rostows Namen nannte und mitteilte, daß er nicht Zivilist, sondern Husarenoffizier und ein alter Freund von ihm sei.

"Graf Zilinski, Graf N. N., Hauptmann S. S.," nannte er den Wirt und die Gäste. Rostow blickte die Franzosen finster an, verbeugte sich nur widerwillig und schwieg.

Zilinski empfing dieses neue russische Gesicht offenbar ohne sonderliche Freude in seinem Zirkel und sagte nichts zu Rostow.

Boris schien die Gezwungenheit, die durch den neuen Gast in die Gesellschaft gekommen war, nicht zu bemerken und war mit derselben freundlichen Ruhe und jener bildlichen Schutzbrille, mit denen er Kostow empfangen hatte, bemüht, das Gespräch zu beleben. Einer der Franzosen wandte sich mit der geläufigen französischen Höflichkeit an den hartnäckig schweigenden Kostow und sagte zu ihm, er wäre wahrscheinlich nach Tilsit gekommen, um den Kaiser zu sehen.

„Nein, ich habe ein Geschäft,“ antwortete Kostow kurz.

Kostow war sofort in üble Stimmung geraten, als er das Mißvergnügen auf Boris' Gesichte bemerkt hatte, und wie es mißgestimmten Leuten immer geht, hatte er nun die Vorstellung, daß alle ihn mit unfreundlichen Blicken ansähen und daß er allen störend sei. Auch störte er wirklich alle und blieb als der einzige unbeteiligt an dem allgemeinen Gespräche, das wieder neu in Gang kam. „Warum sitzt denn der eigentlich hier?“ fragten die Blicke, die die Tischgenossen auf ihn richteten. Er stand auf und trat zu Boris.

„Aber ich bin dir hier unbequem,“ sagte er leise zu ihm. „Komm beiseite, damit wir über meine Angelegenheit reden können, und dann will ich wieder gehen.“

„Aber nicht doch, durchaus nicht,“ erwiderte Boris. „Wenn du jedoch müde bist, so komm in mein Zimmer, lege dich hin und ruhe dich aus.“

„Nein, wirklich . . .“

Sie gingen in ein kleines Zimmerchen, das Boris als Schlafzimmer benutzte. Kostow begann, ohne sich zu setzen, sogleich in gereiztem Tone, als ob Boris ihn beleidigt hätte, ihm Denisows Angelegenheit zu erzählen, und fragte ihn, ob er imstande und bereit sei, auf seinen General dahin einzuwirken, daß dieser dem Kaiser die Bittschrift übergebe und für Denisow Fürsprache ein-

lege. Bei diesem Gespräche unter vier Augen merkte Rostow, was ihm vorher noch nicht zum Bewußtsein gekommen war, daß es ihm unbehaglich war, Boris in die Augen zu sehen. Boris, der ein Bein über das andere geschlagen hatte und mit der linken Hand leise über die schmalen Finger der rechten hinstrich, hörte Rostow in derselben Weise an, wie ein General den Bericht eines Untergebenen anhört, indem er bald zur Seite blickte, bald durch jene bildliche Schutzbrille hindurch dem Sprechenden Rostow gerade in die Augen sah. Dabei hatte Rostow jedesmal ein peinliches Gefühl und schlug die Augen nieder.

„Ich habe von solchen Sachen gehört,“ sagte Boris zur Erwiderung, „und weiß, daß der Kaiser in derartigen Fällen sehr streng ist. Ich meine, man sollte sich damit nicht an Seine Majestät wenden. Meiner Ansicht nach ist es ratsamer, das Bittgesuch an den Korpskommandeur zu richten . . . Aber ich glaube überhaupt . . .“

„Also du willst nichts tun; dann sage es doch offen heraus!“ rief Rostow überlaut, ohne dabei Boris anzusehen.

Boris lächelte.

„Im Gegenteil, ich werde tun, was ich kann; ich meinte nur . . .“

In diesem Augenblicke wurde an der Tür die Stimme Bilinskis vernehmbar, welcher Boris rief.

„Nun, dann geh zu ihnen, geh, geh . . .“ sagte Rostow, lehnte die Teilnahme an dem Souper ab und blieb allein in dem kleinen Zimmerchen; lange ging er hier auf und ab und hörte, wie im Nebenzimmer eine muntere französische Unterhaltung geführt wurde.

## XX

Der Tag, an welchem Kostow nach Tilsit kam, war der ungünstigste, den er hätte treffen können, um etwas für Denisow zu tun. Er selbst konnte nicht zu dem General du jour gehen, da er Zivilkleidung, den Frack, trug und ohne Erlaubnis seines Kommandeurs nach Tilsit gekommen war; und auch Boris konnte, selbst wenn er gewollt hätte, dies am Tage nach Kostows Ankunft nicht tun. An diesem Tage, dem 27. Juni, wurden die Friedenspräliminarien unterzeichnet. Die Kaiser tauschten miteinander Orden aus: Alexander erhielt die Ehrenlegion, Napoleon den Andreasorden erster Klasse; auch war für diesen Tag ein Festessen angesetzt, welches ein Bataillon der französischen Garde einem Bataillon des Preobraschenski-Regimentes gab. Die Kaiser sollten diesem Bankett bewohnen.

Es war Kostow so unbehaglich und unangenehm, mit Boris zu verkehren, daß er, als Boris nach dem Souper zu ihm hereinsah, sich schlafend stellte und am andern Tage frühmorgens, unter Vermeidung einer nochmaligen Begegnung, das Haus verließ. Im Frack und Zylinderhut trieb sich Nikolai in der Stadt umher; er besah sich die Franzosen und ihre Uniformen, sowie die Straßen und Häuser, wo die Kaiser von Rußland und Frankreich wohnten. Auf dem Marktplatze sah er die aufgestellten Tische und die Vorbereitungen zu dem Festessen, auf den Straßen die quer herübergezogenen Girlanden mit Fahnen in den russischen und französischen Farben und mit den riesigen Initialen A und N. An den Fenstern der Häuser waren ebenfalls Fahnen und Initialen angebracht.

„Boris will mir nicht helfen, und ich mag mich auch gar nicht noch einmal an ihn wenden,“ dachte Nikolai. „Soviel steht fest: zwischen uns ist alles aus. Aber ich will von hier nicht weggehen,

ohne für Denisow alles getan zu haben, was in meinen Kräften steht, und vor allem nicht, ohne dem Kaiser den Brief übergeben zu haben. Dem Kaiser?! Hier ist er!" sprach Kostow bei sich und näherte sich unwillkürlich wieder dem Hause, in welchem Alexander wohnte.

Vor diesem Hause standen Reitpferde, und das Gefolge versammelte sich und machte sich offenbar bereit, den Kaiser, der auszureiten beabsichtigte, zu begleiten.

„Jeden Augenblick kann er kommen," dachte Kostow. „Wenn ich ihm nur den Brief persönlich überreichen und ihm alles sagen könnte! Ob ich wohl wegen des Grades arretiert würde! Unmöglich! Er würde einsehen, auf wessen Seite das Recht ist. Er versteht alles, weiß alles. Wer kann gerechter und großmütiger sein als er? Na, und selbst, wenn ich dafür arretiert würde, daß ich hier bin, was wäre das für ein Unglück?" dachte er und blickte nach einem Offizier hin, der in das vom Kaiser bewohnte Haus hineinging. „Da gehen ja doch auch andere Leute hinein. Ach was! Es ist alles dummes Zeug. Ich will hingehen und den Brief selbst dem Kaiser überreichen: die Schuld trägt Drubezkoj, der mich in diese Notlage versetzt hat." Und plötzlich ging Kostow mit einer Entschlossenheit, die er sich selbst nicht zugetraut hatte, nachdem er noch nach dem Briefe in seiner Tasche gefühlt hatte, geradeswegs auf das Haus los, wo der Kaiser Quartier genommen hatte.

„Nein, jetzt will ich mir die Gelegenheit nicht wieder entgehen lassen wie damals nach der Schlacht bei Austerlitz," dachte er, indem er jeden Augenblick dem Kaiser zu begegnen erwartete und fühlte, wie ihm bei diesem Gedanken alles Blut zum Herzen strömte. „Ich will ihm zu Füßen fallen und ihn bitten; er wird mich aufheben, mich anhören und mir sogar noch danken." — „Ich bin glücklich, wenn ich Gutes tun kann; aber eine Un-

gerechtigkeit wieder gutzumachen, das ist das allergrößte Glück,“ so stellte sich Kostow die Worte vor, die der Kaiser zu ihm sagen werde. Und an den dort Stehenden vorbei, die ihn neugierig anblickten, stieg er die Stufen vor dem Portal des Hauses hinan.

Von dem Portal führte im Innern eine breite Treppe geradeaus nach oben; rechts war dort eine geschlossene Tür zu sehen. Unten führte unter der Treppe eine Tür in das Erdgeschloß.

„Zu wem wollen Sie?“ fragte ihn jemand.

„Ich möchte einen Brief überreichen, eine Bittschrift an Seine Majestät,“ antwortete Nikolai mit zitternder Stimme.

„Eine Bittschrift . . . Wollen Sie sich an den Offizier du jour wenden; bitte dort!“ (Der Redende wies auf die Tür unten.) „Aber Sie werden jetzt von Seiner Majestät nicht empfangen werden.“

Als Kostow diese gleichmütige Stimme hörte, bekam er einen Schreck über sein Vorhaben; der Gedanke, vielleicht im nächsten Augenblick dem Kaiser gegenüberzustehen, hatte für ihn etwas so Verführerisches und eben darum etwas so Furchtbares, daß er nahe daran war, davonzulaufen; aber der Kammerfourier, der ihn soeben in Empfang genommen hatte, öffnete ihm die Tür zu dem Dienstzimmer, und Kostow trat ein.

Ein kleiner, wohlbeleibter Mann von etwa dreißig Jahren, in weißen Beinkleidern, Reitstiefeln und einem augenscheinlich soeben erst angezogenen Watisthemde, stand in diesem Zimmer; ein Kammerdiener knöpfte ihm von hinten ein Paar schöne, neue, mit Seide gestickte Hosenträger an, die sonderbarerweise Kostows Aufmerksamkeit erregten. Dieser Mann unterhielt sich mit jemand, der in einem anderen Zimmer war.

„Sie hat eine schöne Gestalt und die ganze Laufrische der Jugend,“ sagte er; als er Kostow erblickte, brach er ab und zog die Augenbrauen zusammen.

„Was steht zu Ihren Diensten? Eine Bittschrift?“

„Was gibt es denn?“ fragte jemand aus dem anstoßenden Zimmer.

„Noch ein Bittsteller,“ antwortete der Mann mit den Hosenträgern.

„Sagen Sie ihm, daß es zu spät ist. Der Kaiser wird gleich herunterkommen; wir müssen wegreiten.“

„Ein andermal, ein andermal, morgen! Jetzt ist es zu spät . . .“

Kostow drehte sich um und wollte hinausgehen; aber der Mann mit den Hosenträgern hielt ihn zurück.

„Von wem ist denn die Bittschrift? Und wer sind Sie?“

„Von dem Major Denisow,“ antwortete Kostow.

„Und wer sind Sie? Offizier?“

„Leutnant, Graf Kostow.“

„Welch eine Dreistigkeit! Überreichen Sie doch die Bittschrift auf dem vorschriftsmäßigen Wege durch die Vorgesetzten! Und nun gehen Sie, gehen Sie! . . .“ Er zog sich die Uniform an, die ihm der Kammerdiener reichte.

Kostow ging wieder auf den Flur hinaus und bemerkte, daß vor dem Portal bereits eine Menge Offiziere und Generale in voller Paradeuniform standen, an denen er vorbeigehen mußte.

Er verwünschte seine Dreistigkeit und wurde ganz starr bei dem Gedanken, daß er jeden Augenblick dem Kaiser begegnen und in dessen Gegenwart schmähslich gescholten und in Arrest geschickt werden könne; er begriff die Ungehörigkeit seines Verhaltens in ihrem ganzen Umfange und empfand darüber ernstliche Reue. In dieser Stimmung schlich sich Kostow mit niedergeschlagenen Augen aus dem Hause, dessen Portal die glänzende Suite in dichtem Schwarme umdrängte; da rief ihn eine ihm bekannt klingende Stimme an, und er fühlte sich von einer Hand festgehalten.

„Nun, lieber Freund, was tun Sie denn hier im Tradj?“ fragte ihn diese Baßstimme.

Es war ein Kavalleriegeneral, der sich in diesem Feldzuge die besondere Gunst des Kaisers erworben hatte, der frühere Kommandeur der Division, bei welcher Kostow stand.

Erschrocken begann Kostow sich zu entschuldigen; aber als er die gutmütige, scherzhafte Miene des Generals wahrte, trat er mit ihm an die Seite, trug ihm in aufgeregtem Tone die ganze Angelegenheit vor und bat ihn, für Denisow, der dem General bekannt war, Fürsprache einzulegen. Als der General Kostow angehört hatte, wiegte er ernst den Kopf hin und her.

„Schade, jammerschade um den braven Menschen; geben Sie den Brief her.“

Raum hatte Kostow die Angelegenheit Denisows erzählt und den Brief übergeben, als von der Treppe her schnelle Schritte und Sporenklirren ertönten; der General trat von Kostow weg und ging zum Portal. Die Herren der nächsten Umgebung des Kaisers kamen die Treppe herabgeeilt und begaben sich zu ihren Pferden. Der Stallmeister Liné, derselbe, der bei Musterliß mit dabeigewesen war, führte das Pferd des Kaisers vor, und nun ließen sich auf der Treppe mit leisem Stiefelknarren Schritte vernehmen, welche Kostow sofort erkannte. Er vergaß die Gefahr erkannt zu werden, trat mit einigen neugierigen Ortsbewohnern dicht an das Portal heran und erblickte wieder nach einer Zwischenzeit von zwei Jahren dieselben von ihm angebeteten Züge, dasselbe Gesicht, denselben Blick, denselben Gang, dieselbe Vereinigung von Majestät und Milde. Und das Gefühl enthusiastischer Liebe zum Kaiser lebte in Kostows Seele wieder mit der früheren Kraft auf. Der Kaiser trug die Uniform des Preobraschenski-Regimentes, weiße Lederhosen und hohe Reitstiefel, auf der Brust einen Ordensstern, den Kostow nicht kannte



(es war die Ehrenlegion); so trat er vor das Portal, den Hut unter dem Arme haltend und damit beschäftigt, sich den einen Handschuh anzuziehen. Er blieb stehen und blickte um sich, und es war, als ob er alles ringsum mit seinem Blicke erleuchtete. Zu einem und dem andern der Generale sagte er ein paar Worte. Auch den ehemaligen Kommandeur von Kostows Division erkannte er, lächelte ihm zu und rief ihn zu sich heran.

Das ganze Gefolge trat zurück, und Kostow sah, daß der General ziemlich lange dem Kaiser etwas vortrug.

Der Kaiser sagte einige Worte zu ihm und ging dann einen Schritt weiter, um zu seinem Pferde zu gelangen. Der Haufe des Gefolges und der Haufe des Straßenpublikums, zu welchem letzteren auch Kostow gehörte, rückte wieder näher an den Kaiser heran. Bei seinem Pferde stehen bleibend und mit der Hand den Sattel anfassend, wandte sich der Kaiser nochmals zu dem Kavalleriegeneral und sagte laut, augenscheinlich in der Absicht, von allen gehört zu werden:

„Ich kann es nicht, General, und zwar kann ich es deshalb nicht, weil das Gesetz stärker ist als ich.“ Dann setzte er den Fuß in den Steigbügel.

Der General neigte ehrerbietig den Kopf; der Kaiser schwang sich auf und ritt im Galopp die Straße entlang. Kostow, der vor Begeisterung kaum von sich selbst wußte, lief mit dem Menschenschwarme hinter ihm her.

## XXI

**A**uf dem Marktplatze, wohin der Kaiser ritt, standen, Front gegen Front, rechts ein Bataillon Preobraschenzen, links ein Bataillon der französischen Garde in Bärenmützen einander gegenüber.

In dem Augenblicke, als der Kaiser sich dem einen Flügel der präsentierenden Bataillone näherte, sprengte zu dem entgegengesetzten Flügel eine andere Reiterchar heran, und an ihrer Spitze erkannte Kostow Napoleon. Es konnte kein anderer sein. Er saß auf einem grauen arabischen Pferde von außerordentlich edler Rasse, auf einer karmoisinroten, goldgestickten Schabracke, und ritt Galopp; er trug einen kleinen Hut, über der Schulter das Band des Andreasordens, einen offenstehenden blauen Uniformrock und darunter eine weiße Weste. Als er sich dem Kaiser Alexander näherte, lüftete er den Hut, und bei dieser Bewegung konnte es dem Kavalleristenauge Kostows nicht entgehen, daß Napoleon schlecht und unsicher zu Pferde saß. Die beiden Bataillone schrien „Hurra!“ und „Vive l'empereur!“ Napoleon sagte etwas zu Alexander. Beide Kaiser stiegen von den Pferden und reichten einander die Hände. Auf Napoleons Gesicht lag ein gekünsteltes, unangenehm wirkendes Lächeln. Alexander sagte mit freundlicher Miene etwas zu ihm.

Obgleich die französischen Gendarmen ihre Pferde hin und her stampfen ließen, um die Menge zurückzudrängen, verfolgte Kostow doch mit unverwandten Blicken jede Bewegung Alexanders und Bonapartes. Auffallend war ihm als etwas Unerwartetes, daß Alexander sich benahm, als wären er und Bonaparte einander gleichgestellt, und daß Bonaparte völlig ungezwungen, als ob eine solche nahe Berührung mit einem Kaiser ihm etwas ganz Natürliches und Gewöhnliches wäre, mit dem russischen Zaren wie ein Gleichgestellter verkehrte.

Alexander und Napoleon gingen samt dem langen Schweif ihres Gefolges zu dem rechten Flügel des Preobraschenski-Bataillons, gerade auf den Menschenhaufen los, der dort stand. Die Menge befand sich auf einmal unerwarteterweise in solcher

Nähe der Kaiser, daß Kostow, der in den ersten Reihen stand, erkannt zu werden fürchtete.

„Sire, ich bitte Sie um die Erlaubnis, dem tapfersten Ihrer Soldaten die Ehrenlegion verleihen zu dürfen,“ sagte eine scharfe, klare Stimme, die jeden Buchstaben deutlich aussprach.

Diese Worte kamen aus dem Munde des kleinen Bonaparte, der von untenher dem Kaiser Alexander gerade in die Augen blickte. Alexander hörte aufmerksam an, was Bonaparte ihm sagte, neigte den Kopf und lächelte freundlich.

„Demjenigen, der in diesem letzten Kriege die größte Tapferkeit bewiesen hat,“ fügte Napoleon hinzu, indem er jedes Wort mit einer für Kostow empörenden Ruhe und Selbstgewißheit markierte und seinen Blick durch die Reihen der russischen Soldaten schweifen ließ, die in streng militärischer Haltung vor ihm standen, immer noch präsentierten und, ohne sich zu rühren, nach dem Gesichte ihres Kaisers blickten.

„Wollen Euer Majestät mir erlauben, den Obersten um seine Meinung zu fragen?“ erwiderte Alexander und trat mit einigen schnellen Schritten zu dem Fürsten Koslowski hin, der das Bataillon kommandierte.

Bonaparte zog unterdessen von seiner kleinen, weißen Hand den Handschuh herunter und warf ihn, da er dabei zerriß, zur Erde. Ein Adjutant stürzte eilig von hinten herzu und hob ihn auf.

„Wem soll es gegeben werden?“ fragte Kaiser Alexander den Obersten halblaut auf russisch.

„Wem Euer Majestät befehlen.“

Der Kaiser runzelte unzufrieden die Stirn und sagte, indem er sich umfah:

„Ich muß ihm doch eine Antwort geben.“

Roslowski musterte mit festem Blick die Reihen und traf mit diesem Blicke auch Rostow.

„Er wird doch nicht gar mich nehmen?“ dachte Rostow.

„Lasarew!“ kommandierte der Oberst mit finsterner Miene, und der größte der Soldaten, der Flügelmann Lasarew, trat mit strammem Schritte vor.

„Wo willst du hin? Bleib doch da stehen!“ wurde ihm, der nicht wußte, wohin er gehen sollte, von seinen Kameraden zugeflüstert. Lasarew blieb stehen und schielte erschrocken nach dem Obersten hin; sein Gesicht zuckte, wie meistens bei Soldaten, die vor die Front gerufen werden.

Napoleon drehte kaum den Kopf nach rückwärts und hielt nur seine kleine, dicke Hand nach hinten, wie wenn er etwas in Empfang nehmen wollte. Die Herren von seiner Suite errieten sofort, um was es sich handelte, gerieten in eifrige Bewegung, flüsterten miteinander und reichten einander etwas von Hand zu Hand weiter; ein Page, derselbe, welchen Rostow am Abend bei Boris gesehen hatte, lief vor, und indem er sich ehrerbietig über die ausgestreckte Hand beugte und sie auch nicht eine Sekunde zu lange warten ließ, legte er einen Orden an einem roten Bande hinein. Napoleon drückte, ohne hinzublicken, zwei Finger zusammen; der Orden befand sich zwischen ihnen. Napoleon trat zu Lasarew heran, der, die Augen hervorpressend, hartnäckig immer noch nur seinen Kaiser ansah, und blickte nach dem Kaiser Alexander hin, um dadurch zu verstehen zu geben, daß das, was er jetzt tue, ein Akt der Liebenswürdigkeit gegen seinen Verbündeten sei. Die kleine, weiße Hand mit dem Orden berührte einen Knopf des Soldaten Lasarew. Und Napoleon schien überzeugt zu sein, daß, wenn seine, Napoleons, Hand die Brust dieses Soldaten einer Berührung würdigte, schon allein dadurch dieser Soldat für immer glücklich und vor allen Menschen in der Welt

belohnt und ausgezeichnet sei. Napoleon hielt das Kreuz nur an Lasarews Brust, und die Hand wieder sinken lassend, wandte er sich zu Alexander, wie wenn er wüßte, daß das Kreuz an Lasarews Brust haften bleiben müsse. Und das Kreuz blieb wirklich haften.

Russische und französische dienstfertige Hände ergriffen im selben Augenblicke das Kreuz und befestigten es an der Uniform. Lasarew, welcher finster auf den kleinen Mann mit den weißen, Händen geblickt hatte, als dieser irgend etwas mit ihm vornahm, sah nun wieder, indem er fortfuhr regungslos das Gewehr zu präsentieren, dem Kaiser Alexander gerade in die Augen, wie wenn er ihn fragen wollte, ob er noch länger da stehen solle, oder ob man ihm befehle, jetzt umherzumarschieren oder vielleicht sonst irgend etwas zu tun. Aber es wurde ihm nichts befohlen, und er blieb ziemlich lange in dieser Haltung stehen, ohne sich zu rühren.

Die Kaiser stiegen zu Pferde und ritten weg. Die Preobraschenzen lösten ihre Reihen auf, mischten sich mit den französischen Gardisten und setzten sich an die für sie bereitstehenden Tische.

Lasarew saß auf dem Ehrenplatze; russische und französische Offiziere umarmten ihn, beglückwünschten ihn und drückten ihm die Hand. Scharen von Offizieren und Ortsbewohnern kamen hinzu, nur um Lasarew zu sehen. Lautes Geschwirr russischer und französischer Gespräche und munteres Gelächter ertönte auf dem Marktplatze um die Tische herum. Zwei Offiziere, lustig und vergnügt, mit geröteten Gesichtern, kamen an Kostow vorüber.

„Was sagst du zu so einer Bewirtung, Bruder? Alles auf Silber!“ sagte der eine. „Hast du Lasarew gesehen?“

„Ja, ich habe ihn gesehen.“

„Es heißt, morgen werden die Preobraschenzen den Franzosen ein Essen geben.“

„Nein, was hat dieser Casarew für ein Glück! Zwölfhundert Frank lebenslängliche Pension!“

„Na, das ist mal eine Mühe, Kinder!“ rief ein Preobraschenze, indem er sich die zottige Mühe eines Franzosen aufsetzte.

„Wundervoll! Ganz prächtig!“

„Hast du die Parole gehört?“ fragte ein Gardeoffizier einen andern. „Vorgestern hieß sie: Napoleon, Frankreich, Tapferkeit; gestern: Alexander, Rußland, Größe. Einen Tag gibt unser Kaiser die Parole, den andern Tag Napoleon. Morgen wird der Kaiser dem tapfersten französischen Gardisten ein Georgskreuz verleihen. Das geht nicht anders! Er muß die Liebenswürdigkeit in derselben Form erwidern.“

Auch Boris war mit seinem Kameraden Zilinski hingegangen, um sich das Bankett der Preobraschenzen anzusehen. Auf dem Rückwege bemerkte Boris Kostow, der an der Ecke eines Hauses stand.

„Guten Tag, Kostow! Wir haben uns ja heute noch gar nicht gesehen,“ sagte er zu ihm und konnte sich nicht enthalten, ihn zu fragen, was ihm fehle: eine so sonderbar finstere, verstörte Miene zeigte Kostows Gesicht.

„Nichts, nichts,“ antwortete Kostow.

„Du kommst doch noch einmal zu mir heran?“

„Ja, ich werde kommen.“

Kostow stand lange an der Ecke und betrachtete von weitem die Schmausenden. In seinem Kopfe ging eine qualvolle Gedankenarbeit vor, die er schlechterdings nicht imstande war zu einem befriedigenden Ende zu führen. Entsetzliche Zweifel waren in seiner Seele wach geworden. Bald dachte er an Denisow und an dessen veränderten Gesichtsausdruck und schließliche Unter-

werfung und an das ganze Lazarett mit all diesen abgeschossenen Armen und Beinen, mit seinem Schmutze und seinen Krankheiten. Er glaubte mit solcher Bestimmtheit, in diesem Augenblick den Leichengeruch des Lazarettes zu spüren, daß er sich umsah, um festzustellen, woher dieser Geruch kommen könne. Bald trat ihm dieser selbstzufriedene Bonaparte mit seiner kleinen, weißen Hand vor die Seele, der jetzt Kaiser war und den der Kaiser Alexander liebte und verehrte. Welchen Zweck hatten denn nun all die abgeschossenen Arme und Beine und die getöteten Menschen? Dann wieder dachte er an den deforirten Kasarew und an den bestrafteu und nicht begnadigten Denisow. Er ertappte sich auf so seltsamen Gedanken, daß er über sie geradezu erschrak.

Der Speisengeruch von dem Festessen der Preobraschenzen und der französischen Gardisten und der ihm zum Bewußtsein kommende Hunger weckten ihn aus diesem Zustande der Versunkenheit: vor seiner Abreise mußte er notwendig etwas essen. Er ging in ein Gasthaus, das er am Morgen bemerkt hatte. In diesem Gasthause traf er so viel Gäste, namentlich Offiziere, die ebenso wie er in Zivil nach Tilsit gekommen waren, daß er nur mit Mühe zu einem Mittagessen gelangen konnte. Zwei Offiziere, die mit ihm derselben Division angehörten, gesellten sich zu ihm. Es war nur natürlich, daß die Rede auf den Friedensschluß kam. Diese beiden Kameraden Kostows waren, wie der größte Teil der Armee, unzufrieden mit dem Friedensschluß, der auf die Schlacht bei Friedland gefolgt war. Die allgemeine Ansicht war, wir hätten uns nur noch ein Weilchen zu halten brauchen, dann wäre Napoleon verloren gewesen, da er weder Proviant noch Munition mehr für seine Truppen gehabt habe. Nikolai beschäftigte sich schweigend damit, zu essen und namentlich zu trinken. Er hatte allein schon zwei Flaschen Wein geleert. Jene

innerliche Gedankenarbeit, die in seinem Kopfe in Gang gekommen, aber nicht zum Abschluß gelangt war, quälte ihn noch immer in gleicher Weise. Er fürchtete sich davor, sich seinen Gedanken zu überlassen, und war doch nicht imstande, sich von ihnen loszumachen. Da äußerte einer der beiden Offiziere, es errege einem die Galle, jetzt auf einmal die Franzosen als Freunde ansehen zu müssen; und nun schrie Rostow plötzlich mit einer jähen Heftigkeit los, die durch nichts gerechtfertigt war und daher die Offiziere in das größte Erstaunen versetzte.

„Wie können Sie darüber urteilen, was das Beste sein würde!“ schrie er mit dunkelrotem Kopfe. „Wie können Sie über die Handlungen des Kaisers urteilen? Welches Recht haben wir, zu kritisieren? Wir können weder die Absichten noch die Handlungen des Kaisers verstehen!“

„Aber ich habe ja kein Wort vom Kaiser gesagt,“ erwiderte der Offizier zu seiner Rechtfertigung; er konnte sich Rostows Zähzorn nur durch die Annahme erklären, daß er betrunken sei.

Aber Rostow hörte gar nicht auf ihn.

„Wir sind keine Diplomaten; wir sind Soldaten und weiter nichts,“ fuhr er fort. „Wenn uns befohlen wird zu sterben, so sterben wir; und wenn man uns bestraft, dann haben wir es eben verdient; uns steht darüber kein Urteil zu. Wenn es unserm Kaiser beliebt, Bonaparte als Kaiser anzuerkennen und mit ihm ein Bündnis zu schließen, dann wird das eben notwendig sein. Aber wenn wir anfangen wollen über alles zu urteilen und alles zu kritisieren, dann bleibt bald nichts Heiliges mehr übrig. Dann kommen wir dahin, zu sagen, daß es keinen Gott und überhaupt nichts gibt!“ schrie Nikolai und schlug mit der Faust auf den Tisch; was er da sagte, war sehr unmotiviert nach der Auffassung seiner Tischgenossen, bildete aber das folgerichtige Resultat seines Gedankenganges. „Wir haben einfach, ohne zu überlegen, unsere



Pflicht zu tun und mit dem Feinde zu kämpfen, weiter nichts!" schloß er.

„Und zu trinken," fügte einer der Offiziere hinzu, der dem Streite ein Ende zu machen wünschte.

„Sawohl, und zu trinken!" stimmte ihm Nikolai bei. „He, du! Noch eine Flasche!" rief er.

---

## Sechster Teil

### I

Im Jahre 1808 begab sich Kaiser Alexander zu einer neuen Zusammenkunft mit dem Kaiser Napoleon nach Erfurt, und in den höchsten Petersburger Gesellschaftskreisen wurde viel über die großartige Pracht dieses festlichen Zusammenseins gesprochen.

Im Jahre 1809 war die Annäherung der beiden Weltherrscher, wie man Napoleon und Alexander zu nennen pflegte, bereits so weit fortgeschritten, daß, als Napoleon in diesem Jahre an Oesterreich den Krieg erklärte, ein russisches Korps an die Grenze rückte, um unseren früheren Feind Bonaparte gegen unsern früheren Verbündeten, den Kaiser von Oesterreich, zu unterstützen; ja, sie war so weit fortgeschritten, daß in den höchsten Kreisen die Möglichkeit einer Heirat zwischen Napoleon und einer der Schwestern Kaiser Alexanders erörtert wurde. Aber neben solchen der äußeren Politik angehörigen Kombinationen richtete sich damals das Interesse der russischen Gesellschaft mit besonderer Lebhaftigkeit auf die inneren Reformen, die zu jener Zeit auf allen Gebieten der Staatsverwaltung durchgeführt wurden.

Unterdessen ging das Leben, das wahre, eigentliche Leben der Menschen, mit seinen materiellen Interessen, wie Gesundheit und Krankheit, Arbeit und Erholung, und mit seinen geistigen Interessen, wie Wissenschaft, Poesie, Musik, Liebe, Freundschaft, Haß, Leidenschaften, dieses Leben ging wie immer unabhängig seinen Gang, unbeeinflusst von der politischen Freundschaft oder Feindschaft mit Napoleon Bonaparte und von allen möglichen Reformen.

Fürst Andrei hatte ununterbrochen zwei Jahre lang auf dem Lande gelebt.

Alle die Unternehmungen, die Pierre auf seinen Gütern geplant hatte, ohne doch dabei zu einem Resultate zu kommen, da er unaufhörlich von einer Sache zur andern hinübersprang, alle diese Unternehmungen hatte Fürst Andrei, ohne irgend jemandem gegenüber davon viel Wesens zu machen, und ohne auffälligen Aufwand von Mühe auf seinen eigenen Gütern zur Ausführung gebracht.

Er besaß im höchsten Grade jene seinem Freunde Pierre abgehende praktische Fähigkeit, mittels deren er ohne übermäßige Kraftentwicklung und Anstrengung eine Sache in Gang brachte und im Gange erhielt.

Auf einem seiner Güter hatte er die Leibeigenen, etwa dreihundert Seelen, zu freien Bauern gemacht (es war dies eines der ersten Beispiele in Rußland); auf anderen Gütern war die Fronarbeit durch Abgaben ersetzt. Nach Bogutscharowo hatte er auf seine Kosten eine gelernte Hebamme kommen lassen, die nun den Gebärenden beistand, und der Geistliche unterrichtete für ein bestimmtes Gehalt die Kinder der Bauern und Gutsleute im Lesen und Schreiben.

Die eine Hälfte seiner Zeit verlebte Fürst Andrei in Lysnja-Gory bei seinem Vater und bei seinem Sohne, der noch in der Obhut der Wärterinnen war, die andere Hälfte im Kloster Bogutscharowo, wie sein Vater dieses Gut nannte. Obwohl Fürst Andrei im Gespräche mit Pierre eine große Gleichgültigkeit gegen alle äußeren Weltereignisse bekundet hatte, verfolgte er doch den Gang der Dinge mit vielem Eifer, ließ sich eine Menge Bücher kommen und bemerkte zu seiner Verwunderung, wenn zu ihm oder zu seinem Vater Leute direkt aus Petersburg, diesem Brennpunkte des gesamt geistigen Lebens, zu Besuch

kamen, daß diese Leute über alle Vorgänge der äußeren und inneren Politik bei weitem nicht so gut unterrichtet waren wie er, der ohne Unterbrechung still auf dem Lande saß.

Außer seiner Tätigkeit an den Gütern und außer der Lektüre von Büchern mannigfaltigen Inhaltes beschäftigte Fürst Andrei sich in dieser Zeit auch noch mit einer Kritik unserer Kriegführung in den beiden letzten unglücklichen Feldzügen, sowie mit der Ausarbeitung eines Projektes, betreffend eine Umgestaltung unserer militärischen Reglements und Instruktionen.

Im Frühling des Jahres 1809 reiste Fürst Andrei nach den Njasanschen Gütern seines Sohnes, dessen Vormund er war.

Von der Frühlingssonne angenehm erwärmt, saß er im Wagen und betrachtete das junge Gras und die ersten Blättchen der Birken und die ersten weißen, geballten Frühlingswolken, die an dem klaren, blauen Himmel dahinzogen. Er dachte an nichts, sondern blickte nur fröhlich nach rechts und links.

Er passierte den Fluß auf der Fähre, auf der er vor einem Jahre, mit Pierre ein bedeutungsvolles Gespräch geführt hatte. Dann fuhr er durch ein schmutziges Dorf, vorbei an Äckern mit Winterfaat, hinab zu einer Brücke, wo noch Schneec zurückgeblieben war, bergan auf ausgewaschenem Lehmwege, vorbei an langen Streifen von Stoppelfeldern und an Buschwerk, das hier und da schon grün wurde, und hinein in einen Birkenwald, der auf beiden Seiten des Weges lag. Im Walde war es beinahe heiß; der Wind war hier nicht zu spüren. Die Birken, die ganz mit grünen, flebrigen Blättchen übersät waren, rührten sich nicht; aus dem vorjährigen Laube, das den Boden bedeckte, kamen, die trockenen Blätter in die Höhe hebend, das erste grüne Gras und lila Blumen hervor. Kleine Lannen, die hier und da im Birkenwalde verstreut standen, erweckten durch ihr immerwährendes mattes Grün die unerfreuliche Erinnerung an den Winter. Die-

Pferde prusteten, als sie in den Wald hineinkamen, und fingen an augenfällig zu schwitzen.

Der Diener Peter sagte etwas zu dem Kutscher, und der Kutscher antwortete bejahend. Aber die Zustimmung des Kutschers genügte dem Diener offenbar noch nicht: er wandte sich auf dem Bock zu seinem Herrn um.

„Euer Durchlaucht, wie nett!“ sagte er mit respektvollem Lächeln.

„Was sagst du?“

„Es ist alles so nett, Euer Durchlaucht.“

„Was meint er denn?“ dachte Fürst Andrei. „Ach so, gewiß den Frühling,“ sagte er sich und blickte nach rechts und links. „Wirklich, alles schon grün . . . wie schnell das gekommen ist! Die Birke fängt schon an, und der Faulbaum, und die Erle . . . Eine Eiche ist nicht zu sehen. Aber ja, da ist ja eine, eine Eiche.“

Am Rande des Weges stand eine Eiche. Wahrscheinlich zehnmal so alt wie die Birken, die den Wald bildeten, war sie auch zehnmal so dick und noch einmal so hoch wie jede der Birken. Es war ein gewaltiger Baum, den zwei Männer kaum umspannen konnten; viele Äste waren, augenscheinlich schon seit langer Zeit, abgebrochen, die Borke rissig und mit alten, verwachsenen Narben überzogen. Mit ihren großen, plumpen, unsymmetrisch gewachsenen, krummen Armen und Fingern stand sie wie ein alter, ingrimmiger Krüppel, der die ganze Welt haßt und verachtet, mitten unter den lächelnden Birken da. Außer ihr wollten nur die wie toten, immergrünen, kleinen Tannen, die im Walde verstreut standen, sich dem Zauber des Frühlings nicht fügen und weder den Frühling noch die Sonne sehen.

„Frühling und Liebe und Glück!“ schien diese Eiche zu sagen. „Daß ihr dieser stets gleichbleibenden, dummen, sinnlosen Täuschung nicht überdrüssig werdet! Immer ein und dasselbe, und

immer Täuschung! Es gibt keinen Frühling, keine Sonne, kein Glück! Da! Seht diese niedergedrückten, erstorbenen Lannen an, deren Aussehen immer gleich bleibt! Und seht mich an! Ich habe meine zerbrochenen, verstümmelten Glieder ausgespreizt, wo sie aus mir herausgewachsen sind: aus dem Rücken, aus den Seiten; wie sie herausgewachsen sind, so stehe ich da und glaube nicht an eure Hoffnungen und Täuschungen."

Fürst Andrei blickte sich beim Weiterfahren durch den Wald mehrmals nach dieser Eiche um, als ob er von ihr etwas erwartete. Blumen und Gras befanden sich auch unter der Eiche; aber sie stand immer in der gleichen Haltung mitten unter ihnen: finster, unbeweglich, häßlich und eigensinnig.

„Ja, sie hat recht, vollkommen recht, diese Eiche,“ dachte Fürst Andrei. „Mögen andere, jüngere Leute sich von neuem dieser Täuschung hingeben; aber wir kennen das Leben; unser Leben ist zu Ende!“ Eine ganze neue Reihe hoffnungsloser, aber wehmütig-freundlicher Gedanken zog, im Anschluß an den Anblick dieser Eiche, durch die Seele des Fürsten Andrei. Während dieser Reise überdachte er gewissermaßen von neuem sein ganzes Leben und kam zu demselben beruhigenden, hoffnungslosen Ergebnis wie früher: daß er nichts Neues mehr beginnen dürfe, sondern sein Leben zu Ende führen müsse, ohne Übles zu tun, ohne sich aufzuregen und ohne etwas zu wünschen.

## II

**I**n vormundschaftlichen Angelegenheiten eines Rjasaner Gutes mußte Fürst Andrei mit dem Adelsmarschall des Kreises persönliche Rücksprache nehmen. Dieser Adelsmarschall war Graf Ilja Andrejewitsch Rostow, und so fuhr denn Fürst Andrei Mitte Mai zu ihm.

Es war schon die heiße Periode des Frühlings eingetreten. Der Wald war bereits voll belaubt; die Wege waren staubig, und es herrschte eine solche Hitze, daß man, wenn man an einem Wasser vorbeifuhr, Lust bekam zu baden.

In mißmutiger Stimmung und damit beschäftigt, alle die geschäftlichen Fragen zu überlegen, die er dem Adelsmarschall vorzulegen hatte, fuhr Fürst Andrei durch die Gartenallee auf das Rostowsche Gutshaus in Otradnoje zu. Von rechts hinter den Bäumen her hörte er fröhliches Geschrei weiblicher Stimmen und erblickte eine Mädchenschar, die von der Seite auf seinen Wagen zugelaufen kam. Den andern voran, dem Wagen am nächsten, lief ein schwarzhaariges, sehr fein und schlank gebautes, schwarzäugiges Mädchen, in einem gelben Kattunkleide, um den Kopf ein weißes Taschentuch gebunden, unter welchem einzelne Strähnen loser Haare hervorquollen. Das junge Mädchen rief etwas nach dem Wagen zu; aber als sie erkannte, daß ein Fremder darin saß, lief sie, ohne ihn anzusehen, lachend wieder zurück.

Eine schmerzliche Empfindung überkam auf einmal den Fürsten Andrei. Es war ein so schöner Tag, die Sonne schien so hell, ringsum war alles so fröhlich; aber diese schlanke, niedliche Person wußte nicht und wollte gar nicht wissen, daß er überhaupt existierte, und fühlte sich zufrieden und glücklich bei ihrem eigenen, wahrscheinlich törichten, aber heiteren, vergnügten Leben. „Worüber freut sie sich so? Woran denkt sie? Sicherlich nicht an militärische Reglements und an die Neuordnung der Verhältnisse der Kasaner Zinsbauern. Woran denkt sie? Worüber ist sie so glücklich?“ fragte sich Fürst Andrei mit unwillkürlich erwachter Neugierde.

Graf Ilja Andrejewitsch lebte im Jahre 1809 in Otradnoje genau ebenso wie früher, das heißt, er veranstaltete Jagden, Theatervorstellungen, Diners und Konzerte, zu denen sich der

ganze Adel des Gouvernements einfand. Wie über jeden neuen Gast freute er sich auch über die Ankunft des Fürsten Andrei und veranlaßte ihn beinahe mit Gewalt, über Nacht zu bleiben.

Diesen ganzen Tag über nahmen den Fürsten Andrei die älteren Herrschaften in Anspruch, nämlich der Hausherr und die Hausfrau und die vornehmsten der Gäste, von denen aus Anlaß des herankommenden Namenstages das Haus des alten Grafen voll war. Fürst Andrei langweilte sich dabei stark, blickte mehrmals nach Natafcha hin, die sich mit der übrigen anwesenden Jugend amüsierte und immer über irgend etwas lachte, und fragte sich: „Woran denkt sie? Worüber freut sie sich so?“

Als er am Abend in dem ihm fremden Zimmer allein war, konnte er lange nicht einschlafen. Er las; dann löschte er die Kerze aus und zündete sie wieder an. In dem Zimmer mit den geschlossenen Innenläden war eine schwüle Luft. Er ärgerte sich über diesen dummen alten Kerl (so nannte er Mostow), der ihn durch die Versicherung zurückgehalten hatte, die erforderlichen Papiere seien in der Stadt, seien noch nicht hergeschickt, und er ärgerte sich über sich selbst, daß er dageblieben war.

Fürst Andrei stand auf und trat ans Fenster, um es zu öffnen. Sowie er die Läden aufgemacht hatte, drang das Mondlicht, als hätte es schon lange am Fenster Wache gestanden und darauf gewartet, ins Zimmer hinein. Er öffnete das Fenster. Es war eine frische, windstille, helle Nacht. Unmittelbar vor dem Fenster stand eine Reihe beschnittener Bäume, die auf der einen Seite schwarz ausfahen und auf der andern silbrig beleuchtet waren. Unter den Bäumen befand sich irgendeine saftige, feuchte, krause Pflanzenart, deren Blätter und Stengel stellenweise wie Silber schimmerten. Weiter weg hinter den schwarzen Bäumen war ein Dach sichtbar, das von Tau glänzte, und mehr rechts ein großer, krauser Baum mit Stamm und Ästen von heller, weißer Färbung



und über ihm der beinahe volle Mond an dem hellen, fast sternlosen Frühlingshimmel. Fürst Andrei lehnte sich mit den Ellbogen auf das Fensterbrett und richtete seine Blicke unverwandt nach diesem Himmel.

Das Zimmer des Fürsten Andrei befand sich in der mittleren Etage; auch das darüberliegende Zimmer war bewohnt, und die Insassen schliefen noch nicht. Er hörte oben zwei weibliche Stimmen reden.

„Nur noch ein einziges Mal,“ sagte die eine Stimme, welche Fürst Andrei sofort erkannte.

„Aber wann willst du denn eigentlich schlafen?“ antwortete die andere Stimme.

„Ich will gar nicht schlafen; ich kann nicht einschlafen; was soll ich machen! Nun also, zum allerletzten Mal!“

Die beiden Stimmen sangen ein Stück einer Melodie, welches das Ende irgendeines Liedes bildete.

„Ach, wie entzückend!“

„Nun, aber jetzt machen wir Schluß; jetzt wird geschlafen!“

„Schlaf du; ich kann nicht schlafen,“ antwortete die erste Stimme, die sich dem Fenster genähert hatte. Die betreffende Person bog sich offenbar ganz aus dem Fenster; denn Fürst Andrei hörte das Rascheln ihres Kleides und sogar ihren Atem. Alles war still und regungslos; auch der Mond und der Mondschein und die Schatten. Auch Fürst Andrei scheute sich, eine Bewegung zu machen, um sich nicht als unfreiwilligen Hörer zu verraten.

„Sonja, Sonja!“ erscholl wieder die erste Stimme. „Aber wie kannst du nur dabei schlafen! Sieh doch nur, wie reizend alles ist! Ach, wie reizend! So wache doch auf, Sonja!“ sagte sie beinahe weinend. „So eine herrliche Nacht hat es ja noch nie, noch nie gegeben!“

Sonja gab verdrossen irgendeine Antwort.

„Nein, sieh doch nur, wie wundervoll der Mond scheint! . . . Ach, wie entzückend! Komm doch her! Liebste, Beste, komm doch her! Nun, siehst du wohl? So möchte ich mich niederlauern, siehst du wohl, so, und die Hände unter den Knien zusammenlegen, fest, so fest wie möglich, ganz eng und straff, und dann möchte ich losfliegen. Sieh mal: so!“

„Hör auf! Du wirst noch fallen!“

Es war zu hören, daß sie miteinander rangen. Sonja sagte in unzufriedenem Tone: „Es ist ja bald zwei Uhr.“

„Ach, du verdirbst mir immer nur mein Vergnügen. Geh doch, geh doch!“

Wieder wurde alles still; aber Fürst Andrei wußte, daß Natafcha immer noch dort saß; er hörte manchmal eine leise Bewegung, mitunter auch einen Seufzer.

„Ach, mein Gott, mein Gott! Wie schön ist das alles!“ rief sie plötzlich. „Also jetzt schlafen gehen, wenn's doch einmal sein muß!“ Sie schlug das Fenster zu.

„Es ist ihr ganz gleichgültig, ob ich existiere oder nicht!“ dachte Fürst Andrei, während er auf ihre Worte lauschte und aus einem nicht recht verständlichen Grunde erwartete und fürchtete, daß sie etwas über ihn selbst sagen werde. „Wieder sie! Als wäre es eine besondere Fügung!“ dachte er.

In seiner Seele erhob sich unerwarteterweise ein solcher wirrer Schwarm jugendlicher Gedanken und Hoffnungen, die zu seinem ganzen Leben in schroffem Gegensatz standen, daß er sich unfähig fühlte, über seinen Zustand zur Klarheit zu gelangen. Jedoch schlief er sehr bald ein.

## III

Am andern Tage nahm Fürst Andrei, ohne abzuwarten, bis die Damen zum Vorschein kämen, nur von dem Grafen Abschied und fuhr nach Hause.

Es war schon Anfang Juni, als Fürst Andrei bei der Rückkehr nach Bogutscharowo wieder in denselben Birkenhain einfuhr, in welchem jene alte, krumm gewachsene Eiche so eigenartige, merkwürdige Gedanken in ihm wachgerufen hatte. Die Glöckchen der Pferde klangen jetzt noch dumpfer im Walde als vor anderthalb Monaten; alles war jetzt voll und dicht und schattig; und die durch den Wald verstreuten jungen Tannen störten die allgemeine Schönheit nicht mehr: dem allgemeinen Charakter des Waldes sich anpassend, trieben auch sie wollige Sprossen von zartgrüner Farbe.

Den ganzen Tag über war es heiß gewesen; jetzt zog sich irgendwo ein Gewitter zusammen; aber vorläufig sandte nur eine kleine Wolke einen Sprühregen auf den Staub des Weges und auf die saftigen Blätter herab. Die linke Seite des Waldes lag im Schatten und war dunkel; die rechte, von der Masse glänzend, blitzte in der Sonne, indem die Blätter nur leise im Winde schwankten. Alles stand in Blüte; die Nachtigallen schmetterten und flöteten bald nah, bald fern.

„Ja, hier in diesem Walde stand doch jene Eiche, in der ich mein Ebenbild erkannte,“ dachte Fürst Andrei. „Ja, wo ist sie nur?“ fragte er sich, nach der linken Seite des Weges blickend, und betrachtete bewundernd, ohne es selbst zu wissen, ohne sie zu erkennen, eben jene Eiche, die er suchte. Die alte Eiche, ganz verwandelt, breitete sich jetzt mit ihrem saftigen, dunkelgrünen Laube wie ein Zelt aus und schwelgte, kaum ein Blatt rührend, in den Strahlen der Abendsonne. Weder krumm gewachsene

Finger, noch Narben, noch altes Mißtrauen und Leid, nichts derart war mehr zu sehen. Quer durch die harte, hundertjährige Borke drangen ohne Aste saftige, grüne Blätter, so daß man kaum glauben mochte, daß diese Greisin sie hervorgebracht habe. „Ja, das ist dieselbe Eiche,“ dachte Fürst Andrei, und plötzlich überkam ihn, eigentlich ohne tatsächliche Ursache, ein Frühlingsgefühl der Verjüngung und der Freude. Alle diejenigen Augenblicke seines Lebens, wo wahrhaft gute Empfindungen sein Herz erfüllt hatten, kamen ihm gleichzeitig ins Gedächtnis: Austerlitz mit dem hohen Himmel, und das vorwurfsvolle Antlitz seiner toten Frau, und Pierre auf der Fähr, und das von der Schönheit der Nacht so mächtig erregte junge Mädchen, und diese Nacht selbst und der Mond, — alles das war ihm auf einmal wieder gegenwärtig.

„Nein, das Leben ist noch nicht abgeschlossen, wenn man ein- unddreißig Jahre alt ist,“ das war das endgültige, unumstößliche Resultat dieser Gedanken. „Es genügt nicht,“ dachte Fürst Andrei, „daß ich selbst weiß, was alles in meiner Seele wohnt; auch alle andern sollen es erfahren: Pierre und dieses junge Mädchen, das in den Himmel fliegen wollte; alle sollen sie mich kennen lernen, damit mein Leben nicht für mich allein dahingehe, und damit sie ihr Leben nicht so abgetrennt und unberührt von dem meinigen führen, und damit mein Leben auf sie alle zurückwirke, und damit sie alle mit mir vereint leben!“



Nach der Rückkehr von seiner Reise beschloß Fürst Andrei, im Herbst nach Petersburg zu fahren, und sann sich verschiedene Gründe für diesen Entschluß aus. Er hatte jeden Augenblick eine ganze Reihe logischer Vernunftbeweise zur Verfügung, weshalb er unbedingt nach Petersburg gehen und sogar wieder in den

Dienst treten müsse. Ja, es war ihm jetzt ganz unbegreiflich, wie er jemals an der Nothwendigkeit, tätigen Anteil am Leben zu nehmen, hatte zweifeln können, gerade wie er einen Monat vorher nicht begriffen hatte, wie ihm der Gedanke in den Sinn kommen könnte, vom Lande fortzuziehen. Es schien ihm jetzt ganz klar, daß seine gesamtten Lebenserfahrungen nutzlos und vergebliche Mühe sein würden, wenn er sie nicht praktisch verwertete und nicht wieder tätigen Anteil am Leben nähme. Es war ihm jetzt sogar unbegreiflich, wie er früher hatte meinen können (und doch hatte er es auf Grund ebenso armseliger Vernunftbeweise gemeint), daß es seiner unwürdig sei, nach seinen trüben Lebenserfahrungen den Glauben an die Möglichkeit, Nutzen zu stiften, und den Glauben an die Möglichkeit von Glück und Liebe festzuhalten. Jetzt flüsterte ihm seine Vernunft ganz andere Ratschläge zu. Seit seiner Reise hatte Fürst Andrei angefangen, sich auf dem Lande zu langweilen, seine früheren Beschäftigungen interessierten ihn nicht mehr, und oft, wenn er allein in seinem Zimmer saß, stand er auf, trat zum Spiegel und blickte lange sein Gesicht an. Dann wandte er sich ab und betrachtete das Porträt der verstorbenen Lisa, die mit *à la grecque* frisierten Locken ihn freundlich und heiter aus ihrem goldenen Rahmen anblickte. Sie sprach zu ihrem Manne jetzt nicht mehr die früheren furchtbaren Worte; sie blickte ihn harmlos und fröhlich und mit einem Ausdruck von Neugier an. Und Fürst Andrei ging, die Hände auf den Rücken gelegt, lange im Zimmer auf und ab, bald mit finsterner Miene, bald lächelnd, und überließ sich jenen Gedanken, die mit der Vernunft nichts zu tun hatten, die sich mit Worten nicht aussprechen ließen, und die er wie ein Verbrechen geheimhalten zu müssen glaubte, jenen Gedanken, die mit Pierre und mit dem Ruhme und mit dem Mädchen am Fenster und mit der Eiche und mit weiblicher Schönheit und mit

der Liebe zusammenhingen und sein ganzes Leben verändert hatten. Und in solchen Augenblicken benahm er sich, wenn jemand zu ihm ins Zimmer trat, besonders trocken, streng und scharf und brachte namentlich in unfreundlicher Weise die Logik zur Anwendung.

„Lieber Bruder,“ sagte zum Beispiel einmal Prinzessin Marja, als sie in einem solchen Augenblicke hereinkam, „unser kleiner Nikolai kann heute nicht spazieren gehen; es ist sehr kalt.“

„Wenn es warm wäre,“ erwiderte Fürst Andrei seiner Schwester in trockenem Tone, „dann würde er im bloßen Hemde ausgehen; da es nun aber kalt ist, so muß man ihm warme Kleidung anziehen, die ja eben zu diesem Zwecke erfunden ist. Das also folgt daraus, daß es kalt ist, nicht aber, daß er zu Hause bleiben mußte, obwohl doch ein kleines Kind frische Luft braucht.“ So redete er mit besonderer Herauskehrung der Logik, wie wenn er für all die geheime, unlogische Geistesstätigkeit, die in ihm vorging, einen andern bestrafen wollte.

Prinzessin Marja dachte in solchen Fällen erstaunt, was für ein trockenes Wesen doch die Männer in Folge der geistigen Arbeit bekommen.

#### IV

Fürst Andrei kam im August 1809 in Petersburg an. Es war die Zeit, wo der Ruhm des jungen Speranski auf seiner höchsten Höhe stand, und wo an den von ihm betriebenen Reformen mit dem größten Eifer gearbeitet wurde. Gerade in diesem Monat war der Kaiser bei einer Wagenfahrt aus dem Wagen gefallen, hatte sich den Fuß beschädigt und blieb nun drei Wochen lang in Peterhof, wo er täglich und ausschließlich mit Speranski konferierte. In dieser Zeit wurden nicht nur zwei sehr bedeutende und in der höheren Gesellschaft Aufregung hervorrufende

Ukase über die Aufhebung von Privilegien der Hofchargen und über die Examina für die Ämter der Kollegienassessoren und Staatsräte fertiggestellt, sondern auch eine vollständige Reichsverfassung, durch welche das ganze bestehende Regierungssystem auf gerichtlichem, administrativem und finanziellem Gebiete vom Reichsrath bis zur Dorfgemeinde eine durchgreifende Veränderung erfahren sollte. Jetzt begannen sich jene unklaren liberalen Ideen zu verwirklichen, mit denen Kaiser Alexander den Thron bestiegen hatte, und die er früher mit Hilfe seiner Mitarbeiter Czartoryski, Nowosilzew, Kotschubei und Stroganow, die er selbst im Scherz seinen Wohlfahrtsausschuß zu nennen pflegte, durchzuführen bemüht gewesen war.

Jetzt waren sie alle zusammen durch zwei Männer ersetzt worden: durch Speranski in Zivilangelegenheiten und durch Araktschejew in Militärangelegenheiten.

Fürst Andrei war bald nach seiner Ankunft in seiner Eigenschaft als Kammerherr bei Hofe und zur Cour erschienen. Aber der Kaiser, dem er dabei zweimal vor Augen gekommen war, hatte ihn keines Wortes gewürdigt. Fürst Andrei hatte schon früher immer den Eindruck gehabt, daß er dem Kaiser antipathisch sei, daß dem Kaiser sein Gesicht und sein ganzes Wesen nicht zusage. In dem kalten, abweisenden Blicke, mit dem ihn der Kaiser jetzt angesehen hatte, fand Fürst Andrei eine neue Bestätigung dieser Vermutung. Die Hofleute dagegen erklärten dem Fürsten Andrei gegenüber diese Nichtbeachtung seitens des Kaisers damit, daß Seine Majestät es übel vermerkt habe, daß Volkonski seit dem Jahre 1805 nicht mehr im Dienste sei.

„Ich weiß selbst nur zu gut, wie machtlos wir unsern Sympathien und Antipathien gegenüberstehen,“ dachte Fürst Andrei, „und daher ist gar nicht daran zu denken, daß ich meine Denkschrift über die militärischen Reglements dem Kaiser person-

lich überreichen könnte. Aber die Sache wird für sich selbst sprechen.“

Er machte einem alten Feldmarschall, einem Freunde seines Vaters, brieflich von seiner Denkschrift Mitteilung. Der Feldmarschall gab ihm eine Stunde an, empfing ihn freundlich und versprach, dem Kaiser darüber zu berichten. Einige Tage darauf erhielt Fürst Andrei die Weisung, sich bei dem Kriegsminister, dem Grafen Araktschejew, einzufinden.

★

An dem festgesetzten Tage um neun Uhr morgens stellte sich Fürst Andrei in dem Wartezimmer des Grafen Araktschejew ein.

Persönlich kannte Fürst Andrei den Grafen Araktschejew nicht; er hatte ihn nie gesehen; aber alles, was er von ihm wußte, flößte ihm wenig Achtung vor diesem Manne ein.

„Er ist Kriegsminister,“ dachte aber Fürst Andrei, „der Vertrauensmann des Kaisers; um seine persönlichen Eigenschaften hat sich niemand zu kümmern. Er hat den Auftrag, meine Denkschrift zu prüfen; folglich ist er der einzige Mensch, der meinen Ideen freie Bahn schaffen kann.“ Mit solchen Gedanken wartete Fürst Andrei in dem Wartezimmer des Grafen Araktschejew unter vielen anderen Leuten hohen und niederen Ranges.

Fürst Andrei hatte während seiner Dienstzeit, namentlich in seiner Stellung als Adjutant, viele Wartezimmer hoher Persönlichkeiten zu sehen bekommen und kannte den verschiedenen Charakter dieser Wartezimmer recht genau. Aber das Wartezimmer des Grafen Araktschejew repräsentierte einen ganz besonderen Typus. Auf den Gesichtern der geringeren Personen, die hier darauf warteten, daß sie an die Reihe kämen, Audienz zu erhalten, prägte sich eine gewisse Bangigkeit und Unterwürfigkeit aus; bei den höhergestellten Personen kam durchweg ein gemeinsames Gefühl der Unbehaglichkeit zum Ausdruck, das sich



unter der Maske der Ungeniertheit und des Spottes über sich selbst, über die eigene Situation und über die Persönlichkeit, bei der man auf die Audienz wartete, zu verbergen suchte. Manche gingen, mit ihren Gedanken beschäftigt, hin und her; andere flüsterten und lachten miteinander, und Fürst Andrei hörte den Spitznamen Sila Andrejewitsch<sup>1</sup> und die Worte: „Der Onkel wird Ihnen gehörig den Kopf waschen,“ die sich auf den Grafen Araktschejew bezogen. Ein General von sehr hohem Range fühlte sich offenbar dadurch beleidigt, daß er so lange warten mußte; er saß, verächtlich vor sich hinlächelnd, da und legte die Beine bald so, bald so übereinander.

Aber sobald sich die Thür öffnete, zeigte sich auf allen Gesichtern ein und derselbe Ausdruck: der der Furcht. Fürst Andrei bat den diensttuenden Adjutanten schon zum zweiten Male, ihn doch zu melden; aber die Anwesenden blickten ihn spöttisch an, und es wurde ihm gesagt, daß es streng nach der Reihe gehe und er warten müsse, bis er darankomme. Nachdem mehrere andere Personen durch den Adjutanten in das Zimmer des Ministers hineingeführt und wieder herausgeleitet waren, wurde in die schreckliche Thür ein Offizier hineingelassen, der dem Fürsten Andrei durch seine niedergeschlagene, ängstliche Miene auffiel. Die Audienz dieses Offiziers dauerte ziemlich lange. Auf einmal hörte man durch die Thür hindurch das grollende Schelten einer unangenehm klingenden Stimme; der Offizier kam mit blassem Gesichte und zitternden Lippen wieder heraus und ging, sich an den Kopf greifend, durch das Wartezimmer hindurch.

---

<sup>1</sup> Graf Rastoptschin veröffentlichte im Jahre 1807 eine Broschüre: „Ein Selbstgespräch auf der Roten Treppe.“ In ihr wird als redend der Oberstleutnant a. D. Sila Andrejewitsch Bogatyrew eingeführt, welcher über die Vorliebe der Russen für französisches Wesen klagt. Anmerkung des Übersetzers.

Gleich darauf wurde Fürst Andrei zu der Tür geleitet, und der diensttuende Adjutant flüsterte ihm zu: „Nach rechts, zum Fenster!“

Fürst Andrei trat in das einfach ausgestattete, saubere Arbeitszimmer und erblickte am Tische einen Mann von etwa vierzig Jahren, mit langer Taille, langem, kurzgeschorenem Kopfe, mit dicken Falten auf der Stirn und zusammengezogenen Brauen über braungrünen, stumpfblickenden Augen, und mit einer hängenden roten Nase. Araktschejew wandte den Kopf zu ihm hin, ohne ihn anzusehen.

„Um was bitten Sie?“ fragte der Minister.

„Ich bitte um nichts, Euer Erlaucht,“ antwortete Fürst Andrei ruhig.

Jetzt richteten sich Araktschejews Augen nach ihm hin.

„Setzen Sie sich,“ sagte er. „Fürst Volkonski?“

„Ich bitte um nichts; aber Seine Majestät der Kaiser haben geruht, Euer Erlaucht eine von mir eingereichte Denkschrift zuzustellen . . .“

„Ja, sehen Sie, mein Bester, Ihre Denkschrift habe ich gelesen,“ unterbrach ihn Araktschejew; er hatte nur die ersten Worte freundlich gesagt, blickte dem Fürsten Andrei nicht mehr ins Gesicht und geriet immer mehr und mehr in einen mürrischen, geringschätzigen Ton hinein. „Sie schlagen neue Militärreglements vor? Reglements haben wir genug, so viele, daß niemand auch nur die alten alle befolgen kann. Heutzutage schreiben alle Leute Reglements; schreiben ist leichter als handeln.“

„Ich bin gemäß der Weisung Seiner Majestät hergekommen, um mich bei Euer Erlaucht zu erkundigen, welche weitere Folge Sie der von mir eingereichten Denkschrift zu geben beabsichtigen,“ sagte Fürst Andrei höflich.

„Ich habe ein Urteil über Ihre Denkschrift abgefaßt und

diese dem Komitee übersandt. Ich stimme Ihnen nicht bei," sagte Araktschejew, stand auf und nahm ein Papier vom Schreibtisch. „Hier!" Er reichte das Blatt dem Fürsten Andrei.

Auf dem Blatte war quer herüber, mit Bleistift, ohne einen großen Anfangsbuchstaben, unorthographisch und ohne Interpunktionszeichen folgendes geschrieben: „Eine ungründliche Arbeit, weil lediglich Nachahmung, abgeschrieben aus dem französischen Militärreglement und von den bestehenden Bestimmungen ohne Not abweichend."

„Welchem Komitee ist denn die Denkschrift übergeben?" fragte Fürst Andrei.

„Dem Komitee für Militärgesetzgebung, und es ist von mir beantragt worden, Euer Wohlgeboren als Mitglied zu aggregieren. Aber ohne Gehalt."

Fürst Andrei lächelte.

„Gehalt wünsche ich auch nicht."

„Als Mitglied ohne Gehalt," sagte Araktschejew noch einmal. „Ich habe die Ehre . . . He! Rufe den nächsten! Wer ist noch da?" rief er und machte dem Fürsten Andrei eine Verbeugung.

## V

**W**ährend Fürst Andrei eine Benachrichtigung darüber erwartete, daß er dem Komitee als Mitglied aggregiert sei, erneuerte er alte Bekanntschaften, namentlich mit solchen Persönlichkeiten, von denen er wußte, daß sie Einfluß besaßen und ihm nützlich sein konnten. Es erfüllte ihn jetzt in Petersburg ein ähnliches Gefühl wie damals am Tage vor der Schlacht, als ihn eine unruhige Neugier gequält und ihn unwiderstehlich zu jenen höheren Regionen hingezogen hatte, wo die Zukunft vorbereitet wurde, von der das Schicksal von Millionen Menschen abhing.

An dem erbitterten Ingrimme der Partei der Älteren, an der Neugier der Uneingeweihten, an der Zurückhaltung der Wissenden, an dem hastigen Treiben und unruhigen Wesen aller, an der zahllosen Menge von Komitees und Kommissionen (täglich hörte er von der Existenz neuer, ihm bisher unbekannter), an alledem merkte er, daß jetzt, im Jahre 1809, hier in Petersburg gewissermaßen eine gewaltige soziale Schlacht vorbereitet wurde, deren Oberkommandierender eine ihm unbekante, geheimnisvolle, ihm genial erscheinende Persönlichkeit war: Speranski.

Sowohl das Reformwerk selbst, das ihm nur in undeutlichen Umrissen bekannt war, als auch die eigentliche Triebfeder desselben, Speranski, begannen ihn so leidenschaftlich zu interessieren, daß die Angelegenheit des Militärreglements bei ihm sehr bald an die zweite Stelle zurücktreten mußte.

Fürst Andrei befand sich in einer außerordentlich günstigen Lage, durch die ihm eine gute Aufnahme in all den so verschiedenartigen Kreisen der damaligen Petersburger Gesellschaft, auch in den höchsten, gesichert wurde. Die Partei der Reformer empfing ihn freudig und suchte ihn für sich zu gewinnen, erstens, weil er in dem Rufe stand, einen guten Verstand und eine große Belesenheit zu besitzen, und zweitens, weil er durch seine Bauernbefreiung sich bereits die Reputation eines Liberalen erworben hatte. Die Partei der unzufriedenen Alten wandte sich an ihn, einfach weil er der Sohn seines Vaters war, und rechnete aus diesem Grunde auf seine Zustimmung bei dem Verdammungsurteil über die Reformen. Die weibliche Gesellschaft, die „Welt“, nahm ihn mit Freuden auf, weil er ein reicher, vornehmer Heiratskandidat war und als eine beinahe neue Persönlichkeit, geschmückt mit dem Nimbus, den ihm die romanhafte Geschichte von seinem vermeintlichen Tode und dem tragischen Ende seiner Frau verlieh, in diesen Kreis trat.

Außerdem war bei allen, die ihn früher gekannt hatten, nur eine Stimme darüber, daß er sich in diesen fünf Jahren sehr zu seinem Vorteil verändert habe, milder und männlicher geworden sei, nicht mehr das frühere gekünstelte, hochmütige, spöttische Wesen zeige, sondern jene Ruhe gewonnen habe, die dem Menschen die Jahre verleihen. Man fing an, von ihm zu sprechen, man interessierte sich für ihn, und alle wünschten mit ihm umzugehen.

Am Tage nach dem Besuche bei dem Grafen Araktschejew war Fürst Andrei auf einer Abendgesellschaft bei dem Grafen Kotschubei. Er erzählte dem Grafen seine Unterredung mit „Sila Andrejewitsch“ (auch Kotschubei nannte den Grafen Araktschejew so mit einer Nuance von Spott über dessen Richtung; diese selbe Nuance hatte Fürst Andrei schon in dem Wartezimmer des Kriegsministers herausgeföhlt).

„Mein Lieber,“ sagte Kotschubei, „auch in dieser Angelegenheit dürfen Sie Michail Michailowitsch Speranski nicht übergehen. Er ist der große Mann, der alles macht. Ich werde es ihm sagen. Er hat mir versprochen, heute abend herzukommen.“

„Was hat denn Speranski mit dem Militärreglement zu schaffen?“ fragte Fürst Andrei.

Kotschubei wiegte lächelnd den Kopf hin und her, wie wenn er sich über Volkonskis Naivität wunderte.

„Ich habe kürzlich mit ihm über Sie gesprochen,“ fuhr Kotschubei fort, „über Ihre freien Bauern . . .“

„Ja, was haben Sie denn da gemacht, Fürst? Sie haben Ihre Bauern freigelassen?“ sagte ein alter, aus der Zeit der Kaiserin Katharina stammender Herr, der sich mit einer Miene geringschätzigen Tadels zu Volkonski wandte.

„Es handelte sich nur um ein kleines Gut, das nichts einbrachte,“ antwortete Volkonski, der, um den alten Mann nicht

unnötig zu ärgern, sich bemühte, ihm gegenüber die Bedeutung seiner Handlungsweise abzuschwächen.

„Sie fürchten wohl, hinter dem Fürsten Volkonski zurückzubleiben?“ sagte der Alte, indem er Kotschubei anblickte.

„Ich begreife nur eines nicht,“ fuhr er fort: „Wer wird denn das Land pflügen, wenn man sie freiläßt? Gesetze schreiben ist leicht; aber regieren ist schwer. Das sieht man auch jetzt bei dieser neuen Verordnung: ich frage Sie, Graf, wer wird denn noch Chef einer Gerichts- oder Verwaltungsbehörde werden, wenn alle erst ein Examen machen müssen?“

„Diejenigen, die das Examen bestehen, möchte ich meinen,“ antwortete Kotschubei, schlug ein Bein über das andere und sah sich um.

„Da habe ich in meinem Departement einen Beamten, namens Prjanitschnikow; ein prächtiger Mensch, nicht mit Gold zu bezahlen; aber er ist sechzig Jahre alt; wird der noch Examina machen?“

„Ja, Schwierigkeiten hat die Sache, weil eben die Bildung noch sehr wenig Verbreitung gefunden hat; aber . . .“

Graf Kotschubei sprach seinen Satz nicht zu Ende; er erhob sich, faßte den Fürsten Andrei unter den Arm und ging mit ihm einem soeben eintretenden Herrn entgegen. Es war ein hochgewachsener, kahlköpfiger, blonder Mann von etwa vierzig Jahren, mit großer, offener Stirn und ganz ungewöhnlich blasser Farbe des länglichen Gesichtes; er trug einen blauen Frack, einen Orden um den Hals und einen andern auf der linken Brustseite. Dies war Speranski. Fürst Andrei erkannte ihn sofort und fühlte in seinem Innern ein Zucken und Zittern, wie das in wichtigen Augenblicken des Lebens häufig vorkommt. Ob es nun Hochachtung war, oder Neid, oder gespannte Erwartung, er wußte es nicht. Die ganze Erscheinung Speranskis hatte etwas Besonderes

an sich, woran man ihn sogleich erkennen konnte. Bei niemandem in den Gesellschaftskreisen, in denen Fürst Andrei lebte, hatte er so ruhige, selbstbewußte und dabei doch unbeholfene, anmutlose Bewegungen gesehen; bei niemandem einen so festen und zugleich weichen Blick der halbgeschlossenen und etwas feuchten Augen, ein so konsequent festgehaltenes, bedeutungsloses Lächeln, eine so feine, gleichmäßige, leise Stimme, und vor allem bei niemandem eine so zarte, weiße Farbe des Gesichtes und namentlich auch der etwas breiten, ungewöhnlich fleischigen, zarten Hände. Eine solche Blässe und Zartheit des Gesichtes hatte Fürst Andrei nur bei Soldaten gesehen, die lange im Hospital gewesen waren. Das also war Speranski, der Staatssekretär und vortragende Rat des Kaisers, den er auch nach Erfurt begleitet hatte, wo er mehrmals mit Napoleon zusammengetroffen war und mit ihm gesprochen hatte.

Speranski ließ seine Augen nicht von einem zum andern laufen, wie man das beim Eintritt in eine große Gesellschaft oft unwillkürlich tut, und beilte sich nicht, zu reden. Er sprach leise, offenbar in der sicheren Überzeugung, daß man ihm zuhören werde, und blickte nur denjenigen an, mit dem er sprach.

Fürst Andrei achtete mit besonderer Aufmerksamkeit auf jedes Wort und jede Bewegung Speranskis. Wie es vielen Menschen geht, und namentlich solchen, die über ihre Mitmenschen streng zu urteilen pflegen, gab Fürst Andrei, wenn er einer neuen Persönlichkeit begegnete, und nun gar einem Manne wie Speranski, dessen bedeutenden Ruf er kannte, sich immer der Erwartung hin, in dem Betreffenden den Inbegriff menschlicher Vollkommenheit zu finden.

Speranski äußerte gegen Kotschubei sein Bedauern, daß er nicht habe früher kommen können, da er im Palais noch aufgehalten sei. Er sagte nicht, daß es der Kaiser gewesen war, der

ihn aufgehalten hatte. Auch diese erkünstelte Bescheidenheit entging dem Fürsten Andrei nicht. Als Kotschubei ihm den Fürsten Andrei vorstellte, ließ Speranski langsam seine Augen zu diesem hinübergleiten und betrachtete ihn schweigend mit demselben Lächeln.

„Ich freue mich sehr, Sie kennen zu lernen; ich habe von Ihnen gehört; und wer hätte von Ihnen nicht gehört?“ sagte er.

Kotschubei sagte einige Worte über den Empfang, den Wolkonski bei Kraktschejew gefunden hatte. Speranski lächelte noch mehr als vorher.

„Herr Magnizki, der Direktor des Komitees für Militärgesetzgebung, ist ein guter Freund von mir,“ sagte er, indem er jede Silbe und jedes Wort deutlich aussprach, „und wenn Sie es wünschen, kann ich Sie mit ihm bekannt machen.“ (Er machte eine kleine Pause, als ob er zum Schlusse dieses Satzes einen Punkt setzte.) „Ich hoffe, Sie werden an ihm einen Mann finden, der sich für alles Vernünftige interessiert und bereit ist, dabei mitzuwirken.“

Um Speranski bildete sich sogleich eine Gruppe; auch der alte Herr, der von seinem Beamten Prjanitschnikow gesprochen hatte, wendete sich mit einer Frage an Speranski.

Fürst Andrei beteiligte sich nicht an dem Gespräche, sondern beobachtete nur alle Bewegungen Speranskis, dieses Mannes, der vor nicht allzu langer Zeit ein unbedeutender Schüler der geistlichen Akademie gewesen war und jetzt in seinen Händen, diesen weißen, fleischigen Händen, das Schicksal Rußlands hielt. Dem Fürsten Andrei imponierte die außerordentliche, geringe schätzbare Ruhe, mit welcher Speranski dem alten Herrn antwortete. Es machte den Eindruck, als ob er von einer unermeßlichen Höhe herab ein paar leutselige Worte an ihn richtete. Als der alte Herr zu laut zu sprechen begann, bemerkte Speranski



lächelnd, jener habe wohl kein zuverlässiges Urtheil darüber, ob das, was der Kaiser anordne, nützlich sei oder nicht.

Nachdem Speranski eine Zeitlang in dem allgemeinen Kreise sich an dem Gespräche beteiligt hatte, stand er auf, trat zum Fürsten Andrei und ging mit ihm nach dem andern Ende des Zimmers. Augenscheinlich hielt er es für angemessen, sich mit Volkonski ganz besonders abzugeben.

„Infolge des lebhaften Gespräches, in das ich durch diesen ehrenwerten alten Herrn hineingeriet, bin ich noch gar nicht dazu gekommen, Fürst, mit Ihnen zu reden,“ sagte er mit einem milden, geringschätzigen Lächeln; durch dieses Lächeln konstatierte er gleichsam, daß er und Fürst Andrei über die Wertlosigkeit jener Leute, mit denen er soeben gesprochen hatte, einer Meinung seien; dieses Benehmen hatte für den Fürsten Andrei etwas Schmeichelhafte. „Ich kenne Sie schon lange: erstens infolge Ihres Verfahrens mit Ihren Bauern; das ist bei uns das erste Beispiel, und es wäre höchst erwünscht, wenn es recht viele Nachahmer fände; und zweitens, weil Sie einer der wenigen Kammerherren sind, die sich durch den neuen Ukas über die Privilegien der Hofchargen, der so viel böses Blut gemacht hat, nicht beleidigt gefühlt haben.“

„Ja,“ erwiderte Fürst Andrei, „mein Vater wollte nicht, daß ich von diesen Privilegien Vorteil zöge; ich habe meine militärische Laufbahn von den untersten Stufen begonnen.“

„Ihr Herr Vater, ein Mann der alten Zeit, steht augenscheinlich hoch über der heutigen Generation, die über diese Maßregel ein Verdammungsurtheil fällt, obwohl dadurch doch lediglich die natürliche Gerechtigkeit wiederhergestellt wird.“

„Ich möchte indessen doch meinen, daß auch diese ungünstige Beurteilung nicht ohne eine gewisse Begründung ist,“ sagte Fürst Andrei, der gegen die ihm fühlbar werdende Einwirkung anzukämpfen suchte, die Speranski auf ihn ausübte.

Es war ihm unangenehm, in allen Punkten mit ihm derselben Meinung zu sein: er wollte auch einmal widersprechen. Aber während er sonst gewöhnlich leicht und gut sprach, wurde es ihm jetzt im Gespräche mit Speranski schwer, die richtigen Ausdrücke zu finden. Er war zu sehr damit beschäftigt, die Persönlichkeit des berühmten Mannes zu studieren.

„Eine Begründung aus dem Interesse des persönlichen Ehrgeizes, mag sein,“ schaltete Speranski leise und ruhig ein.

„Zum Teil doch auch aus dem Staatsinteresse,“ entgegnete Fürst Andrei.

„Wie meinen Sie das?“ fragte Speranski und schlug langsam die Augen nieder.

„Ich bin ein Verehrer Montesquieus,“ sagte Fürst Andrei, „und sein Satz, daß die Grundlage der Monarchien das Ehrgefühl ist, scheint mir unbestreitbar. Und da scheinen mir gewisse Rechte und Privilegien des Adels geeignete Mittel zu sein, um dieses Gefühl lebendig zu erhalten.“ Bei dem Zitate aus Montesquieu war er unwillkürlich dazu übergegangen, französisch zu sprechen.

Das Lächeln verschwand auf Speranskis weißem Gesichte, wodurch seine Physiognomie noch bedeutend gewann. Der Gedanke, welchen Fürst Andrei geäußert hatte, interessierte ihn offenbar.

„Wenn Sie die Sache von diesem Gesichtspunkte aus ansehen,“ begann er ebenfalls auf französisch; es wurde ihm offenbar schwer, sich dieser Sprache zu bedienen, und er sprach noch langsamer als vorher, wo sie russisch gesprochen hatten, aber auch jetzt mit vollkommener Ruhe.

Er äußerte sich dahin, das Ehrgefühl könne nicht durch Privilegien lebendig erhalten werden, die dem Interesse des Staatsdienstes zuwiderliefen. Das Ehrgefühl sei entweder ein negativer Begriff, so daß es in der Unterlassung tadelnswerter Hand-

lungen bestehe, oder es sei eine Quelle des Wetters, so daß es darauf abziele, Anerkennung und Belohnungen, die äußerlichen Kennzeichen der Ehre, zu erlangen.

„Eine solche Institution,“ schloß er, „durch welche dieses Ehrgefühl, die Quelle des Wetters, lebendig erhalten wird, ist zum Beispiel die Ehrenlegion des großen Kaisers Napoleon, die den Interessen des Dienstes nicht schädlich, sondern förderlich ist, keineswegs aber Privilegien eines Standes oder der Hofchargen.“

„Das erstere bestreite ich nicht; aber es läßt sich nicht leugnen, daß durch die Privilegien der Hofchargen dasselbe Ziel erreicht worden ist,“ sagte Fürst Andrei. „Jeder Hofmann hält sich für verpflichtet, die Stellung, die er vermöge seiner Privilegien erhält, würdig auszufüllen.“

„Und doch haben Sie selbst, Fürst, von diesen Privilegien keinen Gebrauch machen können,“ erwiderte Speranski und zeigte durch sein Lächeln, daß er den für seinen Gegner ungünstig stehenden Streit durch eine Liebenswürdigkeit abbrechen wünschte. „Wenn Sie mir die Ehre erweisen wollen, mich am Mittwoch zu besuchen,“ fügte er hinzu, „so werde ich nach vorgängiger Rücksprache mit Magnizki Ihnen alles mitteilen, was Sie interessieren kann, und werde außerdem das Vergnügen haben, mich ausführlicher mit Ihnen zu unterhalten.“

Dann schloß er für einen Moment die Augen, verbeugte sich und verließ auf französische Manier, ohne Abschied zu nehmen, möglichst unauffällig den Saal.

## VI

**I**n der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Petersburg fühlte Fürst Andrei, daß der ganze wohlgeordnete Gedankenschatz, den er sich während seines einsamen Lebens mit vieler Mühe zurechtgemacht hatte, durch die kleinlichen Sorgen, die ihn in

Petersburg in Anspruch nahmen, völlig in Verwirrung gebracht wurde.

Wenn er am Abend nach Hause kam, so trug er in sein Notizbuch vier oder fünf notwendige Besuche oder Zusammenkünfte ein, bei denen er zu festgesetzten Stunden zu erscheinen hatte. Die durch das Leben erforderte mechanische Thätigkeit, wobei der ganze Tag kunstvoll so eingeteilt wurde, daß überall ein rechtzeitiges Erscheinen möglich war, absorbierte einen großen Teil der eigentlichen Lebensenergie. Er tat nichts, er dachte nicht einmal an etwas und hatte auch gar keine Zeit zum Denken; er konnte nur, was er vorher auf dem Lande durchdacht hatte, vortragen, und das tat er allerdings mit gutem Erfolge.

Er wurde sich mitunter zu seinem Mißvergnügen bewußt, daß es ihm begegnet war, an einem und demselben Tage in verschiedenen Gesellschaften ganz dasselbe zu wiederholen. Aber oft war er ganze Tage lang so beschäftigt, daß er keine Zeit hatte, daran zu denken, daß er nichts dachte.

Wie Speranski auf den Fürsten Andrei bei dem ersten Zusammensein in Kotschubeis Hause einen starken Eindruck gemacht hatte, so auch bald darauf am Mittwoch, als Speranski in seiner eigenen Wohnung den Fürsten Andrei allein empfing und lange und vertraulich mit ihm redete.

Fürst Andrei hielt eine so gewaltige Menge von Menschen für verächtliche, geringwertige Geschöpfe und trug ein solches Verlangen, in einem andern die lebendige Verkörperung jener Vollkommenheit zu finden, nach der er selbst strebte, daß sich leicht bei ihm die Überzeugung herausbildete, er habe in Speranski dieses Ideal eines vollkommen klugen, sittlich guten Menschen gefunden. Hätte Speranski durch seine Geburt derselben gesellschaftlichen Sphäre angehört wie Fürst Andrei selbst, wäre er ebenso erzogen worden und hätte er in seinem geistigen Leben dieselben

Gewohnheiten gehabt, so würde Fürst Andrei bald seine schwachen, menschlichen, nicht heldenhaften Seiten herausgefunden haben; so aber flößte diese ihm fremde logische Denkweise ihm um so größere Hochachtung ein, als er für sie kein völliges Verständniß hatte. Außerdem kokettierte Speranski (ob nun, weil er die Fähigkeiten des Fürsten Andrei schätzte, oder weil er für nötig hielt, ihn für sich zu gewinnen) vor dem Fürsten Andrei mit seinem unparteiischen, ruhig abwägenden Verstande und brachte dem Fürsten Andrei gegenüber jene feine Art der Schmeichelei zur Anwendung, die mit Selbstbewußtsein verbunden ist und darin besteht, stillschweigend anzuerkennen, daß der andere, neben einem selbst, der einzige Mensch sei, der die Fähigkeit besitze, die ganze Dummheit aller übrigen Menschen und die Verständigkeit und Tiefe der Gedanken, die man selbst ausspricht, zu begreifen.

Im Laufe ihrer langen Unterredung am Mittwoch abend gebrauchte Speranski wiederholt Wendungen von folgender Art: „Wenn wir etwas sagen oder tun, was sich über das allgemeine Niveau eingewurzelter Gewohnheit erhebt, so wird das mißgünstig angesehen,“ oder mit einem Lächeln: „Aber wir möchten, daß sowohl die Wölfe satt werden als auch die Schafe heil bleiben,“ oder: „Das können die Leute nicht begreifen,“ und immer mit demselben Ausdruck, welcher besagte: „Wir, das sind Sie und ich; wir beide wissen, was an den andern daran ist, und wer wir sind.“

Dieses erste lange Gespräch mit Speranski verstärkte lediglich bei dem Fürsten Andrei die Empfindung, die er schon bei der ersten Begegnung mit ihm gehabt hatte. Er sah in ihm einen klugen Mann, von ernster Gesinnung und gewaltigem Verstande, der durch Energie und Beharrlichkeit zur Macht gelangt war und diese Macht nun ausschließlich zum Wohle Rußlands

benuzte. Speranski war in den Augen des Fürsten Andrei genau der Mann, der er, Andrei, selbst so lebhaft zu sein wünschte: ein Mann, der alle Erscheinungen des Lebens mit dem Verstande zu erklären imstande war, nur das, was verständig war, gelten ließ und an alles den Maßstab des Verstandes anzulegen wußte. In Speranskis Darlegungen erschien alles so einfach und so klar, daß Fürst Andrei ihm unwillkürlich in allen Stücken beistimmte. Wenn er widersprach und disputierte, so tat er das nur, weil er absichtlich selbständig zu bleiben und sich den Ansichten Speranskis nicht vollständig unterzuordnen wünschte. Alles war an Speranski, wie es sein sollte; alles war gut und schön; nur eines störte den Fürsten Andrei: das war Speranskis kalter, spiegelartiger Blick, der kein Eindringen in die Seele gestattete, und seine weiße, zarte Hand, die Fürst Andrei oft unwillkürlich betrachtete, so wie man es gewöhnlich mit den Händen von Machthabern tut. Der spiegelnde Blick und diese zarte Hand hatten eigentümlicher Weise die Wirkung, den Fürsten Andrei nervös zu machen. Unangenehm fiel dem Fürsten Andrei auch noch die übermäßige Geringschätzung der anderen Menschen auf, die er bei Speranski wahrnahm, und ferner dessen bunt wechselndes Verfahren bei den Beweisen, die er zur Unterstützung seiner Ansichten vorbrachte. Er gebrauchte, mit Ausnahme von Bildern und Vergleichen, alle möglichen Waffen aus der Rüstkammer des Geistes und ging allzu kühn, wie es dem Fürsten Andrei vorkam, von einer Waffe zur andern über. Bald stellte er sich auf den Boden des praktischen Handelns und brach den Stab über die theoretischen Träumer; bald ergriff er die Geißel des Satirikers und verspottete seine Gegner mit beißender Ironie; bald stellte er sich als strengen Logiker dar; bald schwang er sich in das Reich der Metaphysik hinauf. (Dieser letzten Kampffart bediente er sich bei der Beweisführung besonders oft.) Er spielte

dann die Streitfrage in die hohen metaphysischen Regionen hinüber, ließ sich auf die Definitionen des Raumes, der Zeit und des Denkens ein und stieg, nachdem er sich dort mit Widerlegungsgründen versehen hatte, wieder auf den eigentlichen Boden der Debatte herab.

Aber ein Zug in Speranskis Geiste imponierte dem Fürsten Andrei ganz besonders: das war dessen zweifelsfreier, unerschütterlicher Glaube an die unbedingte Macht und gesetzmäßige Oberherrschaft des Verstandes. Offenbar konnte in Speranskis Kopf niemals der dem Fürsten Andrei ganz geläufige Gedanke Eingang finden, daß man denn doch nicht alles, was man denkt, auszudrücken vermöge, und niemals wurde bei ihm ein Zweifel regt: „Ist nicht vielleicht alles, was ich denke, und alles, was ich glaube, dummes Zeug?“ Und gerade diese Denkweise Speranskis übte auf den Fürsten Andrei die größte Anziehungskraft aus.

Während der ersten Zeit seiner Bekanntschaft mit Speranski hegte Fürst Andrei für ihn ein enthusiastisches Gefühl der Bewunderung, ähnlich dem, das er früher für Bonaparte empfunden hatte. Der Umstand, daß Speranski der Sohn eines Geistlichen war und viele dumme Leute meinten, ihn als linkischen Popensohn und beschränkten Zögling einer geistlichen Anstalt geringschätzen zu dürfen, dieser Umstand veranlaßte den Fürsten Andrei, ihn besonders schonend zu beurteilen, und so wurde die Empfindung, die er ihm gegenüber hatte, unbewußt noch verstärkt.

An jenem ersten Abende, welchen Volkonski in Speranskis Hause verlebte, erzählte Speranski, als von der Kommission für Gesetzgebung die Rede war, dem Fürsten Andrei mit bitterer Ironie, diese Kommission bestehe schon hundertfünfzig Jahre lang, habe bereits Millionen gekostet und nichts geleistet, als daß

Rosenkampf alle Kapitel einer vergleichenden Zusammenstellung von Gesetzen mit Etiketten beklebt habe. „Das ist die ganze Leistung, für die das Reich Millionen gezahlt hat!“ sagte er.

„Wir möchten“, fuhr er dann fort, „gern dem Senat eine neue richterliche Gewalt geben; aber wir haben keine Gesetze. Deshalb ist es für Männer wie Sie, Fürst, jetzt geradezu eine Sünde, sich vom Staatsdienste fernzuhalten.“

Fürst Andrei erwiderte, daß hierzu eine juristische Bildung erforderlich sei, die er nicht besitze.

„Aber die besitzt ja niemand; also haben Sie keinen Grund. Nein, das ist ein *circulus vitiosus*, aus dem man mit Gewalt herauskommen muß.“

★

Eine Woche darauf war Fürst Andrei Mitglied des Komitees zur Abfassung des Militärreglements und, was er in keiner Weise erwartet hatte, Abteilungsvorsteher in der Kommission zur Herstellung eines Gesetzbuches. Auf Speranskis Bitte übernahm er den ersten Teil des in der Ausarbeitung begriffenen Bürgerlichen Gesetzbuches und arbeitete mit Hilfe des Code Napoléon und des Justinianischen Corpus juris an der Fertigstellung des Abschnittes: das Personenrecht.

## VII

**W**or ungefähr zwei Jahren, im Jahre 1808, war Pierre, nachdem er von der Reise zur Revision seiner Güter wieder nach Petersburg zurückgekehrt war, ohne es zu wollen, in den Vorstand der Petersburger Freimaurerei gewählt worden. In dieser Eigenschaft veranstaltete er Tafellogen und Trauerlogen, warb neue Mitglieder und bemühte sich, eine Vereinigung verschiedener Logen zustande zu bringen und Originalurkunden zu erwerben. Er gab aus eigener Tasche Geld zur Ausstattung der



Logenräume und erhöhte, soweit er konnte, den Betrag der Almosenfammlungen, bei denen die Mehrzahl der Mitglieder sich geizig und säumig zeigte. Das Armenhaus, das der Orden in Petersburg errichtet hatte, erhielt er fast ganz allein aus seinen Mitteln.

Sein Leben verlief dabei in derselben Weise wie früher: unter denselben Genüssen und Ausschweifungen. Er liebte es, gut zu dinieren und stark zu trinken, und obgleich er es für unmoralisch und unwürdig hielt, war er nicht imstande, sich von den Vergnügungen der Junggesellen fernzuhalten, in deren Gesellschaft er lebte.

Trotz der Benommenheit, in die diese Beschäftigungen und diese Genüsse ihn versetzten, begann Pierre dennoch nach Verlauf eines Jahres zu fühlen, daß der Boden der Freimaurerei, auf dem er stand, um so mehr unter seinen Füßen wich, je fester er auf ihm zu fußen bemüht war. Und gleichzeitig fühlte er, daß, je tiefer der Boden unter seinen Füßen wich, es um so weniger von seinem Willen abhing, von diesem Boden loszukommen. Mit seinem Eintritt in die Freimaurerei war es ihm gegangen wie jemandem, der vertrauensvoll einen Fuß auf die ebene Oberfläche eines Sumpfes setzt. Er war mit dem Fuße, den er daraufgesetzt hatte, eingesunken. In dem Wunsche, sich völlig davon zu überzeugen, daß der Boden doch fest sei, hatte er auch den anderen Fuß daraufgesetzt, war mit diesem noch tiefer hineingefahren und watete nun, ohne sich heraushelfen zu können, bis an die Knie im Sumpfe.

Dsij Alexejewitsch war nicht in Petersburg. (Er hatte sich in der letzten Zeit von den Angelegenheiten der Petersburger Logen zurückgezogen und lebte jetzt ständig in Moskau.) Alle Logenbrüder waren Männer, die Pierre im gewöhnlichen Leben kannte, und es wurde ihm schwer, in ihnen nur Freimaurerbrüder und nicht den Fürsten W. und Iwan Basiljewitsch D. und

andere zu sehen, die er im gewöhnlichen Leben größtenteils als schwache, geringwertige Menschen kannte. Unter den maurerischen Schürzen und Abzeichen glaubte er bei diesen Leuten ihre Uniformen zu erblicken und die Orden, die im äußeren Leben das Ziel ihres eifrigen Strebens bildeten. Oft, wenn er Almosen sammelte und von zehn Mitgliedern, von denen die Hälfte ebenso reich war wie er, im ganzen nur zwanzig bis dreißig Rubel, noch dazu größtenteils auf Kredit, in der Liste eingetragen fand, mußte Pierre an den Maurereid denken, in welchem jeder Bruder sein ganzes Vermögen für den Nächsten hinzugeben versprach; und in seiner Seele wurden Zweifel rege, die er ohne rechten Erfolg zu verscheuchen suchte.

Alle Brüder, die er kannte, teilte er in vier Klassen ein. Zu der ersten Klasse rechnete er diejenigen Brüder, die weder an der eigentlichen Logenarbeit, noch an der menschenfreundlichen Tätigkeit der Loge aktiven Anteil nahmen, sondern sich ausschließlich mit den Geheimnissen der Ordenswissenschaft beschäftigten: mit Untersuchungen über die dreifache Benennung Gottes, oder über die drei Urelemente der Dinge, Schwefel, Quecksilber und Salz, oder über die Bedeutung des Quadrates und aller Figuren des Salomonischen Tempels. Pierre hegte zwar Achtung vor dieser Klasse der Brüder Maurer, zu welcher namentlich die älteren Brüder gehörten und auch, nach Pierres Meinung, Dsipa Alexejewitsch selbst; aber er teilte ihre Interessen nicht. Seine Herzensneigung lag nicht nach der mystischen Seite der Freimaurerei hin.

Zu der zweiten Klasse zählte Pierre sich selbst und die ihm ähnlichen Brüder. Das waren diejenigen, die noch suchten, noch schwankenden Schrittes gingen und noch nicht den geraden, deutlichen Weg in der Freimaurerei gefunden hatten, aber ihn zu finden hofften.

Zur dritten Klasse rechnete er diejenigen Brüder (und sie bildeten die größte Zahl), die in der Freimaurerei nichts sahen als äußerliche Formen und Zeremonien und auf die genaue Innerehaltung dieser äußeren Formen großen Wert legten, ohne sich um ihren Inhalt und um ihre Bedeutung zu kümmern. Von dieser Art war zum Beispiel Willarski, ja sogar der Meister vom Stuhle der Hauptloge.

Zu der vierten Klasse endlich zählte er eine gleichfalls große Menge von Brüdern, namentlich viele, die in der letzten Zeit in die Bruderschaft eingetreten waren. Das waren Leute, die nach Pierres Beobachtungen an nichts glaubten, sich für die Bestrebungen der Freimaurerei nicht interessierten und sich in die Loge nur deswegen hatten aufnehmen lassen, um mit jungen, reichen, durch Konnexionen und Rang einflußreichen Brüdern, deren sehr viele der Loge angehörten, in nähere Beziehung zu kommen.

Pierre begann sich von seiner Thätigkeit unbefriedigt zu fühlen. Es wollte ihm mitunter scheinen, als ob die Freimaurerei, oder wenigstens diejenige Freimaurerei, die er hier kennen gelernt hatte, nur in Außerlichkeiten bestehe. Er ließ sich nicht beikommen, an der Freimaurerei selbst zu zweifeln; aber er argwöhnte, daß die russische Freimaurerei auf einen falschen Weg geraten und von ihrer ursprünglichen Tendenz abgekommen sei. Und darum reiste Pierre gegen Ende des Jahres ins Ausland, um sich in die höheren Geheimnisse des Ordens einweihen zu lassen.

★

Gegen Ende des Sommers 1809 kehrte Pierre wieder nach Petersburg zurück. Durch die Korrespondenz, welche unsere Freimaurer mit denen des Auslandes unterhielten, war bekannt geworden, daß Besuchow sich im Auslande das Vertrauen vieler

hochgestellter Persönlichkeiten erworben habe, in viele Geheimnisse eingedrungen und zum höchsten Grade befördert sei und vieles mitbringe, wodurch das Gedeihen der gesamten Freimaurerei in Rußland gefördert werden könne. Die Petersburger Maurer kamen sämtlich zu ihm, um sich bei ihm in Gunst zu setzen, und alle gewannen dabei den Eindruck, daß er etwas verberge und für eine besondere Gelegenheit in Bereitschaft setze.

Es wurde eine feierliche Logensitzung des zweiten Grades angesetzt, und Pierre versprach, in dieser Sitzung das mitzuteilen, was er den Petersburger Brüdern von den höchsten Leitern des Ordens auszurichten habe. Die Sitzung war zahlreich besucht. Nach den gewöhnlichen Zeremonien stand Pierre auf und begann seine Rede.

„Liebe Brüder!“ begann er, errötend und stotternd, mit dem Manuskripte in der Hand. „Es ist nicht genug, daß wir in der Stille der Loge unsere Geheimnisse hüten; wir müssen wirken . . . wirken. Wir haben uns von Schläfrigkeit überwältigen lassen; aber wir müssen wirken.“ Pierre nahm sein Heft und fing an vorzulesen.

„Um die reine Wahrheit auszubreiten und der Jugend zum Siege zu verhelfen,“ las er, „müssen wir die Menschen von Vorurteilen befreien, müssen Grundsätze verbreiten, die mit dem Geiste der Zeit im Einklang stehen, und müssen uns der Erziehung der Jugend annehmen. Wir müssen uns durch unzerreißbare Bande mit den verständigsten Männern vereinigen, müssen Aberglauben, Unglauben und Dummheit kühn und zugleich mit Überlegung überwinden und müssen aus der Zahl unserer Anhänger Menschen heranbilden, die durch die Einheitlichkeit des Zieles fest verbunden sind und dadurch Macht und Einfluß besitzen.“

„Um dieses Ziel zu erreichen, müssen wir der Tugend das Übergewicht über das Laster verschaffen; wir müssen dahin streben, daß der ehrenhafte Mensch schon auf dieser Welt einen lebenslänglichen Lohn für seine Tugend erhalte. Aber bei der Verfolgung dieser hohen Ziele werden wir durch die äußeren politischen Einrichtungen stark behindert. Was sollen wir bei dieser Lage der Dinge tun? Sollen wir die Revolutionen begünstigen, alles umstürzen, Gewalt mit Gewalt vertreiben? . . . Nein, von einem solchen Verfahren sind wir weit entfernt. Jede gewaltsame Reform ist tadelnswert, weil sie das Übel nicht bessern wird, solange die Menschen so bleiben, wie sie sind, und weil die Weisheit nicht der Gewalt bedarf.

„Das ganze Streben des Ordens muß darauf gerichtet sein, charakterfeste, tugendhafte Menschen heranzubilden; alle aber müssen verbunden sein durch die Einheitlichkeit des Zieles, welches darin besteht, überall und mit allen Kräften das Laster und die Dummheit zu verfolgen, die Talente und die Tugend zu beschützen, würdige Männer aus dem Staube herauszuheben und zu Mitgliedern unserer Brüderschaft zu machen. Nur dann wird unser Orden die Macht haben, den Beschützern der Unordnung unmerklich die Hände zu binden und sie zu zügeln und zu leiten, ohne daß sie selbst sich dessen bewußt werden. Mit einem Worte, es ist notwendig, eine allumfassende Regierungsform zu schaffen, welche sich über die ganze Welt ausdehnen muß, ohne doch die bürgerlichen Bande zu zerstören, und bei welcher alle übrigen Regierungen in ihrer gewohnten Ordnung werden fortbestehen und alles wie bisher werden tun können, mit einziger Ausnahme solcher Handlungen, die dem hohen Ziele unseres Ordens widersprechen, das darin besteht, der Tugend zum Siege über das Laster zu verhelfen. Dieses Ziel hat sich schon das Christentum gesetzt. Es hat die Menschen gelehrt, weise und gut zu sein

und zu ihrem eigenen Heile dem Beispiele und den Mahnungen der besten und weisesten Menschen zu folgen.

„Damals, als alles in Finsternis begraben lag, konnte allerdings die Predigt allein als ausreichend betrachtet werden; die Neuheit der Wahrheit verlieh der Wahrheit eine besondere Kraft; aber heutzutage bedürfen wir weit stärkerer Mittel. Jetzt ist erforderlich, daß der Mensch, der sich ja durch das Streben nach Genuß leiten läßt, in der Tugend den Reiz des Genusses finde. Die Leidenschaften auszurotten ist unmöglich; wir müssen nur darauf bedacht sein, sie auf ein edles Ziel zu lenken, und daher ist notwendig, daß ein jeder seine Leidenschaften in den Grenzen der Tugend befriedigen kann, und daß unser Orden ihm dazu die Mittel an die Hand gibt.

„Wenn wir erst eine gewisse Zahl würdiger Männer in jedem Staate haben werden und jeder von ihnen wieder ein paar andere heranbilden wird und sie alle eng untereinander verbunden sein werden, dann wird unserm Orden, der im stillen schon so viel für das Wohl der Menschheit getan hat, alles möglich sein, ja alles.“

Diese Rede machte in der Loge nicht nur einen starken Eindruck, sondern sie rief sogar eine gewaltige Aufregung hervor. Die Mehrzahl der Brüder erblickte in dieser Rede die gefährlichen Ideen des Illuminatentums und nahm Pierres Rede mit einer Kälte auf, die ihn in Staunen versetzte. Der Meister vom Stuhle begann Einwendungen vorzubringen. Pierre entwickelte seine Gedanken mit immer größerer Wärme. Seit langer Zeit hatte keine Sitzung einen so stürmischen Verlauf genommen. Es bildeten sich Parteien: die einen griffen Pierre an und beschuldigten ihn des Illuminatentums; die andern standen ihm bei. Zum ersten Male drängte sich ihm bei dieser Versammlung überraschend die Tatsache auf, daß die Menschenköpfe von einer un-

endlichen Mannigfaltigkeit sind, welche bewirkt, daß keine Wahrheit sich auch nur zwei Menschen auf die gleiche Weise darstellt. Sogar diejenigen Mitglieder, die anscheinend auf seiner Seite standen, faßten seine Idee jeder auf seine besondere Art auf, mit Einschränkungen und Abweichungen, denen Pierre nicht zustimmen konnte, da er gerade darauf besonderen Wert legte, seine Idee genau so weiter zu verbreiten, wie er selbst sie aufsaßte.

Gegen den Schluß der Sitzung richtete der Meister vom Stuhle in übelwollendem, ironischem Tone an Pierre eine tadelnde Bemerkung: er sei zu hitzig geworden und habe sich bei der Debatte nicht lediglich von Liebe zur Tugend, sondern auch von seiner Kampflust leiten lassen. Pierre gab ihm darauf keine Antwort, sondern fragte nur kurz, ob sein Antrag Annahme finden werde. Es wurde ihm erwidert, dies werde nicht der Fall sein, und Pierre verließ die Loge, ohne die üblichen Formalitäten abzuwarten, und fuhr nach Hause.

## VIII

**U**ber Pierre kam nun wieder jene Schwermut, die er so sehr fürchtete. Nachdem er in der Loge seine Rede gehalten hatte, lag er drei Tage lang zu Hause auf dem Sofa; er empfing niemand und besuchte niemand.

In dieser Zeit erhielt er einen Brief von seiner Frau, die ihn inständig um eine Unterredung bat und schrieb, wie sehr sie sich nach ihm sehne und ihm ihr ganzes Leben zu weihen wünsche.

Am Schlusse des Briefes teilte sie ihm mit, daß sie in den nächsten Tagen aus dem Auslande wieder in Petersburg eintreffen werde.

Bald nachdem Pierre diesen Brief empfangen hatte, drang

ein Bruder Maurer, welchen Pierre nicht sonderlich schätzte, zu ihm in seine Einsamkeit, leitete das Gespräch auf Pierres eheliche Verhältnisse und sagte ihm in Form eines brüderlichen Rates, seine Strenge gegen seine Frau sei ungerecht, und Pierre verstoße gegen die ersten Grundsätze der Freimaurerei, wenn er der Neuen nicht verzeihe.

Um diese selbe Zeit schickte seine Schwiegermutter, die Frau des Fürsten Basili, zu Pierre und ersuchte ihn dringend, sie wenigstens auf ein paar Minuten zu besuchen, da sie mit ihm über eine sehr wichtige Angelegenheit zu reden habe. Pierre sah, daß eine Verabredung gegen ihn bestand und man ihn wieder mit seiner Frau zusammenbringen wollte, und dies war ihm in dem Zustande, in dem er sich jetzt befand, nicht einmal unangenehm. Ihm war alles gleich: nichts im Leben erschien ihm wichtig, und unter dem Einflusse der Schwermut, die ihn in ihrem Banne hielt, legte er weder auf seine eigene Freiheit Wert, noch auf eine hartnäckige Fortsetzung der Bestrafung seiner Frau.

„Niemand hat recht, niemand ist schuldig; also ist auch sie nicht schuldig,“ dachte er.

Wenn Pierre nicht sofort seine Zustimmung zu seiner Wiedervereinigung mit seiner Frau aussprach, so unterließ er dies nur deswegen, weil er in dem Zustande von Schwermut, in dem er sich befand, überhaupt nicht die Kraft hatte, irgend etwas zu tun. Wäre seine Frau zu ihm gekommen, so hätte er sie jetzt nicht von sich gewiesen. War es denn im Vergleich mit dem, was ihn beschäftigte, nicht ganz gleichgültig, ob er mit seiner Frau zusammenlebte oder nicht?

Ohne seiner Frau oder seiner Schwiegermutter zu antworten, machte sich Pierre eines Abends reisefertig und fuhr nach Moskau, um Dsijp Alexejewitsch aufzusuchen. Über diesen Besuch trug Pierre in sein Tagebuch folgendes ein:



„Moskau, den 17. November.

Soeben komme ich von meinem Wohltäter zurück und beeile mich, alles zu notieren, was ich bei ihm gesehen und gehört habe. Dsijp Alexejewitsch lebt ärmlich und leidet schon seit mehr als zwei Jahren an einer schmerzhaften Blasenkrankheit. Aber nie hat jemand aus seinem Munde einen Seufzer oder ein Wort der Klage gehört. Er ist vom frühen Morgen bis spät in die Nacht hinein, mit einziger Ausnahme der Zeiten, wo er seine einfachen Mahlzeiten zu sich nimmt, mit wissenschaftlicher Arbeit beschäftigt. Er nahm mich freundlich auf und lud mich ein, mich auf das Bett zu setzen, auf dem er lag; ich machte ihm das Zeichen der Ritter vom Orient und von Jerusalem; er antwortete mir mit demselben Zeichen und befragte mich mit einem milden Lächeln nach dem, was ich in den preussischen und schottischen Logen erfahren und erworben hätte. Ich erzählte ihm alles, so gut ich es vermochte, ich theilte ihm die Leitgedanken mit, die ich in unserer Petersburger Loge in Vorschlag gebracht hatte, und berichtete ihm von der üblen Aufnahme, die ich dabei gefunden hatte, und von dem Bruche, der zwischen mir und den Brüdern erfolgt war. Dsijp Alexejewitsch schwieg längere Zeit und dachte nach; dann setzte er mir über alles dies seine Ansicht auseinander, die mir in einem Momente die gesamte Vergangenheit und den ganzen in der Zukunft vor mir liegenden Weg beleuchtete. Er setzte mich in Verwunderung durch die Frage, ob ich mich wohl erinnere, worin das dreifache Ziel des Ordens bestehe: 1. in der Bewahrung und Erkenntnis des Geheimnisses, 2. in der Läuterung und Besserung unseres eigenen Selbst, um jenes aufnehmen zu können, und 3. in der Besserung des Menschengeschlechtes durch das Streben nach einer solchen Läuterung. Welches sei nun das erste und wichtigste Ziel unter diesen dreien? Gewiß doch die eigene Besserung und Läuterung. Nur nach

diesem Ziele seien wir imstande immer zu streben, unabhängig von allen äußeren Umständen. Aber gleichzeitig verlange gerade dieses Ziel von uns die allergrößte Anstrengung, und daher ließen wir, von unserm Dünkel auf einen Irrweg geleitet, gern dieses Ziel beiseite und nähmen entweder das Geheimnis in Angriff, das wir doch wegen unserer Unreinheit nicht würdig seien in uns aufzunehmen, oder die Besserung des Menschengeschlechtes, obgleich wir doch den Menschen in unserer eigenen Person ein Beispiel von Schändlichkeit und Sittenlosigkeit gäben. Das Illuminatenium könne namentlich deswegen nicht als die reine Lehre betrachtet werden, weil es sich zu einer politischen Thätigkeit habe verleiten lassen und in einen falschen Dünkel hineingeraten sei. Auf Grund dieser Anschauung tadelte Dsipa Alexejewitsch meine Rede und meine ganze Thätigkeit. Ich stimmte ihm in der Tiefe meiner Seele zu. Als das Gespräch sich meinen Familienangelegenheiten zuwandte, sagte er zu mir: „Die wichtigste Pflicht eines wahren Freimaurers besteht, wie ich Ihnen schon sagte, in der Bervollkommnung des eigenen Selbst. Aber wir denken oft, wir könnten dadurch, daß wir alle Schwierigkeiten des Lebens von uns fernhalten, dieses Ziel leichter erreichen. Das Gegentheil ist richtig, mein Herr! Nur inmitten der Erregungen, die das Leben in der Welt mit sich bringt, können wir die drei Hauptziele erreichen: 1. Selbst-erkenntnis; denn der Mensch kann sich selbst nur durch Vergleichung erkennen, 2. Bervollkommnung; denn zu dieser gelangt man nur durch Kampf, und 3. die Haupttugend: Liebe zum Tode; denn nur die Widerwärtigkeiten des Lebens können uns von der Wertlosigkeit des Lebens überzeugen und so die uns angeborene Sehnsucht nach dem Tode oder nach einer Wiedergeburt zu einem neuen Leben verstärken.“ Diese Worte sind um so bemerkenswerter, da Dsipa Alexejewitsch trotz seiner schweren

förperlichen Leiden sich nie durch das Leben bedrückt fühlt, aber den Tod liebt, für den er trotz aller Reinheit und Erhabenheit seines inneren Menschen noch nicht genügend vorbereitet zu sein glaubt. Dann erklärte mir mein edler Freund in vollem Umfange die Bedeutung des großen Quadrates der Schöpfung und wies darauf hin, daß die Dreizahl und die Siebenzahl die Grundlage von allem sind. Er riet mir, mich nicht von der Gemeinschaft mit den Petersburger Brüdern zurückzuziehen und, da ich ja in der Loge nur die Pflichten des zweiten Grades zu erfüllen hätte, nach besten Kräften die Brüder vor den Verlockungen des Dünkels zu bewahren und sie auf den richtigen Weg der Selbsterkenntnis und Vervollkommnung zu leiten. Außerdem riet er mir, zu meinem eigenen Besten vor allen Dingen mich selbst zu beobachten, und gab mir zu diesem Zwecke ein Heft, eben das, in welchem ich schreibe, und in dem ich auch künftig alle meine Handlungen aufzeichnen werde.“

„Petersburg, den 23. November.

Ich lebe wieder mit meiner Frau zusammen. Meine Schwiegermutter kam in Tränen zu mir und sagte, Helene wäre hier und bäte mich inständig, sie anzuhören; sie sei schuldlos, sie sei unglücklich darüber, daß ich mich von ihr getrennt hätte, und vieles andere. Ich sah voraus, daß, wenn ich in ein Wiedersehen willigte, ich nicht imstande sein würde, ihr die Erfüllung ihres Wunsches länger zu versagen. In meinem Zweifel wußte ich nicht, an wen ich mich um Rat und Hilfe wenden sollte. Wäre mein Wohltäter hier, so hätte er mir das Richtige gesagt. Ich zog mich in mein Zimmer zurück, las die früheren Briefe Osip Alexejewitschs durch, rief mir die Gespräche mit ihm ins Gedächtnis zurück und kam aus alledem zu dem Resultate, daß ich einen Bittenden nicht abweisen darf, und daß ich verpflichtet bin, einem jeden die helfende Hand zu reichen, einem jeden und um wie viel mehr

jemandem, der so eng mit mir verbunden ist, und daß ich verpflichtet bin, mein Kreuz zu tragen. Aber wenn ich ihr um der Tugend willen verzeihen habe, so soll auch meine Wiedervereinigung mit ihr nur einen geistigen Zweck haben. Das war die Entscheidung, zu der ich gelangte, und das schrieb ich auch an Ossip Alexejewitsch. Ich sagte meiner Frau, ich bäte sie, alles Vergangene zu vergessen und mir das zu verzeihen, worin ich etwa ihr gegenüber gefehlt hätte; ich meinerseits hätte ihr nichts zu verzeihen. Es machte mir Freude, ihr das zu sagen. Sie soll nicht erfahren, wie schwer es mir geworden ist, sie wieder zu sehen. Ich habe mich in dem großen Hause in den Zimmern des oberen Stockwerks einquartiert und empfinde das beglückende Gefühl der geistigen Wiedergeburt.“

## IX

**W**ie immer, teilte sich auch damals die höhere Gesellschaft, die bei Hofe und auf großen Bällen zusammenkam, in mehrere Kreise, von denen ein jeder seine besondere Färbung hatte. Unter diesen Kreisen war der größte der französische Kreis, der durch seine Zusammensetzung die Allianz mit Napoleon zur Anschauung brachte, und an dessen Spitze der Reichskanzler Graf Rumjanzew und der französische Gesandte Graf Caulaincourt standen. In diesem Kreise nahm Helene, seit sie wieder bei ihrem Manne in Petersburg wohnte, eine sehr bedeutende Stellung ein. In ihrem Salon verkehrten die Herren von der französischen Gesandtschaft und eine große Menge als geistreich und liebenswürdig bekannter Männer, die dieser Richtung angehörten.

Helene war in Erfurt zur Zeit der berühmten Kaiserzusammenkunft gewesen und hatte diese Beziehungen zu allen napoleonischen Notabilitäten Europas von dort mitgebracht. In Erfurt

hatte sie einen glänzenden Erfolg gehabt. Napoleon selbst, dem sie im Theater aufgefallen war, hatte von ihr gesagt: „Ein großartiger Leib!“ Aber ihren Erfolg als schöne, elegante Frau wunderte Pierre sich nicht, da sie mit den Jahren noch schöner geworden war als früher. Aber etwas anderes setzte ihn in Erstaunen: daß seine Frau in diesen zwei Jahren den Ruf „einer anziehenden, ebenso geistvollen wie schönen Frau“ erworben hatte. Der bekannte Fürst von Ligne schrieb ihr acht Seiten lange Briefe; Wilibin hielt seine Witzworte zurück, um sie im Salon der Gräfin Besuchowa zum erstenmal von sich zu geben. In dem Salon der Gräfin Besuchowa empfangen zu werden galt als eine Art von urkundlichem Beleg dafür, daß man ein Mann von Geist sei. Die jungen Männer studierten vor Helenens Abendgesellschaften allerlei Bücher durch, um Stoff zu haben, über den sie in ihrem Salon sprechen könnten, und die Gesandtschaftssekretäre, ja sogar die Gesandten selbst vertrauten ihr diplomatische Geheimnisse an, so daß Helene in gewissem Sinne eine Macht war. Pierre, welcher wußte, daß sie sehr dumm war, empfand mitunter ein seltsames Gefühl von Staunen und Angst, wenn er bei ihren Soireen und Dinern zugegen war und dabei über Politik, Poesie und Philosophie gesprochen wurde. Es war ihm bei solchen Gelegenheiten ungefähr wie einem Taschenspieler zumute, der jeden Augenblick erwarten muß, daß ein Betrug zutage kommt. Aber mochte es nun daher kommen, daß gerade eine Portion Dummheit dazu nötig ist, um einen solchen Salon zu halten, oder daher, daß die Betrogenen selbst an dem Betrüge Vergnügen fanden: genug, der Betrug wurde nicht aufgedeckt, und der Ruf der Gräfin Jelena Wasiljewna Besuchowa als einer interessanten, geistvollen Frau stand so unerschütterlich fest, daß sie die ärgsten Plattheiten und Dummheiten sagen konnte und doch alle Leute von jedem ihrer Worte

entzündt waren und darin einen tiefen Sinn suchten, von dem sie selbst keine Ahnung hatte.

Pierre war gerade der Gatte, den diese glänzende Weltbame brauchte. Er war ein zerstreuter Sonderling und als Ehemann ein grand seigneur, der niemand störte und nicht nur den allgemeinen Eindruck des erstklassigen Salons nicht verdarb, sondern der Eleganz und dem Takte seiner Frau durch sein ganz entgegengesetztes Verhalten als vorteilhafter Hintergrund diente. Pierre, der sich in diesen zwei Jahren beständig und angelegentlich nur mit nicht materiellen Interessen beschäftigt hatte und alles übrige herzlich geringschätzte, redete in den ihm sehr uninteressanten Gesellschaften seiner Frau mit allen in jenem gleichgültigen, lässigen, wohlwollenden Tone, den man sich nicht künstlich aneignen kann, und der eben darum dem Hörer unwillkürlich Achtung abzwingt. Er ging in den Salon seiner Frau wie ins Theater, war mit allen bekannt, sprach allen in gleicher Weise seine Freude aus, sie zu sehen, und ließ alle in gleicher Weise merken, daß sie ihm völlig gleichgültig waren. Manchmal, wenn ihn ein Gespräch interessierte, beteiligte er sich daran und sprach dann ohne Rücksicht darauf, ob die Herren von der Gesandtschaft anwesend waren oder nicht, in seiner lispelnden Manier seine Ansichten aus, die mit dem Tone, der zu der betreffenden Zeit der herrschende war, oft recht wenig harmoniserten. Aber das Urteil über den wunderlichen Gatten der distinguiertesten Frau von ganz Petersburg stand bereits so fest, daß niemand seine schroffen Expektorationen ernst nahm.

Unter den vielen jungen Männern, die nach Helenens Rückkehr aus Erfurt täglich in ihrem Hause aus und ein gingen, konnte Boris Drubezkoj, der es in seiner dienstlichen Laufbahn schon recht weit gebracht hatte, als der intimste Freund des Besuchow= schen Hauses betrachtet werden. Helene nannte ihn „mein Page“

und behandelte ihn wie einen Knaben. Ihr Lächeln im Verkehr mit ihm war dasselbe wie allen gegenüber; aber manchmal hatte Pierre eine unangenehme Empfindung, wenn er dieses Lächeln sah. Boris benahm sich gegen Pierre mit besonderem Respekto, der etwas Würdevolles, Trübes an sich hatte. Diese besondere Nuance der Respektsbezeugung hatte gleichfalls die Wirkung, Pierre zu beunruhigen. Pierre hatte drei Jahre vorher so schwer unter der Kränkung gelitten, die ihm seine Frau angetan hatte, daß er sich jetzt vor der Möglichkeit einer ähnlichen Kränkung erstens dadurch zu retten suchte, daß er nicht der Mann seiner Frau war, und zweitens dadurch, daß er absichtlich jeden Verdacht von vornherein zurüdwies.

„Nein, jetzt, wo sie ein Blaustrumpf geworden ist, hat sie den früheren Gelüsten für immer Valet gesagt,“ dachte er. „Es hat noch nie ein Beispiel gegeben, daß Blaustrümpfe sinnliche Regungen gehabt hätten,“ fügte er im stillen hinzu; aber woher er diese Regel, an die er fest glaubte, eigentlich entnommen hatte, das war nicht zu sagen. Trotzdem jedoch übte Boris' Anwesenheit in dem Salon seiner Frau (und Boris war fast beständig dort) auf Pierre eine merkwürdige physische Wirkung aus: alle seine Glieder waren wie gefesselt, und seine Bewegungen hörten auf frei und unbewußt zu sein.

„Eine seltsame Antipathie!“ dachte Pierre. „Und früher hat er mir doch sogar ganz gut gefallen!“

In den Augen der Welt war Pierre ein großer Herr, der etwas blinde, komische Gatte einer berühmten Frau, ein intelligenter Sonderling, der nichts Nützliches tat, aber auch niemandem schadete, von Charakter ein braver, guter Mensch. Aber in Pierres Innerem ging während dieser ganzen Zeit ein komplizierter, schwieriger seelischer Entwicklungsprozeß vor, der ihn vieles verstehen lehrte und ihn durch Zweifel hindurch zu schönen Freuden führte.

## X

Er führte sein Tagebuch fort und trug in dieser Zeit folgendes ein: „Den 24. November.

Ich stand um acht Uhr auf und las in der Heiligen Schrift; dann ging ich zum Dienste" (auf den Rat seines edlen Freundes war Pierre in den Staatsdienst getreten, und zwar als Mitglied einer der Kommissionen), „kam zum Mittagessen nach Hause und speiste allein (bei der Gräfin waren viele Gäste, die mir nicht gefielen). Ich aß und trank mäßig und machte nach dem Mittagessen Abschriften einiger Schriftstücke für die Brüder. Am Abend ging ich zu der Gräfin hinunter und erzählte eine komische Geschichte über Herrn B., und erst als alle schon laut lachten, kam es mir zum Bewußtsein, daß ich die Geschichte nicht hätte erzählen sollen.

Jetzt lege ich mich in glücklicher, ruhiger Gemütsstimmung schlafen. Großer Gott, hilf mir, auf Deinen Wegen wandeln, damit ich 1. den Zorn durch Sanftmut und Bedächtigkeit überwinde, 2. die Lüsterheit durch Selbstbeherrschung und Abscheu, 3. mich von nichtigem Treiben fernhalte, ohne doch zu verabsäumen: a) die Tätigkeit im Staatsdienste, b) die Sorge für die Familie, c) den Umgang mit Freunden und d) die wirtschaftliche Tätigkeit.“

„Den 27. November.

Spät aufgestanden; ich hatte nach dem Aufwachen noch lange in Bette gelegen und mich der Trägheit überlassen. Mein Gott! Hilf mir und stärke mich, damit ich auf Deinen Wegen gehen kann. Ich las in der Heiligen Schrift, aber ohne die richtige Empfindung. Es kam Bruder Urusow, und wir unterhielten uns über das nichtige Treiben der Welt. Er erzählte von neuen Plänen des Kaisers. Ich wollte schon anfangen, sie zu tadeln;



aber ich dachte noch rechtzeitig an meine Grundsätze und an die Worte meines Wohltäters, daß der richtige Freimaurer ein eifriger Arbeiter im Staatsdienste sein müsse, sobald seine Mitwirkung verlangt werde, und ein ruhiger Beobachter dessen, woran mitzuarbeiten er nicht berufen sei. Meine Zunge ist mein Feind. Die Brüder G., W. und D. besuchten mich; es fand eine Vorbesprechung über die Aufnahme eines neuen Bruders statt. Sie fordern mich auf, dabei die Obliegenheiten des Bruder Redners zu übernehmen. Aber ich fühle mich zu schwach und unwürdig. Dann kam die Rede auf die Erklärung der sieben Säulen und Stufen des Tempels. Sieben Wissenschaften, sieben Tugenden, sieben Laster, sieben Gaben des Heiligen Geistes. Bruder D. setzte das alles in schöner Rede auseinander. Am Abend wurde die Aufnahme vollzogen. Die neue Ausstattung der Räumlichkeiten trug viel zu dem würdigen Eindrucke der Feierlichkeit bei. Der Aufgenommene war Boris Drubezkoj. Ich habe ihn vorgeschlagen und bin auch der Bruder Redner gewesen. Ein seltsames Gefühl beunruhigte mich die ganze Zeit über, als ich mit ihm in dem dunklen Gemache war. Ich bemerkte in mir eine Empfindung des Hasses gegen ihn, die ich vergebens zu überwinden suchte. Gerade deshalb wünschte ich aufrichtig, ihn vom Bösen zu retten und ihn auf den Weg der Wahrheit zu leiten; aber die argen Gedanken in betreff seiner wollten nicht von mir weichen. Es schien mir, als bestände seine Absicht bei dem Eintritt in die Brüderschaft nur darin, mit hochgestellten Männern, die zu unserer Loge gehören, in nähere Beziehung zu treten und ihre Gunst zu gewinnen. Er erkundigte sich einige Male bei mir, ob nicht die Herren N. und S. Mitglieder unserer Loge seien (worauf ich ihm nicht antworten durfte); auch ist er nach meinen Beobachtungen nicht fähig, eine wirkliche Hochachtung gegen unsern heiligen Orden zu empfinden, und ist zu sehr mit seinem

äußeren Menschen beschäftigt und zu sehr mit diesem zufrieden, als daß er den Wunsch nach einer geistigen Veredelung hegen könnte; aber von diesen Gründen abgesehen, hatte ich keinen Anlaß, daran zu zweifeln, daß er zur Aufnahme geeignet ist; nur machte er mir den Eindruck, als sei er nicht aufrichtig, und die ganze Zeit über, während ich mit ihm in dem dunklen Gemache unter vier Augen war, schien es mir, als lächle er geringschätzig über das, was ich sagte, und es kam mir wirklich die Lust an, seine nackte Brust mit dem Degen zu durchbohren, den ich gegen sie gerichtet hielt. Ich war nicht imstande gewandt und schön zu sprechen und konnte mich nicht entschließen, meinen Zweifel den Brüdern und dem Meister vom Stuhle offen mitzuteilen. O großer Baumeister der Natur, hilf mir die richtigen Wege finden, die aus dem Labyrinth der Lüge hinausführen!"

Dahinter waren in dem Tagebuche drei Blätter freigelassen; dann war folgendes eingetragen:

„Ich hatte ein langes, lehrreiches Gespräch unter vier Augen mit Bruder W., der mir den Rat gab, mich an Bruder A. anzuschließen. Es wurde mir trotz meiner Unwürdigkeit vieles enthüllt. Adonai ist der Name des Welterschöpfers. Elohim ist der Name dessen, der alles regiert. Der dritte Name ist unaussprechlich und bedeutet das All. Die Unterredungen mit Bruder W. stärkten, erfrischen und kräftigen mich bei der Wanderung auf dem Wege zur Tugend. Wenn er anwesend ist, ist kein Raum für einen Zweifel. Der Unterschied der armseligen Lehre der profanen Wissenschaften von unserer heiligen, alles umfassenden Lehre ist mir klar: die menschlichen Wissenschaften zergliedern alles, um es zu begreifen; sie töten alles, um es zu betrachten; in der heiligen Wissenschaft unseres Ordens dagegen ist alles einheitlich, alles wird in seiner Zusammengehörigkeit und im Zustande des Lebens erkannt. Die Dreieinigkeit — drei Urelemente der

Dinge — Schwefel, Quecksilber und Salz. Der Schwefel ist von öligem und feurigem Beschaffenheit; in Verbindung mit dem Salze ruft er durch seine feurige Natur in dem Salze ein heißes Verlangen hervor, mittels dessen das Salz das Quecksilber anzieht, ergreift, festhält und mit ihm vereint neue, eigenartige Körper hervorbringt. Das Quecksilber ist eine flüssige, flüchtige, geistige Substanz. — Christus, der Heilige Geist, Er."

„Den 3. Dezember.

Ich wachte erst spät auf und las in der Heiligen Schrift, aber ohne rechte Empfindung. Dann verließ ich mein Schlafzimmer und ging im Saale auf und ab. Ich wollte nachdenken; aber statt dessen stellte mir meine Einbildungskraft ein Begebnis wieder vor Augen, das schon vier Jahre zurückliegt. Als Herr Dolochow nach meinem Duell mit ihm mir einmal in Moskau begegnete, sagte er zu mir, er hoffe, daß ich mich jetzt trotz der Abwesenheit meiner Gattin in vollständiger Seelenruhe befände. Ich antwortete ihm damals nicht. Jetzt nun erinnerte ich mich an alle Einzelheiten dieser Begegnung und gab ihm im Geiste die bösesten, bissigsten Antworten. Erst als ich merkte, daß ich in heftigen Zorn geraten war, kam ich zur Besinnung und verscheuchte diesen Gedanken; aber ich bereute diese Verirrung nicht in hinreichendem Maße. Nachher kam Boris Drubezkoj und begann allerlei Tagesereignisse zu erzählen; ich war gleich von seinem Eintritt an mißgestimmt über seinen Besuch und sagte ihm einige unfreundliche Worte. Er erwiderte etwas darauf. Ich brauste auf und sagte ihm eine Menge Unartigkeiten und sogar Grobheiten. Er schwieg jetzt, und nun erst, wo es zu spät war, erkannte ich den von mir begangenen Fehler. O Gott, ich verstehe schlechterdings nicht, mit ihm umzugehen. Die Ursache davon ist meine Eigenliebe. Ich glaube über ihm zu stehen und werde dadurch weit schlechter als er; denn er zeigt meiner Grobheit

gegenüber eine freundliche Nachsicht, ich dagegen nähre gegen ihn eine arge Geringschätzung. O Gott, gib, daß ich in seiner Anwesenheit mehr Erkenntnis für meine Schlechtigkeit habe und mich so benehme, daß auch er davon Nutzen haben kann. Nach dem Mittagessen legte ich mich zum Schlafen hin, und in dem Augenblicke, als ich einschlief, hörte ich deutlich eine Stimme, die mir in das linke Ohr sagte: ‚Dein Tag.‘

Ich träumte, daß ich im Dunkeln ginge und plötzlich von Hunden umringt sei; aber ich ging ohne Furcht weiter; plötzlich packte mich ein kleiner Hund mit den Zähnen am linken Schenkel und ließ mich nicht los. Ich begann ihn mit den Händen zu würgen. Aber kaum hatte ich ihn losgelassen, als mich ein anderer, größerer, biß. Ich hob ihn in die Höhe, und je höher ich ihn hob, um so größer und schwerer wurde er. Und auf einmal kam Bruder A., faßte mich unter den Arm, nahm mich mit sich fort und führte mich zu einem Gebäude; um in dieses Gebäude hineinzugelangen, mußte man über ein schmales Brett gehen. Ich trat darauf; das Brett bog sich, rutschte ab und fiel, und ich versuchte auf einen Zaun zu klettern, an dessen obere Kante ich nur so gerade mit den Händen heranreichte. Nach großen Anstrengungen zog ich meinen Körper so herüber, daß die Beine auf der einen Seite hingen und der Oberkörper auf der andern. Ich blickte um mich und sah, daß Bruder A. auf dem Zaune stand und auf eine große Allee und einen Garten hinwies; und in dem Garten war ein großes, schönes Gebäude. Ich erwachte. Herr Gott, großer Baumeister der Natur! Hilf mir, die Hunde, meine Leidenschaften, abschütteln und namentlich die letzte von ihnen, die die Kräfte aller früheren in sich vereinigt, und hilf mir, daß ich in jenen Tempel der Tugend eintrete, dessen Anblick ich im Traume genießen durfte.“

„Den 7. Dezember.

Mir träumte, Dsijp Alexejewitsch saß bei mir in meinem Hause, und ich freute mich darüber sehr und wollte ihn bewirten. Ich plauderte ohne Unterbrechung mit fremden Leuten, und auf einmal fiel mir ein, daß ihm das nicht gefallen könne, und ich wollte an ihn herantreten und ihn umarmen. Aber sowie ich näher herankam, sah ich, daß sein Gesicht sich verwandelte und jung wurde, und er sagte leise etwas zu mir aus der Ordenslehre, so leise, daß ich es nicht verstehen konnte. Dann gingen wir alle aus dem Zimmer hinaus, und hier begab sich nun etwas Wunderliches: wir saßen oder lagen auf dem Fußboden. Er sagte etwas zu mir. Aber ich wollte ihm gern meine tiefe Empfindung zeigen und begann, ohne auf seine Reden hinzuhören, mir den Zustand meines inneren Menschen vorzustellen, und wie mich die Gnade Gottes überschattete. Und die Tränen traten mir in die Augen, und es war mir angenehm, daß er das bemerkte. Aber er blickte mich zornig an und sprang, seine Rede abbrechend, auf. Ich wurde ängstlich und fragte, ob das, was er gesagt habe, sich auf mich bezogen hätte; aber er antwortete nichts und machte mir wieder ein freundliches Gesicht, und nun befanden wir uns auf einmal in meinem Schlafzimmer, wo das zweischläfrige Bett steht. Er legte sich auf den Rand des Bettes, und in mir wurde ein brennendes Verlangen rege, ihn zu lieblosen und mich ebenfalls dort hinzulegen. Und er fragte mich: ‚Sagen Sie wahrheitsgemäß: welches ist die größte Leidenschaft, die Sie besitzen? Haben Sie sie erkannt? Ich glaube, daß Sie sie schon erkannt haben.‘ Ich wurde über diese Frage verlegen und antwortete, meine größte Leidenschaft sei die Trägheit. Er schüttelte mißtrauisch den Kopf. Meine Verlegenheit wurde noch größer, und ich antwortete ihm, ich lebte zwar nach seinem Rate wieder mit meiner Frau zusammen, aber wir lebten nicht als Mann und

Frau. Darauf erwiderte er, ich dürfe meine Frau meiner Liebesungen nicht berauben, und gab mir zu verstehen, daß das meine Pflicht sei. Aber ich antwortete, daß ich mich schämte, das zu tun, und auf einmal war alles verschwunden. Und ich machte auf und mußte an die Worte der Heiligen Schrift denken: ‚Das Leben war das Licht der Menschen, und das Licht scheint in der Finsternis, und die Finsternis hat es nicht begriffen.‘ Dsip Alexejewitschs Gesicht war ganz jugendlich und hell gewesen. An diesem Tage erhielt ich einen Brief von meinem Wohltäter, in dem er mir von den Pflichten der Ehe schreibt.“

„Den 9. Dezember.

Ich hatte einen Traum, aus dem ich mit bebendem Herzen erwachte. Mir träumte, ich wäre in Moskau, in meinem Hause, im großen Sofazimmer, und aus dem Salon kam Dsip Alexejewitsch zu mir herein. Ich erkannte sofort, daß mit ihm bereits der Vorgang der Wiedergeburt stattgefunden hatte, und eilte ihm entgegen. Ich küßte sein Gesicht und seine Hände; aber er sagte: ‚Hast du wohl bemerkt, daß ich ein anderes Gesicht habe?‘ Ich betrachtete ihn, ohne ihn aus meinen Armen zu lassen, und sah, daß sein Gesicht jugendlich war, daß er aber keine Haare auf dem Kopfe hatte und seine Gesichtszüge vollständig verändert waren. Ich sagte zu ihm: ‚Ich hätte Sie trotzdem erkannt, wenn ich Ihnen zufällig begegnet wäre,‘ und dachte dabei: ‚Habe ich damit auch die Wahrheit gesagt?‘ Und plötzlich sah ich, daß er wie ein Loter dalag; dann kam er allmählich wieder zu sich und ging mit mir in das große Arbeitszimmer; in der Hand hatte er ein großes Buch, geschrieben, in Folio. Ich sagte zu ihm: ‚Das habe ich geschrieben.‘ Und er antwortete mir durch eine Neigung des Kopfes. Ich schlug das Buch auf und fand in ihm auf allen Seiten schöne Zeichnungen. Und ich mußte, daß diese Bilder das Liebesleben der Seele und ihres Geliebten darstellten. Und ich erblickte

auf diesen Seiten das schöne Bild eines zu den Wolken auf-  
fliegenden Mädchens in durchsichtigem Kleide und mit durch-  
sichtigem Körper. Und ich wußte, daß dieses Mädchen nichts  
anderes war als eine Darstellung des Hohen Liedes. Und wäh-  
rend ich diese Zeichnungen betrachtete, hatte ich das Gefühl, daß  
ich damit etwas Schlechtes beginge; aber ich konnte mich von  
ihnen nicht losreißen. O Gott! Hilf mir! O mein Gott! Wenn es  
Dein Werk ist, daß ich Dir so fern bin, so geschehe Dein Wille;  
wenn ich dies aber selbst verschuldet habe, so lehre mich, was ich  
tun soll. Ich muß an meiner Lasterhaftigkeit zugrunde gehen,  
wenn Du mich ganz verläßt!"

## XI

Die Geldverhältnisse der Familie Rostow hatten sich während  
der zwei Jahre, die sie auf dem Lande verlebt hatte, nicht  
gebessert.

Obwohl Nikolai Rostow, seinem Vorsatze getreu, still bei  
seinem Regimente in der entlegenen kleinen Garnison weiter-  
diente und verhältnißmäßig wenig Geld ausgab, war doch der  
ganze Zuschnitt des Lebens in Otradnoje derart, daß die Schulden  
in jedem Jahre unaufhaltsam wuchsen; ganz besonders wirkte  
übrigens zu diesem bedauerlichen Resultate auch die Art mit, in  
welcher Dmitri die Geschäfte führte. Die einzige Rettung, die  
sich dem alten Grafen noch darbot, war augenscheinlich der  
Staatsdienst, und so reiste er denn nach Petersburg, um sich eine  
Stelle zu suchen, und nahm auch gleich seine Familie mit, um  
während des Stellensuchens gleichzeitig seinen Mädchen, wie er  
sich ausdrückte, zum letztenmal ein bißchen Amüsement zu ver-  
schaffen.

Bald nach der Ankunft der Familie Rostow in Petersburg hielt  
Berg um Wjeras Hand an, und sein Antrag wurde angenommen.

Obwohl Rostows in Moskau zur besten Gesellschaft gehörten, übrigens ohne selbst zu wissen und darüber nachzudenken, zu welcher Gesellschaft sie gehörten, war doch in Petersburg ihr Gesellschaftskreis ein gemischter und nicht streng umgrenzter. In Petersburg waren sie Provinzler, und dieselben Leute, welche die Familie Rostow in Moskau gastfreundlich aufgenommen hatte, ohne ihre Gäste nach deren Zugehörigkeit zu einem bestimmten Gesellschaftskreise zu fragen, trugen nun in Petersburg Bedenken, sich zu der Familie Rostow herabzulassen.

Rostows lebten in Petersburg ebenso gastfrei wie in Moskau, und ihre Soupers bildeten einen Sammelpunkt für die verschiedenartigsten Persönlichkeiten; da kamen Nachbarn aus der Gegend von Otradnoje, alte, unbemittelte Gutsbesitzer mit Töchtern, ein Hoffräulein namens Peronskaja, Pierre Besuchow und der in Petersburg angestellte Sohn eines Kreispostmeisters. Von den männlichen Gästen wurden einige im Rostowschen Hause in Petersburg sehr bald Hausfreunde: erstens Boris, ferner Pierre, den der alte Graf zuerst auf der Straße getroffen und mit sich nach Hause geschleppt hatte, und drittens Berg, der ganze Tage bei Rostows zubrachte und der ältesten Komtesse Wjera alle die Aufmerksamkeiten erwies, die ein junger Mann überhaupt einer jungen Dame erweisen kann, um deren Hand er anzuhalten beabsichtigt.

Berg hatte wirklich etwas dadurch erreicht, daß er allen Leuten seine bei Austerlitz verwundete rechte Hand zeigte und dabei erzählte, wie er den (in Wirklichkeit völlig unnützen) Degen in die Linke genommen habe. Er hatte dieses Ereignis allen mit solcher Beharrlichkeit und mit so bedeutsamem Ernste berichtet, daß alle an die Zweckmäßigkeit und Verdienstlichkeit dieser That glaubten und Berg für Austerlitz zwei Auszeichnungen erhielt.

Auch im Finnischen Kriege war es ihm geglückt, sich hervor-



zutun. Er hatte einen Granatsplitter, der einen Adjutanten in der Nähe des Oberkommandierenden getödtet hatte, aufgehoben und diesen Granatsplitter dem hohen Vorgesetzten gebracht. Ebenso wie nach Musterlich erzählte er auch von diesem Ereignis allen so lange und so beharrlich, daß auch hierbei alle von der Notwendigkeit und Nützlichkeit dieser Handlungsweise überzeugt waren und Berg auch für den Finnländischen Krieg mit zwei Auszeichnungen bedacht wurde. Im Jahre 1809 war er Hauptmann bei der Garde, hatte mehrere Orden und übte in Petersburg einige besonders einträgliche Funktionen aus.

Obgleich einige Ungläubige lächelten, wenn man ihnen gegenüber von Bergs Verdiensten sprach, so mußte doch jeder zugestehen, daß Berg ein pflichttreuer, tapferer, bei seinen Vorgesetzten vorzüglich angeschriebener Offizier war, ein ehrenhafter junger Mann, der eine glänzende Laufbahn vor sich hatte und in der Gesellschaft sogar schon jetzt eine gesicherte Stellung einnahm.

Vier Jahre vorher hatte Berg einmal im Parkett des Theaters in Moskau einen deutschen Kameraden getroffen, diesem Wjera Kostowa gezeigt und zu ihm auf deutsch gesagt: „Die soll meine Frau werden,“ und von dem Augenblicke an hatte auch sein Entschluß festgestanden, sie zu heiraten. Jetzt nun in Petersburg stellte er Erwägungen an über die Situation der Familie Kostow und über die seinige, gelangte zu dem Resultate, daß der richtige Zeitpunkt gekommen sei, und machte seinen Antrag.

Bergs Antrag wurde zunächst mit einem Erstaunen aufgenommen, das für ihn nicht schmeichelhaft war. Anfangs erschien es den Kostows sonderbar, daß der Sohn eines geringen livländischen Edelmannes um die Hand einer Komtesse Kostowa anhielt; aber die hervorragendste Charaktereigenschaft Bergs bestand in einer so naiven, gutherzigen Selbstgefälligkeit, daß

die Rostows unwillkürlich zu dem Glauben kamen, dies müsse wohl für Wjera eine gute Partie sein, da er selbst so fest davon überzeugt sei, daß das junge Mädchen an ihm eine gute, eine sehr gute Partie mache. Außerdem waren die Vermögensverhältnisse der Rostows stark zerrüttet (das konnte dem Bewerber ja nicht unbekannt sein), und was die Hauptsache war: Wjera war schon vierundzwanzig Jahre alt; sie hatte alle möglichen Bälle und Gesellschaften besucht; aber trotzdem sie unstreitig ein schönes, fluges Mädchen war, hatte sich bisher noch niemand um sie beworben. So wurde denn Bergs Antrag angenommen.

„Sehen Sie wohl,“ sagte Berg zu seinem Kameraden, den er nur deshalb seinen Freund nannte, weil er wußte, daß alle Menschen Freunde haben. „Sehen Sie wohl, ich habe alles sorgfältig erwogen und würde nicht heiraten, wenn ich nicht alles bedacht hätte und irgend etwas dagegen spräche. Aber es ist alles in Ordnung: mein Papa und meine Mama sind jetzt versorgt; ich habe ihnen eine Pachtung in den Ostseeprovinzen verschafft; und ich werde in Petersburg bei meiner Sparsamkeit ganz wohl auskommen, da ich mein Gehalt habe und meine künftige Frau ihr Vermögen. Wir werden ganz gut leben können. Ich heirate nicht um des Geldes willen; das würde ich für eine unanständige Denkungsart halten; aber das ist erforderlich, daß die Frau etwas in die Ehe mitbringt und ebenso der Mann. Ich habe mein Gehalt und sie ihre Konnexionen und einige, wenn auch nicht bedeutende Mittel. Das fällt in unserer Zeit schon einigermaßen ins Gewicht, nicht wahr? Aber die Hauptsache ist doch: sie ist ein schönes, achtbares Mädchen und liebt mich . . .“

Berg errötete und lächelte.

„Ich liebe sie gleichfalls, weil sie einen vortrefflichen Verstand und einen sehr guten Charakter besitzt. Sehen Sie, da ist die

andere Schwester . . . aus derselben Familie, aber ein ganz anderes Wesen, ein unangenehmer Charakter, auch nicht verständlich genug; und sie hat so etwas . . . wissen Sie, mir sagt sie nicht zu . . . Aber meine Braut . . . Nun, kommen Sie nur später zu uns . . ." fuhr Berg fort; er wollte sagen: „zum Mittagessen“, besann sich aber noch eines andern und sagte: „zum Tee“; und dann ließ er schnell einen runden, kleinen Rauchring, den er durch Hindurchstoßen der Zunge bildete, aus dem Munde aufsteigen, wie wenn er seine Glücksträumereien dadurch verkörpern wollte.

Nach dem ersten Erstaunen, das Bergs Antrag bei den Eltern hervorgerufen hatte, geriet die Familie in die in solchen Fällen gewöhnliche festliche, freudige Stimmung; aber diese Freude war keine aufrichtige, sondern eine mehr äußerliche. Aus den Gefühlen der Verwandten hinsichtlich dieser Heirat konnte man eine gewisse Verlegenheit, eine Art Schamgefühl herausmerken. Sie schienen sich gleichsam jetzt zu schämen, daß sie Wjera so wenig liebten und sie so leichten Herzens hingaben. Am verlegensten von allen war der alte Graf. Er wäre wahrscheinlich nicht imstande gewesen, die eigentliche Ursache seiner Verlegenheit deutlich zu bezeichnen; aber diese Ursache war seine pekuniäre Lage. Er mußte schlechterdings nicht, wieviel er noch besaß, wieviel Schulden er hatte, und wieviel er seiner Tochter Wjera würde mitgeben können. Als die Töchter geboren wurden, hatte er einer jeden von ihnen dreihundert Seelen als Mitgift bestimmt; aber das eine dieser Dörfer war bereits verkauft und das andere verpfändet, und da der Zahlungstermin nicht innegehalten war, so mußte auch dieses verkauft werden; ein Gut konnte also Wjera nicht mitgegeben werden. Bares Geld war auch nicht vorhanden.

Berg und Wjera waren schon über einen Monat verlobt, und

es war nur noch eine Woche bis zur Hochzeit hin; aber der Graf war über die Frage der Mitgift mit sich immer noch nicht ins reine gekommen, hatte auch mit seiner Frau noch nicht darüber gesprochen. Bald wollte er Wjera einen Teil des Rjasanschen Gutes geben, bald einen Wald verkaufen, bald Geld auf Wechsel aufnehmen. Einige Tage vor der Hochzeit suchte Berg einmal frühmorgens den Graf in dessen Zimmer auf und bat mit einem liebenswürdigen Lächeln respektvoll seinen künftigen Schwiegervater, ihm mitzuteilen, welche Mitgift Komtesse Wjera erhalten werde. Obwohl der Graf diese Frage schon lange vorhergesehen hatte, setzte sie ihn doch so in Verwirrung, daß er ohne zu überlegen das erste Beste antwortete, was ihm in den Mund kam.

„Das gefällt mir, daß du auch an dein Budget denkst, das gefällt mir; nun, du wirst zufrieden sein . . .“

Er klopfte Berg auf die Schulter und stand auf, mit dem Wunsche, dieses Gespräch damit abzubrechen. Aber Berg erklärte mit liebenswürdigem Lächeln, wenn er nicht zuverlässig erführe, wieviel Wjera mitbekomme, und nicht wenigstens einen Teil des ihr Zugedachten im voraus erhielte, so sähe er sich genötigt zurückzutreten.

„Denn das werden Sie zugeben, Graf: wenn ich mich jetzt erdreistete zu heiraten, ohne die sicheren Mittel zum Unterhalte meiner Frau zu haben, so wäre das meinerseits nicht ehrenhaft gehandelt . . .“

Das Gespräch endete damit, daß der Graf, in dem Wunsche, sich großherzig zu zeigen und mit weiteren Forderungen verschont zu werden, einen Wechsel über achtzigtausend Rubel als Mitgift zu geben versprach. Berg lächelte freundlich, küßte den Grafen auf die Schulter und sagte, er sei sehr dankbar, könne aber für das bevorstehende neue Leben nicht die nötigen Ein-

richtungen treffen, wenn er nicht dreißigtausend Rubel bar erhalte.

„Oder wenigstens zwanzigtausend, Graf,“ fügte er hinzu. „Und dann einen Wechsel nur über sechzigtausend.“

„Ja, ja, schön!“ erwiderte der Graf hastig. „Aber wenn's dir recht ist, lieber Freund, so will ich dir die zwanzigtausend geben und außerdem einen Wechsel über achtzigtausend. Also abgemacht! Gib mir einen Kuß!“

## XII

Natascha war nun sechzehn Jahre alt, und man schrieb jetzt das Jahr 1809, eben das Jahr, bis zu welchem sie vier Jahre vorher bei dem Zusammensein mit Boris an den Fingern gezählt hatte, nachdem sie ihn geküßt hatte. Sie hatte ihn seitdem kein einziges Mal mehr gesehen. Wenn im Gespräche mit Sonja oder der Mutter die Rede auf Boris kam, pflegte Natascha, wie wenn die Sache völlig abgetan wäre, frei heraus zu sagen, daß alles, was früher stattgefunden hätte, nur eine Kinderei gewesen sei, von der es gar nicht der Mühe wert sei zu reden, und die längst vergessen sei. Aber in der geheimsten Tiefe ihres Herzens quälte sie sich mit der Frage, ob die Verabredung mit Boris nur ein Scherz gewesen sei oder ein ernstes, bindendes Versprechen.

In der ganzen Zeit, seit Boris im Jahre 1805 von Moskau zur Armee gereist war, hatte er Kostoms nicht besucht. Er war mehrere Male in Moskau gewesen, war auch mitunter nicht weit von Stradnoje vorbeigekommen, hatte sich aber nie bei Kostoms blicken lassen.

Natascha kam mitunter auf den Gedanken, Boris vermeide absichtlich ein Wiedersehen mit ihr, und in dieser Vermutung fühlte sie sich bestärkt durch den trüben Ton, in welchem die Eltern von ihm zu sprechen pflegten.

„Heutzutage ist es nicht mehr Sitte, sich an alte Freunde zu erinnern,“ sagte die Gräfin einmal, als Boris erwähnt worden war.

Auch Anna Michailowna, die in der letzten Zeit weniger im Rostowschen Hause verkehrte, beobachtete eine eigentümlich würdevolle Haltung und sprach jedesmal mit enthusiastischen Lobeserhebungen von den vortrefflichen Eigenschaften ihres Sohnes und von der glänzenden Laufbahn, in der er begriffen sei. Als Rostows nach Petersburg gezogen waren, machte ihnen Boris einen Besuch.

Während er zu ihnen hinfuhr, befand er sich in ziemlicher Aufregung. Die Erinnerung an Natafcha war die poetischste, die ihm seine ganze Vergangenheit darbot. Aber trotzdem fuhr er mit der festen Absicht hin, ihr und den Ihrigen deutlich zu verstehen zu geben, daß die Beziehungen zwischen ihm und Natafcha aus der Kinderzeit weder für sie noch für ihn bindend sein könnten. Er hatte dank dem näheren Umgange mit der Gräfin Besuchowa eine glänzende Position in der Gesellschaft, und ebenso dank der Protektion einer hochgestellten Persönlichkeit, deren volles Vertrauen er besaß, eine glänzende Position in dienstlicher Hinsicht, und im stillen keimte bei ihm der Plan, eines der reichsten jungen Mädchen Petersburgs zu heiraten, ein Plan, dessen Verwirklichung sehr wohl im Bereiche der Möglichkeit lag.

Als Boris im Rostowschen Hause in den Salon trat, war Natafcha auf ihrem Zimmer. Sobald sie von seiner Ankunft gehört hatte, kam sie errötend in den Salon beinah hereingelaufen; auf ihrem Gesichte strahlte ein mehr als freundliches Lächeln.

Boris hatte noch jene Natafcha im Gedächtnisse, die er vor vier Jahren gekannt hatte: mit dem kurzen Kleide, den glänzenden Augen unter dem lockigen Haare und dem ausgelassenen,

kindlichen Lachen, und daher geriet er, als nun eine ganz andere Natascha ins Zimmer trat, in Verwirrung, und auf seinem Gesichte malte sich staunende Bewunderung. Über diesen Ausdruck seines Gesichtes empfand Natascha eine nicht geringe Freude.

„Nun, erkennst du deine frühere kleine Freundin, die wilde Hummel, wieder?“ fragte die Gräfin.

Boris küßte Natascha die Hand und erwiderte, er sei erstaunt über die Veränderung, die mit ihr vorgegangen sei. „Wie schön Sie geworden sind!“ schloß er.

„Das möchte ich meinen!“ antworteten Nataschas lachende Augen.

„Finden Sie, daß Papa älter geworden ist?“ fragte sie. Dann setzte sie sich, und ohne sich an dem Gespräche zwischen Boris und der Mutter zu beteiligen, musterte sie schweigend ihren Bräutigam aus der Kinderzeit bis auf die kleinsten Einzelheiten. Er glaubte eine Art von Druck zu fühlen, als dieser freundliche Blick so beharrlich auf seiner Person ruhte, und blickte ab und zu nach ihr hin.

Uniform, Sporen, Halsbinde und Haartracht, alles war bei Boris hübsch modern und *comme il faut*. Das hatte Natascha sofort bemerkt. Er saß ein wenig zur Seite gewandt auf einem Sessel neben der Gräfin, brachte mit der rechten Hand den schneeweißen Glacéhandschuh an der linken in Ordnung, sprach mit einer besonders feinen Art, die Lippen einzuziehen, über die Vergnügungen der höchsten Petersburger Gesellschaftskreise und gedachte mit einem Anfluge freundlichen Spottes der früheren Moskauer Zeiten und der Moskauer Bekannten. Nicht ohne Absicht (Natascha merkte das sehr wohl) erwähnte er, als er von der höchsten Aristokratie sprach, den Ball beim französischen Gesandten, auf dem er gewesen sei, und die Einladungen bei M. N. und S. S.

Natascha saß die ganze Zeit über schweigend da und blickte ihn, den Kopf etwas neigend, von untenher an. Dieser Blick machte Boris immer unruhiger und setzte ihn in Verwirrung. Er sah häufiger nach Natascha hin und stockte in seinen Erzählungen. Er blieb nur zehn Minuten sitzen; dann stand er auf und empfahl sich. Immer noch schauten ihn dieselben neugierigen, herausfordernden und ein wenig spöttischen Augen an.

Nach diesem seinem ersten Besuche sagte sich Boris, daß Natascha auf ihn noch genau dieselbe Anziehungskraft ausübe wie früher, daß er sich aber diesem Gefühle nicht überlassen dürfe, weil eine Heirat mit ihr, einem fast vermögenslosen Mädchen, für seine Karriere verhängnisvoll werden müßte, eine Erneuerung der früheren Beziehungen aber ohne die Absicht einer Heirat eine unehrenhafte Handlungsweise sein würde. Boris faßte daher bei sich den Entschluß, fernere Begegnungen mit Natascha zu vermeiden; aber trotz dieses Entschlusses kam er nach einigen Tagen wieder und begann nun sich häufiger einzustellen und ganze Tage bei Rostows zu verleben. Er war der Ansicht, daß er sich notwendig mit Natascha aussprechen und ihr sagen müsse, sie müßten beide alles Vergangene der Vergessenheit übergeben; sie könne trotz allem und allem nicht seine Frau werden; er habe kein Vermögen, und daher würden ihre Eltern sie ihm nie zur Frau geben. Aber es bot sich ihm nie eine rechte Gelegenheit zu einer Aussprache, und es war ihm auch gar zu peinlich, ihr diese Mitteilung zu machen. Mit jedem Tage fühlte er sich mehr gefesselt. Natascha ihrerseits schien, soweit es die Mutter und Sonja beobachten konnten, in Boris noch ebenso verliebt zu sein wie ehemals. Sie sang ihm seine Lieblingslieder, zeigte ihm ihr Album und veranlaßte ihn, ihr etwas hineinzuschreiben; aber sie ließ nicht zu, daß er von alten Zeiten redete, sondern gab ihm zu verstehen, wie schön die Gegenwart sei. Und täglich, wenn er



wegging, war es ihm wie ein Nebel vor den Augen, und er hatte das nicht gesagt, was zu sagen er doch beabsichtigt hatte, und mußte selbst nicht, was er tat, und zu welchem Zwecke er kam, und wie das alles enden sollte. Er hörte auf, bei Helene zu verkehren; er erhielt zwar von ihr alle Tage vormurfsvolle Billette, verlebte aber trotzdem ganze Tage bei Kostows.

## XIII

Esines Abends, als die alte Gräfin unter vielem Seufzen und starkem Räuspern, in Nachthaube und Nachtjade, ohne ihre falschen Locken, nur mit ihren eigenen paar armseligen Haarsträhnen, die unter der weißen baumwollenen Nachthaube hervorkamen, auf dem Teppich vor dem Bette kniend unter tiefen Verbeugungen ihr Abendgebet sprach, da knarrte die Thür, und mit Pantoffeln an den bloßen Füßen, ebenfalls in der Nachtjade und mit Papilloten, kam Natascha hereingelaufen. Die Gräfin sah sich um und runzelte die Stirn. Sie sprach ihr letztes Gebet zu Ende: „Wird vielleicht dieses Lager heute mein Totenbett werden?“ aber ihre Gebetsstimmung war dahin. Natascha, deren Gesicht von lebhafter Erregung gerötet war, blieb, als sie sah, daß die Mutter betete, plötzlich mitten im Laufe stehen, kauerte sich nieder und steckte unwillkürlich die Zunge heraus, wie um sich selbst zu bedrohen. Als sie merkte, daß die Mutter weiterbetete, lief sie auf den Zehen, mit einem Fuße schnell gegen den andern schlitternd, zum Bette hin, warf die Pantoffeln ab und hüpfte auf eben das Lager, von dem die Gräfin gefürchtet hatte, daß es heute ihr Totenbett werden würde. Dieses Lager war ein hohes Federbett mit fünf immer kleiner werdenden Kopfkissen. Natascha sprang hinein, versank ganz darin, rücte nach der Wand hin und begann nun unter der Bettdecke allerlei Mut-

willen zu treiben: einmal streckte sie sich lang aus, dann zog sie die gebogenen Knie bis ans Kinn, dann strampelte sie mit den Beinen und lachte fast unhörbar, wobei sie bald den Kopf unter der Decke versteckte, bald nach der Mutter hinblickte. Sobald die Gräfin ihr Gebet beendet hatte, näherte sie sich dem Bette mit strenger Miene; aber als sie sah, daß Natascha mit dem Kopfe unter die Decke gekrochen war, lächelte sie in ihrer gutmütigen, nachsichtigen Art.

„Aber, aber!“ sagte die Mutter.

„Mama, kann ich ein bißchen mit Ihnen plaudern? Ja?“ fragte Natascha. „Nun also, einen Fuß auf das Halsgrübchen, und noch einen, und dann genug!“ Sie schlang ihre Arme um den Hals der Mutter und küßte sie unter das Kinn. Im Verkehr mit der Mutter zeigte Natascha zwar äußerlich eine gewisse Verbtheit der Manieren; aber sie benahm sich dabei doch taktvoll und geschickt und wußte, wie sie auch die Mutter mit den Händen anfassen mochte, es doch immer so zu tun, daß es der Mutter weder weh tat noch unangenehm oder hinderlich war.

„Nun, worüber willst du denn heute reden?“ fragte die Mutter, nachdem sie sich auf den Kissen zurechtgelegt und gewartet hatte, bis Natascha sich zweimal um sich selbst gedreht, die Arme auf die Bettdecke gelegt, eine ernste Miene angenommen hatte und nun still neben ihr unter der Decke lag.

Diese nächtlichen Besuche Nataschas, welche vor der Heimkehr des Grafen aus dem Klub stattzufinden pflegten, waren ein ganz besonderes Lieblingsvergnügen für Mutter und Tochter.

„Worüber willst du denn heute reden? Ich muß dir sagen . . .“

Natascha hielt der Mutter mit der Hand den Mund zu.

„Sie wollen von Boris reden . . . Ich weiß,“ sagte sie ernsthaft. „Eben deswegen bin ich ja auch gekommen. Reden Sie nicht; ich weiß alles. Aber nein, sagen Sie“ (sie nahm

die Hand weg), „sagen Sie, Mama: ist er nicht ein netter Mensch?“

„Natascha, du bist sechzehn Jahre alt; in deinem Alter war ich schon verheiratet. Du sagst, daß Boris nett ist. Er ist sehr nett, und ich habe ihn lieb wie einen Sohn; aber was hast du denn vor? Was denkst du eigentlich? Du hast ihm ganz den Kopf verdreht, das sehe ich wohl. . .“

Bei diesen Worten blickte die Gräfin nach ihrer Tochter hin. Natascha lag ruhig da und hielt die Augen unverwandt gerade vor sich hin auf eine der Sphinxen gerichtet, die, aus Mahagoniholz geschnitten, an den Ecken der Bettstelle angebracht waren, so daß die Gräfin nur das Profil ihrer Tochter sah. Nataschas Gesicht überraschte die Gräfin durch seinen auffallend ernstesten, nachdenklichen Ausdruck.

Natascha hörte zu und überlegte.

„Nun, und was ist dabei?“ fragte sie.

„Du hast ihm ganz den Kopf verdreht,“ sagte die Gräfin noch einmal. „Wozu das? Was willst du von ihm? Du weißt, daß du ihn nicht heiraten kannst.“

„Warum nicht?“ erwiderte Natascha, ohne ihre Lage zu verändern.

„Weil er zu jung ist, weil er arm ist, weil er mit dir verwandt ist. . . weil du selbst ihn gar nicht einmal wahrhaft liebst.“

„Aber warum meinen Sie das?“

„Ich weiß es. Das führt zu nichts Gutem, mein Kind.“

„Aber wenn ich will. . .“ begann Natascha.

„Rede nicht solche Torheiten,“ sagte die Gräfin.

„Aber wenn ich will. . .“

„Natascha, ich bitte dich in allem Ernst. . .“

Natascha ließ sie nicht zu Ende sprechen; sie zog die große Hand der Gräfin zu sich heran und küßte sie auf die Oberseite, dann in

die Handfläche, dann drehte sie sie wieder herum und küßte sie auf den Knöchel des obersten Gelenkes eines Fingers, dann in die daneben befindliche Vertiefung, dann auf den folgenden Knöchel und so weiter, wobei sie flüsterte: „Januar, Februar, März, April, Mai.“ — „Reden Sie doch, Mama; warum schweigen Sie denn? Reden Sie doch,“ bat sie und sah ihre Mutter an, die mit zärtlichem Blicke ihre Tochter betrachtete und, in diese Betrachtung versenkt, alles vergessen zu haben schien, was sie hatte sagen wollen.

„Das führt zu nichts Gutem, liebes Kind. Nicht alle Leute werden für euer kindliches Freundschaftsverhältnis Verständnis haben; und wenn man sieht, daß er so viel mit dir verkehrt, so kann dir das in den Augen der anderen jungen Männer, die zu uns kommen, Schaden, und was die Hauptsache ist: es ist für ihn eine zwecklose Pein. Er hatte vielleicht schon eine für ihn passende reiche Partie gefunden, und nun kommt er hier um seinen Verstand.“

„Er kommt um seinen Verstand?“ fragte Natascha.

„Ich will dir etwas von mir selbst erzählen. Ich hatte einen Better . . .“

„Ich weiß: Kirill Matwejewitsch; aber der ist ja doch ein alter Mann?“

„Er ist nicht immer ein alter Mann gewesen. Aber weißt du was, Natascha? Ich werde mit Boris reden. Er soll nicht so oft herkommen . . .“

„Warum soll er nicht, wenn er es doch gern tut?“

„Weil ich weiß, daß doch nichts daraus wird.“

„Woher wissen Sie das? Nein, Mama, reden Sie nicht mit ihm. Was sind das für Dummheiten!“ rief Natascha im Tone eines Menschen, dem jemand sein Eigentum wegnehmen will. „Nun, wenn ich ihn auch nicht heirate, darum kann er doch herkommen,

wenn es ihm und mir Vergnügen macht." Nataſcha blickte die Mutter lächelnd an.

„Wenn ich ihn auch nicht heirate; aber bloß so," sagte sie noch einmal.

„Was meinst du damit, mein Kind?"

„Nun, bloß so. Ich brauche ihn ja nicht zu heiraten, aber . . . bloß so."

„Bloß so, bloß so!" sprach ihr die Gräfin nach und brach plötzlich nach Art alter Frauen in ein gutmütiges Gelächter aus, so daß ihr ganzer Leib schüttelte.

„Lachen Sie doch nicht so; hören Sie auf!" rief Nataſcha. „Das ganze Bett wackelt ja davon. Sie haben furchtbare Ähnlichkeit mit mir; Sie sind gerade so ein lachlustiges Ding wie ich . . . Warten Sie mal . . ." Sie ergriff beide Hände der Gräfin und küßte an der einen die Vertiefung beim kleinen Finger und den Knöchel desselben, wobei sie sagte: „Juni, Juli," und küßte dann an der anderen Hand weiter: „August." — „Mama, ist er sehr in mich verliebt? Wie urteilen Sie darüber? Sind die jungen Männer in Sie auch so verliebt gewesen? Er ist sehr nett, sehr, sehr nett! Nur nicht ganz nach meinem Geschmack: er ist so schmal wie eine Standuhr . . . Verstehen Sie mich nicht? . . . Schmal, wissen Sie, grau, hellgrau . . ."

„Was redest du für Unsinn!" sagte die Gräfin.

Nataſcha fuhr fort:

„Verstehen Sie mich wirklich nicht? Nikolai würde mich gleich verstehen . . . Besuchow, das ist so ein Blauer, dunkelblau mit Rot, dabei aber viereckig."

„Mit dem Kokettierst du auch," sagte die Gräfin lachend.

„Nein, er ist ein Freimaurer, wie ich erfahren habe. Er ist ein braver Mensch, dunkelblau mit Rot . . . Wie soll ich es Ihnen nur deutlich machen . . ."

„Liebe Gräfin,“ hörten sie den Grafen vor der Thür sagen. „Schläfst du noch nicht?“ Nataſcha ſprang auf, nahm ihre Pantoffeln in die Hand und lief barfuß nach ihrem Zimmer.

Sie konnte lange Zeit nicht einſchlafen. Sie dachte immerzu daran, daß niemand all das verſtand, was ihr ſelbſt doch ſo verſtändlich war: ihre eigenen Empfindungen.

„Ob Sonja?“ dachte ſie, während ſie das ſchlafende, zuſammengerollte Kätzchen mit der dicken, langen Haarflechte betrachtete. „Nein, wie ſollte ſie das können! Sie iſt zu tugendhaft. Sie hat ſich in Nikolai verliebt und will nun von nichts weiter wiſſen. Auch Mama verſteht mich nicht. Es iſt erſtaunlich, wie klug ich bin, und wie . . . nett ſie iſt,“ fuhr ſie fort, indem ſie von ſich ſelbſt in der dritten Perſon ſprach und ſich vorſtellte, daß das irgendein ſehr kluger Mann, der allerklügſte und allerbeſte, von ihr ſage. „Sie beſiſt alle erdenklichen Vorzüge,“ fuhr dieſer Mann fort, „ſie iſt klug, außerordentlich nett, ferner ſchön, außerordentlich ſchön, und gewandt: ſie ſchwimmt und reitet vorzüglich; und nun erſt die Stimme! Man kann ſagen: eine bewundernswerte Stimme!“

Sie ſang ihre Lieblingsmelodie aus einer Cherubinischen Oper, lachte vor Freude bei dem Gedanken, daß ſie nun gleich einſchlafen werde, und rief Dunjaſcha, damit ſie die Kerze auslöſche; und wirklich war Dunjaſcha noch nicht aus dem Zimmer, als Nataſcha bereits in eine andere, noch glücklichere Welt, die Welt der Träume, übergegangen war, wo alles ebenſo ſchön und wohligh war wie in der Wirklichkeit, aber inſofern noch beſſer, als es andersartig war.

★

Am andern Tage ließ die Gräfin Boris auf ihr Zimmer bitten und redete mit ihm, und von dieſem Tage an ſtellte er ſeine Beſuche bei Roſtows ein.

## XIV

Am 31. Dezember, dem Silvesterabend vor Beginn des Jahres 1810, fand bei einem der Großen aus der Zeit der Kaiserin Katharina ein Ball statt. Zu diesem Balle war auch das ganze diplomatische Korps eingeladen, und auch der Kaiser hatte sein Erscheinen zugesagt.

Auf dem Englischen Kai erstrahlte das berühmte Haus des Großwürdenträgers vom Scheine unzähliger Lichter. An dem hell erleuchteten Portal war der Fußboden mit rotem Tuche belegt. Dort an der Auffahrt stand Polizei, nicht nur gewöhnliche Gendarmen, sondern der Polizeimeister selbst und ein Duzend Polizeioffiziere. Sowie eine Equipage wegfuhr, folgte auch schon wieder eine neue, mit Lakaien in roten Livreen und Federhüten. Aus den Equipagen stiegen Männer in Uniformen, mit Ordenssternen und Ordensbändern; Damen in Atlas und Hermelin stiegen vorsichtig über die geräuschvoll herabgeschlagenen Wagentritte hinab und schritten eilig und lautlos über das Tuch in das Portal hinein.

Fast jedesmal, wenn eine neue Equipage vorfuhr, lief ein Flüstern durch die Menge, und alle nahmen die Mützen ab.

„Der Kaiser? . . . Nein, ein Minister . . . ein Prinz . . . ein Gesandter . . . Siehst du wohl den Federbusch?“ hieß es in dem Schwarme der Zuschauer.

Einer aus der Menge, der besser gekleidet war als die andern, schien alle Anführenden zu kennen und nannte den übrigen die Namen der vornehmsten Großen jener Zeit.

Schon hatte sich der dritte Teil der Gäste zu diesem Balle eingefunden; aber bei Kostows, die ebenfalls eingeladen waren und den Ball besuchen wollten, waren die Damen noch in größter Eile dabei, sich anzukleiden.

Um dieses Balles willen hatten in der Familie Rostow viele Erdörterungen stattgefunden, und viele Vorbereitungen waren getroffen worden, und viele Befürchtungen hatten Unruhe erregt: würden sie auch eine Einladung erhalten, und würden die Kleider rechtzeitig fertig werden, und würde an diesen auch alles nach Wunsch ausgefallen sein?

Mit Rostows zusammen sollte Marja Ignatjewna Peronskaja auf den Ball fahren, eine Freundin und Verwandte der Gräfin, eine hagere, gelbliche Hofdame des alten Hofes, welche den Provinzlern Rostow in den höchsten Petersburger Gesellschaftskreisen als Führerin und Ratgeberin diente.

Um zehn Uhr abends sollten Rostows die Hofdame vom Laurischen Garten abholen; aber jetzt waren es schon fünf Minuten vor zehn, und die jungen Mädchen waren noch nicht angekleidet.

Es war der erste große Ball, den Nataſcha in ihrem Leben besuchte. Sie war an diesem Tage um acht Uhr morgens aufgestanden und hatte sich den ganzen Tag über in fieberhafter Unruhe und Tätigkeit befunden. Alle ihre Kräfte waren vom frühen Morgen an darauf gerichtet gewesen, daß sie alle drei, sie selbst und die Mama und Sonja, auch wirklich recht schön gekleidet wären. Sonja und die Gräfin hatten sich in dieser Hinsicht völlig in Nataſchas Hände gegeben. Die Gräfin sollte ein dunkelrotes Samtkleid tragen und die beiden jungen Mädchen weiße Kreppkleider über rosa-seidenen Unterkleidern, mit Rosen am Nieder. Die Haare sollten à la grecque frisiert sein.

Alles Wesentliche war bereits getan: Füße, Arme, Hals und Ohren waren schon mit besonderer Sorgfalt ballmäßig gewaschen, parfümiert und gepudert; die durchbrochenen seidenen Strümpfe und die weißen Atlaschuhe mit den Bandschleifen waren schon angezogen, die Frisuren fast fertig. Sonja brachte an ihrem Anzuge nur noch die letzten Kleinigkeiten in Ordnung, die Gräfin



ebenfalls; aber Natascha, die sich mit allen geschäftig abgemüht hatte, war noch weit zurück. Sie saß noch, mit dem Frisiermantel um die mageren Schultern, vor dem Spiegel. Sonja stand, schon angekleidet, mitten im Zimmer und steckte, mit ihrem feinen Finger so stark zudrückend, daß er ihr weh tat, das unter der Stednadel knirschende letzte Band fest.

„Nicht so, nicht so, Sonja!“ rief Natascha; sie drehte dabei den Kopf, der gerade frisiert wurde, und griff sich dann mit den Händen nach den Haaren, da das Stubenmädchen, das diese festhielt, sie nicht so schnell hatte loslassen können. „Nicht so die Schleife; komm mal her!“

Sonja kauerte sich vor ihr nieder. Natascha steckte ihr das Band anders.

„Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, aber so kann ich Sie wirklich nicht frisieren,“ sagte das Stubenmädchen, welches Nataschas Haar in den Händen hatte.

„Ach, mein Gott, gleich, gleich! Siehst du, so, Sonja!“

„Seid ihr bald soweit?“ fragte die Gräfin vom Nebenzimmer aus. „Es ist gleich zehn.“

„Im Augenblick! Sind Sie denn fertig, Mama?“

„Ich habe mir nur noch die Toque anzustecken.“

„Tun Sie es ja nicht ohne mich!“ rief Natascha. „Sie verstehen das nicht ordentlich.“

„Aber es ist schon zehn Uhr.“

Sie hatten gerechnet, daß sie um halb elf auf dem Balle sein wollten, und nun mußte Natascha sich erst noch anziehen, und dann mußten sie noch nach dem Laurischen Garten heranfahen.

Sowie die Frisur fertig war, lief Natascha im kurzen Unterkleide, unter dem die Ballschuhe zu sehen waren, und in einer Nachtjade, die ihrer Mutter gehörte, zu Sonja hin, musterte sie von allen Seiten und eilte dann zur Mutter. Indem sie ihr den

Kopf hin und her drehte, steckte sie ihr die Toque fest; sie ließ sich kaum Zeit, ihr einen Kuß auf das graue Haar zu drücken, und lief wieder zu den Stubenmädchen hin, die ihr den Rock des Kreppkleides kürzer nähten.

Denn es war noch ein Hemmnis zu beseitigen: Nataschas Kleiderrock war zu lang. Zwei Mädchen waren damit beschäftigt, ihn kürzer zu nähen, wobei sie eilig die Fäden abbissen. Eine dritte, mit Stecknadeln zwischen den Lippen und Zähnen, kam aus dem Zimmer der Gräfin zu der mithelfenden Sonja gelaufen; die vierte hielt das Kreppkleid, an dem genäht wurde, in der hochgehobenen Hand.

„Mawruscha, bitte, recht schnell, Liebe, Gute!“

„Reichen Sie mir von da den Fingerhut, gnädiges Fräulein!“

„Na, seid ihr endlich soweit?“ fragte der Graf hinter der angelehnten Thür. „Was habt ihr aber für schönes Parfüm! Die Peronstaja wartet gewiß schon ungeduldig.“

„Fertig, gnädiges Fräulein,“ sagte das eine Stubenmädchen, hob das verkürzte Kreppkleid mit zwei Fingern in die Höhe, indem sie dagegen blies und es schüttelte, wie wenn sie dadurch ihre Freude über die Duftigkeit und Sauberkeit dessen, was sie da hielt, zum Ausdruck bringen wollte.

Natascha machte sich daran, das Kleid anzuziehen.

„Gleich, gleich! Komm jetzt nicht herein, Papa!“ rief sie, noch unter dem Krepprock hervor, der ihr Gesicht verdeckte, dem Vater zu, der im Begriff war, die Thür zu öffnen.

Sonja schlug die Thür zu. Eine Minute darauf wurde der Graf hereingelassen. Er war in blauem Frack, Kniestrümpfen und Schuhen, parfümiert und pomadisiert.

„Ach, Papa, wie hübsch du aussiehst! Ganz entzückend!“ rief Natascha, die mitten im Zimmer stand und die Falten des Kreppkleides ordnete.

„Erlauben Sie, gnädiges Fräulein, erlauben Sie!“ sagte eines der Stubenmädchen, das neben Nataſcha kniete, das Kleid zurechtzupfte und die Stednadeln mit der Zunge von einer Seite des Mundes nach der anderen ſchob.

„Nimm's mir nicht übel!“ rief Sonja ganz verzweifelt, indem ſie Nataſchas Kleid betrachtete, „nimm's mir nicht übel, aber es iſt noch zu lang!“

Nataſcha trat etwas weiter zurück, um ſich im Trumeau ſehen zu können. Das Kleid war zu lang.

„Bei Gott, gnädiges Fräulein, es iſt nicht zu lang,“ beteuerte Mawruſcha, die auf dem Fußboden hinter Nataſcha herruſchte.

„Nun, wenn es zu lang iſt, näh'n wir es noch weiter um; damit ſind wir in einer Minute fertig,“ ſagte die reſolute Dunjaſcha, zog eine Näh'nadel aus ihrem Bruſttuche und machte ſich von neuem auf dem Fußboden an die Arbeit.

In dieſem Augenblick trat, in Samtkleid und Toque, mit leiſen Schritten, wie verſchämt, die Gräfin ins Zimmer.

„Ei, ei! Meine ſchöne Frau!“ rief der Graf. „Sie iſt ſchöner als ihr alle zuſammen!“

Er wollte ſie umarmen; aber ſie trat errötend zurück, um ſich nichts zerdrücken zu laſſen.

„Mama, die Toque muß mehr ſeitwärts ſitzen!“ rief Nataſcha. „Ich werde ſie Ihnen zurechtſteden.“ Mit dieſen Worten lief ſie vorwärts auf die Mutter zu; aber die Mädchen, die das Kleid verkürzten, konnten ihr nicht ſo ſchnell nachkommen, und es riß ein Stückchen Krepp ab.

„O mein Gott!“ rief Nataſcha erſchrocken. „Was war das? Ich kann wahrhaftig nichts dafür . . .“

„Das tut nichts,“ tröſtete Dunjaſcha. „Ich nähe es wieder an; dann ſieht es kein Menſch.“

„Ach, wie wunderſchön! Mein Prachtkind!“ ſagte von der Tür

aus die eintretende Kinderfrau. „Und unsere liebe Sonja! Nun, das sind einmal zwei allerliebste junge Damen! . . .“

Um ein Viertel auf elf setzten sich endlich alle in die beiden Equipagen und fuhren fort. Aber sie mußten noch nach dem Laurischen Garten heranfahren.

Fräulein Peronskaja war schon bereit. Trotz ihres Alters und ihrer Häßlichkeit hatte sie dieselben Zurüstungen mit sich vorgenommen wie die Rostowschen Damen, wiewohl nicht mit solcher Unruhe und Hast (für sie war ein solcher Ball etwas Gewöhnliches); aber sie hatte ihren alten, unschönen Körper ebenso gewaschen, parfümiert und gepudert und sich ebenso sorgsam hinter den Ohren gesäubert; ja es hatte sogar, ganz ebenso wie bei Rostows, die bejahrte Kammerfrau voll Entzücken die Toilette der alten Hofdame bewundert, als diese im gelben Kleide, mit dem Namenszuge der Kaiserin als Abzeichen ihrer Stellung, in den Salon getreten war.

Fräulein Peronskaja lobte die Toiletten der Rostowschen Damen. Die Rostowschen Damen ihrerseits lobten den auserlesenen Geschmack und die Eleganz der Toilette der Hofdame, und sorgfältig darauf bedacht, ihre Frisuren und Kleider nicht zu verderben, nahmen sie endlich alle um elf Uhr ihre Plätze in den Equipagen ein und fuhren zum Balle hin.

## XV

**M**atascha hatte an diesem Tage vom frühen Morgen an auch nicht einen Augenblick lang freie Zeit gehabt und war nicht ein einziges Mal dazu gekommen, über das, was ihr bevorstand, nachzudenken.

In der feuchten, kalten Luft, der Enge und dem Halbdunkel des schaukelnden Wagens stellte sie sich zum erstenmal lebhaft

das vor, was ihrer dort, auf dem Balle, in den hell erleuchteten Sälen, wartete: Musik, Blumen, Tänze, der Kaiser, die ganze glänzende Jugend Petersburgs. Das, was ihrer wartete, war so schön, daß sie nicht einmal daran glauben konnte, daß es Wirklichkeit werden würde, — so wenig stand es mit ihren jetzigen Empfindungen im Einklang: mit der Kälte, Enge und Dunkelheit des Wagens. Alles das, was ihrer wartete, kam ihr erst dann recht zum Verständnis, als sie über das rote Tuch am Portal gegangen war und nun in den Flur eintrat, den Pelz ablegte und neben Sonja vor der Mutter her zwischen Blumen die hell erleuchtete Treppe hinanstieg. Da erst begann sie zu überlegen, wie sie sich auf dem Balle benehmen müsse, und bemühte sich, das majestätische Wesen anzunehmen, welches sie für ein junges Mädchen auf einem Balle für notwendig erachtete. Aber zu ihrem Glücke mußte sie merken, daß ihre Augen unwillkürlich umherliefen; sie vermochte nichts deutlich zu sehen; ihr Puls hatte hundert Schläge in der Minute, und das Blut in ihrem Herzen fing gewaltig zu klopfen an. Sie war nicht imstande jenes Wesen anzunehmen, durch das sie sich lächerlich gemacht haben würde, und ging vorwärts halb bewußtlos vor Aufregung und mit allen Kräften bemüht, diese Aufregung zu verbergen. Und gerade dies war dasjenige Wesen, das ihr am allerbesten stand. Vor ihnen und hinter ihnen gingen, gleichfalls im Ballanzug, leise miteinander redend, andere Gäste. Die Spiegel auf der Treppe warfen die Bilder der Damen in weißen, blauen und rosa Kleidern, mit Brillanten und Perlen an den entblößten Armen und Halsen, zurück.

Natascha blickte in die Spiegel, konnte aber darin ihr eigenes Bild nicht aus denen der anderen herausfinden. Alles floß zu einer einzigen glänzenden Prozession zusammen. Beim Eintritt in den ersten Saal wurde Natascha durch das gleichmäßige Ge-

töse der Stimmen, der Schritte und der Begrüßungen ganz betäubt; Licht und Glanz blendeten sie noch mehr als vorher. Der Hausherr und die Hausfrau, die schon seit einer halben Stunde an der Eingangstür standen und zu den Eintretenden immer ein und dieselben Worte sagten: „Wir sind entzückt, Sie zu sehen“, begrüßten ebenso auch Rostows und Fräulein Peronskaja.

Die beiden jungen Mädchen, beide in den gleichen weißen Kleidern, mit den gleichen Rosen im schwarzen Haar, machten in gleicher Weise ihren Knicks; aber unwillkürlich ließ die Hausfrau ihren Blick länger auf der schlanken Natascha ruhen. Sie betrachtete sie mit Interesse und lächelte ihr allein besonders zu, noch über das Lächeln hinaus, das sie als Hausfrau allen zu zeigen hatte. Beim Anblicke dieses jungen Mädchens erinnerte sie sich vielleicht an ihre eigene goldene, nie wiederkehrende Mädchenzeit und an ihren ersten Ball. Auch der Hausherr folgte Natascha mit den Augen und fragte den Grafen, welches seine Tochter sei.

„Allerliebste!“ sagte er und küßte seine Fingerspitzen.

Im Saale erwarteten die Gäste, an der Eingangstür zusammengedrängt, stehend den Kaiser. Die Gräfin mit den Ihrigen stellte sich in die vordersten Reihen dieser Menge. Natascha hörte und merkte an den Blicken, daß manche der Umstehenden nach ihr fragten und sie betrachteten. Sie wußte, daß sie denen gefiel, die ihr ihre Aufmerksamkeit zuwandten, und diese Wahrnehmung diente dazu, sie einigermaßen zu beruhigen.

„Hier sind manche von derselben Art wie wir und manche, die nicht so gut aussehen wie wir,“ dachte sie.

Fräulein Peronskaja nannte der Gräfin die berühmtesten der auf dem Balle anwesenden Persönlichkeiten.

„Dort, das ist der holländische Gesandte, sehen Sie wohl, der Graukopf,“ sagte Fräulein Peronskaja, indem sie auf einen alten

Herrn mit noch vollem, lockigem, silbergrauem Haar wies, der von Damen umgeben war, die er durch irgendwelche Späße zum Lachen brachte.

„Und da ist sie, die Königin von Petersburg, die Gräfin Besuchowa,“ sagte sie und zeigte auf die eintretende Helene. „Wie schön sie ist! Sie gibt Marja Antonowna nichts nach; sehen Sie nur, wie die jungen und alten Herren ihr den Hof machen. Sie ist beides: schön und klug. Es heißt, daß Prinz“ (sie nannte den Namen) „ganz wahnsinnig in sie verliebt ist. Und hier diese zwei Damen, wenn sie auch nicht schön sind, werden sogar noch mehr umschwärmt.“

Sie zeigte auf eine Mutter und deren recht häßliche Tochter, die durch den Saal gingen.

„Das junge Mädchen hat viele Millionen,“ sagte Fräulein Peronskaja. „Und nun sehen Sie nur diese Menge von Bewerbern!“

„Das ist ein Bruder der Gräfin Besuchowa, Anatol Kuragin,“ erklärte sie weiter, indem sie auf einen schönen Chevaliergardisten wies, der an ihnen vorbeiging und mit hochehobenem Kopfe über alle Damen weg ins Unbestimmte blickte. „Welch ein schöner Mann! Nicht wahr? Man sagt, er wird dieses reiche Mädchen bekommen. Auch Ihr Verwandter, Drubezkoi, bemüht sich stark um sie. Sie soll Millionen mitbekommen. — Gewiß, das ist der französische Gesandte,“ antwortete sie mit Bezug auf Caulaincourt auf eine Frage der Gräfin, wer das sei. „Sehen Sie nur, wie ein regierender Herrscher! Und doch sind die Franzosen so liebenswürdig, so überaus liebenswürdig. Im gesellschaftlichen Leben kann man sich gar nichts Liebenswürdigeres denken. Und da ist auch sie! Nein, die Schönste von allen ist doch unsere Marja Antonowna! Und wie einfach sie angezogen ist! Entzückend! — Und dieser Dide da mit der Brille, das ist ein kosmopolitischer

Freimaurer," sagte Fräulein Peronskaja, auf Besuchow zeigend. „Halten Sie ihn einmal neben seine Frau dort: der reine Hanswurst!"

Pierre schritt, die Menge teilend, vorwärts, indem er seinen dicken Körper hin und her wiegte und so lässig und gutmütig nach rechts und links nickte, als wenn er durch den Menschenschwarm auf einem Markte ginge. An der Art, wie er sich durch die Menge weiterschob, konnte man sehen, daß er jemand suchte.

Natascha freute sich sehr, das bekannte Gesicht Pierres, dieses Hanswurstes, wie ihn Fräulein Peronskaja genannt hatte, zu erblicken; sie wußte, daß Pierre nach ihnen und namentlich nach ihr in der Menge suchte. Pierre hatte ihr versprochen, zu dem Balle zu kommen und ihr Herren vorzustellen.

Aber ehe Pierre noch zu ihnen hingelangt war, blieb er bei einem nur mäßig großen, sehr schönen, brünetten Offizier in weißer Uniform stehen, der am Fenster stand und mit einem andern, hochgewachsenen Herrn mit Ordensstern und Ordensband im Gespräch begriffen war. Natascha erkannte den kleineren jungen Mann in der weißen Uniform auf den ersten Blick: es war Volkonski, und es wollte ihr scheinen, als sei er bedeutend jünger, heiterer und schöner geworden.

„Da ist noch ein Bekannter, Mama; sehen Sie ihn? Volkonski," sagte Natascha, auf den Fürsten Andrei weisend. „Besinnen Sie sich? Er hat einmal bei uns in Otradnoje eine Nacht logiert."

„Ah, Sie kennen ihn?" sagte Fräulein Peronskaja. „Ich kann ihn nicht ausstehen. Er hat in den höheren Regionen jetzt großen Einfluß: er macht sozusagen Regen und Sonnenschein. Und dabei besitzt er einen Hochmut, der grenzenlos ist! Er artet ganz nach seinem Vater. Er hat sich jetzt mit Speranski liiert, und sie verfassen zusammen allerlei Reformprojekte. Sehen Sie nur, wie er mit den Damen verkehrt! Da redet eine mit ihm, und er



wendet sich von ihr fort!" sagte sie, empört nach ihm hindeutend. „Ich würde es ihm gehörig geben, wenn er sich gegen mich so benehmen wollte wie gegen diese Damen.“

## XVI

Plötzlich kam alles in Bewegung; ein Gemurmel ging durch die Menge; sie drängte vorwärts, dann teilte sie sich wieder, nach beiden Seiten zurücktretend, und zwischen diesen Reihen trat unter den Klängen des schmetternd einsetzenden Orchesters der Kaiser ein. Hinter ihm gingen der Hausherr und die Hausfrau. Im Gehen verbeugte sich der Kaiser eilig bald nach rechts, bald nach links, wie wenn er über diesen ersten Augenblick der Begrüßung recht schnell hinwegzukommen suchte. Die Musik spielte eine Polonaise, die damals wegen des dazu gedichteten Textes sehr bekannt war. Dieser Text begann: „Edler Kaiser Alexander, den wir voll Entzücken schauen, Kaiserin Jelisaweta, allerholdeste der Frauen . . ." Der Kaiser begab sich in den Salon; die Menge strömte zur Thür; einige Personen gingen eilig in den Salon hinein und kehrten bald darauf mit verändertem Gesichtsausdruck von dort zurück. Nun strömte die Menge wieder von der Thür des Salons zurück, da in dieser der Kaiser, im Gespräch mit der Hausfrau, erschien. Ein junger Mann trat mit verlegener Miene auf die Damen zu und bat sie, weiter zurückzutreten; aber einige Damen schienen, nach ihrem Gesichtsausdruck zu urteilen, alle Regeln des gesellschaftlichen Verkehrs vollständig vergessen zu haben und drängten ohne Rücksicht auf ihre dabei zu Schaden kommenden Toiletten vorwärts. Die Herren begannen sich den Damen zu nähern und sich mit ihnen paarweis zur Polonaise aufzustellen.

Alles wich auseinander, und der Kaiser trat, die Hausfrau am

Arme führend, aus der Thür des Salons; er schritt mit lächelndem Gesicht einher, ohne den Takt der Musik zu beachten. Hinter ihm kam der Hausherr mit der schönen Fürstin Marja Antonowna Maryschkina, dann die Gesandten, die Minister und verschiedene Generale; Fräulein Peronskaja nannte der Gräfin Rostowa unermüdlich die Namen der Vorübergehenden. Mehr als die Hälfte der auf dem Balle anwesenden Damen hatten Kavaliere und gingen in der Polonaise mit oder waren im Begriff einzutreten. Natascha merkte, daß sie nebst der Mutter und Sonja unter der Minderzahl derjenigen Damen blieb, die nicht zur Polonaise aufgefordert, sondern an die Wand gedrängt wurden. Sie stand da und ließ ihre magren Arme herunterhängen; ihr noch kaum entwickelter Busen hob sich in gemessenen Zeiträumen, zwischen denen sie den Atem anhielt; mit glänzenden, erschrockenen Augen blickte sie vor sich hin; man konnte ihr ansehen, daß sie darauf wartete, ob ihr die höchste Freude oder das größte Leid zuteil werden würde. Es interessierte sie weder der Kaiser noch all die hohen Persönlichkeiten, auf welche Fräulein Peronskaja hinwies; sie hatte nur einen Gedanken: „Wird denn wirklich niemand zu mir kommen? Werde ich denn wirklich diesen ersten Tanz nicht mittanzen? Werden mich denn wirklich alle diese Herren unbeachtet lassen, die mich jetzt nicht einmal zu sehen scheinen, sondern, wenn sie nach mir hinblicken, es mit einem Ausdruck tun, wie wenn sie sagen wollten: „Ach, das ist nicht die Richtige; es hat keinen Zweck, da noch hinzublicken!“ Nein, es ist nicht möglich!“ dachte sie. „Sie müssen doch wissen, wie gern ich tanzen möchte, und wie vorzüglich ich tanze, und wieviel Vergnügen es ihnen machen würde, mit mir zu tanzen.“

Die Töne der Polonaise, die ziemlich lange dauerte, bekamen für Nataschas Ohren schon eine traurige Klangfärbung, wie die Erinnerung an etwas unwiederbringlich Verlorenes. Sie kämpfte

mit dem Weinen. Fräulein Peronskaja war von ihnen weggegangen. Der Graf befand sich am andern Ende des Saales; die Gräfin, Sonja und sie standen allein wie in einem Walde in dieser fremden Menschenmenge: niemand kümmerte sich um sie, niemand hatte sie nötig. Fürst Andrei ging mit einer Dame neben ihnen vorbei, erkannte sie aber augenscheinlich nicht. Der schöne Anatol sagte lächelnd etwas zu der Dame, die er führte, und blickte dabei Natascha in derselben Art ins Gesicht, wie man eine Wand anblickt. Boris kam zweimal bei ihnen vorüber, wandte sich aber jedesmal ab. Berg und seine Frau, welche nicht tanzten, traten zu ihnen.

Natascha hatte die Empfindung, daß es etwas Demütigendes habe, wenn sich die Familie hier auf dem Balle so zusammenschließe; als ob es für Familiengespräche nicht andere Orte gäbe als gerade einen Ball. Wjera erzählte ihr etwas von ihrem grünen Kleide; aber Natascha hörte ihr nicht zu und sah sie nicht an.

Endlich blieb der Kaiser neben seiner letzten Dame stehen (er hatte mit drei Damen getanzt); die Musik schwieg. Ein übereifriger Adjutant kam zu Rostows hingelaufen und bat sie, beiseite zu treten, obwohl sie bereits dicht an der Wand standen, und vom Orchester erklangen, noch langsam und piano, aber klar und bestimmt, die Töne eines Walzers mit ihrem lockenden Rhythmus. Der Kaiser sah sich lächelnd im Saale um. Es verging eine Minute; aber noch niemand tanzte. Ein Adjutant, der das Amt eines Vortänzers versah, trat zur Gräfin Besuchowa und forderte sie auf. Lächelnd hob sie den Arm in die Höhe und legte ihn auf die Schulter des Adjutanten, ohne diesen anzublicken. Der Vortänzer, ein Meister in seinem Fache, schlang im Bewußtsein seiner Kunstfertigkeit mit einer ruhigen, abgemessenen Bewegung seinen Arm fest um seine Dame, flog zuerst

mit ihr in einer Glissade am Rande des Kreises hin, ergriff bei der Ecke des Saales ihre linke Hand, drehte seine Tänzerin herum, und nun hörte man durch die immer schneller werdenden Klänge der Musik hindurch nur das taktmäßige Sporenklirren von den flinken, behenden Beinen des Adjutanten, während an einer bestimmten Stelle des Dreivierteltaktes, bei der Schwenkung, das Samtkleid seiner Dame, gleichsam explodierend, sich blähte. Natafcha blickte nach dem Paare hin und war nahe daran, zu weinen, weil es ihr nicht vergönnt war, diesen ersten Walzer mitzutanzten.

Fürst Andrei in seiner weißen Uniform als Kavallerieoberst, in Strümpfen und Schuhen, stand in den vordersten Reihen des Kreises nicht weit von den Kostowschen Damen und befand sich in angeregter, fröhlicher Stimmung. Der Baron Bierhof redete mit ihm über die auf den nächsten Tag angelegte erste Sitzung des Reichsrates. Da Fürst Andrei nahe Beziehungen zu Speranski hatte und an den Arbeiten der gesetzgebenden Kommission teilnahm, so war er in der Lage, zuverlässige Mitteilungen über die morgige Sitzung zu machen, über welche sehr verschiedenartige Gerüchte in Umlauf waren. Aber er hörte nicht zu, was ihm Bierhof sagte, und blickte bald nach dem Kaiser, bald nach den Kavaliern, welche zu tanzen beabsichtigten, aber sich nicht entschließen konnten, in den Kreis zu treten.

Fürst Andrei beobachtete mit Interesse diese Herren, welche die Anwesenheit des Kaisers so schüchtern machte, und die Damen, die vor Sehnsucht, engagiert zu werden, fast vergingen.

Pierre trat an den Fürsten Andrei heran und faßte ihn bei der Hand.

„Sie tanzen ja sonst immer. Es ist eine junge Dame hier, die ich protegiere, ein Fräulein Kostowa; fordern Sie die doch auf,“ sagte er.

„Wo ist sie?“ fragte Volkonski. „Pardon,“ sagte er, sich zu dem Baron wendend, „wir wollen dieses Gespräch an anderm Orte zu Ende führen; auf einem Balle muß man tanzen.“ Er trat aus den Reihen der Zuschauenden heraus und schlug die Richtung ein, die ihm Pierre gewiesen hatte. Nataschas unglückliches, verzweifeltes Gesicht fiel ihm sofort auf. Er erkannte sie, erriet ihre Empfindungen, sagte sich, daß sie wohl auf ihrem ersten Balle sei, erinnerte sich an ihr Gespräch am Fenster und begrüßte mit heiterer Miene die Gräfin Kostowa.

„Gestatten Sie, daß ich Sie mit meiner Tochter bekannt mache,“ sagte die Gräfin errötend.

„Ich habe bereits das Vergnügen bekannt zu sein, wenn die Komtesse sich meiner erinnert,“ erwiderte Fürst Andrei. Mit einer tiefen, höflichen Verbeugung, welche zu Fräulein Peronskajas Bemerkung über seine Ungezogenheit im vollsten Widerspruche stand, trat er zu Natascha heran und hob den Arm, um ihre Taille zu umfassen, noch bevor er die Aufforderung zum Tanze vollständig ausgesprochen hatte. Er bat um eine Walzertour. Der angstvolle Ausdruck auf Nataschas Gesichte, der in gleicher Weise bereit war, in Verzweiflung und in Entzücken überzugehen, wich plötzlich einem glückseligen, dankbaren, kindlichen Lächeln.

„Ich habe schon lange auf dich gewartet,“ schien dieses vor Glückseligkeit ganz erschrockene Mädchen mit dem Lächeln zu sagen, das hinter den nahestehenden Tränen zum Vorschein kam, und hob ihre Hand auf die Schulter des Fürsten Andrei. Sie waren das zweite Paar, das in den Kreis trat. Fürst Andrei war einer der besten Tänzer seiner Zeit, und Natascha tanzte vorzüglich. Ihre Füßchen in den atlassenen Ballschuhen verrichteten das, was sie zu tun hatten, schnell, leicht und gleichsam unabhängig von Nataschas Willen, und ihr Gesicht strahlte vor

Wonne und Glückseligkeit. Ihre entblößten Körperteile waren unschön im Vergleich mit denen der Gräfin Helene: ihre Schultern waren mager, der Busen unentwickelt, die Arme dünn. Aber Helenens Körper hatten die vielen tausend Blicke, die bereits über ihn hingeglitten waren, sozusagen schon mit einem Laß überzogen; Natascha dagegen sah aus wie ein Mädchen, das man zum ersten Mal entblößt hat, und das sich darüber sehr schämen würde, wenn man ihm nicht versichert hätte, daß das notwendigerweise so sein müsse.

Fürst Andrei tanzte überhaupt gern, und in dem Wunsche, recht schnell von den klugen, politischen Gesprächen loszukommen, mit denen sich alle an ihn wandten, und ferner in dem Wunsche, recht schnell jenen ihm widerwärtigen Bann der Verlegenheit zu brechen, in welchen die Gegenwart des Kaisers alles schlug, hatte er sich entschlossen zu tanzen und hatte Natascha gewählt, weil gerade auf diese Pierre ihn hingewiesen hatte, und weil sie das erste schöne weibliche Wesen war, das ihm in die Augen gefallen war; aber sobald er diesen schlanken, geschmeidigen Körper umfaßte und sie sich so nahe an ihm zu bewegen begann und ihn aus solcher Nähe anlächelte, da fühlte er sich von ihrem Reize wie von einem starken Weine benommen; er kam sich neu belebt und verjüngt vor, als er sie losgelassen hatte, Atem schöpfte und nun da stand und dem Tanze zuschaute.

## XVII

Nach dem Fürsten Andrei trat Boris zu Natascha heran, um sie zum Tanze aufzufordern; es kam auch jener Adjutant, der als Vortänzer den Ball eröffnet hatte, und noch viele andere junge Leute, und Natascha, die ihre überzähligen Kavaliere an Sonja abgab, hörte, glücklich und mit gerötetem Gesichte, den

ganzen Abend über nicht auf zu tanzen. Sie merkte und sah nichts von dem, was alle auf diesem Balle interessierte. Sie bemerkte nicht, daß der Kaiser lange mit dem französischen Gesandten sprach, daß er sich besonders gnädig mit einer bestimmten Dame unterhielt, daß dieser und jener Prinz dies und das sagte und tat, daß Helene einen großen Erfolg hatte und von irgend-einer hohen Persönlichkeit besonderer Beachtung gewürdigt wurde; sie sah den Kaiser überhaupt nicht und merkte, daß er sich entfernt hatte, erst daran, daß nach seinem Weggange der Ball einen munteren Charakter annahm. Einen der lustigen Rotillons vor dem Souper tanzte Fürst Andrei wieder mit Nata-scha. Er erinnerte sie an ihr erstes Zusammentreffen in der Allee von Stradnoje, und erzählte, wie er in der mondhellen Nacht nicht habe einschlafen können und unfreiwillig ihr Gespräch mitangehört habe. Nata-scha errötete bei dieser Erinnerung und suchte sich zu rechtfertigen, als ob in diesem Gefühle, bei welchem Fürst Andrei sie, ohne es zu wollen, belauscht hatte, etwas läge, dessen sie sich zu schämen habe.

Wie alle Leute, die in den höheren Kreisen groß geworden sind, freute Fürst Andrei sich jedesmal, wenn er in diesen Kreisen auf etwas traf, was von dem allgemeinen Typus dieser Gesellschaftsschicht abwich. Und von der Art war Nata-scha, mit ihrer naiven Verwunderung, ihrer harmlosen Freude, ihrer kindlichen Schüchternheit und sogar mit ihren Fehlern im Französischsprechen. Er legte in der Art, wie er sie behandelte und mit ihr redete, eine besondere Zartheit und Behutsamkeit an den Tag. Während er neben ihr saß und mit ihr von den gewöhnlichsten, unbedeutendsten Dingen plauderte, betrachtete er mit innigem Vergnügen das freudige Leuchten ihrer Augen und ihr heiteres Lächeln, ein Ausdruck, der nicht durch die Gegenstände des Gespräches, sondern durch die innere Glückseligkeit

des jungen Mädchens hervorgerufen wurde. Und wenn Natascha aufgefodert wurde, sich lächelnd erhob und tanzend durch den Saal schwebte, so bewunderte Fürst Andrei ganz besonders ihre schüchterne, liebliche Anmut. Mitten im Rotillon kehrte Natascha nach Beendigung einer Figur, noch schwerathmend, zu ihrem Platze zurück; da wurde sie schon wieder von einem neuen Kavalier aufgefodert. Sie war müde und glühte und dachte offenbar einen Augenblick daran, abzulehnen; aber gleich darauf legte sie doch wieder mit fröhlichem Gesichte ihre Hand auf die Schulter des Kavaliers und lächelte dem Fürsten Andrei zu.

„Ich würde mich freuen, wenn ich mich erholen und neben Ihnen sitzen bleiben dürfte; aber Sie sehen, wie ich fortwährend aufgefodert werde, und ich freue mich darüber, und es macht mich glücklich, und ich liebe alle Menschen, und Sie haben mit mir Verständnis für das alles,“ dies und noch vieles, vieles andere sagte dieses Lächeln. Als der Kavalier sie losließ, hatte Natascha die Aufgabe, durch den Saal zu eilen, um zwei Damen zu der Figur heranzuholen.

„Wenn sie zuerst zu ihrer Cousine geht und dann erst zu einer andern Dame, so soll sie meine Frau werden,“ sagte Fürst Andrei, nach ihr hinblickend, bei sich und war selbst von diesem Gedanken ganz überrascht. Sie ging zuerst zu ihrer Cousine.

„Was für ein Unsinn einem doch manchmal durch den Kopf geht!“ dachte Fürst Andrei. „Aber soviel ist sicher: dieses junge Mädchen ist so lebenswürdig und so eigenartig, daß sie hier in Petersburg nicht einen Monat tanzen wird, dann ist sie verheiratet. So ein Mädchen ist hier eine Seltenheit,“ dachte er, als Natascha zurückkam, eine Rose, die sich von ihrem Nieder loslöste, in Ordnung brachte und sich wieder neben ihn setzte.

Gegen Ende des Rotillons kam der alte Graf in seinem blauen Trabe zu dem tanzenden Paare. Er lud den Fürsten Andrei



zu einem Besuche bei sich zu Hause ein und fragte seine Tochter, ob sie sich gut amüsiere. Natascha antwortete ihm zunächst nicht, sondern lächelte ihm nur in einer Weise zu, als ob sie vorwurfsvoll sagte: „Wie kann man nur so fragen?“

„So gut wie noch nie in meinem Leben!“ antwortete sie dann, und Fürst Andrei bemerkte, wie sich ihre mageren Arme schnell heben wollten, um den Vater zu umarmen, aber sofort wieder herabsanken. Natascha fühlte sich wirklich so glücklich wie noch nie in ihrem Leben. Sie befand sich auf jener höchsten Stufe des Glückes, wo der Mensch vollkommen gut und edel wird und nicht an die Möglichkeit glaubt, daß es in der Welt auch Schlimmes und Unglück und Kummer gebe.

★

Pierre empfand auf diesem Balle zum ersten Male die Stellung, welche seine Frau in den höheren Gesellschaftskreisen einnahm, als eine Beleidigung für sich selbst. Er war ingrimmig und zerstreut. Quer über seine Stirn zog sich eine breite Falte; am Fenster stehend, blickte er durch seine Brille, ohne überhaupt jemand zu sehen.

Natascha kam, als sie sich zum Souper begab, bei ihm vorbei.

Pierres finsternes, unglückliches Gesicht fiel ihr auf. Sie blieb vor ihm stehen. Sie hätte ihm gern geholfen, ihm gern von dem Übermaße ihres Glückes etwas abgegeben.

„Wie lustig es hier zugeht, Graf,“ sagte sie, „nicht wahr?“

Pierre lächelte zerstreut; er hatte offenbar gar nicht verstanden, was sie gesagt hatte.

„Ja, ich freue mich sehr,“ erwiderte er.

„Wie kann nur jemand mit etwas unzufrieden sein,“ dachte Natascha. „Namentlich ein so guter Mensch wie dieser Besuchow.“ In Nataschas Augen waren alle auf dem Balle Anwesenden

insgesamt gute, liebenswürdige, prächtige Menschen und liebten einander von Herzen. Niemand war imstande einen anderen zu kränken, und somit mußten sie alle glücklich sein.

### XVIII

Am andern Tage erinnerte sich Fürst Andrei zwar an den gestrigen Ball; aber er verweilte mit seinen Gedanken nicht lange dabei. „Ja, es war ein recht glänzender Ball. Und es war doch noch etwas . . . ja richtig, Fräulein Kostowa ist allerliebste. Sie besitzt so eine eigene Frische, wie man sie sonst in Petersburg nicht findet; dadurch zeichnet sie sich aus.“ Das war alles, was er über den gestrigen Ball dachte; und dann trank er Tee und setzte sich an die Arbeit.

Aber da er infolge der schlaflos verbrachten Nacht matt und müde war, ging an diesem Tage die Arbeit nicht recht vonstatten, und Fürst Andrei war außerstande etwas Ordentliches zu schaffen; fortwährend verwarf er (wie er das übrigens nicht selten tat) sofort selbst wieder, was er gemacht hatte, und war froh, als er jemand kommen hörte.

Der Besucher war ein Herr Bizki, der in verschiedenen Kommissionen mitarbeitete und in allen gesellschaftlichen Kreisen Petersburgs verkehrte, ein leidenschaftlicher Anhänger der neuen Ideen und persönlichen Verehrer Speranskis, der eifrigste Neuigkeitsjäger von ganz Petersburg, einer von den Menschen, die sich ihre politische Meinung gerade wie einen Anzug nach der Mode aussuchen, die aber eben darum sich als die eifrigsten Parteigänger ihrer jedesmaligen Richtung gebärden. Geschäftig kam er, nachdem er sich kaum Zeit gelassen hatte, den Hut abzulegen, zum Fürsten Andrei ins Zimmer gelaufen und begann sogleich zu reden. Er hatte soeben Einzelheiten über die am Vor-

mittag dieses Tages stattgefundene Sitzung des Reichsrates gehört, die der Kaiser selbst eröffnet hatte, und erzählte davon in enthusiastischen Ausdrücken. Die Rede des Kaisers war von ganz ungewöhnlicher Art gewesen. Es war eine Rede gewesen, wie sie eigentlich nur konstitutionelle Monarchen halten. „Der Kaiser hat geradezu gesagt, der Reichsrat und der Senat seien staatliche Körperschaften; er hat gesagt, die Regierung dürfe nicht nach Willkür verfahren, sondern müsse ihrem Handeln feste Prinzipien zugrunde legen. Der Kaiser hat gesagt, das Finanzwesen müsse reorganisiert werden, und es solle ein Rechenschaftsbericht publiziert werden,“ berichtete Bizki, wobei er einzelne Worte stark betonte und in bedeutsamer Weise die Augen weit öffnete.

„Ja, das heutige Ereignis ist der Beginn einer neuen Ära, der größten Ära in unserer Geschichte,“ schloß er.

Fürst Andrei hörte den Bericht über die Eröffnung des Reichsrates, die er mit solcher Ungeduld erwartet und der er eine solche Bedeutung beigemessen hatte, und war erstaunt, daß dieses Ereignis jetzt, wo es sich vollzogen hatte, auf ihn gar keinen besonderen Eindruck machte, ja sogar ihm ganz unwichtig erschien. Er hörte Bizkis begeisterte Erzählung mit einem leisen spöttischen Lächeln. Ein überaus einfacher Gedanke ging ihm durch den Kopf: „Was geht das mich und Bizki an? Was haben wir beide davon, daß der Kaiser geruht hat dies und das im Reichsrate zu sagen? Kann mich das etwa glücklicher und besser machen?“

Und diese einfache Ermägung vernichtete plötzlich bei dem Fürsten Andrei das ganze Interesse, das er früher an den im Werke begriffenen Reformen genommen hatte. An diesem selben Tage sollte er bei Speranski dinieren, „im engsten Kreise,“ wie ihm der Hausherr bei der Einladung gesagt hatte. Eine solche

Einladung zu einem Diner im Familien- und Freundeskreise bei einem Manne, von dem er so begeistert war, hätte noch vor kurzem für den Fürsten Andrei großen Reiz gehabt, um so mehr da er Speranski bisher noch nie in seiner Häuslichkeit gesehen hatte; aber jetzt hatte er eigentlich gar keine Lust hinzufahren.

Indes betrat Fürst Andrei dennoch zu der Zeit, auf die das Diner angesetzt war, Speranskis eigenes kleines Haus beim Laurischen Garten. Dieses Häuschen zeichnete sich durch eine ganz außerordentliche Sauberkeit aus, die an die Sauberkeit erinnerte, wie sie in Klöstern zu herrschen pflegt. In dem parfettierten Speisezimmer fand Fürst Andrei, der sich ein wenig verspätet hatte, um fünf Uhr bereits die sämtlichen Teilnehmer dieses intimen Diners, nähere Bekannte Speranskis, versammelt. Damen waren nicht dabei, außer der kleinen Tochter Speranskis, deren langes Gesicht an den Vater erinnerte, und ihrer Gouvernante. Die Gäste waren: Gervais, Magnizki und Stolypin. Schon als er noch im Vorzimmer war, hörte Fürst Andrei laute Stimmen und helltönendes, deutlich artikuliertes Lachen, ein Lachen ähnlich dem der Schauspieler auf der Bühne. Mit einer Stimme, die der Stimme Speranskis glich, rief jemand deutlich: „Ha . . . ha . . . ha . . .“ Fürst Andrei hatte Speranski noch nie lachen hören, und dieses helle, deutliche Lachen des Staatsmannes berührte ihn sonderbar.

Fürst Andrei trat in das Speisezimmer. Die ganze Gesellschaft stand zwischen zwei Fenstern an einem kleinen Tische mit kalten Vorspeisen. Speranski, in einem grauen Frack mit einem Orden und augenscheinlich noch mit derselben weißen Weste und derselben hohen, weißen Halsbinde, die er in der denkwürdigen Sitzung des Reichsrates getragen hatte, stand mit vergnügtem Gesichte am Tische und die Gäste um ihn herum. Magnizki erzählte, zu dem Hausherrn gewendet, eine Anekdote; Speranski

hörte zu und lachte immer schon im voraus über das, was Magnizki sagen wollte. In dem Augenblicke, als Fürst Andrei ins Zimmer trat, wurden gerade wieder Magnizkis Worte durch Gelächter übertönt. Stolypin, der an einem Stück Brot mit Käse knaute, lachte laut und in tiefen Tönen, Gervais leise und zischend und Speranski hell und deutlich.

Speranski reichte, immer noch lachend, dem Fürsten Andrei seine weiße, zarte Hand.

„Ich freue mich sehr, Sie zu sehen, Fürst,“ sagte er. „Ein Augenblickchen!“ wandte er sich an Magnizki, dessen Erzählung unterbrechend. „Bei uns gilt heute als Gesetz: beim Essen nur vergnügt zu sein und kein Wort von geschäftlichen Dingen zu reden.“

Fürst Andrei hörte und sah mit Erstaunen und schmerzlicher Enttäuschung, wie Speranski lachte. Das war, wie es ihm schien, gar nicht Speranski, sondern ein anderer Mensch. Alles, was ihm vorher an Speranski geheimnisvoll und anziehend erschienen war, war ihm jetzt nur zu klar geworden und hatte für ihn allen Reiz verloren.

Bei Tische verstummte das Gespräch keinen Augenblick und bestand eigentlich aus einer ununterbrochenen Kette komischer Anekdoten. Kaum hatte Magnizki seine Erzählung beendet, als sich schon ein anderer anheischig machte, etwas noch Komischeres zu erzählen. Die Anekdoten betrafen größtenteils wenn nicht die Staatsverwaltung selbst, so doch die Personen der Beamten. Die völlige Wertlosigkeit der Beamten schien in dieser Gesellschaft so sehr als feststehende Tatsache betrachtet zu werden, daß man glaubte, von dieser Menschenklasse nur mit gutmütiger Ironie sprechen zu dürfen. Speranski erzählte, daß am Vormittage in der Reichsratssitzung ein tauber hochgestellter Beamter auf die Frage nach seiner Meinung beziehungslos geant-

wortet habe, er sei derselben Meinung. Gervais gab eine längere Geschichte von einer Revision zum besten, bei der der Unverstand aller Beteiligten großartig gewesen sei. Stotternd beteiligte sich nun auch Stolypin an dem Gespräche und begann mit Heftigkeit über die Mißstände des früheren Regimes zu reden, wodurch das Gespräch einen ernsten Charakter anzunehmen drohte. Aber Magnizki machte sich über Stolypins Heftigkeit lustig, und Gervais fiel mit einem Scherze ein: so kam die Unterhaltung wieder in das frühere Fahrwasser der Lustigkeit.

Augenscheinlich liebte es Speranski, sich nach der Arbeit zu erholen und sich im Freundeskreise zu erheitern, und alle seine Gäste kannten diesen seinen Wunsch und waren bemüht, ihn und sich selbst zu amüsieren. Aber diese Heiterkeit schien dem Fürsten Andrei etwas Forciertes zu haben und keine echte Heiterkeit zu sein. Der helle Klang von Speranskis Stimme machte ihm einen unangenehmen Eindruck, und das nie verstummende Lachen hatte durch die herauszuhörende Unechtheit für das Gefühl des Fürsten Andrei etwas Verletzendes. Fürst Andrei lachte nicht mit und fürchtete, in dieser Gesellschaft durch sein ernstes Wesen Anstoß zu erregen. Aber niemand bemerkte, daß er nicht mit der allgemeinen Stimmung harmonierte. Alle schienen äußerst vergnügt zu sein.

Er machte ein paarmal den Versuch, sich an dem Gespräche zu beteiligen; aber jedesmal wurde seine Bemerkung wie ein Korkpfropfen aus dem Wasser herausgeworfen. Und mit ihnen zusammen zu scherzen und zu lachen, das bekam er nicht fertig.

Es lag nichts Schlimmes oder Unpassendes in dem, was sie sagten; alles war scharfsinnig und klug und hätte als komisch passieren können; aber ein gewisses Etwas, eben das, was das Salz der Heiterkeit bildet, war nicht vorhanden, ja, sie schienen überhaupt nicht zu wissen, daß es so etwas gibt.

Nach dem Essen standen Speranskis Töchterchen und ihre Gouvernante auf. Speranski streichelte das Kind liebevoll mit seiner weißen Hand und küßte es. Auch dieses Benehmen machte auf den Fürsten Andrei den Eindruck des Gefünstelten.

Die Herren blieben nach englischer Sitte am Tische beim Portwein sitzen. Bei einem Gespräche über Napoleons kriegerische Operationen in Spanien, in deren Bewunderung alle einer Meinung waren, unternahm es Fürst Andrei, ihnen zu widersprechen. Speranski lächelte und erzählte, offenbar in der Absicht, das Gespräch von der Richtung, die es nahm, wieder abzulenken, eine Anekdote, die zu dem Gegenstande des Gespräches nicht in Beziehung stand. Eine kleine Weile waren alle still.

Nachdem sie eine Zeitlang bei Tisch gegessen hatten, forkte Speranski die Weinflasche zu, sagte: „Mit einem guten Wein muß man heutzutage sparsam umgehen,“ gab sie dem Diener und stand auf. Alle erhoben sich und gingen, sich ebenso laut weiter unterhaltend, in den Salon. Speranski wurden zwei Briefe überreicht, die ein Kurier gebracht hatte. Er nahm sie und ging damit in sein Arbeitszimmer. Sowie er hinaus war, verstummte die allgemeine Lustigkeit, und die Gäste begannen ruhig und vernünftig miteinander zu reden.

„Nun, jetzt aber eine Deklamation!“ rief Speranski, als er wieder aus seinem Arbeitszimmer herauskam. „Er besißt ein ganz erstaunliches Talent!“ sagte er zu dem Fürsten Andrei. Magnizki stellte sich sofort in Positur und trug französische Spottgedichte vor, die er auf einige bekannte Persönlichkeiten Petersburgs verfaßt hatte; mehrmals wurde er dabei durch Beifallklatschen unterbrochen. Nach Beendigung dieser Deklamation trat Fürst Andrei an Speranski heran, um sich zu empfehlen.

„Wohin wollen Sie denn so früh?“ fragte Speranski.

„Ich habe für den Abend anderweitig zugesagt . . .“

Beide schwiegen einen Augenblick. Fürst Andrei blickte aus der Nähe in diese spiegelartigen Augen, die kein Eindringen gestatteten, und es kam ihm lächerlich vor, wie er von Speranski und der ganzen Tätigkeit, die mit dessen Person zusammenhing, etwas hatte erwarten und dem, was Speranski tat, irgendwelche Wichtigkeit hatte beimessen können. Dieses artikulierte, unecht heitere Lachen klang dem Fürsten Andrei, nachdem er von Speranski weggefahren war, noch lange in den Ohren.

Als er nach Hause zurückgekehrt war, fing Fürst Andrei an, das Leben, das er in Petersburg während dieser vier Monate geführt hatte, zu überdenken, als ob dieses Leben ihm etwas Neues wäre. Er erinnerte sich an seine eifrige Geschäftigkeit, an seine Bestrebungen, an das Schicksal seines Entwurfes eines Militärreglements, der zur Prüfung entgegengenommen war, und den man einzig und allein deshalb totzuschweigen suchte, weil eine andere, sehr schlechte Arbeit schon fertiggestellt und dem Kaiser vorgelegt war; er erinnerte sich an die Sitzungen des Komitees, zu dessen Mitgliedern auch Berg gehörte; er erinnerte sich, mit welcher Genauigkeit und Ausführlichkeit in diesen Sitzungen alles erörtert worden war, was die Form und den Geschäftsgang der Komiteesitzungen anlangte, und wie kurz man geflissentlich alles das abgetan hatte, was sich auf die Sache selbst bezog. Er erinnerte sich an seine gesetzgeberische Arbeit, erinnerte sich daran, mit welcher Sorgfalt er Artikel der römischen und französischen Gesetzsammlung ins Russische übersezt hatte, und begann sich vor sich selbst zu schämen. Dann stellte er sich lebhaft sein Gut Bogutscharowo vor und seine Tätigkeit auf dem Lande und seine Reise nach Rjasan; er erinnerte sich an seine Bauern, an den Dorfschulzen Dron, hielt in Gedanken mit diesen Leuten das Personenrecht zusammen, das er in Para-



graphen eingeteilt hatte, und es kam ihm wunderbar vor, wie er sich so lange mit einer so nutzlosen Arbeit hatte beschäftigen können.

## XIX

Am andern Tage fuhr Fürst Andrei aus, um Besuche bei mehreren Familien zu machen, bei denen er noch nicht gewesen war, darunter auch bei Kostows, mit denen er die Bekanntschaft auf dem letzten Balle erneuert hatte. Abgesehen davon, daß er nach den Vorschriften der Höflichkeit diesen letzteren einen Besuch abzustatten hatte, wollte Fürst Andrei auch gern dieses eigenartige, lebhafte junge Mädchen, das ihm eine so angenehme Erinnerung hinterlassen hatte, in ihrer häuslichen Umgebung sehen.

Zu den ersten Familienmitgliedern, die zu dem Besucher in den Salon kamen, gehörte auch Natascha. Sie trug ein blaues Hauskleid, in welchem sie dem Fürsten Andrei noch schöner vorkam als in der Balltoilette. Sie und die ganze Familie Kostow nahmen den Fürsten Andrei wie einen alten Freund schlicht und herzlich auf. Die gesamte Familie, über die Fürst Andrei früher ein ungünstiges Urtheil gehabt hatte, schien ihm jetzt aus netten, natürlichen, braven Menschen zu bestehen. Die Gastfreundschaft und Gutherzigkeit des alten Grafen, die in Petersburg besonders angenehm überraschte, wirkte auf den Fürsten Andrei so stark, daß er nicht imstande war, eine Einladung zum Mittagessen abzulehnen. „Ja,“ dachte er, „das sind gute, prächtige Menschen. Natürlich haben sie nicht das geringste Verstandnis für den Schatz, den sie an Natascha besitzen; aber es sind gute Menschen, die einen vortrefflichen Hintergrund bilden, von dem sich diese hochpoetische, lebensvolle, entzückende Mädchengestalt abhebt!“

Fürst Andrei hatte gleich bei der ersten Begegnung aus Nataschas Wesen herausgeföhlt, daß diese in einer ihm ganz fremden

Welt lebte, angefüllt mit Freuden, die ihm unbekannt waren, in jener fremden Welt, die damals, in der Allee von Otradnoje und am Fenster in der mondhellen Nacht, als ein beunruhigendes Rätsel vor ihm gestanden hatte. Jetzt stand diese Welt nicht mehr als ein Rätsel vor ihm, sie war ihm nicht mehr fremd, sondern er selbst fand, in sie eintretend, in ihr einen ihm bisher unbekanntem Genuß.

Nach Tische ging Natafcha auf des Fürsten Andrei Bitte an das Klavier und begann zu singen. Fürst Andrei stand am Fenster, sprach mit den andern Damen und hörte dem Gesange zu. Aber mitten in einem Satze verstummte Fürst Andrei, da er plötzlich fühlte, daß ihm die Tränen in die Kehle stiegen, was er bisher bei sich für unmöglich gehalten hatte. Er betrachtete die singende Natafcha, und in seiner Seele vollzog sich ein neuer, beglückender Vorgang. Fürst Andrei fühlte sich glücklich und gleichzeitig traurig. Er hatte schlechterdings keinen Anlaß zum Weinen, und doch war er nahe daran, es zu tun. Worüber? Über seine frühere Liebe? Über die kleine Fürstin? Über seine Enttäuschungen? Über seine Hoffnungen für die Zukunft? . . . Ja und nein. Die Hauptsache, die ihn beinahe zum Weinen brachte, war der ihm auf einmal lebhaft zum Bewußtsein gekommene furchtbare Kontrast zwischen etwas unendlich Großem, Unbestimmtem, das in ihm war, und etwas Engem, Körperlichem, welches er selbst war und auch sogar sie. Dieser Kontrast war es, der ihn während ihres Gesanges zugleich quälte und erfreute.

Sowie Natafcha aufgehört hatte zu singen, trat sie zu ihm und fragte ihn, wie ihm ihre Stimme gefalle. Sowie die Frage heraus war, wurde auch Natafcha verlegen, da sie merkte, daß sie danach nicht hätte fragen dürfen. Er blickte sie lächelnd an und erwiderte, ihr Gesang gefalle ihm ebenso wie alles, was sie tue.

Erst am späten Abend fuhr Fürst Andrei von Kostows fort. Er

legte sich in gewohnter Weise zu Bett, sah aber bald ein, daß er nicht schlafen könne. Bald saß er bei der wieder angezündeten Kerze auf dem Bette, bald stand er auf, bald legte er sich wieder hin, ohne über seine Schlaflosigkeit im geringsten verdrießlich zu werden, — seine Seele war von einem so neuen, freudigen Gefühl erfüllt, als ob er aus einem dumpfigen Zimmer in die freie Gotteswelt hinausgetreten wäre. Der Gedanke, daß er in Fräulein Kostowa verliebt sei, kam ihm gar nicht in den Sinn; er dachte an sie nicht mit dem Verstande, er stellte sie sich nur mit der Einbildungskraft vor, und in folgedessen erschien ihm sein ganzes Leben in einem neuen Lichte. „Warum zerquäle ich mich, warum plage ich mich ab in diesem engen, geschlossenen Rahmen, während doch das Leben, das ganze Leben mit allen seinen Freuden offen vor mir daliegt?“ fragte er sich selbst. Und zum ersten Male seit langer Zeit begann er glückliche Pläne für die Zukunft zu entwerfen. Er sagte sich, er müsse jetzt für die Erziehung seines Sohnes sorgen und zunächst einen Erzieher für ihn suchen und ihn diesem übergeben; dann müsse er Urlaub nehmen und ins Ausland fahren, um England, die Schweiz und Italien zu besuchen. „Ich muß meine Freiheit genießen, solange ich noch soviel Kraft und Jugendlichkeit in mir fühle,“ sagte er zu sich selbst. „Pierre hatte recht: man muß an die Möglichkeit des Glückes glauben, um glücklich zu sein. Und ich glaube jetzt an diese Möglichkeit. Lassen wir die Toten die Toten begraben; solange man am Leben ist, muß man leben und glücklich sein.“

## XX

Eines Morgens kam der Oberst Adolf Berg, mit welchem Pierre, wie überhaupt mit allen Leuten in Moskau und Petersburg, bekannt war, zu ihm; er trug eine funkelnagelneue

Uniform und hatte das Haar an den Schläfen ebenso nach vorn gestrichen und pomadisiert, wie es der Kaiser Alexander Pawlowitsch trug.

„Ich war soeben bei der Gräfin, Ihrer Gemahlin, und mußte leider hören, daß sie meine Bitte nicht erfüllen kann. Ich hoffe, bei Ihnen, Graf, mehr Glück zu haben,“ sagte er lächelnd.

„Was ist Ihnen gefällig, Oberst? Ich stehe zu Ihren Diensten.“

„Ich bin jetzt mit der Einrichtung meiner neuen Wohnung vollständig fertig, Graf,“ teilte ihm Berg mit, offenbar überzeugt, daß es einem jeden eine Freude sein müsse, dies zu hören, „und daher möchte ich gern für meine Bekannten und für die Bekannten meiner Frau so eine kleine Abendgesellschaft veranstalten.“ (Er lächelte noch freundlicher.) „Ich wollte die Gräfin und Sie bitten, uns die Ehre zu erweisen, zu einer Tasse Tee und zum Abendbrot zu uns zu kommen.“

Nur die Gräfin Jelena Basiljewna, die es unter ihrer Würde hielt, mit Leuten wie Bergs gesellschaftlich zu verkehren, konnte so grausam sein, eine solche Einladung auszuschlagen. Berg sprach es mit solcher Offenheit aus, warum er den Wunsch habe, eine kleine, auserlesene Gesellschaft bei sich zu sehen, und warum es ihm angenehm sein würde, wenn sie kämen, und daß ihm für Kartenspiel und andere schlechte Dinge das Geld leid tue, daß er aber für eine gute Gesellschaft auch bereit sei Ausgaben zu machen, — das alles sagte er so offen, daß Pierre es nicht übers Herz brachte, ihm eine abschlägige Antwort zu geben, und zu kommen versprach.

„Nur nicht zu spät, Graf, wenn ich bitten darf; so etwa zehn Minuten vor acht, möchte ich bitten. Wir wollen eine Kartenspartie arrangieren; unser General wird auch da sein. Er ist mir sehr gewogen. Und dann haben wir ein kleines Souper, Graf. Also haben Sie die Liebenswürdigkeit!“

Ganz entgegen seiner Gewohnheit zu spät zu kommen fand sich Pierre an diesem Tage statt zehn Minuten vor acht schon um dreiviertel acht bei Berg ein.

Herr und Frau Berg waren bereits mit allen nötigen Anordnungen für die Abendgesellschaft fertig und zum Empfange der Gäste bereit.

In seinem neuen, sauberen, hell erleuchteten, mit neuen Möbeln ausgestatteten und mit Büsten und Gemälden geschmückten Arbeitszimmer saß Berg mit seiner Frau. Er saß in seiner neuen, zugeknöpften Uniform neben ihr und setzte ihr auseinander, man könne und müsse immer mit Leuten Umgang unterhalten, die über einem ständen, weil man nur dann von dem Umgange Vorteil habe. „Solchen Leuten kann man manches absehen, und man kann sie auch um dies und das bitten. Sieh nur, wie ich von den untersten Stufen an verfahren bin.“ (Berg rechnete sein Leben nicht nach Jahren, sondern nach den Avancements.) „Meine ehemaligen Kameraden haben es jetzt noch zu nichts gebracht, und ich vertrete den Regimentskommandeur und habe das Glück, dein Gatte zu sein.“ (Er stand auf und küßte seiner Frau die Hand, legte aber, während er zu ihr trat, eine Ecke des Teppichs zurecht, die sich umgeschlagen hatte.) „Und wodurch habe ich alles das erreicht? Hauptsächlich dadurch, daß ich es verstanden habe, meinen Verkehr richtig zu wählen. Es versteht sich von selbst, daß man auch rechtschaffen und pflichttreu sein muß.“

Berg lächelte im Bewußtsein seiner Überlegenheit über so ein beschränktes weibliches Wesen und schwieg dann, weil er sich sagte, daß seine liebe Frau doch eben nur ein beschränktes Weib sei, das kein rechtes Verständnis dafür habe, worin der Wert eines Mannes bestehe. Gleichzeitig lächelte auch Bjera in dem Bewußtsein ihrer Überlegenheit über ihren Mann, der ja ein rechtschaffener, guter Mensch war, aber doch, wie alle Männer

nach Wjeras Begriffen, das Leben falsch auffaßte. Berg, nach seiner Frau urteilend, hielt alle Frauen für beschränkt und dumm. Wjera, die nur nach ihrem Manne urteilte und diese Beobachtung verallgemeinerte, war der Ansicht, alle Männer hielten sich allein für klug, verstanden aber dabei doch gar nichts und seien hochmütig und egoistisch.

Berg stand auf, umarmte seine Frau vorsichtig, um nicht die Spitzenpelerine zu verdrücken, für die er viel Geld ausgegeben hatte, und küßte sie mitten auf den Mund.

„Ich habe nur den einen Wunsch, daß wir nicht so bald Kinder bekommen,“ sagte er infolge einer Gedankenverknüpfung, die ihm selbst nicht zum Bewußtsein kam.

„Ja,“ antwortete Wjera, „ich wünsche mir überhaupt keine. Man muß für den gesellschaftlichen Verkehr leben.“

„Genau ebenso eine hatte die Fürstin Jusopowa,“ sagte Berg und deutete mit einem glückseligen, gutherzigen Lächeln auf Wjeras Pelerine.

In diesem Augenblicke wurde Graf Besuchow gemeldet. Die beiden Ehegatten wechselten miteinander einen selbstzufriedenen Blick, indem ein jeder es sich zurechnete, daß ihnen die Ehre dieses Besuches zuteil wurde.

„Da sieht man, was es nützt, wenn man versteht Bekanntschaften zu machen,“ dachte Berg, „und was es nützt, wenn man etwas auf sich hält!“

„Nur, bitte, wenn ich die Gäste unterhalte,“ sagte Wjera, „unterbrich mich nicht immer. Ich weiß ganz genau, womit man einen jeden unterhalten muß, und für welche Gesellschaft das eine oder das andere Thema paßt.“

Berg lächelte.

„Allein kannst du es denn doch nicht übernehmen; manchmal ist für Männergesellschaft auch ein Männergespräch nötig.“

Pierre wurde in dem neuen Salon empfangen, in dem man sich nirgend hinsetzen konnte, ohne die Symmetrie, Sauberkeit und Ordnung zu stören, und daher war es sehr begreiflich und keineswegs sonderbar, daß Berg sich zwar in großmütiger Weise bereit erklärte, die Symmetrie der Lehnstühle oder des Sofas um des teuren Gastes willen zu verderben, aber doch, da er selbst in dieser Hinsicht sich augenscheinlich in einer peinlichen Unentschlossenheit befand, die Entscheidung dieser Frage dem Belieben des Gastes anheimstellte. So zerstörte denn Pierre die Symmetrie, indem er sich einen Stuhl heranzog, und nun ließen Berg und Wjera sofort ihre Abendgesellschaft beginnen: sie unterhielten den Gast und unterbrachen einander abwechselnd.

Wjera, die in ihrem klugen Kopfe zu dem Resultate gelangt war, Pierre müsse mit einem Gespräche über die französische Gesandtschaft unterhalten werden, brachte sofort diesen Gegenstand aufs Tapet. Berg aber, der sich sagte, daß auch ein Männergespräch vonnöten sei, unterbrach seine Frau dadurch, daß er die Frage eines Krieges mit Oesterreich berührte, und ging dann unwillkürlich von dem allgemeinen Gegenstande zu einer Erörterung der Anerbietungen über, die ihm für eine Beteiligung an einem österreichischen Feldzuge gemacht waren, sowie zu einer Darlegung der Gründe, weswegen er sie nicht angenommen hatte. Obwohl das Gespräch recht wenig passend war und Wjera sich über die Einnengung eines männlichen Themas ärgerte, fühlten die beiden Gatten mit Vergnügen, daß, trotzdem nur erst ein Gast da war, die „Soiree“ einen sehr guten Anfang genommen hatte und jeder anderen Soiree mit Gesprächen, Tee und brennenden Lichtern glich wie ein Ei dem andern.

Bald darauf erschien auch Boris, Bergs alter Kamerad. Er behandelte Berg und Wjera mit einer Nuance von Überlegenheit und Gönnerhaftigkeit. Nach Boris kam ein Oberst mit seiner

Frau, dann der General selbst, dann die Familie Rostow, und es war kein Zweifel mehr, daß diese Abendgesellschaft allen andern Abendgesellschaften vollkommen ähnlich wurde. Berg und Wjera konnten ein frohes Lächeln nicht unterdrücken beim Anblicke der vielen Verbeugungen und der steten Bewegung im Salon und bei dem Geräusche dieser unzusammenhängenden Gespräche und des Kleiderraschelns. Alles war ebenso wie bei allen andern, namentlich auch die Anwesenheit und das Verhalten des Generals als Ehrenperson: er lobte die Wohnung, klopfte Berg auf die Schulter und leitete mit väterlicher Eigenmächtigkeit die Herrichtung des Bostontisches. Der General setzte sich zu dem Grafen Ilja Andrejewitsch als dem vornehmsten Gaste nach ihm selbst. Die Alten saßen bei den Alten, die Jugend bei der Jugend, die Hausfrau am Teetisch, auf welchem in einem silbernen Körbchen genau ebensolches Gebäck stand, wie es neulich welches auf der Abendgesellschaft bei Panins gegeben hatte, — alles war in jeder Hinsicht ebenso wie bei andern Leuten.

## XXI

Pierre als einer der angesehensten Gäste mußte sich mit Ilja Andrejewitsch, dem General und dem Obersten an den Bostontisch setzen. Zufällig kam er so zu sitzen, daß er Natafcha ins Gesicht sehen konnte, und er war überrascht von der seltsamen Veränderung, die mit ihr seit dem Balle vorgegangen war. Natafcha war schweigsam und bei weitem nicht so schön, wie sie auf dem Balle gewesen war; ja, sie wäre geradezu häßlich gewesen, hätte auf ihrem Gesichte nicht ein solcher Ausdruck sanfter Milde und stillen Gleichmutes allem gegenüber gelegen.

„Was ist mit ihr vorgegangen?“ dachte Pierre, während er



sie betrachtete. Sie saß neben ihrer Schwester am Leetisch und antwortete, als Boris, der sich zu ihr gesetzt hatte, sie etwas fragte, nur wie gezwungen und ohne ihn anzusehen. Nachdem Pierre eine ganze Reihe von Trümpfen heruntergespielt und zur großen Befriedigung seines Partners fünf Stiche gemacht hatte, blickte er, als er gerade die Schritte eines ins Zimmer tretenden neuen Gastes und die Begrüßung desselben gehört hatte, während des Zusammenlegens der Stiche wieder nach Natafcha hin.

„Was ist mit ihr vorgegangen?“ fragte er sich jetzt mit noch größerem Erstaunen.

Fürst Andrei stand mit einer Miene rücksichtsvoller, zarter Höflichkeit vor ihr und sagte etwas zu ihr. Sie hatte den Kopf in die Höhe gehoben und sah ihn an; ihr Gesicht war ganz rot geworden, und sie bemühte sich offenbar, ihren stoßweise gehenden Atem zu beherrschen. Ein inneres, vorher beinahe erloschenes Feuer war in ihr von neuem mit hellem Scheine aufgeflammt. Sie war völlig umgewandelt: soeben noch häßlich, war sie wieder ebenso geworden, wie sie auf dem Ball gewesen war.

Fürst Andrei trat zu Pierre, und dieser bemerkte einen neuen, jugendlichen Ausdruck in dem Gesichte seines Freundes.

Pierre wechselte während des Spieles mehrmals seinen Platz, so daß er Natafcha bald den Rücken, bald das Gesicht zuwandte, und stellte während des ganzen sechsten Robbers seine Beobachtungen über sie und seinen Freund an.

„Es geht etwas sehr Wichtiges zwischen ihnen vor,“ dachte Pierre, und ein freudiges und zugleich bitteres Gefühl versetzte ihn in Erregung und lenkte seine Aufmerksamkeit vom Spiele ab.

Nach Beendigung des sechsten Robbers erhob sich der General und erklärte, unter solchen Umständen sei es unmöglich weiterzu-

spielen. Pierre wurde frei. Nataſcha ſprach auf der einen Seite mit Sonja und Boris; Wjera redete mit einem feinen Lächeln über irgend etwas mit dem Fürſten Andrei. Pierre trat zu ſeinem Freunde, fragte, ob ſie auch nicht etwa Geheimniſſe verhandelten, und ſetzte ſich zu ihnen. Wjera hatte, als ſie die Aufmerkſamkeit des Fürſten Andrei gegen Nataſcha bemerkte, ſich geſagt, bei einer Abendgeſellſchaft, einer richtigen Abendgeſellſchaft, müßten unbedingt ſeine Anſpielungen auf Gefühle vorkommen, und einen Augenblick benutzend, wo Fürſt Andrei von keiner anderen Seite in Anſpruch genommen war, hatte ſie mit ihm ein Geſpräch über Gefühle im allgemeinen und über ihre Schweſter im beſonderen angefangen. Bei einem ſo klugen Manne (denn für einen ſolchen hielt ſie den Fürſten Andrei) hatte ſie geglaubt, mit all ihrer diplomatiſchen Kunſt zu Werke gehen zu müſſen.

Als Pierre zu ihnen trat, bemerkte er, daß Wjera bei dem Geſpräche einen ſelbſtgefälligen Eifer bekundete, Fürſt Andrei dagegen (was ihm nur ſelten begegnete) verlegen zu ſein ſchien.

„Wie denken Sie darüber?“ fragte Wjera mit einem feinen Lächeln. „Sie ſind ja ſo außerordentlich ſcharffichtig, Fürſt, und durchſchauen den Charakter der Menſchen auf den erſten Blick. Wie denken Sie über Nataſcha: iſt ſie fähig, bei ihren Neigungen Ausdauer zu beweifen? Kann ſie ſo wie andere Frauen“ (damit meinte Wjera ſich ſelbſt) „einen Menſchen einmal lieb gewinnen und ihm dann für immer treu bleiben? Denn das halte ich für die wahre Liebe. Wie denken Sie darüber, Fürſt?“

„Ich kenne Ihre Schweſter zu wenig,“ antwortete Fürſt Andrei mit einem ſpöttiſchen Lächeln, unter dem er ſeine Verlegenheit verbergen wollte, „als daß ich wagen könnte, eine ſo ſubtile Frage zu entſcheiden; und dann habe ich die Beobachtung

gemacht, daß eine Frau um so beständiger ist, je weniger sie gefällt," fügte er hinzu und blickte Pierre an, der in diesem Augenblicke zu ihnen trat.

„Ja, das ist richtig, Fürst; in unserer Zeit“, fuhr Wjera fort (sie redete von unserer Zeit, wie es beschränkte Leute gern tun, welche glauben, sie hätten mit feinem Urtheil Besonderheiten unserer Zeit herausgefunden und die Eigenschaften der Menschen änderten sich mit den Zeiten), „in unserer Zeit hat ein junges Mädchen so viel Freiheit, daß das Vergnügen daran, sich umschwärmt zu sehen, häufig in ihrer Seele alle wahren Empfindungen erstickt. Und ich muß gestehen: auch Natascha ist dafür sehr empfänglich.“ Dieses Zurückkommen auf Natascha ließ den Fürsten wieder mißmutig die Stirn runzeln; er wollte aufstehen, aber Wjera fuhr mit noch feinerem Lächeln fort:

„Ich glaube, kein Mädchen ist so umschwärmt worden wie sie; aber niemals, noch bis auf die letzte Zeit, hat ihr jemand ernstlich gefallen. Das wissen Sie ja auch, Graf,“ wandte sie sich an Pierre. „Nicht einmal unser liebenswürdiger Vetter Boris, der, unter uns gesagt, sterblich in sie verliebt war.“

Fürst Andrei machte ein finsternes Gesicht und schwieg.

„Sie sind ja wohl mit Boris befreundet?“ fragte ihn Wjera.

„Ja, ich kenne ihn.“

„Er hat Ihnen gewiß von seiner Kindheitsliebe zu Natascha erzählt?“

„Hat denn eine solche bestanden?“ fragte Fürst Andrei plötzlich und errötete dabei.

„Ja. Sie wissen: der vertrauliche Verkehr zwischen Cousin und Cousine führt manchmal zur Liebe; Vetterchaft ist eine gefährliche Nachbarschaft. Nicht wahr?“

„O, ohne Zweifel!“ erwiderte Fürst Andrei. Er wurde auf einmal in unnatürlicher Weise lebhaft und begann Pierre zu

reden: dieser solle in seinem Verkehr mit seinen Moskauer Cousinen nur ja recht vorsichtig sein. Aber mitten in diesem scherzenden Gespräche stand er auf, faßte Pierre unter den Arm und führte ihn beiseite.

„Nun, was gibt es?“ fragte Pierre, der mit Erstaunen die seltsame Lebhaftigkeit seines Freundes beobachtete und den Blick wahrnahm, den dieser beim Aufstehen auf Natascha richtete.

„Ich muß mit dir sprechen, notwendig sprechen,“ sagte Fürst Andrei. „Du kennst unsere Frauenhandschuhe.“ (Er meinte die Handschuhe, die bei den Freimaurern dem neu aufgenommenen Bruder übergeben wurden, damit er sie der ihm geliebten Frau einhändige.) „Ich . . . Aber nein, ich will ein andermal mit dir davon reden . . .“ Und mit einem seltsamen Glanze in den Augen und mit einer sonderbaren Unruhe in seinen Bewegungen trat Fürst Andrei zu Natascha hin und setzte sich neben sie. Pierre sah, wie Fürst Andrei sie etwas fragte, und wie sie unter tiefem Erröten ihm antwortete.

Aber in diesem Augenblicke trat Berg zu Pierre und bat ihn dringend, sich an einer Debatte über die kriegerischen Operationen in Spanien zu beteiligen, die sich zwischen dem General und dem Obersten entsponnen hatte.

Berg war zufrieden und glücklich. Ein Lächeln der Freude wich nicht von seinem Gesichte. Die Abendgesellschaft war sehr gut und ganz von derselben Art wie andere Abendgesellschaften, bei denen er gewesen war. Alles war ebenso: das helltönende Geplauder der Damen, und der Kartentisch, und am Kartentische der General mit seiner lauten, herausfordernden Stimme, und der Samowar, und das Gebäck; aber eines mangelte noch, etwas, was ihm immer auf den Abendgesellschaften, die er nachzumachen suchte, entgegengetreten war: es mangelte noch ein lautes Gespräch unter den Männern und ein Streit über irgend-

einen wichtigen, ernstern Gegenstand. Ein solches Gespräch hatte nun der General angefangen, und Berg beeilte sich, Pierre zu diesem Gespräche mit heranzuziehen.

## XXII

Am folgenden Tage kam Fürst Andrei, da er von dem Grafen Ilja Andrejewitsch eingeladen worden war, zu Kostows zum Mittagessen und verlebte bei ihnen den ganzen Rest des Tages.

Alle im Hause merkten, um wessen willen Fürst Andrei kam; auch machte er selbst kein Hehl daraus, sondern suchte die ganze Zeit über mit Natafcha zusammen zu sein. Nicht nur in der Seele der ängstlichen, aber glücklichen und entzückten Natafcha, sondern im ganzen Hause machte sich eine Furcht vor etwas Wichtigem fühlbar, das sich vollziehen wollte. Die Gräfin blickte den Fürsten Andrei mit tief ernstern, traurigen Augen an, wenn er mit Natafcha sprach, und begann mit schüchternern Verstellung irgendein gleichgültiges Gespräch, sobald er sich nach ihr hinwandte. Sonja fürchtete sich, von Natafcha wegzugehen, und fürchtete sich andererseits, zu stören, wenn sie bei ihnen bliebe. Natafcha wurde ganz blaß vor banger Erwartung, wenn sie ein paar Minuten lang mit ihm unter vier Augen blieb. Sie war überrascht von der Schüchternheit des Fürsten Andrei. Sie fühlte, daß es ihn drängte, ihr etwas zu sagen, und daß er sich doch nicht dazu entschließen konnte.

Als am Abend Fürst Andrei weggefahren war, trat die Gräfin zu Natafcha und fragte sie flüsternd:

„Nun, wie ist's?“

„Mama, um Gottes willen, fragen Sie mich jetzt nichts; ich kann Ihnen nichts sagen,“ antwortete Natafcha.

Aber trotzdem lag an diesem Abend Natafcha aufgeregter und

ängstlich, mit starren Augen, lange im Bette der Mutter. Sie erzählte ihr, daß er sie gelobt habe, und daß er gesagt habe, er wolle ins Ausland reisen, und daß er gefragt habe, wo sie diesen Sommer verleben würden, und daß er sie nach Boris befragt habe.

„Aber so . . . so . . . so ist mir noch nie zumute gewesen!“ rief sie. „Es ist mir so bange in seiner Gegenwart, immer ist mir in seiner Gegenwart so bange; was bedeutet das? Bedeutet das, daß dies das Richtige ist, ja? Mama, schlafen Sie?“

„Nein, liebes Kind, mir ist selbst bange,“ antwortete die Mutter. „Aber geh jetzt.“

„Schlafen kann ich ja doch nicht. Eine reine Unmöglichkeit. Mamachen, Mamachen, so ist mir noch nie zumute gewesen,“ sagte sie erstaunt und erschrocken über das Gefühl, das sie in ihrer Seele wahrnahm. „Wie hätten wir so etwas denken können!“

Natascha hatte die Vorstellung, schon damals, als sie den Fürsten Andrei zum erstenmal in Otradnoje gesehen hatte, habe sie sich in ihn verliebt. Sie erschrak ordentlich über den seltsamen, unerwarteten Glückszufall, daß der Mann, den sie sich schon damals erwählt hatte (davon war sie fest überzeugt), daß dieser selbe Mann ihr jetzt wieder begegnet war und anscheinend eine Neigung zu ihr empfand.

„Da mußte er nun gerade jetzt, wo wir hier sind, nach Petersburg kommen. Und da mußte er mit uns auf diesem Balle zusammentreffen. Das ist alles eine Fügung des Schicksals. Es ist klar, daß das eine Fügung des Schicksals ist, und daß alles darauf abgezielt hat. Schon damals fühlte ich, sowie ich ihn nur gesehen hatte, in meinem Herzen etwas Besonderes.“

„Was hat er denn zu dir noch gesagt? Was waren denn das für Verse? Sage sie mir doch einmal her . . .“ sagte die Mutter nach-

denklich; die Frage bezog sich auf die Verse, die Fürst Andrei in Nataschas Album geschrieben hatte.

„Mama, muß ich mich nicht schämen, daß er Witwer ist?“

„Rede keine Torheit, Natascha. Bete zu Gott. Die Ehen werden im Himmel geschlossen.“

„Liebes, süßes Mamachen, wie ich Sie liebe, und wie glücklich ich bin!“ rief Natascha und umarmte ihre Mutter unter Tränen der Freude und der Aufregung.

Zu derselben Zeit saß Fürst Andrei bei Pierre und redete mit ihm über seine Liebe zu Natascha und über seine feste Absicht, sie zu heiraten.

★

An diesem Tage fand bei der Gräfin Jelena Wasiljewna ein Rout statt; der französische Gesandte war da, und der Prinz, der seit kurzem ein häufiger Gast in dem Hause der Gräfin geworden war, und viele der vornehmsten Damen und Herren. Pierre war unten, wanderte durch die Säle und fiel allen Gästen durch sein in sich gefehrtes, zerstreutes Wesen und seine finstere Miene auf.

Pierre spürte seit jenem Balle in seinem Innern wieder das Herannahen eines Anfalles von Hypochondrie und suchte mit verzweifelter Anstrengung dagegen anzukämpfen. Seit der Prinz sich Helenen genähert hatte, war Pierre unerwarteterweise zum Kammerherrn ernannt worden und konnte seitdem in größerer Gesellschaft ein bedrückendes Gefühl der Scham nicht loswerden, und es kamen ihm wieder recht oft die früheren traurigen Gedanken über die Nichtigkeit alles Menschlichen. Gerade in dieser Zeit nahm er die wechselseitige Neigung zwischen seiner Protégée Natascha und dem Fürsten Andrei wahr, und diese Wahrnehmung diente durch den Gegensatz zwischen seiner eigenen Lage und der seines Freundes noch dazu, seine traurige Gemütsstimmung zu steigern. Er vermied es jedoch nach Kräften, an seine Frau und

an Nataſcha und an den Fürſten Andrei zu denken. Wieder erſchien ihm alles nichtig im Vergleiche mit der Ewigkeit, wieder drängte ſich ihm die Frage auf: „Wozu?“ Und tagelang und nächtelang zwang er ſich dazu, ſich mit freimaureriſchen Arbeiten abzumühen, in der Hoffnung, ſo den herannahenden böſen Geiſt zu verſcheuchen.

Pierre hatte ſich um zwölf Uhr aus den Gemächern der Gräfin entfernt und ſaß nun bei ſich oben in einem niedrigen, mit Tabakrauch erfüllten Zimmer in einem abgetragenen Schlafrocke am Tiſche und war damit beſchäftigt, ſchottiſche Originalurkunden abzuschreiben, als jemand zu ihm ins Zimmer trat. Es war Fürſt Andrei.

„Ach, Sie ſind es,“ ſagte Pierre mit zerſtreuter, mißvergnügter Miene. „Ich bin gerade bei der Arbeit,“ fügte er hinzu und zeigte auf ſein Heft mit der Miene, mit welcher unglückliche Menſchen ihre Arbeit anſehen, durch die ſie ſich aus dem Elend des Lebens zu retten ſuchen.

Fürſt Andrei blieb mit ſtrahlendem, entzücktem, von neuem Lebensmuth zeugendem Geſichte vor Pierre ſtehen und lächelte ihm mit dem Egoismus des Glücklichen zu, ohne Pierres traurige Miene zu bemerken.

„Nun, Leuerſter,“ ſagte er, „ich wollte ſchon geſtern mit dir ſprechen und bin heute ausdrücklich deſhalb zu dir gekommen. Noch nie habe ich etwas Ähnliches empfunden. Ich bin verliebt, mein Freund.“

Pierre ſeufzte plötzlich tief und ließ ſich mit ſeinem ſchweren Körper neben den Fürſten Andrei auf das Sofa ſinken.

„In Nataſcha Koſtowa, ja?“ fragte er.

„Ja, ja, in wen denn ſonſt? Ich hätte ſo etwas nie geglaubt; aber dieſes Gefühl iſt ſtärker als ich. Geſtern habe ich mich gemartert und habe Pein ausgeſtanden; aber auch dieſe Pein würde ich



für alles in der Welt nicht hingeben. Mein früheres Leben war kein wirkliches Leben. Erst jetzt lebe ich wahrhaft; aber ich kann nicht leben ohne sie . . . Aber kann sie mich lieben? Ich fürchte, ich bin zu alt für sie . . . Aber warum sprichst du nicht?"

„Ich? Ich? Was habe ich Ihnen gesagt?“ rief Pierre, indem er aufstand und im Zimmer auf und ab zu gehen begann. „Ich habe immer gedacht, daß es so kommen werde . . . Dieses Mädchen ist ein solcher Schatz, eine so . . . Es ist ein ganz seltenes Wesen . . . Lieber Freund, ich bitte Sie, reflektieren Sie nicht, zweifeln Sie nicht, sondern heiraten Sie, heiraten Sie, heiraten Sie . . . Und ich bin überzeugt, daß es keinen glücklicheren Menschen geben wird als Sie.“

„Aber sie!“

„Sie liebt Sie.“

„Rede keinen Unsinn . . .“ sagte Fürst Andrei und blickte Pierre lächelnd in die Augen.

„Sie liebt Sie; ich weiß es,“ schrie Pierre ärgerlich.

„Nein, höre mal,“ sagte Fürst Andrei, indem er ihn am Arme festhielt. „Kannst du nachfühlen, in welcher Lage ich mich befinde? Ich muß das alles irgend jemandem gegenüber aussprechen.“

„Nun also, also, dann sprechen Sie; ich freue mich sehr,“ erwiderte Pierre, und wirklich änderte sich der Ausdruck seines Gesichtes, die Falte auf der Stirn verschwand, und er hörte dem Fürsten Andrei mit heiterer Miene zu. Fürst Andrei schien ein ganz neuer Mensch geworden zu sein und war es auch wirklich. Wo war seine Melancholie, seine Geringschätzung des Lebens, seine Entmutigung geblieben? Pierre war der einzige Mensch, vor dem er sich aussprechen konnte; aber dafür sagte er diesem nun auch alles, was er nur auf dem Herzen hatte. Bald machte er leichten, festen Sinnes Pläne für eine lange, lange Zukunft und sprach davon, daß er sein Glück nicht einer Laune seines

Vaters zum Opfer bringen könne, daß er entweder seinen Vater zwingen werde, seine Zustimmung zu dieser Ehe zu geben und Nataſcha zu lieben, oder ſich ohne ſeine Zustimmung behelfen werde; bald wieder erging er ſich in Ausdrücken der Verwunderung über dieſes Gefühl, das ſich ſeiner bemächtigt hatte, wie über etwas ganz Selbſtames, Fremdes.

„Ich hätte es nicht geglaubt, wenn mir jemand geſagt hätte, daß ich ſo lieben könnte,“ ſagte Fürſt Andrei. „Es iſt eine ganz andere Empfindung als die, welche ich früher in mir fühlte. Die ganze Welt iſt jezt für mich in zwei Hälften geteilt: die eine Hälfte iſt ſie, und dort iſt alles eitel Glück und Hoffnung und Licht; die andre Hälfte, das iſt alles, wo ſie nicht iſt, und da iſt alles Mutloſigkeit und Finſternis.“

„Ja, Mutloſigkeit und Finſternis,“ wiederholte Pierre. „Ja, ja, das verſtehe ich.“

„Ich kann nicht anders, ich muß das Licht lieben; das hängt nicht von meinem Willen ab. Und ich bin ſehr glücklich. Verſteheſt du meinen Zuſtand? Ich weiß, daß du dich mit mir freuſt.“

„Ja, das tue ich,“ verſicherte Pierre und blickte ſeinen Freund gerührt und traurig an. In je hellerem Lichte ſich ihm das Schickſal des Fürſten Andrei zeigte, um ſo dunkler erſchien ihm ſein eigenes.

### XXIII

**Z**u ſeiner Heirat bedurfte Fürſt Andrei der Zuſtimmung ſeines Vaters und reiſte aus dieſem Grunde am andern Tage zu ihm.

Der Vater nahm die Mitteilung des Sohnes äußerlich ruhig auf; aber innerlich war er darüber ſehr aufgebracht. Da ſein eigenes Leben ſchon zu Ende ging, ſo hatte er kein Verſtändnis dafür, daß andere Leute ihr Leben verändern und noch etwas

Neues in dasselbe hineinragen wollten. „Sie sollten mich nur zu Ende leben lassen, wie es mir zusagt; dann könnten sie ja tun, was sie wollen,“ sagte der alte Mann zu sich selbst. Dem Sohne gegenüber griff er jedoch zu den diplomatischen Künsten, deren er sich in wichtigen Fällen zu bedienen pflegte. Einen ruhigen Ton annehmend, erörterte er die ganze Angelegenheit.

Erstens sei die Partie, was Verwandtschaft, Reichthum und Bornehmheit anlange, keine glänzende. Zweitens stehe Fürst Andrei nicht mehr in der ersten Jugend und habe eine schwache Gesundheit (diesen Punkt betonte der Alte ganz besonders), und das Mädchen sei doch noch sehr jung. Drittens sei ein Sohn da, den einem so jungen Dinge in die Hände zu geben bedenklich sei. „Und endlich viertens,“ sagte der Vater, indem er den Sohn spöttisch anblickte, „ich bitte dich: schiebe die Sache ein Jahr auf; reise ins Ausland, kuriere dich aus, suche, wie du es ja beabsichtigst, einen deutschen Erzieher für den Fürsten Nikolai, und dann, wenn deine Liebe oder deine Leidenschaft oder dein Eigensinn, wie du nun es nennen magst, wirklich so groß ist, dann heirate. Das ist mein letztes Wort, hörst du wohl, mein letztes...“ schloß der Fürst in einem Tone, durch den er zeigen wollte, daß ihn nichts veranlassen könne, seinen Entschluß zu ändern.

Fürst Andrei war sich völlig darüber klar, daß der Alte hoffte, sein Gefühl oder das seiner künftigen Braut werde die einjährige Probezeit nicht aushalten oder er selbst, der alte Fürst, werde bis dahin gestorben sein. Er beschloß, den Willen seines Vaters zu erfüllen, in der Weise, daß er um Nataschas Hand anhielte und die Hochzeit auf ein Jahr verschöbe.

Drei Wochen nach dem letzten Abend, den er bei Kostows verlebt hatte, kehrte Fürst Andrei nach Petersburg zurück.

Am Tage nach ihrer Rücksprache mit der Mutter wartete Natascha den ganzen Tag über auf den Fürsten Andrei; aber er kam nicht. Am folgenden und am dritten Tage wiederholte sich dasselbe. Auch Pierre ließ sich nicht blicken, und Natascha, die nicht wußte, daß Fürst Andrei zu seinem Vater gereist war, konnte sich sein Ausbleiben nicht erklären.

So vergingen drei Wochen. Natascha wollte nirgends hingehen und schlich wie ein Schatten, untätig und traurig, durch die Zimmer; abends weinte sie, von niemand gesehen, und kam nicht in die Schlafstube der Mutter. Fortwährend wurde sie rot, auch war sie sehr reizbar. Sie hatte die Vorstellung, alle Leute wußten von ihrer Enttäuschung, machten sich über sie lustig oder bedauerten sie. Und so groß auch ihr seelischer Kummer an sich schon war, so wurde die Empfindung ihres Unglücks doch durch den Schmerz über die Kränkung ihres Ehrgefühles noch verstärkt.

Einmal kam sie zu der Gräfin und wollte ihr etwas sagen; aber sie brach plötzlich in Tränen aus. Sie weinte wie ein kleines Kind, das meint, daß ihm unrecht geschehen sei, weil es gestraft worden ist, ohne selbst zu wissen wofür.

Die Gräfin suchte Natascha zu beruhigen. Zuerst hörte Natascha an, was die Mutter sagte; aber dann unterbrach sie sie plötzlich:

„Sagen Sie nichts weiter, Mama; ich denke gar nicht darüber nach und will gar nicht darüber nachdenken! Er ist eben ohne besondern Grund gekommen und dann auch wieder ohne besondern Grund weggeblieben . . .“

Die Stimme begann ihr zu zittern, und sie war nahe daran, in Tränen auszubrechen; aber sie bezwang sich und fuhr ruhig fort:

„Ich will auch überhaupt nicht heiraten. Und ich fürchte mich vor ihm; ich bin jetzt ganz ruhig geworden, ganz ruhig . . .“

Am Tage nach diesem Gespräche zog Natascha jenes alte Kleid an, das ihr wegen der vielen vergnügten Morgenstunden, die sie

in ihm verlebt hatte, besonders lieb und vertraut war, und begann gleich am frühen Morgen wieder mit ihrer früheren Lebensweise, von der sie nach dem Balle abgekommen war. Nachdem sie Tee getrunken hatte, ging sie in den Saal, den sie wegen seiner starken Resonanz besonders gern hatte, und begann ihre Solfeggien zu singen. Als sie mit der ersten Übungsreihe fertig war, stellte sie sich mitten in den Saal und wiederholte mehrmals ein und denselben musikalischen Satz, der ihr besonders gefiel. Mit Vergnügen horchte sie, als wäre es ihr etwas Überraschendes, auf den Wohlklang, mit dem diese Klänge, melodisch verschmelzend, den ganzen leeren Raum des Saales anfüllten und langsam erstarben, und es wurde ihr auf einmal froh ums Herz. „Was hat es für Zweck, darüber viel nachzudenken; es ist ja auch so alles ganz gut,“ sagte sie zu sich selbst und begann im Saale hin und her zu gehen. Sie ging dabei über den schallenden Parkettboden nicht mit einfachen Schritten, sondern trat bei jedem Schritte vom Hacken (sie trug neue Schuhe von ihrer Lieblingsfärbung) auf die Spitze, und mit demselben Genusse, wie vorher auf die Töne ihrer Stimme, horchte sie nun auf dieses taktmäßige Klappen des Absatzes und das Knarren der Spitze. Als sie am Spiegel vorbeikam, blickte sie hinein. „Das bin ich!“ schien ihr Gesichtsausdruck beim Anblick ihrer eigenen Gestalt zu sagen. „Nun, es ist ja alles gut. Ich brauche keinen Menschen.“

Der Diener wollte hereinkommen, um irgend etwas im Saale aufzuräumen; aber sie ließ ihn nicht herein, machte die Thür wieder hinter ihm zu und setzte ihren Spaziergang fort. Sie kehrte an diesem Morgen wieder zu dem Zustande zurück, bei dem sie sich am wohlsten fühlte: dieser Zustand bestand darin, daß sie sich selbst liebte und von sich selbst entzückt war. „Was für ein reizendes Wesen ist doch diese Natascha!“ sagte sie wieder von sich selbst, als ob irgendein Dritter, eine Art von Inbegriff aller

Männer, spräche: „Sie ist hübsch, hat eine schöne Stimme, ist jung und belästigt niemanden; also laßt sie nur auch in Ruhe.“ Aber wenn man sie auch noch so sehr in Ruhe ließ, sie konnte jetzt doch nicht mehr ruhig sein; das fühlte sie sofort.

Im Vorzimmer wurde die Außentür geöffnet; es fragte jemand: „Sind die Herrschaften zu Hause?“ und es wurden Schritte vernehmbar. Natascha blickte in den Spiegel; aber sie sah sich nicht. Sie hörte im Vorzimmer sprechen. Als sie sich dann sah, war ihr Gesicht blaß. Das war „er“. Sie wußte es bestimmt, obwohl sie den Ton seiner Stimme durch die geschlossene Thür nur schwach hatte hören können.

Blaß und erschrocken lief sie in den Salon.

„Mama, Volkonski ist gekommen,“ sagte sie. „Mama, das ist furchtbar, das kann ich nicht ertragen! Ich will diese Pein nicht aushalten! Was soll ich nur tun?“

Die Gräfin hatte noch nicht Zeit gehabt, ihr zu antworten, als schon Fürst Andrei mit ernstern, aufgeregtem Gesichte in den Salon trat. Sobald er Natascha erblickte, begann sein Gesicht zu strahlen. Er küßte der Gräfin und Natascha die Hand und setzte sich auf einen Sessel neben dem Sofa.

„Wir haben so lange nicht das Vergnügen gehabt . . .“ begann die Gräfin; aber Fürst Andrei unterbrach sie, indem er die in ihren Worten liegende Frage beantwortete und offenbar eilte, auf den eigentlichen Zweck seines Besuches zu kommen.

„Ich bin diese ganze Zeit her nicht bei Ihnen gewesen, weil ich bei meinem Vater war; ich mußte mit ihm über eine sehr wichtige Angelegenheit Rücksprache nehmen. Erst in dieser Nacht bin ich zurückgekommen,“ sagte er und warf dabei einen Blick nach Natascha hin. „Ich muß mit Ihnen sprechen, Gräfin,“ fügte er nach einem kurzen Stillschweigen hinzu.

Die Gräfin seufzte schwer und schlug die Augen nieder.

„Ich stehe zu Ihren Diensten,“ erwiderte sie.

Natascha wußte, daß sie hinausgehen sollte; aber sie fühlte sich außerstande, dies zu tun: es schnürte ihr etwas die Kehle zu, und unhöflich, mit weit geöffneten Augen blickte sie den Fürsten Andrei starr an.

„Wird es jetzt gleich geschehen? Diesen Augenblick? . . . Nein, es kann nicht sein!“ dachte sie.

Er sah sie wieder an, und dieser Blick überzeugte sie, daß sie sich nicht getäuscht hatte. Ja, jetzt, in diesem Augenblicke hatte sich ihr Schicksal entschieden.

„Geh, Natascha, ich werde dich rufen,“ flüsterte ihr die Gräfin zu.

Natascha blickte mit angstvoll flehenden Augen den Fürsten Andrei und ihre Mutter an und ging hinaus.

„Ich bin gekommen, Gräfin, um Sie um die Hand Ihrer Tochter zu bitten,“ sagte Fürst Andrei.

Das Gesicht der Gräfin färbte sich dunkelrot; aber sie antwortete eine Zeitlang nicht.

„Ihr Antrag . . .“ begann sie dann in würdigem Tone. Fürst Andrei schwieg und blickte ihr in die Augen. „Ihr Antrag . . .“ (sie wurde verlegen) „ist uns angenehm, und . . . ich nehme Ihren Antrag an; ich freue mich sehr. Auch mein Mann wird . . . wie ich hoffe . . . Aber es wird von ihr selbst abhängen . . .“

„Ich werde sie fragen, sobald ich Ihre Einwilligung erlangt habe. Wollen Sie mir Ihre Einwilligung geben?“ sagte Fürst Andrei.

„Ja,“ antwortete die Gräfin, streckte ihm die Hand hin und drückte, als er sich über ihre Hand beugte, mit einem aus Fremdheit und Herzlichkeit gemischten Gefühl ihre Lippen auf seine Stirn. Sie war willens, ihn wie einen Sohn zu lieben; aber sie fühlte, daß er ihr fremd war und ihr Furcht einflößte. „Ich bin

überzeugt, daß mein Mann einverstanden sein wird," sagte die Gräfin. „Aber Ihr lieber Vater . . .“

„Mein Vater, dem ich von meiner Absicht Mitteilung machte," erwiderte Fürst Andrei, „hat zur unerläßlichen Bedingung seiner Einwilligung gemacht, daß die Hochzeit erst in einem Jahre stattfinden solle. Auch hiervon wollte ich Sie in Kenntnis setzen.“

„Natascha ist ja freilich noch sehr jung; aber das ist doch sehr lange.“

„Es war nicht anders möglich, seine Einwilligung zu erlangen," antwortete Fürst Andrei mit einem Seufzer.

„Ich werde sie Ihnen herschicken," sagte die Gräfin und verließ das Zimmer.

„Herr, erbarme dich unser," sagte sie mehrmals vor sich hin, während sie ihre Tochter suchte.

Sonja sagte ihr, daß Natascha im Schlafzimmer sei. Natascha saß auf ihrem Bette, blaß, mit trockenen Augen, blickte nach den Heiligenbildern und flüsterte etwas, wobei sie sich schnell bekreuzte.

„Was ist, Mama? . . . Was ist?“

„Geh, geh zu ihm. Er hält um deine Hand an," erwiderte die Mutter, wie es Natascha vorkam, in kaltem Tone. „Geh . . . geh," sagte die Mutter noch einmal traurig und vorwurfsvoll zu der davoneilenden Tochter und seufzte schwer.

Natascha wußte gar nicht, wie sie nach dem Salon gekommen war. Als sie in die Tür trat und ihn erblickte, blieb sie stehen. „Ist dieser fremde Mann jetzt wirklich mein alles geworden?" fragte sie sich und antwortete augenblicklich: „Ja, mein alles; er allein ist mir jetzt teurer als alles in der Welt." Fürst Andrei trat mit gesenkten Augen an sie heran.

„Ich habe Sie von dem Augenblick an lieb gewonnen, wo ich Sie zum erstenmal gesehen habe. Darf ich hoffen?"



Er sah sie an, und die ernste Leidenschaftlichkeit, die sich auf ihrem Gesichte ausdrückte, überraschte ihn. Ihr Gesicht schien zu sagen: „Wozu noch fragen? Wozu noch zweifeln an dem, was einem nicht unbekannt sein kann? Wozu noch reden, da man doch nicht mit Worten ausdrücken kann, was man fühlt?“

Sie näherte sich ihm und blieb stehen. Er ergriff ihre Hand und küßte sie.

„Lieben Sie mich?“

„Ja, ja,“ antwortete Nataſcha in einem Tone, als ob sie ärgerlich wäre; dann seufzte sie tief und noch einmal und immer häufiger und brach in Schluchzen aus.

„Warum? Was ist Ihnen?“

„Ach, ich bin so glücklich,“ erwiderte sie, durch ihre Tränen lächelnd, beugte sich näher zu ihm, überlegte eine Sekunde lang, als ob sie sich fragte, ob sie das dürfe, und küßte ihn.

Fürst Andrei hielt ihre beiden Hände in den seinen, blickte ihr in die Augen und fand in seiner Seele nicht mehr die frühere Art von Liebe zu ihr. In seiner Seele war plötzlich eine Veränderung vorgegangen: er fühlte nicht mehr den früheren poetischen, geheimnisvollen Reiz des Verlangens, sondern eine Art von Mitleid mit ihrer weiblichen, kindlichen Schwäche, eine Furcht vor ihrer Hingebung und ihrem rückhaltlosen Vertrauen, ein drückendes und zugleich beglückendes Bewußtsein der Pflicht, die ihn nun für das ganze Leben mit ihr verband. Dieses jetzige Gefühl war zwar nicht so hell und poetisch wie das frühere, aber dafür ernster und stärker.

„Hat Ihnen Ihre Mama gesagt, daß es nicht vor Ablauf eines Jahres möglich ist?“ fragte Fürst Andrei, indem er ihr immer noch in die Augen blickte.

„Bin ich das wirklich, ich, der Backfisch, wie sie mich alle nannten?“ dachte Nataſcha. „Bin ich jetzt wirklich von diesem

Augenblicke an eine Frau, die gleichstehende Lebensgefährtin dieses fremden, lebenswürdigen, klugen Mannes, den sogar mein Vater hochschätzt? Ist das wirklich wahr? Ist es wirklich wahr, daß ich das Leben jetzt nicht mehr als einen Scherz betrachten darf, daß ich nun eine Erwachsene bin und für jede meiner Handlungen, für jedes meiner Worte verantwortlich? Aber wonach hat er mich denn nur gefragt?"

„Nein,“ antwortete sie; aber sie erinnerte sich nicht, wonach er gefragt hatte.

„Verzeihen Sie mir,“ sagte Fürst Andrei, „aber Sie sind noch so jung, und ich habe schon so viel im Leben erfahren. Ich bin bange um Sie. Sie kennen sich selbst nicht.“

Natascha hörte mit angestrengter Aufmerksamkeit zu, bemüht, den Sinn seiner Worte zu verstehen; aber sie vermochte es trotzdem nicht.

„Wie schwer mir dieses Jahr auch werden wird, durch das mein Glück einen Aufschub erleidet,“ fuhr Fürst Andrei fort, „so werden doch Sie in dieser Zeit die Möglichkeit haben, sich selbst zu prüfen. Ich bitte Sie, nach Ablauf des Jahres mich glücklich zu machen; aber Sie sind frei: unsere Verlobung wird ein Geheimnis bleiben, und wenn Sie zu der Überzeugung gelangen sollten, daß Sie mich nicht lieben, oder wenn Sie einen andern lieb gewinnen sollten . . .“ sagte Fürst Andrei mit einem gezwungenen Lächeln.

„Wozu sagen Sie das?“ unterbrach ihn Natascha. „Sie wissen, daß ich Sie gleich von dem Tage an geliebt habe, als Sie zum ersten Male nach Otradnoje kamen,“ sagte sie, in der festen Überzeugung, daß sie damit die Wahrheit sage.

„Im Laufe dieses Jahres werden Sie sich selbst kennen lernen . . .“

„Ein gan—zes Jahr!“ rief Natascha plötzlich, die jetzt erst ver-

stand, daß die Hochzeit ein Jahr verschoben werden sollte. „Über warum denn gleich ein Jahr? Warum denn gleich ein Jahr?“ Fürst Andrei begann ihr die Gründe dieses Aufschubes auseinanderzusetzen; aber Natascha hörte ihm nicht zu.

„Und es ist wirklich nicht anders möglich?“ fragte sie. Fürst Andrei antwortete nicht; aber sie sah an seinem Gesichte, daß eine Abänderung dieser Entscheidung ausgeschlossen war.

„Das ist zu schrecklich! Nein, das ist zu schrecklich, zu schrecklich!“ rief Natascha und fing von neuem an zu schluchzen. „Ich sterbe, wenn ich ein Jahr lang warten soll; das ist unmöglich, das ist zu schrecklich.“ Sie blickte ihrem Bräutigam ins Gesicht und sah dort den Ausdruck der Bestürzung und des Mitleides.

„Nein, nein, ich werde alles tun,“ sagte sie und hemmte auf einmal ihre Tränen. „Ich bin ja so glücklich!“

Der Vater und die Mutter traten ins Zimmer und segneten Bräutigam und Braut.

Von diesem Tage an verkehrte Fürst Andrei im Rostowschen Hause als Bräutigam.

## XXIV

Eine Verlobungsfeier fand nicht statt, und niemandem wurde von Volkonskis Verlobung mit Natascha Mitteilung gemacht; darauf bestand Fürst Andrei. Er sagte, da er die Ursache des Aufschubes sei, so müsse er auch den ganzen schmerzlichen Druck desselben tragen. Er seinerseits habe sich durch sein Wort lebenslänglich gebunden; er wolle aber nicht, daß Natascha gebunden sei, und lasse ihr volle Freiheit. Wenn sie nach einem halben Jahre fühle, daß sie ihn nicht liebe, so werde sie durchaus berechtigt sein, ihm eine Absage zu erteilen. Selbstverständlich wollten weder die Eltern noch Natascha davon etwas hören; aber Fürst Andrei beharrte auf seinem Sinne. Er besuchte Rostows

täglich, verkehrte aber mit Natascha nicht wie ein Bräutigam: er nannte sie „Sie“ und küßte ihr nur die Hand. Zwischen dem Fürsten Andrei und Natascha hatten sich seit dem Tage, an dem er seinen Antrag gemacht hatte, ganz andere Beziehungen als früher herausgebildet, schlichte, nahe Beziehungen. Es war, als ob die beiden einander bisher noch nicht gekannt hätten. Er sowohl wie sie erinnerten sich jetzt gern daran, wie sie sich gegeneinander benommen hatten, bevor die Verlobung erfolgt war; jetzt fühlten sie sich als ganz andere Wesen: damals war alles gekünstelt und verstellt gewesen, jetzt war alles schlicht und wahrhaft. Anfangs machte sich in der Familie eine gewisse Verlegenheit im Verkehr mit dem Fürsten Andrei fühlbar; er erschien wie ein Mensch aus einer fremden Welt, und Natascha bemühte sich lange, ihre Angehörigen über das Wesen des Fürsten Andrei aufzuklären, und versicherte allen mit Stolz, er scheine nur ein so besonderer Mensch zu sein, im Grunde sei er von derselben Art wie sie alle, und sie fürchtete sich gar nicht vor ihm, und es brauche sich überhaupt niemand vor ihm zu fürchten. Nach einigen Tagen hatte man sich in der Familie an ihn gewöhnt und führte ungeniert in seiner Gegenwart die frühere Lebensweise weiter, an der er selbst teilnahm. Er verstand es, mit dem Grafen über wirtschaftliche Dinge zu reden und mit der Gräfin und Natascha über Toilettenfragen und mit Sonja über Albums und Stidereien. Manchmal sprachen die Mitglieder der Familie Rostow unter sich und auch in Gegenwart des Fürsten Andrei ihre Verwunderung darüber aus, wie alles so gekommen war, und fanden, daß manches entschieden als Vorbereitung und Vorzeichen aufgefaßt werden müsse: der Besuch des Fürsten Andrei in Otradnoje, und ihre Übersiedlung nach Petersburg, und die Ähnlichkeit zwischen Natascha und dem Fürsten Andrei, die die Kinderfrau gleich bei dem ersten Besuche des Fürsten Andrei herausgefunden hatte,

und das Zusammentreffen des Fürsten Andrei mit Nikolai im Jahre 1805; und so entdeckten die Hausgenossen noch viele andere Vorbedeutungen auf das, was sich zugetragen hatte.

Im Hause herrschte jetzt jene poetische Langeweile und Schweigsamkeit, die sich immer einzustellen pflegen, wenn eine Braut und ein Bräutigam zugegen sind. Oft, wenn man zusammensaß, schwiegen alle. Mitunter standen die andern sachte auf und gingen hinaus; aber das Brautpaar schwieg, allein zurückgeblieben, doch in derselben Weise weiter. Nur selten sprachen die beiden von der künftigen Gestaltung ihres Lebens. Fürst Andrei hatte eine bängliche Scheu, darüber zu reden. Natascha teilte diese Empfindung, wie alle seine Empfindungen, die sie stets erriet. Einmal fragte sie ihn allerlei nach seinem kleinen Sohne. Fürst Andrei errötete, was ihm jetzt häufig begegnete, und was Natascha an ihm besonders gern hatte, und antwortete, sein Sohn werde nicht mit ihnen beiden zusammen leben.

„Warum nicht?“ fragte Natascha betroffen.

„Ich kann ihn dem Großvater nicht wegnehmen, und dann . . .“

„Wie lieb würde ich ihn haben!“ rief Natascha, welche sofort den Gedanken erriet, den er nicht aussprach. „Aber ich weiß, Sie wollen jeden Anlaß vermeiden, daß Ihnen und mir Vorwürfe gemacht würden.“

Der alte Graf trat mitunter zu dem Fürsten Andrei, küßte ihn und fragte ihn um Rat in betreff der Erziehung Peters oder der dienstlichen Angelegenheiten Nikolais. Die alte Gräfin seufzte nicht selten, wenn sie das Brautpaar anblickte. Sonja fürchtete fortwährend, störend zu sein, und suchte Vorwände, um die Brautleute allein zu lassen, auch wenn es gar nicht in deren Wünschen lag. Wenn Fürst Andrei sprach (und er war ein sehr geschickter Erzähler), so hörte Natascha, stolz auf ihn, zu; wenn sie

selbst redete, so bemerkte sie mit Angst und Freude zugleich, daß er sie aufmerksam und prüfend anschaute. Sie fragte sich zweifelnd: „Was sucht er in mir? Was möchte er mit seinem Blicke ergründen? Wie, wenn das, was er mit seinem Blicke sucht, gar nicht in mir ist?“ Manchmal geriet sie in die ihr eigene ausgelassen fröhliche Stimmung hinein, und dann machte es ihr besondere Freude, zu hören und zu sehen, wie Fürst Andrei lachte. Er lachte selten; aber dafür gab er sich, wenn er einmal lachte, ganz seinem Lachen hin, und jedesmal nach einem solchen herzlichen Lachen fühlte sie sich ihm näher. Natafcha wäre völlig glücklich gewesen, wenn sie nicht der Gedanke an die bevorstehende, heranrückende Trennung geängstigt hätte, wie denn auch er bei dem bloßen Gedanken daran blaß wurde und ein Gefühl von Kälte verspürte.

Am Tage vor seiner Abreise aus Petersburg brachte Fürst Andrei Pierre mit, der seit dem Balle kein einziges Mal bei Kostows gewesen war. Pierre schien zerstreut und verlegen. Er knüpfte ein Gespräch mit der Mutter an. Natafcha setzte sich mit Sonja an das Schachtischchen, was den Fürsten Andrei veranlaßte, ihr zu folgen. Er trat zu ihnen beiden hin.

„Sie kennen ja wohl Besuchow schon lange?“ fragte er.  
 „Haben Sie ihn gern?“

„Ja, er ist ein prächtiger Mensch, aber sehr komisch.“

Und wie immer, wenn sie von Pierre sprach, begarn sie Anekdoten von seiner Zerstreutheit zu erzählen, theils wahre, theils solche, die von Witzbolden über ihn erfunden waren.

„Sie wissen, ich habe ihm unser Geheimnis anvertraut,“ sagte Fürst Andrei. „Ich kenne ihn von frühen Jahren her. Er hat ein goldenes Herz. Ich bitte Sie, Natafcha,“ fuhr er, plötzlich sehr ernst werdend, fort, „ich reise weg, und Gott weiß, was alles vorgefallen kann. Sie können aufhören, mich zu lieben . . . Nun, ich

weiß, daß ich davon nicht sprechen soll. Aber um eines bitte ich Sie: was auch immer Ihnen zustoßen mag, wenn ich nicht hier bin . . .“

„Was sollte mir denn zustoßen?“

„Wenn Sie irgendein Kummer befällt,“ fuhr Fürst Andrei fort, „ich bitte Sie, und auch Sie, Fräulein Sonja, was auch immer vorkommen mag, wenden Sie sich an ihn, nur an ihn, um Rat und Hilfe. Er ist ein sehr zerstreuter, komischer Mensch, aber er hat ein wahrhaft goldenes Herz.“

Weder die Eltern noch Sonja noch Fürst Andrei selbst konnten vorhersehen, wie der Abschied von ihrem Bräutigam auf Natascha wirken werde. Mit gerötetem Gesichte, in großer Erregung, mit trockenen Augen ging sie an diesem Tage im Hause umher und beschäftigte sich mit den gleichgültigsten Dingen, als hätte sie gar kein Verständnis für das, was ihrer wartete. Sie weinte nicht einmal in dem Augenblicke, als er ihr beim Abschiede zum letzten Male die Hand küßte.

Sie sagte nur: „Reisen Sie nicht weg!“ und sie sagte das in einem Tone, der ihn veranlaßte, noch einmal ernstlich zu überlegen, ob er nicht wirklich dableiben sollte, und den er nachher lange Zeit nicht vergessen konnte. Auch als er abgereist war, weinte sie nicht; aber sie saß mehrere Tage lang, ohne zu weinen, in ihrem Zimmer, bezeugte für nichts Interesse und sagte nur ab und zu:

„Ach, warum ist er weggefahren!“

Aber zwei Wochen nach seiner Abreise genas sie, ebenso unerwartet für ihre Umgebung, von ihrer seelischen Krankheit und wurde wieder dieselbe Natascha, die sie früher gewesen war, nur gleichsam mit veränderter seelischer Physiognomie, so wie Kinder nach einer langwierigen Krankheit mit einem ganz anderen Gesichte vom Bette aufstehen.

## XXV

Der Gesundheitszustand und die Charaktereigenschaften des alten Fürsten Nikolai Andrejewitsch Volkonski verschlimmerten sich in diesem Jahre, nach der Abreise seines Sohnes, bedeutend. Er wurde noch reizbarer als früher, und die Ausbrüche seines grundlosen Zornes entluden sich größtenteils über die Prinzessin Marja. Er schien geflissentlich alle ihre wunden Punkte zu suchen, um seine Tochter in möglichst grausamer Weise geistig zu quälen. Prinzessin Marja hatte zwei Leidenschaften und daher auch zwei Freuden: ihren kleinen Neffen Nikolenka<sup>1</sup> und die Religion, und beides waren Lieblingsthemen für die Angriffe und Spöttereien des Fürsten. Womit auch das Gespräch begonnen wurde, er lenkte es mit Vorliebe auf den Aberglauben alter Jungfern oder auf die schädliche Verhättschung der Kinder. „Du möchtest ihn“ (den kleinen Nikolenka) „zu ebenso einer alten Jungfer machen, wie du eine bist; das laß nur bleiben; Fürst Andrei will einen Sohn haben und nicht ein zimperliches Mädchen,“ sagte er. Oder er wandte sich an Mademoiselle Bourienne und fragte sie in Gegenwart der Prinzessin Marja, wie ihr unsere Popen und Heiligenbilder gefielen, und machte darüber seine Späße.

Fortwährend fügte er der Prinzessin Marja schmerzliche Kränkungen zu; aber es kostete die Tochter gar keine Anstrengung, ihm zu verzeihen. Konnte er denn überhaupt ihr gegenüber sich irgendwie schuldig machen, und konnte ihr Vater, der (davon war sie trotz alledem fest überzeugt) sie liebte, ungerecht sein? Und was war denn das eigentlich: die Gerechtigkeit? Die Prinzessin hatte niemals über dieses stolze Wort „Gerechtigkeit“ nach-

<sup>1</sup> Verkleinerungsform für Nikolai. Anmerkung des Übersetzers.



gedacht. Alle die komplizierten Geseze der Menschheit flossen für sie in ein einziges einfaches, hares Gesez zusammen: in das Gesez der Liebe und Selbstaufopferung, das uns von Ihm gegeben ist, der aus Liebe für die Menschheit litt, obwohl Er selbst Gott war. Was ging es sie an, ob andere Menschen gerecht oder ungerecht waren? Sie kannte ihre eigene Pflicht: zu leiden und zu lieben; und diese Pflicht erfüllte sie.

Als Fürst Andrei im Winter nach Lysyja-Gory gekommen war, war er heiter, sanft und zärtlich gewesen, wie ihn Prinzessin Marja seit langer Zeit nicht gesehen hatte. Sie hatte gehant, daß mit ihm etwas vorgegangen war; aber er hatte ihr nichts von seiner Liebe gesagt. Vor der Abreise hatte er eine lange Unterredung mit dem Vater gehabt; Prinzessin Marja hatte nicht gewußt, worüber; aber sie hatte bemerkt, daß beide vor der Abreise gegeneinander verstimmt waren.

Bald nach der Abreise des Fürsten Andrei schrieb Prinzessin Marja aus Lysyja-Gory nach Moskau an ihre Freundin Julja Karagina. Prinzessin Marja hätte gern aus dieser Julja und ihrem Bruder Andrei ein Paar gemacht, wie denn junge Mädchen immer dergleichen Pläne schmieden. Julja hatte damals gerade Trauer wegen des Todes ihres Bruders, der in der Türkei gefallen war. Der Brief lautete folgendermaßen:

„Der Kummer ist offenbar unser gemeinsames Los, meine liebe, teure Freundin Julja.

Der Verlust, den Sie erlitten haben, ist so schrecklich, daß ich ihn mir nur als eine besondere Gnade Gottes erklären kann, der aus Liebe Sie und Ihre vortreffliche Mutter prüfen will. Ach, meine Freundin, die Religion, und nur die Religion allein kann uns, ich will nicht sagen trösten, aber doch vor der Verzweiflung bewahren; nur die Religion kann uns das erklären, was der Mensch ohne ihre Beihilfe nicht zu begreifen vermag: warum brave,

gute, edle Menschen, die alle erforderlichen Eigenschaften besitzen, um in diesem Leben glücklich zu sein, die niemandem schaden, sondern für das Glück anderer notwendig sind, warum die zu Gott gerufen werden, während Menschen, die schlecht, unnütz, schädlich oder sich selbst und andern eine Last sind, am Leben bleiben. Der erste Todesfall, den ich mit ansah, und den ich niemals vergessen werde, der Tod meiner lieben Schwägerin, hat auf mich diesen Eindruck gemacht. Gerade ebenso wie Sie an das Schicksal die Frage richten, warum Ihr prächtiger Bruder sterben mußte, gerade so fragte ich, weshalb unsere engelgleiche Lisa sterben mußte, die keinem Menschen etwas Böses tat und überhaupt nie andere als gute Gedanken in ihrer Seele hatte. Und jetzt, meine Freundin? Jetzt, wo seitdem erst fünf Jahre vergangen sind, beginne ich bereits mit meinem geringen Verstande einzusehen, weswegen sie sterben mußte, und auf welche Weise dieser Tod nur ein Ausdruck der unendlichen Güte des Schöpfers war, dessen Taten sämtlich, obgleich wir sie größtenteils nicht begreifen, nur Offenbarungen Seiner unendlichen Liebe zu Seinen Kreaturen sind. Vielleicht, so denke ich oft, war sie von zu engelhafter Unschuld, als daß sie die Kraft gehabt hätte, alle Pflichten einer Mutter zu erfüllen. Sie war ohne Tadel in ihrer Eigenschaft als junge Frau; vielleicht wäre sie nicht imstande gewesen, eine ebensolche Mutter zu sein. Jetzt hat sie uns und namentlich dem Fürsten Andrei eine mit dem reinsten Bedauern verbundene Erinnerung hinterlassen und gewiß dort in jener Welt eine Stätte erlangt, die ich für mich selbst nicht zu erhoffen wage. Aber um nicht nur von ihr allein zu sprechen, so hat dieser frühzeitige, schreckliche Todesfall, trotz alles Kummers, den wohlthätigsten Einfluß auf mich und auf meinen Bruder ausgeübt. Damals, im Augenblicke des Verlustes, konnten mir diese Gedanken nicht kommen; damals hätte ich sie mit Schrecken zurückgewiesen; aber

jetzt ist mir das alles ganz klar und unzweifelhaft. Ich schreibe Ihnen, liebe Freundin, dies alles nur, um Sie von der Wahrheit des Spruches im Evangelium zu überzeugen, der für mich zur Lebensregel geworden ist: es fällt kein Haar von unserm Haupte ohne Seinen Willen. Und Sein Wille wird nur durch Seine unendliche Liebe zu uns bestimmt, und daher kann alles, was nur immer uns zustoßt, nur zu unserm Heile gereichen.

Sie fragen, ob wir den nächsten Winter in Moskau verleben werden. Trotz meines lebhaften Wunsches, Sie wiederzusehen, glaube und wünsche ich es nicht. Und Sie werden erstaunt sein zu hören, daß der Grund davon Bonaparte ist. Das hängt so zusammen. Der Gesundheitszustand meines Vaters hat sich merklich verschlechtert; er kann keinen Widerspruch ertragen und ist sehr reizbar. Diese Reizbarkeit tritt, wie Sie wissen, ganz besonders auf dem Gebiete der Politik hervor. Er vermag den Gedanken nicht zu ertragen, daß Bonaparte mit allen Herrschern Europas und insonderheit mit dem unsrigen, dem Enkel der großen Katharina, verkehrt, als ob er ihresgleichen wäre! Wie Sie wissen, interessiere ich mich für Politik nicht im geringsten; aber aus den Äußerungen meines Vaters und seinen Gesprächen mit Michail Iwanowitsch weiß ich alles, was in der Welt vorgeht, und namentlich, welche Ehren diesem Bonaparte erwiesen werden, der, wie es scheint, auf dem ganzen Erdball, nur in Lysyja-Gory noch nicht als großer Mann, geschweige denn als französischer Kaiser, anerkannt wird. Und das kann mein Vater nicht ertragen. Mir scheint, daß mein Vater namentlich infolge seiner politischen Anschauungen, und weil er die heftigen Zusammenstöße voraussieht, die er bei seiner Manier, seine Meinung ohne Rücksicht auf irgend jemand auszusprechen, mit Sicherheit haben würde, — mir scheint, daß er aus diesem Grunde ungern von einer Reise nach Moskau spricht. Alles, was er dort durch die

ärztliche Behandlung gewinnen würde, würde er durch die Debatten über Bonaparte, die sich nicht würden vermeiden lassen, wieder einbüßen. Jedenfalls aber wird sich das sehr bald entscheiden.

Unser Familienleben geht, abgesehen von einem Besuche, den uns mein Bruder Andrei gemacht hat, seinen alten Gang. Er hat sich, wie ich Ihnen schon geschrieben habe, in der letzten Zeit sehr verändert: nach dem schweren Schlage, der ihn betroffen hat, ist er erst jetzt, in diesem Jahre, seelisch wieder völlig aufgelebt. Er ist wieder so geworden, wie ich ihn als Knaben gekannt habe: gut, zärtlich, ein Mensch mit einem goldenen Herzen, wie ich kein zweites kenne. Wie mir scheint, hat er eingesehen, daß das Leben für ihn noch nicht zu Ende ist. Aber gleichzeitig mit dieser seelischen Umwandlung hat sich sein leiblicher Zustand sehr verschlechtert. Er ist magerer geworden als früher und nervöser. Ich bin um ihn in Sorge und freue mich, daß er diese Reise ins Ausland unternommen hat, die die Ärzte ihm schon längst verordnet hatten. Ich hoffe, daß ihn das wiederherstellen wird.

Sie schrieben mir, daß er in Petersburg für einen der tätigsten, gebildetsten und klügsten jungen Männer gilt. Verzeihen Sie mir diesen Familiendünkel: ich habe nie daran gezweifelt, daß er das ist. Das Gute, das er hier allen erwiesen hat, von seinen Bauern angefangen bis zu den Edelleuten, ist gar nicht zu zählen. Bei seiner Übersiedelung nach Petersburg ist ihm nur der gebührende Lohn zuteil geworden. Ich wundere mich, auf welche Weise überhaupt Gerüchte aus Petersburg nach Moskau gelangen, und noch dazu so falsche wie das, von dem Sie mir schreiben: über eine angeblich bevorstehende Heirat zwischen meinem Bruder und der kleinen Kostowa. Ich glaube nicht, daß Andrei sich jemals wieder verheiraten wird, und am allerwenigsten mit ihr. Und zwar aus folgenden Gründen: erstens weiß ich, daß, wenn er auch nur

selten von seiner verstorbenen Frau spricht, doch der Kummer über diesen Verlust in seinem Herzen zu tief Wurzel geschlagen hat, als daß er sich jemals entschließen könnte, ihr eine Nachfolgerin und unserm kleinen Engel eine Stiefmutter zu geben; zweitens weil, soviel ich weiß, dieses junge Mädchen nicht zu der Kategorie von Frauen gehört, wie sie dem Fürsten Andrei gefallen können. Ich glaube nicht, daß Fürst Andrei sie zu seiner Frau wählen würde, und sage offen: ich würde es auch nicht wünschen.

Aber ich bin zu sehr ins Plaudern hineingeraten; ich bin schon am Ende des zweiten Bogens. Leben Sie wohl, meine liebe Freundin; Gott behüte Sie in Seinem heiligen, mächtigen Schutze. Meine liebe Freundin Mademoiselle Bourienne küßt Sie. Marja."

## XXVI

In der Mitte des Sommers erhielt Prinzessin Marja unerwartet einen Brief vom Fürsten Andrei aus der Schweiz, in dem er ihr eine seltsame, überraschende Neuigkeit mittheilte. Fürst Andrei gab ihr Kenntniß von seiner Verlobung mit Komtesse Kostowa. Dieser ganze Brief atmete eine schwärmerische Liebe zu seiner Braut und eine zärtliche Freundschaft und ein herzliches Vertrauen zu seiner Schwester. Er schrieb, er habe noch nie so geliebt, wie er jetzt liebe; erst jetzt habe er für das Leben Verständniß gewonnen und es in seinem Werte erkannt; er bat die Schwester um Verzeihung dafür, daß er bei seinem Besuche in Lysyja-Gory ihr von diesem Entschlusse nichts gesagt habe, obwohl er mit dem Vater darüber gesprochen habe. Er habe ihr deswegen nichts gesagt, weil Prinzessin Marja dann den Vater gebeten haben würde, seine Einwilligung zu geben, dadurch den Vater, ohne doch dieses Ziel zu erreichen, gereizt und dann die

ganze Last seines Mißvergnügens zu tragen gehabt hätte. „Übrigens“, schrieb er, „war damals die Sache noch nicht so definitiv entschieden wie jetzt. Damals bestimmte mir der Vater eine Wartezeit von einem Jahre, und nun sind schon sechs Monate, die Hälfte der festgesetzten Zeit, vergangen, und ich verharre fester als je bei meinem Entschlusse. Wenn mich nicht die Ärzte hier im Bade zurückhielten, so wäre ich selbst schon in Rußland; aber so muß ich meine Rückkehr noch drei Monate aufschieben. Du kennst mich und mein Verhältnis zum Vater. Ich brauche nichts von ihm; ich bin bisher von ihm unabhängig gewesen und werde es immer sein; aber wenn ich etwas wider seinen Willen täte und mir dadurch seinen Zorn zuzöge, während ihm doch vielleicht nur noch so kurze Zeit bei uns zu sein beschieden ist, so würde ich mir dadurch selbst die Hälfte meines Glückes zerstören. Ich schreibe jetzt an ihn einen Brief über eben diesen Gegenstand und bitte Dich, einen günstigen Augenblick abzapassen, ihm den Brief zu übergeben und mich dann zu benachrichtigen, wie er die ganze Sache ansieht, und ob Hoffnung darauf vorhanden ist, daß er in eine Verkürzung der Wartezeit um drei Monate willigt.“

Nach langem Schwanken, Zweifeln und Beten stellte Prinzessin Marja dem Vater den Brief zu. Am folgenden Tage sagte der alte Fürst zu ihr in ruhigem Tone:

„Schreibe deinem Bruder, er möchte warten, bis ich tot bin . . . Es wird nicht mehr lange dauern. Ich werde ihn bald frei machen . . .“

Die Prinzessin wollte etwas erwidern; aber der Vater ließ sie nicht zu Worte kommen und redete immer lauter und lauter weiter.

„Heirate nur, heirate nur, mein Söhnchen! . . . Hast dir eine schöne Verwandtschaft ausgesucht! . . . Sind wohl sehr kluge

Leute, he? Reiche Leute, he? Jawohl, jawohl! Eine nette Stiefmutter wird Nikolentka bekommen! Schreib ihm nur, meiner wegen könnte er gleich morgen Hochzeit machen. Die da wird Nikolentas Stiefmutter sein, und ich werde die Bourienne heiraten! . . . Ha, ha, ha, er soll auch eine Stiefmutter haben! Nur eins verlange ich: mehr Weiber mag ich in meinem Hause nicht haben; wenn er heiratet, dann soll er für sich wohnen. Vielleicht wirst du auch zu ihm ziehen?" wandte er sich an Prinzessin Marja. „Nun, in Gottes Namen! Mach, daß du wegkommst; mach, daß du wegkommst!"

Nach diesem Zornesausbruch sprach der Fürst auch nicht ein einziges Mal mehr über diese Angelegenheit. Aber sein zurückgehaltener Arger darüber, daß sein Sohn nicht höher hinaus wollte, kam in dem Verhältnisse des Vaters zur Tochter zum Ausdruck. Zu den früheren beiden Themen, die der Fürst für seine Spöttereien benutzte, trat nun noch ein neues: Äußerungen, daß er seinen Kindern eine Stiefmutter geben wolle. Und zu diesen Äußerungen stimmten seine Liebenswürdigkeiten gegen Mademoiselle Bourienne.

„Warum sollte ich sie nicht heiraten?" sagte er zu seiner Tochter. „Sie wird eine famose Fürstin abgeben!"

Und zu ihrer staunenden Verwunderung nahm Prinzessin Marja seit dieser Zeit wahr, daß ihr Vater wirklich anfing, die Französin mehr und mehr an sich heranzuziehen. Prinzessin Marja schrieb dem Fürsten Andrei, wie der Vater seinen Brief aufgenommen habe; aber sie tröstete den Bruder, indem sie ihm Hoffnung machte, daß es noch gelingen werde, den Vater diesem Gedanken freundlich zu stimmen.

Nikolentka und seine Erziehung, Andrei und die Religion, das war es, worin Prinzessin Marja ihren Trost und ihre Freude fand; aber außerdem hegte sie, wie denn jeder Mensch seine

persönlichen Hoffnungen haben muß, in der geheimsten Tiefe ihrer Seele eine verborgene Sehnsucht und Hoffnung, die für sie in ihrem Leben eine besondere Quelle des Trostes war. Diese tröstliche Sehnsucht und Hoffnung entstammte dem Verkehr mit den Gottesleuten (den Berzückten und den Wallfahrern), welche ohne Wissen des Fürsten sie besuchten. Je länger Prinzessin Marja lebte, je mehr sie das Leben aus eigener Erfahrung und durch Beobachtung anderer kennen lernte, um so mehr staunte sie über die Kurzsichtigkeit der Menschen, die hier auf Erden Genuß und Glück suchen und sich abmühen und leiden und kämpfen und einander Böses tun, um dieses unmögliche, eingebildete und sündhafte Glück zu erreichen. „Fürst Andrei“, so dachte sie bei sich, „hat eine Frau geliebt, und sie ist gestorben; nun hat er daran noch nicht genug, er will sein Glück auf eine andere Frau setzen. Der Vater ist nicht einverstanden, weil er für Andrei eine vornehmere, reichere Partie wünscht. Und so kämpfen sie alle und leiden, sie quälen und verderben ihre Seele, ihre unsterbliche Seele, um Güter zu erreichen, deren Dauer doch nicht mehr als einen Augenblick beträgt. Und nicht genug, daß wir das aus uns selbst wissen, es ist auch Christus, der Sohn Gottes, auf die Erde herabgekommen und hat uns gesagt, daß dieses Leben ein schnell vergängliches Leben ist, eine Prüfung; aber trotz alledem klammern wir uns an dieses Leben und meinen in ihm das Glück zu finden. Wie geht es nur zu, daß niemand das begriffen hat?“ fragte sich Prinzessin Marja. „Niemand als diese verachteten Gottesleute, die mit dem Quersack auf den Schultern durch die Hintertür zu mir kommen, in Angst, von dem Fürsten gesehen zu werden; und was sie dabei fürchten, ist nicht, daß sie etwas Schlimmes von ihm erleiden könnten, sondern daß sie ihm ein Unlaß werden könnten, eine Sünde zu begehen. Von der Familie, der Heimat und allen Sorgen um irdische Güter sich



loszumachen und, durch nichts gebunden, in grobem, hansenem Kleide, unter fremdem Namen, von Ort zu Ort zu wandern, ohne jemandem Schaden zu tun, sondern für die Menschen betend, sowohl für diejenigen, die uns von ihrer Schwelle wegtreiben, als auch für diejenigen, die uns Schutz gewähren: das ist die höchste Erkenntnis und das beste Leben!"

Es war da eine Pilgerin namens Fedosjuscha, eine fünfzigjährige, kleine, stille, poßennarbige Frau, die schon mehr als dreißig Jahre lang barfuß und mit Ketten behangen wallfahrtete. Dieser war die Prinzessin Marja besonders zugetan. Als Fedosjuscha einmal im dunklen Zimmer, in dem nur das Lämpchen vor dem Heiligenschein brannte, allerlei aus ihrem Leben erzählte, da drängte sich der Prinzessin Marja unwiderstehlich die Überzeugung auf, daß Fedosjuscha allein den wahren Weg des Lebens gefunden habe, und es kam ihr der Gedanke, selbst wallfahrten zu gehen. Sobald Fedosjuscha schlafen gegangen war, dachte Prinzessin Marja lange über diese Frage nach und gelangte endlich zu dem Resultate, daß, mochte es auch sonderbar scheinen, es für sie ein Ding der Nothwendigkeit sei, zu wallfahrten. Sie vertraute ihre Absicht nur ihrem Beichtvater, dem Mönche Vater Akinfi, an, und der Beichtvater billigte ihr Vorhaben. Unter dem Vorwande, sie wolle einer Wallfahrerin damit ein Geschenk machen, schaffte sich Prinzessin Marja den vollständigen Anzug einer Wallfahrerin an: ein grobes Kleid, Bastschuhe, einen Tuchmantel und ein schwarzes Tuch. Oft trat sie zu der Kommode, die diesen weihewollen Inhalt barg, und blieb davor stehen, in zweifelnder Überlegung, ob wohl schon der richtige Zeitpunkt gekommen sei, um ihr Vorhaben zur Ausführung zu bringen.

Oft, wenn sie die Erzählungen der Pilgerinnen anhörte, geriet sie durch diese einfachen Reden, die den Erzählerinnen bereits

mechanisch geworden waren, für sie, die Hörerin, aber einen tiefen Sinn enthielten, dermaßen in Erregung, daß sie nahe daran war, alles im Stich zu lassen und auf und davon zu gehen. In ihrer Phantasie sah sie sich bereits, wie sie mit Fedosjuscha in grobem Gewande, mit Stod und Quersack auf der staubigen Landstraße dahinschritt und ohne Haß, ohne irdische Liebe, ohne Wünsche von einem Heiligen zum andern pilgerte, und schließlich dorthin, wo es kein Leid und kein Seufzen gibt, sondern ewige Freude und Seligkeit.

„Wenn ich an irgendeine Stätte komme, so werde ich da beten; kann ich mich da nicht eingewöhnen und den Ort lieb gewinnen, so werde ich weitergehen. Ich werde so lange gehen, bis mir die Füße den Dienst versagen, und dann werde ich mich irgendwo niederlegen und sterben und endlich in jenen ewigen, stillen Hafen gelangen, wo es kein Leid und kein Seufzen gibt! . . .“ dachte Prinzessin Marja.

Aber wenn sie dann ihren Vater und namentlich den kleinen Nikolenka ansah, wurde sie in ihrem Vorsatz doch wieder wankend, weinte im stillen und fühlte, daß sie eine große Sünderin war: denn sie liebte ihren Vater und ihren Neffen mehr als den allmächtigen Gott.

---

## Siebenter Theil

### I

Die biblische Überlieferung sagt, daß das Fehlen jeglicher Arbeit, das Nichtstun, ein wesentliches Moment der Glückseligkeit des ersten Menschen vor seinem Sündenfall gewesen sei. Die Liebe zum Müßiggange ist bei dem Menschen auch nach dem Falle dieselbe geblieben; aber es lastet nun auf dem Menschen ein Fluch, und zwar nicht nur insofern, als wir uns nur im Schweiße unseres Angesichtes unser Brot erwerben können, sondern auch insofern, als wir vermöge unserer moralischen Eigenschaften nicht zugleich müßiggehen und in unserer Seele ruhig sein können. Eine geheime Stimme sagt uns, daß wir durch Müßiggang eine Schuld auf uns laden. Könnte der Mensch einen Zustand finden, in dem er müßigginge und doch dabei das Gefühl hätte, ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu sein und seine Schuldigkeit zu tun, dann hätte er damit ein Stück der ursprünglichen Glückseligkeit wiedergefunden. Und eines solchen Zustandes, in welchem der Müßiggang pflichtmäßig ist und keinem Tadel unterliegt, erfreut sich ein ganzer Stand: der Militärstand. In diesem pflichtmäßigen, tadelfreien Müßiggange hat von jeher die hauptsächlichste Anziehungskraft des Militärdienstes bestanden, und das wird auch allzeit so bleiben.

Nikolai Rostow genoß diese Glückseligkeit in vollem Umfange; er hatte nach dem Jahre 1807 in dem Pawlograder Regimente weitergedient und kommandierte bereits eine Eskadron desselben, die er von Denisow übernommen hatte.

Er war ein guter, braver Mensch geworden, in seinem Wesen ein bißchen ungehobelt, und seine Moskauer Bekannten hätten ihn wohl ein wenig *mauvais genre* gefunden; aber seine Kameraden, Untergebenen und Vorgesetzten liebten und achteten ihn,

und er fühlte sich mit seinem Leben ganz zufrieden. In der letzten Zeit, im Jahre 1809, fand er immer häufiger in den Briefen von Hause Klagen der Mutter über den zunehmenden Verfall der Vermögensverhältnisse, und sie schrieb ihm, es wäre Zeit, daß er nach Hause käme, um seine alten Eltern zu erfreuen und ihnen, wenn möglich, zu einem ruhigen Zustande zu verhelfen.

Wenn Nikolai derartige Briefe las, so überkam ihn immer eine Furcht, man wolle ihn aus dieser Umgebung herausreißen, in welcher er, beschirmt vor allen Wirrsalen des Lebens, ein so stilles, ruhiges Dasein führte. Er sagte sich, daß er früher oder später wieder werde in diesen Pfuhl des Lebens hinein müssen: mit Vermögensverfall und Versuchen, Besserung zu schaffen, mit Abrechnungen von Verwaltern, mit Fänkereien, Intrigen und Konnexionen, mit dem gesellschaftlichen Leben, mit Sonjas Liebe und mit dem Versprechen, das er ihr gegeben hatte. Das waren alles sehr schwierige, verwickelte Dinge, und so antwortete er denn auf die Briefe der Mutter mit kühlen, französischen Briefen, die nach einem Musterschema geschrieben waren und mit den Worten „Meine teure Mama“ begannen und mit den Worten „Ihr gehorsamer Sohn“ schlossen, aber die Frage, wann er zu kommen beabsichtige, mit Stillschweigen übergingen. Im Jahre 1810 erhielt er von seinen Angehörigen einen Brief, in dem sie ihm Natastchas Verlobung mit Volkonski mitteilten, sowie daß die Hochzeit erst in einem Jahre stattfinden werde, weil der alte Fürst es nicht anders wolle. Durch diese Nachricht wurde Nikolai in Betrübniß und in Empörung versetzt. Erstens tat es ihm leid, Natastcha, die er am liebsten von allen seinen Angehörigen hatte, aus dem Hause zu verlieren; und zweitens bedauerte er von seinem Husarenstandpunkte aus, nicht dabei gewesen zu sein, weil er dann diesem Volkonski auseinander-

gesetzt haben würde, daß es ganz und gar nicht eine so besondere Ehre für die Familie Rostow sei, mit ihm verwandt zu werden, und daß, wenn er Nataſcha wirklich liebe, er auch auf die Einwilligung des verrückten Vaters verzichten könne. Er schwankte einen Augenblick, ob er nicht um Urlaub einkommen solle, um Nataſcha als Braut zu sehen; aber die Manöver rückten heran, und dann kamen ihm auch die Gedanken an Sonja und an all den Wirrwarr dort, und so schob er es denn wieder auf. Aber im Frühling desselben Jahres erhielt er einen Brief von seiner Mutter, den sie ihm ohne Wissen des Grafen geschrieben hatte, und dieser Brief veranlaßte ihn nun doch hinzureisen. Sie schrieb ihm, wenn er nicht hinkäme und sich der geschäftlichen Angelegenheiten annähme, so würde das ganze Gut unter den Hammer und sie alle an den Bettelstab kommen. Der Graf sei so schwach und gutmütig, habe dem Geschäftsführer Dmitri ein solches Vertrauen geschenkt und lasse sich dermaßen von allen Leuten betrügen, daß alles immer schlechter und schlechter gehe. „Um Gottes willen, ich bitte Dich inständig, komm sofort her, wenn Du nicht mich und Deine ganze Familie unglücklich machen willst,“ schrieb die Gräfin.

Dieser Brief verfehlte auf Nikolai seine Wirkung nicht. Nikolai besaß jenen gesunden Mittelverstand, der ihm sagte, was seine Schuldigkeit war.

Jetzt mußte er nach Hause fahren; er brauchte ja nicht gleich den Abschied zu nehmen, er konnte sich Urlaub geben lassen. Was er eigentlich, wenn er hinkam, dort tun sollte, das wußte er nicht; aber nachdem er nach dem Mittagessen ausgeschlafen hatte, ließ er seinen grauen Hengst Mars satteln, ein sehr böses Tier, das er lange nicht geritten hatte, und als er auf dem schaumbedeckten Hengste wieder nach Hause gekommen war, teilte er seinem Burschen Lawrenti (dieser frühere Bursche Denisows war bei

Rostow geblieben), sowie den Kameraden, die am Abend zu ihm kamen, mit, daß er um Urlaub einkommen und nach seiner Heimat reisen werde. Zwar konnte er sich nur schwer in den seltsamen Gedanken hineinfinden, daß er wegfahren sollte, ohne aus dem Stabe erfahren zu haben (was ihn ganz besonders interessierte), ob er für die letzten Manöver die Beförderung zum Rittmeister oder den Annenorden erhalten werde; zwar war es ihm wunderbar, zu denken, daß er abreisen sollte, ohne dem Grafen Goluchowski das rehbraune Dreigespann verkauft zu haben, um welches dieser polnische Graf mit ihm in Unterhandlung stand (Rostow hatte mit Kameraden gewettet, er werde für die Pferde zweitausend Rubel bekommen); zwar schien es ihm unfaßbar, daß ohne ihn der Ball stattfinden sollte, den die Husaren der Panna Przejdecka zu Ehren geben wollten, aus Rivalität mit den Ulanen, die für ihre Panna Brzozowska einen Ball veranstaltet hatten: aber er wußte, daß er nun einmal aus dieser Welt, wo alles so klar und schön war, da irgendwohin fahren mußte, wo ihn nur Unsinn und Verwirrung erwartete. Nach einer Woche kam sein Urlaub. Rostows Kameraden, die Husarenoffiziere, nicht nur von seinem Regimente, sondern von der ganzen Brigade, gaben ihm ein Diner, bei dem in der Subskriptionsliste der Preis für das Gedeck auf fünfzehn Rubel angesetzt war; die Musik wurde von zwei Kapellen und von zwei Sängerkhören ausgeführt; Rostow tanzte mit dem Major Basow den Trepak; die betrunkenen Offiziere umarmten ihn, schwenkten ihn in die Luft und ließen ihn dabei hinfallen; die Soldaten der dritten Eskadron schwenkten ihn noch einmal und schrien Hurra. Dann wurde Rostow in einen Schlitten gelegt, und die Kameraden gaben ihm bis zur ersten Station das Geleit.

Bis zur Hälfte des Weges, von Krementschug bis Kiew, waren,

wie das immer so geht, alle Gedanken Kostows noch bei den Verhältnissen, von denen er herkam, bei seiner Eskadron; aber als er über die Hälfte hinaus war, vergaß er allmählich das rehbraune Dreigespann und seinen Wachtmeister Doschoiweika und machte sich unruhige Gedanken darüber, was für eine Situation er wohl in Otradnoje vorfinden werde. Je näher er seiner Heimat kam, um so mehr nahmen diese Gedanken an Stärke zu, gerade wie wenn die seelische Empfindung demselben Gesetze wie die Fallgeschwindigkeit der Körper, nach den Quadraten der Entfernungen, unterworfen wäre; auf der letzten Station vor Otradnoje gab er dem Postillion drei Rubel Trinkgeld, und als er endlich angekommen war, lief er wie ein Knabe atemlos die Stufen vor der Thür seines Vaterhauses hinan.

Nachdem der Jubel der ersten Begrüßung vorbei war und Nikolai ein seltsames Gefühl der Enttäuschung über die Wirklichkeit im Vergleich mit dem Erwarteten überwunden hatte („sie sind ja alle, wie sie immer waren; wozu habe ich mich so beeilt?“), fing er an, sich wieder in seine alten heimatlichen Verhältnisse einzuleben. Der Vater und die Mutter waren unverändert; nur waren sie ein wenig gealtert. Neu war ihm an ihnen eine gewisse Unruhe und eine manchmal hervortretende Uneinigkeit; das war früher nicht der Fall gewesen und war, wie Nikolai bald merkte, eine Folge der üblen pekuniären Lage. Sonja war schon neunzehn Jahre alt. Sie hatte schon aufgehört schöner zu werden und verhiess für die Zukunft nicht mehr, als was sie bereits besaß; aber auch dies war vollauf genügend. Ihr ganzes Wesen atmete seit Nikolais Ankunft Glückseligkeit und Liebe, und die treue unerschütterliche Liebe dieses Mädchens erfüllte ihn mit Freude. Peter und Natascha setzten Nikolai am allermeisten in Erstaunen. Peter war schon ein großer, dreizehnjähriger, hübscher, kluger, lustiger, ausgelassener Junge, dessen Stimme schon mutierte.

Über Natascha kam Nikolai zuerst lange Zeit nicht aus der Verwunderung heraus und mußte immer lachen, wenn er sie ansah.

„Du bist ganz, ganz anders wie früher,“ sagte er.

„Wieso? Bin ich häßlicher geworden?“

„Im Gegenteil! Aber was für eine Würde!“ antwortete er.

„Eine Fürstin!“ flüsterte er ihr zu.

„Ja, ja, ja!“ erwiderte Natascha erfreut.

Sie erzählte ihm ihren ganzen Roman mit dem Fürsten Andrei, wie er zuerst nach Otradnoje gekommen sei, und zeigte ihm seinen letzten Brief.

„Nun? Freust du dich mit mir?“ fragte Natascha. „Ich bin jetzt ganz ruhig und glücklich.“

„Ich freue mich sehr,“ antwortete Nikolai. „Er ist ein vortrefflicher Mensch. Nun? Bist du denn sehr verliebt?“

„Wie soll ich mich ausdrücken?“ erwiderte Natascha. „Verliebt war ich in Boris, in meinen Gesanglehrer, in Denisow; aber die jetzige Empfindung ist von ganz anderer Art. Ich habe ein Gefühl der Ruhe und der Sicherheit. Ich weiß, daß es keinen besseren Menschen als ihn auf der Welt gibt, und fühle mich jetzt so wohl, so zuversichtlich. Ganz anders als früher. . .“

Nikolai sprach ihr sein Mißvergnügen darüber aus, daß die Hochzeit ein Jahr aufgeschoben war; aber Natascha schalt ihn ärgerlich aus und setzte ihm auseinander, daß es nicht anders gehe; es wäre eine schlechte Handlungsweise, wenn sie gegen den Willen des Vaters in die Familie einträte, und sie habe es selbst so gewünscht.

„Du verstehst davon nichts, gar nichts verstehst du davon!“ rief sie.

Nikolai machte keine weiteren Entgegnungen, sondern stimmte ihr bei.

Der Bruder wunderte sich oft, wenn er sie betrachtete. Sie sah



gar nicht aus wie eine liebende, von ihrem Bräutigam getrennte Braut. Sie zeigte sich in gleichmäßiger Weise ruhig und heiter, ganz wie früher. Nikolai war darüber erstaunt und gelangte infolgedessen sogar dazu, die Verlobung mit Volkonski mit einem gewissen Mißtrauen anzusehen. Er glaubte nicht daran, daß Nataschas Lebensschicksal bereits entschieden sei, und diese Auffassung war bei ihm um so eher möglich, da er den Fürsten Andrei nie mit ihr zusammen gesehen hatte. Es wollte ihm immer scheinen, als ob bei dieser in Aussicht genommenen Heirat etwas nicht seine Richtigkeit hätte.

„Wozu denn dieser Aufschub? Und warum ist die Verlobung nicht veröffentlicht?“ dachte er. Als er einmal mit seiner Mutter über Natascha sprach, fand er zu seinem Erstaunen und teilweise auch zu seiner Genugtuung, daß die Mutter genau ebenso in der Tiefe ihres Herzens sich mit Bezug auf diese Heirat manchmal eines leisen Mißtrauens nicht erwehren konnte.

„Da schreibt er nun,“ sagte sie mit jenem geheimen mißgünstigen Gefühle, das eine Mutter stets gegen das künftige Eheglück ihrer Tochter empfindet, und zeigte dabei ihrem Sohne einen Brief des Fürsten Andrei, „da schreibt er nun, er werde nicht vor dem Dezember kommen. Was kann denn das für ein Grund sein, der ihn zurückhält? Wahrscheinlich doch Krankheit! Er hat eine sehr schwache Gesundheit. Aber sage so etwas nicht zu Natascha. Laß dich dadurch nicht täuschen, daß sie heiter ist; das kommt nur daher, daß sie jetzt noch ihre letzte Mädchenzeit auskosten möchte; aber ich weiß, wie ihr jedesmal zumute ist, wenn wir Briefe von ihm bekommen. Indessen, so Gott will, wird ja alles noch gut werden; er ist ein vortrefflicher Mensch.“ So schloß die Gräfin übrigens jedesmal, wenn sie sich über den Fürsten Andrei aussprach.

## II

In der ersten Zeit nach seiner Ankunft war Nikolai ernst und sogar verdrießlich. Ihn quälte die bevorstehende Nothwendigkeit, sich mit diesen dummen Wirtschaftssachen abzugeben, um derentwillen ihn die Mutter hergerufen hatte. Um so schnell wie möglich diese Last vom Herzen loszuwerden, begab er sich am dritten Tage nach seiner Ankunft mit zornig zusammengezogenen Brauen, ohne auf die Frage, wohin er gehe, zu antworten, in das Nebengebäude zu dem Geschäftsführer Dmitri und forderte von ihm „die Abrechnungen über alles“. Was eigentlich mit diesen „Abrechnungen über alles“ gemeint war, das wußte Nikolai noch weniger als der bestürzte, erschrockene Dmitri. Das Gespräch und Dmitris Rechnungslegung dauerten nicht lange. Der Dorfschulze, sein Gehilfe und der Gemeindefschreiber, die im Vorzimmer des Nebengebäudes warteten, hörten zuerst mit Angst und Schadenfreude, wie die Stimme des jungen Grafen, immer stärker anschwellend, wettete und donnerte, und wie Schelt- und Drohworte einander überstürzten.

„Du Räuber! Undankbare Kanaille! Tot schlage ich dich, du Hund! Ich bin nicht so wie mein guter Papa . . . Bestohlen hast du uns . . .“ usw.

Und dann sahen diese Leute mit nicht geringerer Schadenfreude und Angst, wie der junge Graf mit firschartem Gesichte und blutunterlaufenen Augen den Geschäftsführer Dmitri, den er am Kragen gepackt hatte, aus dem Zimmer schleppte, ihm mit dem Fuße und dem Knie zu passender Zeit zwischen seinen Schimpfworten mit großer Gewandtheit Stöße gegen die Hinterseite versetzte und ihm zuschrie: „Hinaus! Daß du dich hier nie wieder blicken läßt, du Schurke!“

Dmitri flog kopfüber die sechs Stufen vor der Haustür hinab

und lief in das Boskett. Dieses Boskett war ein bekannter Zufluchtsort für die Verbrecher in Otradnoje. Dmitri selbst versteckte sich oft in diesem Boskett, wenn er betrunken aus der Stadt kam, und viele Bewohner von Otradnoje, die ihrerseits Anlaß hatten sich vor Dmitri zu verstecken, kannten ebenfalls die rettende Macht dieses Bosketts.

Dmitris Frau und seine Schwägerinnen steckten mit erschrockenen Gesichtern die Köpfe aus der Thür eines anderen Zimmers nach dem Flur hinaus; durch die Thür sah man, daß drinnen ein sauberer Samowar siedete und ein hohes Bett mit einer aus kleinen Tuchstücken zusammengesetzten Steppdecke stand.

Ohne die Frauen zu beachten, ging der junge Graf ganz außer Atem mit festen Schritten an ihnen vorbei und begab sich wieder nach dem herrschaftlichen Hause.

Die Gräfin, die durch die Stubenmädchen sogleich erfahren hatte, was im Nebengebäude vorgefallen war, fühlte einerseits eine gewisse Befriedigung, insofern sie meinte, nun mußten sich ihre Vermögensverhältnisse wieder bessern, andererseits aber beunruhigte sie sich darüber, wie ihrem Sohne diese Aufregung bekommen werde. Mehrere Male ging sie auf den Zehen an seine Thür und horchte, wie er eine Pfeife nach der andern rauchte.

Am andern Tage rief der alte Graf seinen Sohn beiseite und sagte zu ihm mit schüchternem Lächeln:

„Weißt du, liebster Sohn, du hast dich ganz ohne Grund aufgeregert. Dmitri hat mir alles auseinandergesetzt.“

„Das wußte ich ja,“ dachte Nikolai, „daß ich hier in dieser verrückten Welt nie für etwas Verständnis haben werde.“

„Du bist zornig geworden, weil er die siebenhundert Rubel nicht eingetragen hatte. Aber sie sind ja in seinem Buche als Transport angeschrieben, und du hast die andere Seite nicht angesehen.“

„Lieber Papa, er ist ein Schurke und Dieb, das weiß ich. Und

was ich getan habe, das habe ich getan. Aber wenn Sie es nicht wollen, werde ich ihm nie wieder etwas sagen."

"Nicht doch, liebster Sohn" (der Graf war ebenfalls verlegen; er war sich bewußt, daß er das Gut seiner Frau schlecht verwaltet und seinen Kindern gegenüber eine Schuld auf sich geladen hatte, und wußte nicht, wie er das wieder zurechtbringen könnte), "nicht doch! Ich bitte dich vielmehr, dich der Geschäfte anzunehmen; ich bin ein alter Mann, ich . . ."

"Nein, lieber Papa; verzeihen Sie mir, wenn ich etwas getan habe, was Ihnen unangenehm ist; ich verstehe von diesen Dingen weniger als Sie."

"Hol das alles der Teufel: diese Bauern und diese Geldgeschichten und diese Transporte auf der Seite," dachte er. "Mit Paroli und andern Kunstausdrücken beim Pharo habe ich früher einmal Bescheid gewußt; aber Transport auf der Seite, davon verstehe ich nichts." Seitdem mischte er sich in die Geschäfte nicht mehr ein. Nur einmal rief die Gräfin ihren Sohn zu sich auf ihr Zimmer, teilte ihm mit, daß sie einen Wechsel von Anna Michailowna über zweitausend Rubel besäße, und fragte ihn, wie er damit zu verfahren gedenke; sie überlasse es ganz ihm.

"Das will ich Ihnen sofort zeigen," antwortete Nikolai. "Sie haben gesagt, daß es von mir abhängt. Nun, ich kann Anna Michailowna nicht leiden und ihren Boris ebensowenig; aber sie waren mit uns befreundet und sind arm. Also sehen Sie her: so!" Er zerriß den Wechsel; die alte Gräfin aber war über diese Handlungsweise so gerührt, daß sie vor Freude schluchzte. Nach Erledigung dieser Angelegenheit kümmerte sich der junge Rostow um die Geschäftsfachen gar nicht mehr, sondern widmete sich mit leidenschaftlichem Interesse dem ihm noch neuen Vergnügen der Hekjagd, die bei dem alten Grafen in großem Maßstabe betrieben wurde.

## III

Der Winter rückte schon heran; die Morgenfröste schlugen die vom Herbstregen durchweichte Erde in Bände; schon hatte sich die Wintersaat verfilzt und hob sich hellgrün ab von den Streifen der braun gewordenen, vom Vieh zertretenen Winterstoppel und der hellgelben Sommerstoppel und den roten Streifen von Buchweizen. Die einzelnen Baumwipfel und die Parzellen von Laubholz, die Ende August noch grüne Inseln zwischen den schwarzen Wintersaatsfeldern und den Stoppelfeldern bildeten, lagen jetzt als goldige und hellrote Inseln mitten unter den hellgrünen Feldern mit Wintersaat. Der graue Hase hatte schon zur Hälfte neues Haar bekommen; die Fuchsfamilien begannen sich zu zerstreuen, und die jungen Wölfe waren größer als Hunde. Es war die beste Jagdzeit. Die Hunde des eifrigen jungen Jägers Rostow waren nicht nur in gute Form zur Jagd gelangt, sondern zeigten auch schon einen solchen Jagdeifer, daß in einer gemeinsamen Beratung der Jäger beschlossen wurde, den Hunden noch drei Tage Ruhe zu lassen und am 16. September eine Jagd zu veranstalten; und zwar sollte mit einem dichten Eichenwalde begonnen werden, wo sich eine noch ungestörte Wolfsfamilie befand.

Auf diesem Punkte befanden sich die Dinge am 14. September.

Diesen ganzen Tag über blieb die Jagdgesellschaft zu Hause; es war ein scharfer Frost; aber gegen Abend ließ die Kälte nach, und es fing an zu tauen. Als am 15. September der junge Rostow in der Frühe, noch im Schlafrock, aus dem Fenster blickte, sah er einen Morgen, wie man sich einen schöneren zur Jagd gar nicht denken konnte: es war, als ob der Himmel sich in Tau auflöste und bei völliger Windstille sich auf die Erde hinabsenkte. Die einzige Bewegung, die in der Luft vorging, war das leise Nieder-

sinken der mikroskopisch kleinen Dunst- und Nebeltröpfchen. An den kahl gewordenen Zweigen der Bäume im Garten hingen durchsichtige Tropfen und fielen auf die erst kürzlich abgefallenen Blätter herunter. Die Erde im Gemüsegarten hatte einen feuchten, schwarzen Glanz wie Samen und verschwamm in geringer Entfernung mit dem trüben, nassen Nebelschleier. Nikolai trat vor die Haustür auf die feuchte Freitreppe hinaus, auf welche die Stiefel der von draußen Kommenden nicht wenig Schmutz zusammengetragen hatten: es roch nach welktem Laube und nach Hunden. Die Hündin Milka, schwarzgescheckt, mit breitem Hintertheil und mit großen, schwarzen, vorstehenden Augen, stand, als sie ihn erblickte, auf, streckte sich mit den Hinterbeinen und legte sich wie ein Hase nieder; dann sprang sie plötzlich auf und leckte ihn gerade auf die Nase und den Schnurrbart. Ein anderer Windhund kam, sobald er Nikolai sah, von einem Steige im Blumen Garten mit gebogenem Rücken eilig zu der Freitreppe gelaufen und rieb sich, die Rute erhebend, an Nikolais Beinen.

„D hoi!“ erscholl in diesem Augenblicke jener mit Buchstaben nicht wiederzugebende Jägerruf, der den tiefsten Baß und den höchsten Tenor in sich vereinigt, und um die Ecke kam der Hundeauffeher und Oberpikör Daniil, ein schon ergrauter Jäger, mit runzligem Gesichte, das Haar nach ukrainischer Art gleichmäßig rund geschnitten, die zusammengebogene Heßpeitsche in der Hand und mit jenem Ausdrucke von Selbstbewußtsein und von Geringschätzung gegen alles übrige in der Welt, wie man ihn nur bei Jägern findet. Er nahm seine Escherkessenmütze vor dem Herrn ab und blickte ihn geringschätzig an. Aber der Herr fühlte sich durch diese Geringschätzung nicht gekränkt: Nikolai wußte ja, daß dieser Daniil, der alles verachtete und sich hoch über allem dünkte, doch sein Knecht und sein Jäger war.

„Daniil!“ sagte schüchtern Nikolai, welcher merkte, daß ihn

beim Anblide dieses Jagdwetters, dieser Hunde und dieses Jägers schon jene unwiderstehliche Jagdlust ergriff, bei der der Mensch alle seine früheren Vorsätze vergißt, wie ein Verliebter in Gegenwart seiner Geliebten.

„Was befehlen Sie, Euer Erlaucht?“ fragte Daniil mit seiner Baßstimme, die einem Protodiakonus Ehre gemacht hätte, wenn sie nicht von dem vielen Schreien beim Hetzen so heiser geworden wäre, und zwei schwarze, glänzende Augen blickten unter der gesenkten Stirn hervor nach dem Herrn, der so plötzlich verstummt war. „Na, kannst es wohl nicht mehr aushalten?“ schienen diese beiden Augen zu sagen.

„Ein schöner Tag, was? Wie war's heute mit einer Hetzjagd, mit einem flotten Ritt?“ fragte Nikolai den Jäger und kraute dabei Milka hinter den Ohren.

Daniil antwortete nicht und zwinkerte mit den Augen.

„Ich habe bei Tagesanbruch Uwarfa ausgeschiedt, um sie zu verhören,“ sagte er nach einem Stillschweigen, das wohl eine Minute gedauert hatte. „Er sagte, sie hätte nach der Remise von Otradnoje gewechselt; da hätten sie geheult.“ Das bedeutete: die Wölfin, die sie beide im Sinne hatten, sei mit ihren Jungen in einen kleinen, rings von Feldern umgebenen Wald bei Otradnoje, zwei Werst von dem Gutshause entfernt, gelaufen.

„Ich meine, da müßten wir hinreiten!“ sagte Nikolai. „Komm doch mal mit Uwarfa zu mir.“

„Wie Sie befehlen.“

„Warte also noch mit der Fütterung der Hunde.“

„Sehr wohl.“

Nach fünf Minuten standen Daniil und Uwarfa in Nikolais großem Zimmer. Obgleich Daniil nicht von großer Statur war, hatte man doch, wenn man ihn im Zimmer sah, den Eindruck, als sähe man ein Pferd oder einen Bären auf dem gebietten

Fußboden zwischen den Möbeln und sonstigen menschlichen Einrichtungsgegenständen. Auch Daniil selbst hatte diese Empfindung und blieb wie gewöhnlich dicht an der Thür stehen; auch gab er sich Mühe, möglichst leise zu sprechen und sich nicht zu bewegen, um in den Zimmern der Herrschaft nichts zu zerbrechen; und ferner suchte er alles das, was er zu sagen hatte, möglichst schnell von sich zu geben, damit er nur ja bald wieder ins Freie käme und nicht mehr die Zimmerdecke, sondern den Himmel über sich hätte.

Nachdem Nikolai sich nach allem erkundigt und dem Oberpöör die Erklärung entlockt hatte, daß von seiten der Hunde nichts im Wege stehe (Daniil hatte selbst Lust zu reiten), befahl er zu satteln. Aber als Daniil gerade hinausgehen wollte, kam schnellen Schrittes Nataſcha ins Zimmer, noch nicht frisiert und noch nicht angezogen, in ein großes, der Kinderfrau gehöriges Umschlagetuch eingehüllt. Mit ihr zusammen kam auch Peter hereingelaufen.

„Du reitest auf die Jagd?“ sagte Nataſcha. „Das habe ich doch gewußt! Sonja sagte, ihr würdet nicht reiten. Aber ich wußte, daß heute ein so schöner Tag ist, daß man ihn nicht unbenuzt lassen kann.“

„Ja, wir reiten,“ antwortete Nikolai widerwillig, der heute, wo er eine ernste Jagd zu veranstalten beabsichtigte, keine Lust hatte, Nataſcha und Peter mitzunehmen. „Wir reiten, aber nur auf Wolfsjagd; das würde dir langweilig sein.“

„Du weißt doch, daß das für mich das größte Vergnügen ist,“ erwiderte Nataſcha. „Das ist schlecht von dir. Er selbst will reiten und läßt satteln, und uns sagt er nichts davon.“

„Für einen echten Russen gibt es keine Hindernisse!“ rief Peter. „Wir reiten mit.“

„Aber du darfst ja gar nicht,“ sagte Nikolai, zu Nataſcha gewendet. „Mama hat gesagt, du solltest es nicht tun.“



„Ich reite doch mit; unter allen Umständen reite ich mit,“ sagte Nataſcha in entſchiedenem Tone. „Daniil,“ wandte ſie ſich an den Oberpikör, „laß Pferde für uns ſatteln und ſage zu Michail, er ſoll mit meiner Koppel reiten.“

Daniil fühlte ſich ſowieſo ſchon im Zimmer unbehaglich und bedrückt; aber nun gar mit dem gnädigen Fräulein zu thun zu haben, das ſchien ihm geradezu ein Ding der Unmöglichkeit. Er ſchlug die Augen nieder und hatte es, wie wenn ihn die Sache nichts anginge, eilig, hinauszukommen, wobei er ſich ſehr in acht nahm, dem gnädigen Fräulein nicht etwa unversehens irgendwie Schaden zu thun.

## IV

**D**er alte Graf, der von jeher eine große Jagd unterhalten, jezt aber dieſes ganze Reſſort der Leitung ſeines Sohnes unterſtellt hatte, war an dieſem Tage, dem 15. September, inſolge des ſchönen Wetters in ſehr vergnügter Stimmung und machte ſich ebenfalls fertig, um mitzureiten.

Nach einer Stunde ſtand die ganze Jagdgeſellſchaft vor der Haustür bereit. Nikolai ging mit ernſter, ſtrenger Miene, welche beſagte, daß er jezt keine Zeit habe, ſich mit Kindereien abzugeben, an Nataſcha und Peter vorüber, die ihm etwas ſagen wollten. Er revidierte alle Teile der Jagdexpedition, ſchickte mehrere Koppeln und Jäger voraus, die einen Bogen um die Waldremiſe beſchreiben ſollten, ſetzte ſich auf ſeinen Fuchs Donez, pfiſſ die Hunde ſeiner Koppel heran und ritt über die Dreſchtenne auf das Feld, das nach der Waldremiſe zu lag. Das Pferd des alten Grafen, ein fuchsfarbener Wallach mit weißlicher Mähne und weißlichem Schwanze, namens Wiſlanka, wurde von dem gräflichen Leibjäger dorthin geführt; der alte Graf ſelbſt ſollte in

einem leichten Jagdwagen bis zu dem ihm angewiesenen Stande fahren.

Die Zahl der Hefzhunde, die ausgeführt wurden, betrug vierundfünfzig, unter sechs berittenen Wikören und Hundewärtern. An der Jagd nahmen außer der Herrschaft noch acht Jäger teil, welche mehr als vierzig Windhunde mit sich hatten, so daß einschließlich der Koppeln der Herrschaft etwa hundertdreißig Hunde und zwanzig Berittene aufs Feld hinausjagten.

Jeder Hund kannte seinen Herrn und seinen Namen. Jeder Jäger kannte das Jagdhandwerk, seinen Platz und seine Aufgabe. Sowie sie aus dem Gehöfte herausgekommen waren, zogen alle ohne Lärm und Gespräch ruhig und gleichmäßig in breitem Schwarme auf dem Wege und über das Feld in der Richtung nach dem Walde dahin.

Wie auf einem weichen Teppiche schritten die Pferde über das Feld; mitunter, wenn sie Wege kreuzten, platschten sie durch Pfützen. Der Nebel senkte sich immer noch unmerklich und gleichmäßig vom Himmel auf die Erde herab. Die Luft war windstill, warm und lautlos. Nur ab und zu hörte man bald den Pfiff eines Jägers, bald das Schnauben eines Pferdes, bald einen Schlag mit der Hefpeitsche und das Winseln eines Hundes, der nicht an seinem richtigen Platze gelaufen war.

Nachdem sie etwa eine Werst weit geritten waren, tauchten, dem Kostowschen Jagdzuge entgegenkommend, aus dem Nebel fünf Reiter mit Hunden auf. Voran ritt ein frischer, hübscher alter Mann mit großem, grauem Schnurrbarte.

„Guten Tag, Onkelchen!“ sagte Nikolai, als der Alte ihm näher gekommen war.

„Klar und selbstverständlich! Das hatte ich mir doch gedacht,“ begann der Onkel (er war ein entfernter Verwandter und nicht gerade wohlhabender Nachbar der Familie Kostow), „das hatte

ich mir doch gedacht, daß du es bei dem Wetter nicht zu Hause aushalten würdest; sehr recht von dir, daß du reitest. Klar und selbstverständlich!" (Dies war eine Lieblingsredensart des Onkels.) „Mach dich nur sofort an die Remise; denn mein Gritschik hat mir gemeldet, daß die Hagens mit Jägern und Hunden in Korniki sind. Die werden dir, klar und selbstverständlich, die Wolfsfamilie vor der Nase wegnehmen.“

„Ich bin eben auf dem Wege dahin. Aber wie ist's? Wollen wir unsere Meuten zusammentun?“ fragte Nikolai.

Die Hesthunde wurden zu einer Meute vereinigt, und der Onkel und Nikolai ritten nun nebeneinander. Natascha, in Lächer eingehüllt, aus denen ihr lustiges Gesicht mit den glänzenden Augen herauschaute, kam zu ihnen herangaloppiert, gefolgt von ihren unzertrennlichen Begleitern, ihrem Bruder Peter und dem Jäger und Reitknecht Michail, der ihr heute sozusagen als Kinderfrau beigegeben war. Peter lachte über irgend etwas und schlug und riß sein Pferd. Natascha saß geschickt und voll Selbstvertrauen auf ihrem Rappen Arabtschik und parierte das Tier mit sicherer Hand, ohne jede Anstrengung.

Der Onkel blickte mißbilligend auf Peter und Natascha. Er liebte es nicht, eine so ernste Sache wie die Jagd mit Possen zu verquiden.

„Guten Tag, Onkelchen! Wir reiten auch mit!“ rief Peter.

„Guten Tag, guten Tag! Aber tretet nur nicht die Hunde,“ erwiderte der Onkel in strengem Tone.

„Nikolai, was ist doch mein Trunila für ein reizendes Wesen! Er hat mich wiedererkannt,“ sagte Natascha mit Bezug auf ihren Lieblingshund.

„Erstens ist Trunila kein Wesen, sondern ein Jagdrüde,“ dachte Nikolai und warf seiner Schwester einen strengen Blick zu, um ihr den Abstand fühlbar zu machen, der sie beide in diesem

Augenblicke naturgemäß voneinander trennte. Nataſcha verſtand den Sinn dieſes Blickes.

„Glauben Sie nur nicht, Onkelchen,“ ſagte ſie, „daß wir jemandem in die Quere kommen werden. Wir werden uns auf unſern Platz ſtellen und uns nicht rühren.“

„Das iſt recht von Ihnen, liebe Komteſſe,“ erwiderte der Onkel. „Nehmen Sie ſich nur in acht, daß Sie nicht vom Pferde fallen,“ fügte er hinzu. „Denn, klar und ſelbſtverſtändlich, feſtgebunden iſt man nicht darauf.“

Nun wurde die Waldremiſe in einer Entfernung von dreihundert bis vierhundert Schritten ſichtbar, und die Piſtöle näherten ſich ihr. Nachdem Koſtow mit dem Onkel endgültig darüber Beſchluß gefaßt hatte, von wo die Heßhunde loſgelassen werden ſollten, wies er ſeiner Schweſter Nataſcha einen Platz an, wo in keiner Weiſe zu erwarten war, daß etwas vorbeilaufen werde, und ſchickte ſich dann an, im Bogen oberhalb einer Schlucht herumzureiten.

„Nun, lieber Neffe, du wirſt es mit einem ſtarken Wolf zu tun haben,“ ſagte der Onkel. „Paß nur auf, daß du ihn nicht durchkommen läßt.“

„Wir wollen unſer möglichſtes tun,“ antwortete Koſtow. „Karai, ſüit!“ rief er, und dieſer Anruf war eine Art von Antwort auf die Worte des Onkels. Karai war ein alter, häßlicher Hund mit zottiger Schnauze, von dem aber bekannt war, daß er es allein mit einem ſtarken Wolfe aufnahm. Alle nahmen ihre Plätze ein.

Der alte Graf, der den brennenden Jagdeifer ſeines Sohnes kannte, hatte ſich beeilt, um nicht zu ſpät zu kommen, und wirklich waren die Piſtöle noch nicht an Ort und Stelle gelangt, als Ilja Andrejewiſch, vergnügt, mit gerötetem Geſichte und zitternden Baſen, auf ſeinem von zwei Rappen gezogenen

Jagdwagen über die Winterjaat zu dem ihm angewiesenen Plage herbeigefahren kam; nachdem er seinen Pelz zurechtgeschoben und seine Jagdausrüstung angelegt hatte, stieg er auf seinen glatten, wohlgenährten, frommen, braven Wislanka, der auch schon, wie er selbst, grau geworden war. Wagen und Pferde wurden beiseite geschickt. Graf Ilja Andrejewitsch, der zwar kein passionierter Jäger war, aber doch die Jagdgebräuche genau kannte, ritt in den Saum des Buschwerks hinein, wo er seinen Stand hatte, brachte die Zügel in Ordnung, setzte sich auf dem Sattel zurecht, und als er sich nun bewußt war, fix und fertig zu sein, blickte er lächelnd um sich.

Neben ihm hielt sein Kammerdiener und Leibjäger Semjon Tschekmar, ein altbewährter, aber jetzt unbehilflich gewordener Reiter. Tschekmar hielt drei Wolfshunde an der Koppel, grimelige Tiere, die aber gleichermaßen wie der Gutsherr und dessen Pferd fett geworden waren. Zwei andere, verständige, alte Hunde hatten sich ohne Koppel hingelegt. Etwa hundert Schritte weiter hielt im Saume des Gehölzes ein anderer Leibjäger des Grafen, Mitka, ein tollkühner Reiter und leidenschaftlicher Jäger. Der Graf leerte nach alter Gewohnheit vor der Jagd einen silbernen Becher voll Jagdlikör, aß einen Bissen hinterher und trank dann eine halbe Flasche von seinem Lieblingsbordeaux.

Ilja Andrejewitsch war von der Fahrt und vom Weine etwas rot geworden, und seine von Feuchtigkeit überzogenen Augen hatten einen besonderen Glanz angenommen; wie er so, in seinen Pelz eingewickelt, im Sattel saß, sah er aus wie ein Kind, das man zum Spaziergang zurechtgemacht hat.

Sobald der hagere, hohlwangige Tschekmar seine eigene Jagdausrüstung in Ordnung gebracht hatte, blickte er nach seinem Herrn hin, mit dem er nun schon dreißig Jahre lang wie ein

Herz und eine Seele gelebt hatte, und da er dessen vergnügte Stimmung wahrnahm, so erwartete er ein angenehmes Gespräch.

Noch eine dritte Person kam vorsichtig (augenscheinlich hatte ihr dies schon jemand eingeschärft) um eine Waldecke herangeritten und hielt hinter dem Grafen an. Es war dies ein alter Mann mit grauem Barte, in einem Frauenmantel und mit einer hohen Zipfelmütze, ein Narr, der mit einem Frauennamen Nastassja Iwanowna genannt wurde.

„Nun, Nastassja Iwanowna,“ flüsterte ihm der Graf, mit den Augen zwinkernd, zu, „scheuche du nur durch das Stampfen deines Pferdes den Wolf zurück; dann wird es dir Daniil gehörig geben.“

„Ich bin selbst . . . ein Mann, der sich zu wehren weiß . . .“ erwiderte Nastassja Iwanowna.

„Pffft!“ zischte der Graf und wandte sich dann zu Semjon.

„Hast du Natalja Iljinitchna gesehen?“ fragte er ihn. „Wo ist sie?“

„Die Komtesse ist mit Peter Iljitsch auf der Seite nach der Scharowaja-Steppe zu,“ antwortete Semjon lächelnd. „Eine Dame, und hat so großen Jagdeifer!“

„Wunderst du dich nicht auch, wie sie reitet, Semjon? He?“ fragte der Graf. „Das würde einem Manne Ehre machen.“

„Gewiß wundere ich mich! So kühn und gewandt!“

„Und wo ist Nikolai? Wohl auf dem Ljadowski-Hügel, wie?“ fragte der Graf weiter, immer im Flüstertone.

„Sawohl. Der junge Herr weiß schon, wo er sich hinstellen muß. Und reiten kann er so fein, daß Daniil und ich uns manchmal gar nicht genug wundern können,“ sagte Semjon, der recht gut wußte, wie man dem Herrn etwas Unangenehmes sagen konnte.

„Er reitet gut, was? Und wie er sich zu Pferde ausnimmt, nicht wahr?“

„Reinweg ein Bild zum Malen! Neulich wurde ein Fuchs aus der Samarsinskaja-Steppe losgelassen, und der junge Herr holte ihn aus ganz weiter Entfernung ein; staunenswert! Das Pferd ist tausend Rubel wert, und der Reiter ist über alles Lob erhaben. Ja, so einen schneidigen jungen Mann, den kann man lange suchen!“

„Lange suchen . . .“ wiederholte der Graf, der es offenbar bedauerte, daß Semjons Lobeserhebungen so schnell zu Ende waren. „Lange suchen,“ sagte er, schlug die Schöße seines Pelzes auseinander und holte die Tabaksdose heraus.

„Neulich, als der junge Herr in seiner vollen militärischen Gala aus der Messe kam, da sagte Michail Sidorowitsch . . .“ Aber Semjon sprach seinen Satz nicht zu Ende; denn man hörte deutlich durch die stille Luft das heulende Gebell von nicht mehr als zwei oder drei jagenden Hunden. Er neigte den Kopf, horchte und machte schweigend dem Herrn ein warnendes Zeichen. „Sie sind auf das Lager gestoßen . . .“ flüsterte er, „gerade nach dem Ljadowskij-Hügel treiben sie ihn hin.“

Der Graf, welcher ganz vergessen hatte, das Lächeln wieder von seinem Gesichte verschwinden zu lassen, blickte gerade vor sich hin eine Schneise entlang in die Ferne und hielt die Tabaksdose, ohne zu schnupfen, in der Hand. Gleich nach dem Gebell der Hunde ertönte von Daniils tiefklingendem Jagdhorn das Signal: „Wolf gefunden!“ Die ganze Meute vereinigte sich mit den drei ersten Hunden, und man konnte hören, wie die Hesthunde in jener besonderen Art hell aufheulten, die als Zeichen dafür dient, daß sie hinter einem Wolfe her sind. Die Wiköre hezten nicht mehr mit Geschrei und Peitschenknallen, sondern sie schrien „Uljulju!“, und aus allen Stimmen klang die Stimme Daniils hervor, bald in

tieferem Baß, bald in gellend hohen Tönen. Diese Stimme schien den ganzen Wald anzufüllen, über seine Ränder hinauszudringen und noch fernhin über die Felder zu erklingen.

Nachdem der Graf und sein Leibjäger ein paar Sekunden lang schweigend gelauscht hatten, kamen sie beide zu der Überzeugung, daß die Hunde sich in zwei Meuten geteilt hatten: die eine, größere, welche mit besonderer Heftigkeit heulte, begann sich zu entfernen; die andere lief im Walde in einiger Entfernung an dem Standorte des Grafen vorbei, und bei diesem Teile der Meute war Daniil's Wulju zu hören. Die Töne beider Jagden flossen dann zusammen und verschmolzen miteinander; aber beide entfernten sich.

Semjon seufzte und bückte sich, um einen Koppelriemen in Ordnung zu bringen, in den sich ein junger Hund verwickelt hatte; der Graf seufzte ebenfalls, und da er die Tabakdose in seiner Hand bemerkte, öffnete er sie und nahm eine Prise. „Zurück!“ schrie in diesem Augenblicke Semjon einen Hund an, der über den Waldbrand hinaustrat. Der Graf schrak zusammen und ließ die Dose fallen. Nastasja Iwanowna stieg vom Pferde und hob sie auf. Der Graf und Semjon sahen ihm dabei zu.

Plötzlich, wie das häufig vorkommt, näherte sich der Lärm der Jagd in überraschender Weise wieder dermaßen, als ob jeden Augenblick die bellenden Hundemäuler und der Wulju schreiende Daniil unmittelbar vor ihnen auftauchen würden.

Der Graf schaute um sich und erblickte rechts von sich Mitka, der ihn mit hervorquellenden Augen ansah und, die Mühe abnehmend, mit der Hand vor sich hin, nach der andern Seite zu, zeigte.

„Aufpassen!“ schrie er in einem Tone, dem man es anmerkte, daß dieses Wort schon lange qualvoll gesucht hatte aus seinem Munde herauszukommen; dann ließ er die Hunde los und sprengte im Galopp auf den Grafen zu.



Der Graf und Semjon ritten schleunigst aus dem Waldsaume heraus und erblickten links von sich einen Wolf, der in weich schaukelnden, ruhigen Sätzen nach einer weiter links von ihnen gelegenen Stelle eben des Waldsaumes hinsprang, an dem sie hielten. Die Hunde heulten wütend auf, rissen sich von der Koppel los und stürmten an den Weinen der Pferde vorbei auf den Wolf los.

Der Wolf hemmte seinen Lauf einen Augenblick, wendete ungeschickt wie jemand, der an Halsbräune leidet, seinen breitstirnigen Kopf den Hunden zu, machte dann in derselben weich schaukelnden Art noch ein paar Sätze und verschwand, den Schweif hin und her schlenkernd, im Waldbrande. In demselben Augenblicke brach aus dem gegenüberliegenden Waldbrande mit einem Geheul, das wie Weinen klang, anscheinend ratlos erst ein, dann ein zweiter, ein dritter Hund heraus, und nun rannte die ganze Meute über das Feld nach eben der Stelle hin, wo der Wolf in den Wald hineingelaufen war. Hinter den Hunden teilten sich die Haselnußsträucher, und es erschien Daniils Brauner, der von Schweiß ganz schwarz geworden war. Auf seinem langen Rücken saß zu einem Klumpen zusammengeballt, ganz nach vorn gebeugt, Daniil, ohne Mühe, mit rotem, schweißbedecktem Gesichte unter den grauen, zerzausten Haaren.

„Uljulju, uljulju!“ schrie er. Als er den Grafen erblickte, schossen seine Augen Blitze.

„Schande!“ schrie er und drohte mit der aufgehobenen Peitsche nach dem Grafen hin. „Haben den Wolf durchgelassen! Das sind mal Jäger!“ Und wie wenn er den verlegenen, erschrockenen Grafen keines weiteren Wortes würdigte, schlug er mit all dem Ingrimm, der eigentlich dem Grafen galt, auf die feuchten Weichen seines braunen Wallachs los und sprengte den Hunden nach. Der Graf stand wie ein bestrafter Schüler da, blickte sich um

und suchte durch ein Lächeln bei Semjon Mitleid mit seiner Lage zu erwecken. Aber Semjon war nicht mehr da: er sprengte im Bogen durch die Büsche und suchte den Wolf von dem dichteren Teile des Waldes abzuschneiden. Dasselbe versuchten von zwei Seiten her auch die Piköre. Aber der Wolf nahm seinen Weg durch die Büsche, ohne daß ihn ein Jäger hätte aufhalten können.

## V

**U**nterdessen hielt Nikolai Rostow an seinem Platze und wartete auf einen Wolf. An dem Näherkommen oder Zurückweichen des Jagblärms, an dem Lüne des Gebells der ihm bekannten Hunde, sowie daran, daß die Stimmen der Piköre lauter oder schwächer klangen, erkannte er, was in der Waldremise vorging. Er wußte, daß sich in dieser Waldremise junge und alte Wölfe befanden; er wußte, daß die Hunde sich in zwei Meuten geteilt hatten, daß sie irgendwo hinter einem Wolfe her waren, und daß sich irgend etwas Unerwünschtes zugetragen hatte. Jeden Augenblick erwartete er, daß der Wolf nach seiner Seite kommen werde. Er überlegte sich tausend verschiedene Möglichkeiten, wie und von welcher Seite der Wolf werde angelaufen kommen, und wie er ihn dann hegen werde. In seiner Seele wechselte Hoffnung mit Verzweiflung ab. Ab und zu wandte er sich an Gott mit der Bitte, doch den Wolf nach seiner Seite herauskommen zu lassen. Er betete in der leidenschaftlichen, aber verschämten Art, in welcher Menschen in Augenblicken einer starken, aber aus nichtiger Ursache hervorgegangenen Erregung zu beten pflegen. „Nun, was kostet es dich,“ sagte er zu Gott, „mir diese Liebe zu tun! Ich weiß, daß du groß bist, und daß es Sünde ist, dich um so etwas zu bitten; aber doch bitte ich dich inständig: gib, daß ein alter Wolf nach meiner Seite herauskommt, und daß Karai vor den

Augen des Dnkels, der von seinem Stande aus immer hierher blickt, das Tier an der Kehle packt und totbeißt.“ Tausendmal in dieser halben Stunde ließ Rostow mit hartnäckiger Ausdauer seinen gespannten, unruhigen Blick über den Waldsaum mit den zwei dünnbelaubten, das Espengebüsch überragenden Eichen hingleiten und über die Schlucht mit dem ausgewaschenen Rande und über die Mühe des Dnkels, von dem hinter einem Strauche rechts nur ganz wenig zu sehen war.

„Nein,“ dachte Rostow, „dieses Glück wird mir nicht zuteil werden, und es wäre doch für Gott eine Kleinigkeit! Aber es wird mir nicht zuteil werden! Immer habe ich Unglück, beim Kartenspiel und im Kriege und in allem.“ Außerlich und Dolochow tauchten mit großer Deutlichkeit, aber schnell einander ablösend, vor seinem geistigen Blicke auf. „Nur einmal in meinem Leben möchte ich einen alten Wolf totsetzen; weiter habe ich keinen Wunsch!“ dachte er und strengte Gesicht und Gehör an, indem er nach links und wieder nach rechts blickte und auf die geringsten Veränderungen des Jagdlärmes lauschte.

Wieder einmal blickte er nach rechts und sah, daß über das freie Feld etwas auf ihn gelaufen kam. „Nein, es ist wohl nicht möglich!“ dachte Rostow schwer aufatmend, wie man aufzuatmen pflegt, wenn etwas längst Erwartetes Wirklichkeit wird. Das größte Glück war gekommen, und in so schlichter Art, ohne Lärm und Glanz und Vorboten. Rostow traute seinen Augen nicht, und dieser Zweifel dauerte länger als eine Sekunde. Der Wolf setzte seinen Lauf fort und sprang schwerfällig über einen Wasserriß, der in seinem Wege lag. Es war ein altes Tier mit grauem Rücken und vollgefressenem, rötlichem Bauche. Der Wolf lief ohne übermäßige Eile, da er offenbar meinte, es sähe ihn niemand. Rostow sah sich, den Atem anhaltend, nach den Hunden um. Sie lagen und standen da, ohne den Wolf zu sehen

und ohne irgend etwas zu merken. Der alte Karai hatte den Kopf zurückgedreht, fletschte, ärgerlich einen Floh suchend, die gelben Zähne und schnappte mit ihnen knackend an den Hinterschenkeln herum.

„Uljulju!“ flüsterte Koston mit breitgezogenen Lippen. Die Hunde sprangen, mit den Eisen klirrend, auf und spitzten die Ohren. Karai fuhr schnell noch ein paarmal mit den Zähnen durch das Haar am Hinterschenkel und stand dann gleichfalls auf, spitzte die Ohren und bewegte leise die Rute hin und her, an welcher verfilzte Haarbüschel hingen.

„Loslassen oder nicht loslassen?“ sagte Nikolai zu sich selbst in dem Augenblicke, als der sich ihm nähernde Wolf nach allen Seiten ziemlich weit vom Walde entfernt war. Plötzlich änderte sich die ganze Physiognomie des Wolfes: er schrak zusammen, da er die Augen eines Menschen, die er wahrscheinlich noch nie vorher erblickt hatte, auf sich gerichtet sah, und blieb, den Kopf ein wenig nach dem Jäger hinwendend, stehen. „Vorwärts oder rückwärts? Ach was, es ist ganz gleich, vorwärts!“ schien er zu sich selbst zu sagen und setzte, ohne sich weiter umzusehen, mit weichen, mäßig schnellen und mäßig großen, aber entschlossenen Sprüngen seinen Lauf fort.

„Uljulju!“ schrie Nikolai mit fremdartig klingender Stimme, und sein braves Pferd rannte aus eigenem Antriebe Hals über Kopf bergab, die vom Wasser gerissenen Vertiefungen überspringend, quer zu der Richtung des Wolfes; und noch schneller, das Pferd überholend, stürmten die Hunde dahin. Nikolai hörte seinen eigenen Schrei nicht, fühlte nicht, daß er dahingaloppierte, sah weder die Hunde noch das Terrain, auf dem er ritt; er sah nur den Wolf, der, sein Tempo beschleunigend, ohne die Richtung zu verändern, in einer Bodentrinne lief. Der erste Hund, der sich in der Nähe des Wolfes zeigte, war die schwarzgescheckte Milka

mit dem breiten Hinterteil; der Zwischenraum zwischen ihr und dem Verfolgten wurde immer geringer. Näher, immer näher kam sie heran . . . jetzt war sie schon dicht bei ihm. Aber der Wolf schielte nur ein wenig nach ihr hin, und statt zuzupacken, wie sie es sonst immer tat, hob Milka auf einmal den Schwanz in die Höhe und stemmte sich auf die Vorderbeine.

„Uljuljulju!“ schrie Nikolai.

Der fuchsrote Ljubim sprang hinter Milka hervor, stürzte sich eifrig auf den Wolf und packte ihn an einer Lende, sprang aber im gleichen Augenblicke erschrocken nach der andern Seite hinüber. Der Wolf hatte sich hingesezt und mit den Zähnen geklappt; nun erhob er sich wieder und lief weiter, von allen Hunden in einer Entfernung von einem Schritte verfolgt, ohne daß sie gewagt hätten, ihm näher zu kommen.

„Er entkommt! Nein, das ist doch nicht möglich!“ dachte Nikolai, der mit heiserer Stimme fortfuhr zu schreien.

„Karai! Uljulju! . . .“ schrie er und suchte mit den Augen den alten Hund, der jetzt seine einzige Hoffnung bildete. Karai streckte sich aus allen Kräften, soviel er bei seinem Alter nur konnte, und lief, immer nach dem Wolfe hinblickend, schwerfällig seitwärts, um ihm den Weg abzuschneiden. Aber wenn man die Schnelligkeit des Wolfes und die Langsamkeit des Hundes zusammenhielt, so war klar, daß Karais Rechnung nicht stimmte. Nikolai erblickte schon ziemlich nahe vor sich diejenige Partie des Waldes, in der der Wolf aller Wahrscheinlichkeit nach Rettung fand, wenn er sie erreichte. Da tauchten plötzlich Hunde und ein Jäger auf, der dem Wolfe beinahe gerade entgegen galoppierte. Nun war noch Hoffnung vorhanden. Ein Hund, welchen Nikolai nicht kannte, ein dunkelgewellter, langgestreckter, junger Rüde von einer fremden Koppel, stürmte hitzig von vorn gegen den Wolf an und hätte ihn beinahe umgerannt. Aber mit einer Schnelligkeit, die

man ihm nicht zugetraut hätte, hob sich der Wolf in die Höhe, stürzte sich auf seinen Gegner, schnappte mit den Zähnen zu, und blutend, mit klaffender Flanke, schlug der Hund laut aufwieselnd mit dem Kopfe auf die Erde.

„Karai, lieber, guter, alter Karai!“ bat Nikolai fast weinend.

Der alte Hund mit den verfilzten Haarklümpchen am Schwanz und an den Schenkeln war, dank dem entstandenen Aufenthalte, bei seinem Versuche dem Wolfe den Weg abzuschneiden, diesem schon auf fünf Schritte nahe gekommen. Wie wenn er die Gefahr spürte, schielte der Wolf nach Karai hin, zog den Schwanz noch mehr zwischen die Beine und steigerte die Geschwindigkeit seines Laufes. Aber nun befand sich Karai (Nikolai hatte nur gesehen, daß irgend etwas mit dem Hunde vorging) plötzlich auf dem Wolfe und rollte mit ihm zusammen über Hals und Kopf in eine vom Wasser ausgewaschene Vertiefung, die sie vor sich hatten.

Der Augenblick, als Nikolai in der Vertiefung die auf dem Wolfe sich herumwälzenden Hunde erblickte und zwischen ihnen das graue Fell des Wolfes und sein ausgestrecktes eines Hinterbein und seinen Kopf mit dem angstvollen Ausdruck, den angedrückten Ohren und dem nach Luft schnappenden Maule (Karai hielt ihn an der Kehle gepackt), der Augenblick, als Nikolai das sah, war der glücklichste seines Lebens. Er faßte schon nach dem Sattelbogen, um abzustiegen und dem Wolfe den Fang zu geben, als sich auf einmal aus diesem Knäuel von Hunden der Kopf des Wolfes nach oben hindurcharbeitete und dann die Vorderbeine auf den Rand der Vertiefung traten. Der Wolf schnappte mit den Zähnen um sich (Karai hielt ihn nicht mehr an der Kehle), sprang mit den Hinterbeinen aus dem Loche heraus und lief, der Hunde wieder ledig geworden, mit eingeklemmtem Schwanze weiter. Karai froch mit gesträubtem Haar, wahr-

scheinlich verwundet oder gequetscht, mühsam aus der Vertiefung heraus.

„Mein Gott! Womit habe ich das verdient?“ rief Nikolai in heller Verzweiflung.

Der Jäger des Onkels kam von der andern Seite herangesprengt, um dem Wolfe den Weg abzuschneiden, und seine Hunde brachten das Tier wieder zum Stehen, das nun von neuem umringt wurde.

Nikolai, sein Leibjäger, der Onkel und der Jäger des Onkels umschwärmten den Wolf, schrien Uljulju und schickten sich jedesmal an abzusteißen, sobald der Wolf sich auf die Hinterbeine niedersetzte, ritten aber jedesmal wieder weiter, wenn der Wolf die Hunde abschüttelte und nach dem Dickicht zulief, wo er sich Rettung erhoffte.

Gleich zu Anfang dieser Heße war Daniil, als er das Uljulju-Geschrei hörte, eilig aus dem Walde bis an den Rand geritten. Er hatte gesehen, wie Karai den Wolf packte, und sein Pferd angehalten, in der Meinung, daß die Sache nun beendet sei. Aber als die Jäger nicht abstiegen, der Wolf die Hunde immer wieder abschüttelte und weiterflüchtete, da setzte Daniil seinen Braunen wieder in Bewegung, nicht in der Richtung nach dem Wolfe zu, sondern geradeswegs nach dem Dickicht hin, um, in derselben Weise wie vorher Karai, dem Wolfe den Weg abzuschneiden. Infolge dieses Manövers gelangte er zu dem Wolfe in dem Augenblicke, als die Hunde des Onkels den Wolf wieder einmal anhielten.

Daniil kam schweigend, den bloßen Dolch in der Linken haltend, herangesprengt und schlug mit der Heßpeitsche wie mit einem Dreschflegel auf die eingefallenen Flanken seines Braunen los.

Nikolai hatte ihn nicht eher gesehen und gehört, als bis der

Braune dicht neben ihm schwer atmend vorbeifeuchte; darauf hörte er das Geräusch von dem Falle eines Körpers und sah, daß Daniil bereits mitten unter den Hunden auf dem Hinterteile des Wolfes lag und sich bemühte, ihn an den Ohren zu packen. Allen Beteiligten, den Hunden, den Jägern und dem Wolfe, war klar, daß jetzt die Sache zu Ende ging. Der Wolf versuchte, angstvoll die Ohren an den Kopf drückend, sich zu erheben; aber die Hunde hingen von allen Seiten an ihm fest. Daniil richtete sich ein wenig auf und ließ sich dann mit seinem ganzen Gewichte, wie wenn er sich zur Ruhe legen wollte, wieder auf den Wolf niederfallen, wobei er ihn an den Ohren faßte. Nikolai wollte dem Wolfe den Fang geben; aber Daniil flüsterte ihm zu: „Nicht doch! Wir wollen ihn knebeln!“ und seine Stellung ändernd, trat er mit dem Fuße auf den Hals des Wolfes. Dem Wolfe wurde ein Stock in den Rachen geschoben und mit einem Koppelriemen nach Art eines Zaumes festgebunden; dann wurden ihm auch die Füße zusammengebunden, und Daniil drehte den Wolf ein paarmal von einer Seite auf die andere.

Die Jäger, auf deren Gesichtern sich ihre Ermüdung und zugleich ihre hohe Freude ausdrückte, legten den alten Wolf in diesem Zustande lebend auf ein scheuendes, schnaubendes Pferd und brachten ihn, von den ihn umwinkenden Hunden begleitet, nach dem Platze, wo sich alle wieder zusammenfinden sollten. Alle kamen herbeigeritten und herbeigelaufen, um den Wolf zu besehen, der seinen breitstirnigen Kopf mit dem zaumartig im Maule befestigten Stöcke herabhängen ließ und mit seinen großen, glasigen Augen auf diese ganze Menge von Hunden und Menschen blickte, die ihn umringte. Wenn man ihn berührte, zuckte er mit den zusammengebundenen Beinen und sah alle wild und zugleich einfältig an. Auch Graf Sija Andrejewitsch kam herbeigeritten und faßte den Wolf an.



„Oh, was für ein gewaltiges Tier!“ sagte er. „Ein gewaltiges Tier, nicht wahr?“ fragte er den neben ihm stehenden Daniil.

„Jawohl, Euer Erlaucht,“ antwortete Daniil und nahm eilig die Mühe ab.

Der Graf dachte daran, wie er den Wolf hatte durchkommen lassen, und was er dabei für ein Renkontre mit Daniil gehabt hatte.

„Aber hör mal, lieber Freund, was kannst du ärgerlich werden!“ bemerkte der Graf.

Daniil antwortete nicht und verzog nur verlegen den Mund zu einem kindlich-sanften, freundlichen Lächeln.

## VI

Der alte Graf fuhr nach Hause; Nataſcha und Peter versprachen, ebenfalls bald heimzukehren. Die Jagd wurde fortgesetzt, da es noch früh war. Gegen Mittag wurden die Hühunde in eine mit dichtem, jungem Gehölz bewachsene Schlucht hineingeschickt. Nikolai, der auf einem Stoppelfelde hielt, konnte alle seine Jäger übersehen.

Ihm gegenüber lag ein Feld mit Wintersaat, und dort hielt ein Jäger Nikolais für sich allein, in einer Grube hinter einem daraus hervorragenden Haselnußstrauch. Sobald die Hunde in die Schlucht hineingelassen waren, hörte Nikolai das vereinzelte Jagdgebell eines ihm wohlbekannten Hundes, Boltorn; dann schlossen die andern Hunde sich ihm an, indem sie abwechselnd bald sich still verhielten, bald laut jagten. Eine Minute darauf ertönte aus dem ringsum von Feldern umgebenen Buschwalde das Signal: „Fuchs gefunden!“, und die ganze Meute jagte in dichtem Schwarm den Abhang hinauf nach dem Wintersaatfelde zu, von Nikolai weg.

Er sah die Hundewärter mit ihren roten Mützen, wie sie an den Rändern der buschigen Schlucht dahinsprengten; er sah sogar die Hunde und erwartete jeden Augenblick, daß der Fuchs auf jener Seite, auf dem Wintersaatsfelde, ihm werde sichtbar werden.

Nun setzte sich der Jäger, der in der Grube hielt, in Bewegung und ließ seine Hunde los, und Nikolai erblickte einen Rotfuchs, der eigentümlich niedrig ausah und mit gesträubtem Schwanz eilig über das Wintersaatsfeld lief. Die Hunde stürmten zu ihm hin. Nun waren sie ihm nahe, und der Fuchs begann zwischen ihnen kunstvolle Kreise zu beschreiben, immer schneller und schneller, und mit dem buschigen Schweife um sich zu schlagen. Da warf sich ein weißer Hund, welchen Nikolai nicht kannte, auf ihn und nach diesem ein schwarzer, und alles mischte sich durcheinander, und dann standen die Hunde sternförmig, mit den Hinterteilen nach außen, da, fast ohne sich zu rühren. Zu den Hunden sprengten zwei Jäger hin: der eine mit roter Mütze, der andere, ein fremder, in einem langschößigen, grünen Rodde.

„Was ist da los?“ dachte Nikolai. „Wo kommt dieser Jäger her? Dem Dunkel gehört er nicht.“

Die Jäger nahmen den Hunden den Fuchs ab und standen längere Zeit zu Fuß da, ohne ihn an den Sattelriemen zu binden. Neben ihnen standen, an den Zügeln gehalten, die Pferde mit ihren hohen Sattelbögen; die Hunde hatten sich hingelegt. Die Jäger machten heftige Bewegungen mit den Armen und nahmen mit dem Fuchse irgend etwas vor. Da erscholl von dort ein Ton des Jagdhorns, das übliche Signal einer Rauferei.

„Da hat ein Jäger des Herrn Flagin einen Streit mit unserm Iwan,“ sagte Nikolais Leibjäger.

Nikolai schickte den Leibjäger ab, um die Schwester und Peter herbeizurufen, und ritt im Schritt nach dem Platze hin, wo die

Nikolai die Hunde sammelten. Einige der Jäger sprengten nach dem Orte hin, wo die Schlägerei stattfand.

Nikolai stieg vom Pferde und blieb mit Natafcha und Peter, die auch herbeigeritten kamen, bei den Hunden stehen, um auf Nachrichten zu warten, welchen Ausgang die Sache dort nehme. Hinter dem Waldsaume hervor erschien zu Pferde der Jäger, der an der Schlägerei beteiligt gewesen war; den Fuchs hatte er am Sattelriemen hängen; er ritt auf den jungen Herrn zu. Schon von weitem nahm er die Mütze ab und versuchte, respektvoll etwas zu sagen; aber er war blaß und außer Atem, und sein Gesicht hatte einen grimmigen Ausdruck. Das eine Auge war ihm blau geschlagen; aber das wußte er wahrscheinlich gar nicht.

„Was habt ihr denn da gehabt?“ fragte Nikolai.

„Na so was! Er wird da unsern Hunden ihre Beute wegnehmen! Und gerade meine mausgraue Hündin hatte den Fuchs gegriffen. Komm an, wenn du Streit suchst! Er greift nach dem Fuchs. Ich schlage ihn mit dem Fuchse um die Ohren. Da hängt er am Sattelriemen. Aber den hier willst du wohl nicht kosten?..“ sagte der Jäger, indem er auf seinen Dolch wies; er hatte offenbar die Vorstellung, daß er immer noch mit seinem Feinde spräche.

Ohne sich in ein weiteres Gespräch mit dem Jäger einzulassen, bat Nikolai seine Schwester und Peter, hier auf ihn zu warten, und ritt nach der Gegend hin, wo sich diese feindliche Flaginische Jagdgesellschaft befand.

Der Sieger in der Schlägerei ritt in den Schwarm der übrigen Jäger hinein und erzählte diesen, die ihn voll Interesse und Neugier umringten, seine Heldentat.

Die Sache war die, daß Herr Flagin, mit welchem Kostow eine Menge Streitigkeiten und Prozesse hatten, an Orten jagte, die nach alter Tradition der Familie Kostow gehörten, und jetzt,

anscheinend absichtlich, seine Leute nach dem freiliegenden Buschwald hatte reiten lassen, wo Kostows jagten, und seinem Jäger erlaubt hatte, unter widerrechtlicher Mitbenutzung fremder Hunde zu heßen.

Nikolai hatte Herrn Flagin nie gesehen; aber da er es überhaupt nicht verstand, in seinen Ansichten und Gefühlen die Mittelstraße innezuhalten, so haßte er ihn auf Grund der Gerüchte von seiner Frechheit und Eigenmächtigkeit von ganzer Seele und betrachtete ihn als seinen ärgsten Feind. In zorniger Erregung ritt er jetzt zu ihm hin, die Hand fest um den Griff der Heßpeitsche pressend und völlig bereit, gegen seinen Feind in der energischsten Weise vorzugehen.

Raum war er um einen vorspringenden Teil des Waldes herumgeritten, als er einen wohlbeleibten Herrn erblickte, der ihm entgegengeritten kam; er trug eine Wibermütze, saß auf einem schönen Rappen und war von zwei Leibjägern begleitet.

Statt eines Feindes fand Nikolai in Herrn Flagin einen stattlichen, höflichen Herrn, der den lebhaftesten Wunsch hegte, die Bekanntschaft des jungen Grafen zu machen. Zu Kostow heranzreitend lüftete Flagin seine Wibermütze und sagte, er bedauere das Vorgefallene außerordentlich; er werde Befehl geben, den Jäger zu bestrafen, der sich erlaubt habe, sich in eine fremde Heßjagd hineinzumischen; er bitte den Grafen um seine Bekanntschaft und biete ihm sein eigenes Terrain zur Jagd an.

Natascha, welche fürchtete, ihr Bruder könne irgend etwas Schreckliches anrichten, war ihm in großer Aufregung in einiger Entfernung nachgeritten. Als sie nun sah, daß die beiden Feinde sich freundlich begrüßten, ritt sie zu ihnen heran. Flagin hob vor Natascha seine Wibermütze noch mehr in die Höhe und bemerkte mit einem angenehmen Lächeln, die Komtesse gleiche der Göttin Diana sowohl hinsichtlich ihrer Leidenschaft für die

Jagd als auch hinsichtlich ihrer Schönheit, von der er schon viel gehört habe.

Um das Verschulden seines Jägers wieder gutzumachen, bat Ilagin seinen neuen Bekannten dringend, doch nach seinem eigenen, eine Werst entfernten Gehege mitzukommen, das er für seinen persönlichen Gebrauch besonders reserviert habe, und in dem es seiner Versicherung zufolge von Hasen wimmelte. Nikolai nahm diese Einladung an, und die nun auf das Doppelte angewachsene Jagdgesellschaft zog weiter.

Um nach dem Ilaginschen Gehege zu gelangen, mußten sie über die Felder reiten. Die Jäger verteilten sich in gleichmäßigen Abständen, die Herrschaften jedoch ritten zusammen. Der Onkel, Rostow und Ilagin musterten die fremden Hunde, aber nur verstoßen, damit es die andern nicht merkten, und suchten voll Unruhe aus diesen Hunden diejenigen herauszufinden, die sich als Rivalen ihrer eigenen Hunde entpuppen würden.

Rostow war besonders von der Schönheit einer kleinen rotgescheckten Hündin in Ilagins Koppel überrascht. Es war dies ein Tier von reiner Rasse, schmal gebaut, aber mit stählernen Muskeln, mit feiner Schnauze und vorstehenden, schwarzen Augen. Er hatte von dem feurigen Temperament der Ilaginschen Hunde gehört und sah in dieser schönen Hündin eine Rivalin seiner Milka.

Mitten in einem soliden Gespräche über die diesjährige Ernte, welches Ilagin angeknüpft hatte, zeigte Nikolai auf die rotgescheckte Hündin.

„Da haben Sie eine schöne Hündin!“ warf er lässig hin. „Ist sie schneidig?“

„Die? O ja, das ist ein braves Tier, fängt gut,“ antwortete Ilagin in gleichgültigem Tone mit Bezug auf seine rotgescheckte Torsa, für die er im vorigen Jahre seinem Nachbar drei Familien

Leibeigene gegeben hatte. „Also bei Ihnen, Graf, ist der Erdrusch auch nicht zu rühmen?“ fuhr er in dem begonnenen Gespräche fort. Da er es aber für ein Gebot der Höflichkeit hielt, dem jungen Grafen mit gleicher Münze zu zahlen, so musterte Flagin dessen Hunde und wählte Milka aus, die ihm durch ihren breiten Körperbau in die Augen fiel.

„Eine schöne schwarzeschecde haben Sie da; vortrefflich gebaut!“ sagte er.

„O ja, es geht, sie jagt ganz gut,“ antwortete Nikolai. Und im stillen dachte er: „Es sollte nur hier auf dem Felde ein tüchtiger Hase laufen, dann würde ich dir schon zeigen, was das für ein Hund ist!“ Und sich zu dem Leibjäger umwendend, sagte er, er werde demjenigen einen Rubel geben, der einen liegenden Hasen auffinde.

„Es ist mir unbegreiflich,“ fuhr Flagin fort, „wie manche Jäger einander um das Wild oder um ihre Hunde beneiden können. Ich will Ihnen sagen, Graf, wie es in dieser Hinsicht mit mir selbst steht. Sehen Sie, mir macht es schon Vergnügen, nur so einen Ritt zu machen; da trifft man dann solche angenehme Gesellschaft . . . was kann man sich Schöneres denken?“ (Er nahm wieder vor Natascha seine Bibernütze ab.) „Aber daß ich die Felle zählen sollte, die ich nach Hause bringe, nein, das ist mir völlig gleichgültig!“

„Ja, gewiß.“

„Oder daß ich mich gekränkt fühlen sollte, wenn ein fremder Hund das Wild greift, und nicht meiner . . . Ich will mich ja doch nur an dem Anblick der Hege erfreuen; nicht wahr, Graf? Darum bin ich der Ansicht . . .“

„Faß ihn!“ erscholl in diesem Augenblicke der langgezogene Ruf eines Hundauffsehers, der stehen geblieben war. Er stand auf dem halben Abhange eines Stoppelfeldes, hielt die Hezpeitsche

in die Höhe und wiederholte noch einmal gedehnt: „Sa-aß ih-ihn!“ Dieser Ruf und die aufgehobene Hezpeitsche bedeuteten, daß er einen liegenden Hasen vor sich sah.

„Ah, es scheint, er hat einen Hasen aufgefunden,“ sagte Flagin lässig. „Nun schön, dann lassen Sie uns hegen, Graf!“

„Ja, wir wollen hinreiten . . . Was meinen Sie, wollen wir zusammen hegen?“ antwortete Nikolai und warf einen Blick auf Jorsa und auf des Onkels roten Rugai, zwei Rivalen, mit denen er noch nie Gelegenheit gehabt hatte seine Hunde konkurrieren zu lassen. „Aber wenn sie nun meiner Milka eine böse Niederlage bereiten?“ dachte er, als er jetzt neben dem Onkel und Flagin nach der Stelle hinritt, wo der Hase lag.

„Ob es auch wohl ein tüchtiger Hase ist?“ fragte Flagin, während sie auf den Jäger zuritten, der den Hasen aufgefunden hatte, blickte sich unruhig nach seiner Jorsa um und pffif ihr.

„Nun, und Sie, Michail Nikanorowitsch?“ wandte er sich an den Onkel.

Der Onkel ritt mit mürrischem Gesichte neben den beiden andern.

„Wozu soll ich mich da hineinmischen! Eure Hunde haben ja, klar und selbstverständlich, jeder ein ganzes Dorf gekostet; das sind Tausendrubel-Hunde. Laßt eure miteinander wettkämpfen; ich werde zusehen!“

„Rugai! Hierher, hierher!“ schrie er. „Rugajuschka!“ fügte er hinzu und brachte unwillkürlich durch dieses Diminutivum seine Zärtlichkeit und die Hoffnung, die er auf diesen roten Hund setzte, zum Ausdruck. Natascha sah und spürte die Aufregung, welche diese beiden alten Männer und ihr Bruder zu verbergen suchten, und wurde selbst ganz aufgeregt.

Der Jäger auf der halben Höhe des Berges stand immer noch mit erhobener Hezpeitsche da; die Herrschaften ritten im Schritt

zu ihm heran; die Hekhunde, die man fern am oberen Rande des Berges gegen den Himmel sah, zogen in einer von dem Hasen abgewandten Richtung; auch die Jäger, mit Ausnahme der Herrschaften, entfernten sich von ihm. Alles bewegte sich ruhig und langsam.

„Wohin liegt er mit dem Kopfe?“ fragte Nikolai, als sie sich dem Jäger, der den Hasen entdeckt hatte, auf etwa hundert Schritte genähert hatten.

Aber der Jäger hatte noch nicht Zeit gefunden zu antworten, als der Hase, dem die Sache unheimlich wurde, das Stillliegen aufgab und aufsprang. Die Meute der Hekhunde, noch an den Koppelriemen, stürmte mit Gebell bergab auf den Hasen los; von allen Seiten eilten die Windhunde, die nicht angekoppelt waren, zu den Hekhunden und zu dem Hasen hin. Alle diese Jäger, die sich noch soeben nur langsam bewegt hatten, jagten nun über das Feld: die einen suchten mit dem Rufe: „Halt!“ ihre Hunde von einer falschen Richtung abzubringen, die andern mit dem Rufe: „Faß ihn!“ den ihrigen die Richtung zu geben und sie anzufeuern. Der ruhige Flagin, Nikolai, Natafcha und der Dunkel flogen dahin, ohne selbst zu wissen, wohin und wie; sie sahen nur die Hunde und den Hasen und fürchteten weiter nichts, als auch nur einen Augenblick lang den Gang der Hekjagd aus den Augen zu verlieren. Der Hase erwies sich als ein großes, kräftiges Tier. Nachdem er aufgesprungen war, lief er nicht sogleich los, sondern bewegte die Ohren und horchte auf das Geschrei und Pferdegetrappel, das auf einmal von allen Seiten ertönte. Dann machte er nicht besonders schnell etwa zehn Sprünge, während deren die Hunde ihm näherkamen, und nun endlich, nachdem er die Gefahr begriffen und eine Richtung gewählt hatte, legte er die Ohren an und lief aus Leibeskräften. Er hatte auf dem Stoppelfelde gelegen; aber vor ihm befand sich ein Wintersaatfeld, dessen



Boden aufgeweicht war. Die beiden Hunde des Jägers, der den Hasen entdeckt hatte, waren, da sie ihm von allen am nächsten gewesen waren, auch die ersten, die ihn erblickten und sich an die Verfolgung machten; aber sie waren noch weit davon entfernt, ihn einzuholen, als von hintenher an ihnen vorbei Jlagins rotgeschedte Jorsa hervorschoß, sich dem Hasen auf eine Hundelänge näherte, nun ihre Geschwindigkeit ganz gewaltig steigerte, nach dem Schwanze des Hasen schnappte und, in der irrigen Meinung, ihn gefaßt zu haben, Hals über Kopf herumrollte. Der Hase bog den Rücken krumm und lief mit noch größerer Schnelligkeit weiter. An Jorsa vorbei stürmte nun die schwarzgeschedte Milka mit dem breiten Hinterteil vorwärts und begann schnell gegen den Hasen aufzurücken.

„Milka, mein braves Tier!“ hörte man Nikolai triumphierend schreien. Es schien, daß Milka im nächsten Augenblick zupacken und den Hasen greifen werde; aber als sie ihn eingeholt hatte, schoß sie an ihm vorbei: der Hase hatte sich seitwärts gebückt. Nun setzte ihm wieder die schöne Jorsa zu und hing dicht über dem Schwanze des Hasen; um sich nicht wieder zu irren, beabsichtigte sie, wie es schien, nach dem einen Hinterlauf zu fassen.

„Liebste Jorsa! Mein Schätzchen!“ rief Jlagin mit weinerlicher, fremdartig klingender Stimme. Jorsa hatte keine Zeit, auf sein Flehen zu achten. Aber gerade in dem Augenblicke, wo man erwarten mußte, daß sie den Hasen packen werde, machte er einen Seitensprung auf den Grenzrain zwischen dem Wintersaatfelde und dem Stoppelfelde. Wieder liefen Jorsa und Milka Kopf an Kopf wie ein Zweigespann nebeneinander hinter dem Hasen her; aber auf dem Grenzrain wurde dem Hasen das Laufen leichter, und die Hunde kamen ihm nur ganz allmählich näher.

„Rugai, lieber Rugai! Klar und selbstverständlich!“ schrie in diesem Augenblicke eine neue Stimme, und Rugai, der rote,

budlige Hund des Onkels, holte, sich abwechselnd streckend und den Rücken krümmend, die beiden ersten Hunde ein, überholte sie, steigerte mit furchtbarer Selbstaufopferung schon dicht bei dem Hasen sein Tempo noch weiter, drängte ihn von dem Grenzrain auf die Winterfaat, unternahm auf dem schmutzigen Winterfaatfelde, wo er bis an die Knie einsank, einen zweiten, noch grimmigeren Ansturm, und nun war nur zu sehen, daß er, den Rücken mit Schmutz besudelt, sich mit dem Hasen zusammen herumkugelte. Ein Stern von Hunden umringte ihn. Eine Minute darauf hielten alle Jäger um die dichtgedrängten Hunde. Nur der glückselige Onkel stieg vom Pferde und schnitt dem Hasen den einen Hinterlauf ab. Er schüttelte den Hasen, damit das Blut abliefe, blickte dann erregt mit umherirrenden Augen um sich, ohne zu wissen, wo er mit seinen Händen und Füßen bleiben sollte, und redete, er wußte selbst nicht mit wem und was. „Das war ein schönes Stückchen . . . das ist mal ein Hund . . . alle hat er sie geschlagen, die, welche tausend Rubel, und die, welche einen Rubel gekostet haben. Klar und selbstverständlich,“ sagte er ganz außer Atem und blickte grimmig um sich, als ob er jemanden ausschölte, und als ob die Umstehenden sämtlich seine Feinde wären und ihn sämtlich beleidigt hätten und es ihm erst jetzt endlich gelungen wäre, sich zu rechtfertigen. „Da seht ihr, was eure Tausendrubel-Hunde leisten! Klar und selbstverständlich! . . .“

„Rugai, da hast du einen Lauf!“ sagte er und warf dem Hunde den abgeschnittenen Hinterlauf des Hasen mit der daranlebenden Erde hin. „Hast es redlich verdient! Klar und selbstverständlich!“

„Sie war übermüdet; dreimal hatte sie ihn allein eingeholt,“ sagte Nikolai, ebenfalls ohne zu hören, was ein anderer sagte, und ohne sich darum zu kümmern, ob man ihm zuhörte oder nicht.

„Was ist das für ein Ruhm, von der Seite!“ bemerkte Jlagins Leibjäger.

„Ja, wenn einem guten Hunde ein Mißgeschick widerfahren ist, dann kann den müde gehehten Hasen jeder Hofhund greifen,“ sagte gleichzeitig Jlagin, der von dem schnellen Ritte und der Erregung ganz rot aussah und fast keine Luft hatte. Und in demselben Augenblicke kreischte Natafscha vor Freude und Entzücken, ohne dazwischen Atem zu holen, so durchdringend auf, daß den Hörern die Ohren gellten. Sie drückte mit diesem Kreischen dasselbe aus, was die andern Jäger gleichzeitig durch ihr Gespräch zum Ausdruck brachten. Und dieses Kreischen war so sonderbar, daß sie selbst sich dieser wilden Gefühlsäußerung hätte schämen müssen und alle sich darüber höchlichst gewundert haben würden, wenn dies sich zu anderer Zeit zugetragen hätte. Der Onkel band selbst den Hasen an den Sattelriemen, warf ihn mit einer geschickten, energischen Bewegung über das Hinterteil des Pferdes, als ob er durch diesen Schwung beim Hinüberwerfen allen einen Vorwurf machen wollte, setzte sich mit einer Miene, wie wenn er mit niemand weiter reden möge, auf seinen Hellbraunen und ritt für sich allein. Die übrigen, sämtlich verdrossen und sich gekränkt fühlend, brachen gleichfalls auf und waren erst lange nachher imstande, sich wieder zu dem früheren gleichmütigen Wesen zu zwingen. Lange noch blickten sie von Zeit zu Zeit nach dem roten Rugai, der, den buckligen Rücken mit Schmutz bedeckt und mit dem Koppelleisen klirrend, mit der ruhigen Miene des Siegers hinter dem Pferde des Onkels herging.

Nikolai hatte die Empfindung, als besagte die Miene dieses Hundes: „Freilich, ich sehe aus wie jeder andere Hund, solange keine Heßjagd in Frage steht; aber wenn das der Fall ist, dann nehmt euch zusammen!“

Als eine ziemliche Weile nachher der Onkel zu Nikolai heranritt

und ein Gespräch mit ihm anknüpfte, da fühlte sich Nikolai dadurch geschmeichelt, daß der Onkel nach allem Vorgefallenen sich herbeiließ mit ihm zu reden.

## VII

Als sich am Abend Zlagin von Rostow verabschiedet hatte, befand sich Nikolai so weit von Hause entfernt, daß er den Vorschlag des Onkels annahm, die Hunde und Jäger bei ihm auf seinem kleinen Gute Michailowka übernachten zu lassen.

„Und das beste wäre schon, wenn auch ihr auf eine Weile zu mir herankämt, klar und selbstverständlich,“ sagte der Onkel. „Seht mal, es ist feuchtes Wetter; da könntet ihr euch ein bißchen erholen, und die Komtesse könnte dann in einem Wagen nach Hause fahren.“

Auch dieser Vorschlag des Onkels wurde angenommen; es wurde ein Jäger nach Otradnoje geschickt, um einen Wagen zu holen, und Nikolai, Natascha und Peter ritten zum Onkel.

Etwas fünf Leibeigene, Männer und Knaben, kamen auf die vordere Freitreppe herausgelaufen, um ihren Herrn zu empfangen. Duzende von weiblichen Wesen, alten und jungen, drängten sich von dem hinteren Ausgange her hinzu, um die heranreitenden Jäger zu sehen. Der Anblick Nataschas, einer Dame, eines Fräuleins zu Pferde, steigerte die Neugierde der Gutsleute des Onkels dermaßen, daß viele, ohne sich vor ihr zu scheuen, zu ihr herantraten, ihr in die Augen sahen und laut vor ihren Ohren ihre Bemerkungen über sie machten, als ob sie ein zur Schau gestelltes Wundertier wäre, das kein Mensch ist und nicht hören und verstehen kann, was man von ihm sagt.

„Arinka, sieh nur, sie sitzt auf der Seite! Ganz von allein sitzt sie, und das Kleid baumelt herunter . . . Sieh nur, auch ein kleines Jagdhorn hat sie!“

„All ihr lieben Heiligen, auch ein kleines Jagdmesser . . .“

„Die reine Tatarin!“

„Wie machst du das bloß, daß du nicht herunterpurzelst?“ sagte die dreifteste, sich geradezu an Nataſcha wendend.

Der Onkel stieg an der Freitreppe seines hölzernen, von einem Garten umgebenen Häuschens vom Pferde, und als er seine Hausleute sah, rief er ihnen gebieterisch zu, wer hier nichts zu tun habe, solle machen, daß er davonkäme, und es solle alles, was zur Aufnahme der Gäste und des Jagdgesolges nötig sei, getan werden.

Alle liefen auseinander. Der Onkel hob Nataſcha vom Pferde und führte sie an seinem Arme die wackeligen Bretterstufen der Freitreppe hinauf. Im Hause zeigten die Balkenwände keinen Kalkbewurf; auch war es nicht sonderlich sauber: man sah, daß den Bewohnern nicht daran lag, jeden Fleck zu verhüten; aber es war keine gröbere Vernachlässigung wahrnehmbar. Im Flur roch es nach frischen Äpfeln, und es hingen dort Wolfs- und Fuchsfelle.

Durch ein Vorzimmer führte der Onkel seine Gäste in einen kleinen Saal mit einem Klappisch und roten Stühlen, dann in einen Salon mit einem runden Tisch von Birkenholz und einem Sofa, dann in sein eigenes Zimmer mit einem zerrissenen Sofa, einem abgenutzten Teppich und mit Porträts, welche den Feldmarschall Suworow, den Vater und die Mutter des Hausherrn und ihn selbst in Militäruniform darstellten. In diesem Zimmer machte sich ein starker Geruch nach Tabak und Hunden spürbar. Hier bat der Onkel seine Gäste, Platz zu nehmen und zu tun, als ob sie zu Hause wären; er selbst ging hinaus. Rugai mit seinem unsauberen Rücken kam ins Zimmer, legte sich auf das Sofa und begann sich mit Zunge und Zähnen zu reinigen. Aus diesem Zimmer führte ein Korridor weiter, in dem ein Wandschirm mit

zerrissenem Bezuge sichtbar war. Hinter dem Wandschirm hervor ließ sich Lachen und Flüstern weiblicher Personen vernehmen. Nataſcha, Nikolai und Peter nahmen, ſich in den vorhandenen Raum teilend, auf dem Sofa Plaß. Peter ſtüzte ſich mit dem Ellbogen auf und war ſofort eingeklappt; Nataſcha und Nikolai ſaßen ſchweigend da. Ihre Geſichter brannten; ſie waren ſehr hungrig und ſehr luſtig. Sie ſahen einander an (nach der Jagd, hier im Zimmer, hielt Nikolai es nicht mehr für nötig, ſeiner Schweſter gegenüber ſeine männliche Überlegenheit zu betonen); Nataſcha blinzelte dem Bruder zu, und nun konnten ſich beide nicht mehr lange beherrſchen, ſondern lachten laut los, ohne daß ſie ſich noch über einen Grund für dieſes Lachen klar geworden wären.

Nach einer kleinen Weile kam der Onkel wieder zurück, jezt in einem kurzen Rocke, blauen Hoſen und niedrigen Stiefeln. Und Nataſcha hatte die Empfindung, daß dieſes ſelbe Koſtüm, das ihr wunderlich und komiſch erſchienen war, wenn der Onkel es in Stradnoje trug, eine ganz vernünftige Tracht ſei und in keiner Hinſicht ſchlechter als ein Oberrock oder ein Frack. Der Onkel war ebenfalls vergnügt; er fühlte ſich, als Bruder und Schweſter wieder lachten, nicht im geringſten beleidigt (es kam ihm gar nicht in den Sinn, daß ſie über ſeine Lebensweiſe lachen könnten), ſondern ſtimmte ſelbſt in ihr grundloſes Gelächter ein.

„Ja, das iſt einmal eine junge Komteſſe!“ ſagte er. „Klar und ſelbſtverſtändlich, ſo eine habe ich noch nie geſehen.“ Dabei reichte er Nikolai eine lange Pfeife; er ſelbſt nahm mit geübtem Griff eine kurze zwifchen drei Finger. „Den ganzen Tag hat ſie im Sattel geſeſſen; einem Manne würde es Ehre machen; und dabei iſt ſie ſo munter, als wäre gar nichts geſeſſen!“

Der Onkel war noch nicht lange wieder da, als die Tür von neuem geöffnet wurde, und zwar, wie ſich aus dem Geräuſch der

Schritte erkennen ließ, offenbar von einer barfuß gehenden Frauensperson. Ein großes, reichbesehtes Präsentierbrett in den Händen haltend, trat ein korpulenten, rotwangigen, hübsches Weib von etwa vierzig Jahren, mit einem Doppellinn und vollen, roten Lippen, ins Zimmer. Aus den Blicken, mit denen sie die Gäste ansah, und aus jeder Bewegung ihrer stattlichen Gestalt sprach liebenswürdige Gastfreundschaft, und mit freundlichem Lächeln verbeugte sie sich respektvoll vor ihnen. Trotz ihrer beträchtlichen Körperfülle, die sie zwang, Brust und Leib nach vorn zu stellen und den Kopf nach hinten zu halten, hatte diese Frau, die Wirtschafterin des Onkels, doch einen sehr leichten Gang. Sie trat an den Tisch, stellte das Präsentierbrett darauf, nahm mit ihren weißen, fleischigen Händen geschickt Flaschen, Speisen und sonstiges Zubehör herunter und ordnete alles auf dem Tische. Als sie damit fertig war, trat sie zurück und stellte sich lächelnd an die Tür. Ihre ganze Erscheinung sagte gleichsam zu Nikolai: „Siehst du wohl, da bin auch ich! Verstehst du jetzt deinen Onkel?“ Und wie hätte er ihn nicht verstehen sollen? Ja, nicht nur Nikolai, sondern auch Nataſcha verstand den Onkel und die Bedeutung seiner zusammengezogenen Brauen und des glücklichen, zufriedenen Lächelns, das in dem Augenblicke, als Anisja Fedorowna eintrat, ganz leise um seine Lippen spielte.

Auf dem Präsentierbrett standen: Kräuterbranntwein, Fruchtliköre, eingemachte Pilze, Pfannkuchen aus Roggenmehl mit Buttermilch, Scheibenhonig, moussierender Met, Apfel, frische und geröstete Nüsse und Nüsse in Honig. Dann brachte Anisja Fedorowna noch Eingemachtes in Honig und in Zucker, sowie Schinken und ein frischgebratenes Huhn.

Alles dies stammte aus Anisja Fedorownas Wirtschaft und war von ihren kunstfertigen Händen hergestellt. Alles roch und schmeckte sozusagen nach Anisja Fedorowna und erinnerte an sie

durch sein Aussehen. In allem glaubte man eine Widerspiegelung ihrer Fülle, ihrer Sauberkeit, ihrer weißen Haut und ihres angenehmen Lächelns zu sehen.

„Essen Sie doch, gnädiges Fräulein,“ sagte sie immer wieder und reichte Natascha bald dieses, bald jenes.

Natascha aß von allem, und es schien ihr, solche Pfannkuchen mit Buttermilch und so aromatisches Eingemachtes und solche Nüsse in Honig und ein solches Huhn habe sie noch nie und nirgends gesehen und gegessen. Anisja Fedorowna ging wieder hinaus.

Kostow und der Onkel tranken nach dem Abendessen ein Gläschen Kirschklißör und unterhielten sich über die heute abgehaltene und über die nächste Jagd, über Rugai und über Flagins Hunde. Natascha saß mit glänzenden Augen aufrecht auf dem Sofa und hörte ihnen zu. Einige Male machte sie den Versuch, Peter zu wecken, damit er etwas aße; aber er redete nur ein paar unverständliche Worte, offenbar ohne wach zu werden. Natascha fühlte sich so vergnügt und wohl in dieser ihr neuen Umgebung, daß ihre einzige Besorgnis war, der Wagen könne gar zu früh kommen, um sie abzuholen. Nach einem zufällig eingetretenen Stillschweigen, wie das fast immer vorkommt, wenn man Bekannte zum erstenmal als Gäste in seinem Hause hat, sagte der Onkel, wie wenn er damit auf einen Gedanken seiner Gäste antwortete:

„Ja, ja, so verbringe ich hier meinen Lebensrest. Wenn man stirbt, klar und selbstverständlich, kann man doch nichts mitnehmen. Wozu also um des Erwerbs willen sündigen!“

Das Gesicht des Onkels war sehr ernst und sogar schön, während er das sagte. Unwillkürlich erinnerte sich Nikolai dabei an all das, was er von seinem Vater und den Nachbarn Gutes über den Onkel gehört hatte. Der Onkel stand im Gouvernament rings-



umher in dem Rufe eines ehrenhaften, uneigennütigen Sonderlings. Man zog ihn hinzu, wo Familienstreitigkeiten zu erledigen waren, machte ihn zum Testamentsvollstrecker, vertraute ihm Geheimnisse an und wählte ihn zum Friedensrichter und zu anderen Vertrauensposten; aber ein wirkliches Amt anzunehmen weigerte er sich hartnäckig; im Herbst und im Frühling ritt er auf seinem hellbraunen Wallach auf den Feldern umher, im Winter saß er zu Hause, im Sommer lag er in seinem schattigen Garten.

„Warum mögen Sie denn nicht ein Amt bekleiden oder beim Militär dienen, lieber Onkel?“

„Das habe ich früher getan; aber ich habe es aufgegeben. Ich taue nicht dazu, klar und selbstverständlich; ich finde mich dabei nicht zurecht. Das ist euer Geschäft; mein Verstand reicht dazu nicht aus. Ja, mit der Jagd ist das eine andre Sache, klar und selbstverständlich. Macht doch die Tür auf!“ rief er. „Warum habt ihr die Tür zugemacht?“

Am Ende des Korridors (den der Onkel „Kolidor“ nannte) führte eine Tür in das „leere Jägerzimmer“; so hieß die Stube für die zu den Dienstleuten gehörigen Jäger.

Nachte Füße gingen klatschend schnell über die Dielen, und eine unsichtbare Hand öffnete die Tür zum Jägerzimmer. Nun wurden aus dem Korridor die Töne einer Balalaika deutlich hörbar, die offenbar von einem Meister in dieser Kunst gespielt wurde. Natafcha, die schon lange nach diesen Klängen hingehört hatte, ging jetzt auf den Korridor hinaus, um sie deutlicher zu hören.

„Das ist mein Kutscher Mitka. Ich habe ihm eine gute Balalaika gekauft; es macht mir Vergnügen,“ sagte der Onkel.

Der Onkel hatte ein für allemal die Anordnung getroffen, daß, wenn er von der Jagd zurückkehrte, Mitka in der Jägerstube auf der Balalaika spielte. Der Onkel hörte diese Musik sehr gern.

„Schön, wirklich sehr gut,“ bemerkte Nikolai, unwillkürlich in einem etwas lässigen Tone, wie wenn er sich schämte einzugestehen, daß ihm diese Klänge sehr gefielen.

„Sehr gut‘ sagst du?“ entgegnete vorwurfsvoll Nataſcha, der der Ton, dessen ihr Bruder sich bedient hatte, nicht entgangen war. „Das ist nicht sehr gut, sondern geradezu entzückend!“

Wie ihr die Pilze, der Honig und die Fruchtklößre des Onkels als die besten in der Welt erschienen waren, so erschien es ihr jetzt auch als der höchste Gipfel musikalischen Genusses, dieses Balalajkaspiel anzuhören.

„Noch mehr, bitte, noch mehr!“ rief sie durch die Thür, als die Balalajka schwieg. Mitka stimmte das Instrument und ließ dann von neuem flott die Saiten klirrend ertönen: er spielte „Die Herrin“<sup>1</sup> mit kunstvollen Läufen und Akkorden. Der Onkel saß da, den Kopf auf die Seite geneigt, und hörte mit leisem Lächeln zu. Die Melodie der „Herrin“ wiederholte sich unzählige Male. Ab und zu wurde dazwischen die Balalajka gestimmt, und dann klirrten von neuem dieselben Töne, und die Zuhörer wurden dessen nicht überdrüssig, sondern hatten nur den einen Wunsch, dem Spiele immer noch länger zuzuhören. Anissa Fedorowna trat herein und lehnte sich mit ihrem behäbigen Körper an den Thürpfosten.

„Sie haben die Güte zuzuhören?“ sagte sie zu Nataſcha mit einem Lächeln, das mit dem Lächeln des Onkels eine außerordentliche Ähnlichkeit hatte. „Ja, wir haben da einen wahren Virtuosen im Hause,“ fügte sie hinzu.

„Da! An dieser Stelle macht er es nicht richtig,“ bemerkte auf einmal der Onkel mit einer energischen Handbewegung. „Hier

<sup>1</sup> Ein bei dem einfachen russischen Volke beliebtes Tanzlied. Anmerkung des Übersetzers.

dürfen keine Verschleifungen sein, klar und selbstverständlich; keine Verschleifungen. . . .“

„Verstehen Sie sich auch darauf?“ fragte Natascha.

Der Onkel antwortete nicht, sondern lächelte nur.

„Sieh doch mal nach, liebe Anisja, ob die Saiten an der Gitarre ganz sind. Ich habe sie lange nicht in der Hand gehabt, klar und selbstverständlich; ich habe es so gut wie ganz aufgegeben.“

Anisja Fedorowna ging willig mit ihrem leichten Gange hinaus, um den Auftrag ihres Herrn zu erfüllen, und brachte die Gitarre.

Der Onkel blies, ohne jemand anzusehen, den Staub davon ab, klopfte mit seinen knöchigen Fingern auf den Boden der Gitarre, stimmte sie und setzte sich auf seinem Stuhle zurecht. Er ergriff mit einer etwas theatralischen Gebärde, indem er den linken Ellbogen vom Körper abspreizte, die Gitarre oben am Halse und zwinkerte der Wirtschafterin mit den Augen zu. Aber er spielte nicht die „Herrin“, sondern griff einen volltönenden, reinen Akkord und begann dann in sehr ruhigem, gemessenem Tempo, aber fest und sicher das bekannte Lied: „Auf der Straße abends spät eine Maid nach Wasser geht.“ Und gleichzeitig hallte in demselben Takte, mit derselben maßvollen Heiterkeit (eben jener Heiterkeit, welche Anisja Fedorownas ganzes Wesen atmete) die Melodie des Liedes in Nikolais und Nataschas Herzen wider. Anisja Fedorowna errötete, lachte, hielt sich ihr Kopftuch vor das Gesicht und verließ das Zimmer. Der Onkel spielte die Melodie mit reinem, akkuratem, kräftigem Vortrage weiter und blickte dabei mit ganz veränderter, entzückter Miene nach der Stelle, von der Anisja Fedorowna soeben weggegangen war. Ein ganz, ganz leises Lachen war auf der einen Seite seines Gesichtes unter dem grauen Schnurrbart wahrzunehmen, namentlich dann, wenn die Melodie einen besonderen Schwung annahm, das

Tempo schneller wurde und auf einen kunstvollen Lauf der Schlußakkord folgte.

„Prachtvoll, prachtvoll, Onkelchen; nochmal, nochmal!“ rief Natascha, sobald er geendet hatte. Sie sprang von ihrem Plaze auf, umarmte den Onkel und küßte ihn. „Nikolai, Nikolai!“ rief sie, indem sie sich nach ihrem Bruder umblickte und diesen gleichsam fragte, ob das nicht etwas ganz Wunderbares sei.

Auch diesem gefiel das Spiel des Onkels außerordentlich gut. Der Onkel spielte das Lied zum zweitenmal. Anisja Fedorownas lächelndes Gesicht erschien wieder in der Thür, und hinter ihr wurden noch andere Köpfe sichtbar. „Und der Bursch am Brunnen spricht: ‚Schönes Mädchen, eile nicht!‘“ spielte der Onkel, vollführte wieder einen geschickten Lauf mit Schlußakkord und machte ein paar rhythmische Bewegungen mit den Schultern.

„Ach ja, ach ja, liebstes, bestes Onkelchen!“ bat Natascha in so innig flehendem Tone, als ob ihr Leben davon abhinge.

Der Onkel stand auf, und nun war es, als ob zwei verschiedene Menschen in ihm steckten: der eine von ihnen, der ernsthafte, lächelte leise über den andern, den lustigen, und der lustige machte in einer naiv gewissenhaften Weise einige einleitende Tanzbewegungen.

„Nun also, liebe Nichte!“ rief der Onkel und schwenkte die Hand, mit der er soeben den letzten Akkord gegriffen hatte, nach Natascha zu.

Natascha warf das Umschlagetuch ab, in das sie sich eingehüllt hatte, lief zum Onkel, stellte sich vor ihn hin, stemmte die Hände in die Seiten, machte Bewegungen mit den Schultern und stand dann still.

Wo, wie und wann hatte diese von einer französischen Emigrantin erzogene kleine Komtesse aus der russischen Luft, die sie atmete, diesen Geist eingesogen? Wo nahm sie diese Tanzschritte

her, von denen zu erwarten gewesen wäre, daß der pas de châte sie längst verdrängt hatte? Aber dieser Geist und diese Tanzschritte waren eben jene nicht nachzuahmende, nicht zu erlernende russische Eigenart, die der Onkel denn auch von ihr erwartete. Sobald sie sich hingestellt hatte und feierlich-stolz und zugleich listig-vergnügt lächelte, war die Besorgnis, die sich Nikolais und aller Anwesenden zuerst hatte bemächtigen wollen, die Besorgnis, daß sie die Sache nicht richtig machen würde, verschwunden, und alle blickten auf sie mit neugieriger Bewunderung.

Sie machte alles, wie es sich gehörte, so richtig, so vollkommen richtig, daß Anisja Fedorowna, die ihr sofort das für diesen Tanz erforderliche Tuch gereicht hatte, zugleich lachen und weinen mußte beim Anblicke dieser schlanken, anmutigen, ihr so fremden, in Samt und Seide aufgewachsenen Komtesse, die doch ganz ebenso zu empfinden verstand wie Anisja und Anisjas Vater und Tante und Mutter und wie jeder Russe.

„Na, meine liebe Komtesse, klar und selbstverständlich,“ sagte vergnügt lachend der Onkel, sobald der Tanz zu Ende war. „So eine Nichte lob ich mir! Da mußte man dir bald einen netten, jungen Mann aussuchen, klar und selbstverständlich!“

„Ist schon ausgesucht,“ warf Nikolai lächelnd dazwischen.

„Oh!“ machte der Onkel verwundert und sah Natascha fragend an. Natascha nickte bejahend mit einem glückseligen Lächeln.

„Und was für einer!“ sagte sie. Aber sowie sie das gesagt hatte, tauchte in ihrer Seele eine andere, neue Reihe von Gedanken und Empfindungen auf: „Was bedeutete Nikolais Lächeln, als er sagte: ‚Ist schon ausgesucht‘? Freut er sich darüber oder nicht? Er scheint zu denken, daß mein Volkonski für dieses Vergnügen, das wir uns hier machen, kein Verständnis haben und es nicht billigen würde. Nicht doch, er würde für alles Verständnis haben.“

Wo mag er jetzt sein?" dachte Natascha, und ihr Gesicht wurde auf einmal ernsthaft. Aber das dauerte nur eine Sekunde. „Ich will nicht daran denken, darf nicht daran denken," sagte sie zu sich, setzte sich lächelnd wieder zum Onkel hin und bat ihn, noch etwas zu spielen.

Der Onkel spielte noch ein Lied und einen Walzer; dann machte er eine kleine Pause, räusperte sich und stimmte ein Jagdlied an, das er besonders gern mochte:

„Ein Spurfschnee ist gefallen,  
Das freut mein Jägerherz . . .“

Der Onkel sang so, wie das Volk singt: mit der naiven, festen Überzeugung, daß der eigentliche Wert eines Liedes in den Worten liegt, daß die Melodie sich ganz von selbst dazufindet, und daß eine Melodie ganz ohne Text überhaupt nicht existiert, sondern die Melodie nur so um des besseren Klanges willen da ist. Ebendeshalb wirkte dieses unbewußte Singen des Onkels überaus angenehm, ähnlich wie das Singen eines Vogels. Natascha war von dem Gesange des Onkels ganz entzückt. Sie nahm sich vor, nicht mehr Harfe zu lernen, sondern nur noch Gitarre zu spielen. Sie bat den Onkel um seine Gitarre und suchte sogleich Begleitakkorde für das Lied.

Gegen zehn Uhr trafen, um Natascha und Peter heimzuholen, ein Jagdwagen, ein Kabriolett und drei Reiter ein. Der als Bote hingeschickte Jäger berichtete, der Graf und die Gräfin hätten gar nicht gewußt, wo sie wohl geblieben sein könnten, und sich sehr beunruhigt.

Peter wurde hinausgetragen und wie ein Toter in das Kabriolett gelegt; Natascha und Nikolai setzten sich in den Jagdwagen. Der Onkel hüllte Natascha sorgsam ein und nahm von ihr mit einer ganz neuen Art von Zärtlichkeit Abschied. Er gab ihnen zu Fuß das Geleit bis zu einer Brücke, neben der man durch eine

Furt fahren mußte, und ordnete an, daß einige Jäger mit Laternen voranritten.

„Lebe wohl, liebe Nichte,“ rief ihr eine Stimme aus der Dunkelheit nach, nicht die Stimme, welche Natascha früher gekannt hatte, sondern die, welche gesungen hatte: „Ein Spurschnee ist gefallen.“

In dem Dorfe, durch das sie hindurchfuhren, schimmerte rötlicher Lichtschein durch die Fenster, und es roch angenehm nach Rauch.

„Was ist doch Dunkelchen für ein prächtiger Mensch!“ sagte Natascha, als sie auf die große Landstraße hinaus kamen.

„Ja,“ antwortete Nikolai. „Ist dir auch nicht kalt?“

„Nein, ich befinde mich ausgezeichnet, ganz ausgezeichnet. Mir ist sehr wohl,“ erwiderte Natascha ganz erstaunt.

Lange Zeit schwiegen sie. Die Nacht war dunkel und feucht. Die Pferde waren nicht zu sehen; man hörte nur, wie sie durch den unsichtbaren Schmutz patzten.

Was mochte in dieser kindlichen, empfänglichen Seele vorgehen, die so begierig nach all den mannigfaltigen Eindrücken des Lebens haschte und sie sich zu eigen machte? Wie mochte sich das alles in ihr zurechtlegen? Aber jedenfalls war sie sehr glücklich. Sie näherten sich schon ihrem Hause, da begann sie auf einmal die Melodie des Liedes: „Ein Spurschnee ist gefallen“ zu singen, auf die sie sich während der ganzen Fahrt besonnen hatte, und die wiederzufinden ihr nun endlich geglückt war.

„Hast du es herausbekommen?“ sagte Nikolai.

„Aber du, woran hast du jetzt gedacht, Nikolai?“ fragte Natascha.

Sie fragten einander gern so nach ihren Gedanken.

„Ich?“ antwortete Nikolai, sich besinnend. „Ja, jetzt hab ich's; siehst du, zuerst dachte ich, daß Rugai, der rote Hund, doch eigentlich eine große Ähnlichkeit mit dem Dunkel hat, und daß, wenn er

ein Mensch wäre, er den Dunkel immer bei sich behalten würde, und wenn er es nicht wegen seines guten Reitens tun würde, so doch wegen der schönen Einheitlichkeit und Harmonie seines ganzen Wesens. Denn das kann man doch von dem Dunkel sagen, nicht wahr? Nun, und du?"

„Ich? Warte mal, warte mal. Ja, ich dachte zuerst: da fahren wir nun und denken, wir werden nach Hause kommen, und dabei fahren wir in Wirklichkeit Gott weiß wohin in dieser Dunkelheit, und auf einmal kommen wir an und sehen, daß wir nicht in Stradnoje sind, sondern in einem Zauberreiche. Und dann dachte ich noch . . . Nein, weiter nichts.“

„Ich weiß schon; gewiß hast du noch an ihn gedacht,“ sagte Nikolai lächelnd, was Nataſcha an dem Tone seiner Stimme erkannte.

„Nein,“ antwortete Nataſcha, wiewohl sie tatsächlich zugleich auch an den Fürsten Andrei gedacht hatte und daran, wie ihm wohl der Dunkel gefallen würde. „Aber dann stellte ich mir noch vor, während der ganzen Fahrt stellte ich mir vor, wie hübsch das aussah, als Anissa ins Zimmer trat, wie hübsch . . .“ Nikolai hörte, wie sie ohne eigentlichen Grund hell und glücklich lachte. „Aber weißt du,“ setzte sie plötzlich hinzu, „ich weiß, daß ich nie wieder so glücklich und ruhig sein werde wie jetzt.“

„Unsinn, Torheit, dummes Zeug!“ erwiderte Nikolai; aber er dachte dabei: „Was für ein prächtiges Mädchen ist doch meine Nataſcha! Eine zweite solche Freundin habe ich nicht und werde ich nie haben. Wozu braucht sie sich zu verheiraten? Wir beide sollten immerzu so miteinander fahren!“

„Ein prächtiger Mensch ist doch dieser Nikolai,“ dachte Nataſcha.

„Ach, sieh nur! Es ist noch Licht im Salon,“ sagte sie und zeigte auf die Fenster des Hauses, die freundlich durch das feuchte, samtige Dunkel der Nacht glänzten.



## VIII

**G**raf Ilja Andrejewitsch hatte sein Amt als Adelsmarschall niedergelegt, weil es mit allzu großen Ausgaben verknüpft war. Aber seine pekuniäre Lage war darum doch nicht besser geworden. Häufig sahen Natafcha und Nikolai, daß die Eltern geheime, aufgeregte Unterredungen miteinander hatten, und hörten Äußerungen über einen Verkauf des großen Kostowschen Familienhauses und des bei Moskau gelegenen Landhauses. Der Graf brauchte jetzt, wo er nicht mehr Adelsmarschall war, keinen so großen Verkehr mehr zu unterhalten wie vorher, und das Leben in Otradnoje verlief stiller als in früheren Jahren; aber doch waren das gewaltige Haus und die Nebengebäude noch immer ebenso voll von allerlei Leuten, und am Tische saßen auch jetzt noch mehr als zwanzig Personen. Es waren dies sämtlich theils Leute, die zum Hause gehörten und schon lange im Hause lebten und beinah als Familienmitglieder betrachtet wurden, theils solche, bei denen es wenigstens dem Grafen und der Gräfin absolut notwendig schien, sie im Hause wohnen zu lassen. Dazu gehörten der Musiker Dümmler mit seiner Frau, der Tanzlehrer Vogel mit seiner Familie, ein altes Fräulein Bjelowa, und noch viele andere: die Lehrer Peters, zwei ehemalige Gouvernanten der Töchter, und manche Leute, die es einfach für angenehmer oder für vorteilhafter hielten, bei dem Grafen zu leben als in einer eigenen Wohnung. Es kam nicht mehr ganz soviel Besuch von auswärts wie früher; aber der ganze Zuschnitt der Lebensführung war unverändert geblieben, — in andrer Weise konnten sich der Graf und die Gräfin ihr Leben eben gar nicht vorstellen. Es bestand noch derselbe, von Nikolai sogar noch vergrößerte Jagdapparat an Hunden und Jägern; es standen immer noch in den Ställen fünfzig Pferde, zu denen fünfzehn Kutscher ge-

hörten; zu den Namenstagen wurden wie früher teure Geschenke gemacht und großartige Dinners gegeben, zu denen die Adbligen des ganzen Kreises eingeladen wurden; unverändert geblieben waren auch des Grafen Whist- und Bostonpartien, bei denen er es den Mitspielern, meist Gutsnachbarn, sehr bequem machte, ihm in die Karten zu sehen, und an jedem Spielabende Hunderte von Rubeln verlor, so daß das Recht, mit dem Grafen Ilja Andrejewitsch Karten zu spielen, allgemein als eine sehr vorteilhafte Leibrente angesehen wurde.

Der Graf steckte in seinen Geldnöten wie in einem großen Färgarn; er wollte nicht glauben, daß er sich darin verstrickt habe, und verstrickte sich doch mit jedem Schritte mehr und mehr, und fühlte sich weder imstande, das Netz, das ihn umschloß, zu zerreißen, noch es vorsichtig und geduldig zu lösen. Der Gräfin mit ihrem liebenden Herzen entging es nicht, daß das Vermögen ihrer Kinder dahinschwand; sie sagte sich jedoch, der Graf trage keine Schuld; er könne nicht anders sein, als wie ihn die Natur gemacht habe, und leide selbst, obwohl er es verberge, unter dem Bewußtsein, daß ihm und seinen Kindern der Ruin drohe. So suchte sie denn Mittel, dem Notstande abzuhelpen. Von ihrem Frauenstandpunkte aus bot sich ihr nur ein einziges Mittel dar: eine Heirat Nikolais mit einem reichen Mädchen. Sie fühlte, daß dies die letzte Möglichkeit war, und daß, wenn Nikolai die Partie ausschlage, die sie für ihn gefunden hatte, sie von der Hoffnung, ihre Lage zu verbessern, auf immer Abschied nehmen müßten. Diese Partie war Julja Karagina, die Tochter trefflicher hochachtbarer Eltern, die seit ihrer Kindheit in der Familie Rostow verkehrte und jetzt durch den Tod ihres letzten Bruders sehr reich geworden war.

Die Gräfin schrieb direkt an Frau Karagina nach Moskau, brachte eine Heirat der beiden Kinder in Anregung und erhielt

von ihr eine freundliche Antwort. Frau Karagina erwiderte, sie ihrerseits sei einverstanden; es werde davon abhängen, ob ihre Tochter dazu geneigt sei. Frau Karagina sprach den Wunsch aus, Nikolai möchte doch nach Moskau kommen.

Nummehr äußerte sich die Gräfin ihrem Sohne gegenüber mehrmals mit Tränen in den Augen dahin, jetzt, wo ihre beiden Töchter versorgt seien, habe sie nur noch den einen Wunsch, ihn verheiratet zu sehen. Sie sagte, wenn das geschehen wäre, würde sie sich beruhigt ins Grab legen. Und im Anschluß daran teilte sie ihm mit, daß sie ein vortreffliches Mädchen für ihn ins Auge gefaßt habe, und suchte herauszubekommen, wie er über eine Verheiratung denke.

Bei anderen Gelegenheiten lobte sie Julja und redete ihrem Sohne zu, für die Feiertage nach Moskau zu fahren und sich dort zu amüsieren. Nikolai merkte, worauf solche Reden seiner Mutter hinzielten, und forderte sie einmal bei einem derartigen Gespräch auf, ganz offen zu sein. Da sagte sie ihm unverhohlen, daß alle Hoffnung auf eine Besserung der Verhältnisse jetzt lediglich auf seiner Heirat mit Fräulein Karagina beruhe.

„Aber wenn ich nun ein Mädchen ohne Vermögen liebte, würden Sie dann wirklich von mir verlangen, Mama, daß ich meine Neigung und meine Ehre um des Geldes willen zum Opfer brächte?“ fragte er seine Mutter. Für die Grausamkeit, die in dieser Frage lag, hatte er keine Empfindung; ihm lag nur daran, seine edle Gesinnung ins rechte Licht zu stellen.

„Nein, du hast mich nicht richtig verstanden,“ erwiderte die Mutter, die nicht recht wußte, wie sie sich herausreden sollte. „Du hast mich nicht richtig verstanden, lieber Nikolai. Ich wünsche nur dein Glück,“ fügte sie hinzu, fühlte aber dabei selbst, daß sie die Unwahrheit sagte und sich verwickelte. Sie fing an zu weinen.

„Liebe Mama, weinen Sie nicht, sondern sagen Sie mir nur,

daß Sie das wünschen, und Sie wissen, daß ich mein ganzes Leben und alles, was ich habe, hingeben werde, damit Sie ruhig sein können," sagte Nikolai. „Ich werde alles um Thretwillen zum Opfer bringen, sogar meine Neigung.“

Aber so wollte die Gräfin die Sache nicht aufgefaßt sehen; ein Opfer von seiten ihres Sohnes wünschte sie nicht; vielmehr hätte sie ihm gern selbst Opfer gebracht.

„Nein, du hast mich nicht richtig verstanden; wir wollen nicht weiter davon reden," sagte sie und trocknete ihre Tränen.

„Ja, vielleicht liebe ich wirklich ein armes Mädchen," sagte Nikolai zu sich selbst. „Nun wohl: soll ich dann meine Neigung und meine Ehre um des Geldes willen zum Opfer bringen? Ich wundere mich, daß Mama mir das hat zumuten können. Darf ich deswegen, weil Sonja arm ist, sie nicht lieben, ihre treue, hingebende Liebe nicht erwidern? Und doch werde ich sicherlich mit ihr glücklicher sein als mit irgendwelcher Puppe, wie diese Julja. Für das Wohl meiner Angehörigen meine Neigung zum Opfer zu bringen, das werde ich stets vermögen," sagte er zu sich selbst; „aber ihr befehlen, das kann ich nicht. Wenn ich Sonja liebe, so ist meine Neigung stärker als alles andre und steht mir höher als alles andre.“

Nikolai reiste nicht nach Moskau; die Gräfin sprach nicht wieder mit ihm von der Heirat und nahm mit Betrübniß und mitunter sogar mit einer gewissen Erbitterung deutliche Anzeichen einer immer größer werdenden Annäherung zwischen ihrem Sohne und der vermögenslosen Sonja wahr. Sie machte sich deswegen selbst Vorwürfe, konnte sich aber doch nicht enthalten, Sonja mürrisch und zänkisch zu behandeln; oft schnitt sie ihr ohne Ursache das Wort ab und nannte sie „Sie“ und „meine Liebe“. Am meisten ärgerte sich die gute Gräfin über Sonja deswegen, weil diese arme, schwarzäugige Nichte so sanft, so gut, ihren Wohl-

tättern so dankbar ergeben war und an Nikolai mit so treuer, unwandelbarer, aufopfernder Liebe hing, daß es nicht möglich war, ihr irgendwelche Vorwürfe zu machen.

Nikolai verlebte seinen ganzen Urlaub bei seinen Angehörigen. Von dem Bräutigam, dem Fürsten Andrei, traf ein vierter Brief ein, aus Rom, in welchem er schrieb, er würde schon längst auf dem Wege nach Rußland sein, wenn nicht in dem warmen Klima unerwarteterweise seine Wunde wieder aufgebrochen wäre, was ihn zwingt, seine Abreise bis zum Anfange des nächsten Jahres zu verschieben. Natascha war noch ebenso verliebt in ihren Bräutigam, fühlte sich in dieser Liebe noch ebenso ruhig und sicher und war noch ebenso empfänglich für alle Freuden des Lebens; aber gegen Ende des vierten Monats ihrer Trennung von ihrem Bräutigam stellte sich bei ihr doch zuzeiten eine Traurigkeit ein, gegen die sie vergebens ankämpfte. Sie tat sich selbst leid; es tat ihr leid, daß sie diese ganze Zeit so unnütz, ohne daß jemand etwas davon gehabt hätte, dahinleben mußte, diese Zeit, in der sie sich doch so fähig fühlte, zu lieben und geliebt zu werden.

Es herrschte im Rostowschen Hause keine vergnügte Stimmung.

## IX

Das Weihnachtsfest kam heran; aber außer einem besonders feierlichen Messgottesdienste und den förmlichen, langweiligen Gratulationen der Nachbarn und der Gutsleute, außer den neuen Kleidern, welche alle an hatten, gab es nichts Besonderes, wodurch sich diese Tage von anderen unterschieden hätten; und doch machte sich bei einer windstillen Kälte von zwanzig Grad, bei dem hellen, blendenden Sonnenschein am Tage und dem winterlichen Sternenglanz in der Nacht das Bedürfnis fühlbar, in dieser Zeit irgend etwas Besonderes zu unternehmen.

Am dritten Festtage hatten sich nach dem Mittagessen die einzelnen Hausgenossen in ihre Zimmer zurückgezogen. Es war dies die allerlangweiligste Zeit des Tages. Nikolai, der am Vormittage zu einigen Nachbarn gefahren war, um ihnen Besuche abzustatten, schlief im Sofazimmer. Der alte Graf ruhte sich in seiner eigenen Stube aus. Im Salon saß Sonja am runden Tische und zeichnete und malte ein Stidmuster ab. Die Gräfin legte sich Karten. Der Narr Nastasja Iwanowna saß mit zwei alten Frauen am Fenster und machte ein betrübtes Gesicht. Natascha kam in den Salon herein, trat zu Sonja und sah zu, was sie machte; dann ging sie zu ihrer Mutter und stellte sich schweigend neben sie.

„Warum läuffst du so herum, als ob du gar nicht wüßtest, wo du bleiben sollst?“ sagte die Mutter zu ihr. „Was fehlt dir denn?“

„Er fehlt mir . . . Sofort, diesen Augenblick will ich ihn hier haben,“ antwortete Natascha mit blitzenden Augen, ohne zu lächeln.

Die Gräfin hob den Kopf in die Höhe und blickte ihre Tochter aufmerksam prüfend an.

„Sehen Sie mich nicht so an, Mama, sehen Sie mich nicht so an; sonst muß ich gleich losweinen.“

„Setz dich her und bleibe ein Weilchen bei mir,“ sagte die Gräfin.

„Mama, er fehlt mir. Warum muß ich mich so hinquälen, Mama? . . .“

Die Stimme versagte ihr, die Tränen stürzten ihr aus den Augen, und um sie zu verbergen, wandte sie sich schnell ab und verließ das Zimmer.

Sie ging ins Nebenzimmer, stand dort eine Zeitlang, mit ihren Gedanken beschäftigt, und begab sich dann in die Mädchenstube. Dort schalt eine alte Kammerfrau auf ein junges Mädchen, das soeben, ganz außer Atem vor Kälte, vom Wirtschaftshofe hereingerannt gekommen war.

„Du könntest nun wohl genug herumgetollt haben,“ sagte die Alte. „Alles hat seine Zeit.“

„Laß sie doch, Kondratjewna,“ sagte Nataſcha. „Geh nur, Mawruſcha, geh nur.“

Nachdem ſie ſo Mawruſcha frei gemacht hatte, begab ſich Nataſcha durch den Saal ins Vorzimmer. Dort ſpielten ein alter und zwei junge Diener Karten. Beim Eintritt des gnädigen Fräuleins unterbrachen ſie ihr Spiel und ſtanden auf.

„Was könnte ich wohl mit denen anfangen?“ dachte Nataſcha.

„Ach, Mikita, bitte, geh doch hin . . .“ („Wohin könnte ich ihn nur ſchicken?“ dachte ſie.) „Ja, geh doch auf den Wirtſchaftshof und hole mir, bitte, einen Hahn; und du, Michail, bringe mir etwas Hafer.“

„Ein bißchen Hafer befehlen Sie?“ fragte Michail vergnügt und dienſtfertig.

„So geh doch, mach ſchnell,“ trieb ihn der Alte an.

„Und du, Fjodor, beſorge mir etwas Kreide.“

Als ſie am Büfettzimmer vorbeikam, gab ſie Befehl, den Samowar hereinzubringen, obwohl dazu gar nicht die richtige Zeit war.

Der Büfettbedienter Foka war der ärgſte Kribbellkopf im ganzen Hauſe. Nataſcha fand ein beſonderes Vergnügen darin, zu erproben, wieviel Macht ſie über ihn hätte. Er traute ihrem Befehle wegen des Samowars nicht und ging erſt fragen, ob es damit auch ſeine Richtigkeit habe.

„Nein, ſo ein Fräulein!“ ſagte Foka vor ſich hin und machte, ſich verſtellend, ein finſteres Geſicht über Nataſcha.

Niemand im ganzen Hauſe ſprengte die Leute ſo viel hin und her und machte ihnen ſo viel Arbeit wie Nataſcha. Sie brachte es nicht fertig, die Leute zu ſehen, ohne ſie irgendwohin zu ſchicken. Sie ſchien probieren zu wollen, ob nicht einer von ihnen über ſie

ärgerlich werden und den Mund ziehen werde; aber niemandes Befehle führten die Dienstboten so gern und willig aus wie Nataschas. „Was soll ich nur anfangen? Wohin soll ich nur gehen?“ dachte Natascha, während sie langsam den Korridor entlang ging.

„Nastassja Iwanowna, was werde ich für Kinder bekommen?“ fragte sie den Narren, der ihr in seiner Weiberjacke entgegen kam.

„Du wirst Flöhe, Wasserjungfern und Grashüpfer zur Welt bringen,“ antwortete der Narr.

„Mein Gott, mein Gott, immer ein und dasselbe! Ach, wo soll ich nur bleiben? Was soll ich nur mit mir anfangen?“ Schnell lief sie, mit den Füßen trappend, die Treppe hinauf zu Herrn Vogel, der mit seiner Frau dort wohnte.

Bei Vogels saßen die beiden Gouvernanten; auf dem Tische standen Teller mit Rosinen, Mandeln und Walnüssen. Die Gouvernanten unterhielten sich darüber, wo man billiger leben könne, in Moskau oder in Odessa. Natascha setzte sich zu ihnen, hörte ihrem Gespräche mit ernstem, nachdenklichem Gesicht eine Weile zu und stand dann wieder auf.

„Die Insel Madagaskar,“ sagte sie vor sich hin. „Ma-da-gas-kar,“ wiederholte sie, indem sie jede Silbe deutlich aussprach, und ohne auf die Frage der Madame Schoß, was sie damit sagen wolle, zu antworten, ging sie aus dem Zimmer.

Ihr Bruder Peter war ebenfalls oben: er fertigte mit dem Diener, der ihm persönlich zugewiesen war, ein Feuerwerk an, das er am Abend abzubrennen beabsichtigte.

„Peter! Peter!“ rief sie ihm zu. „Laß mich herunterreiten!“

Peter kam zu ihr hingelaufen und bot ihr seinen Rücken dar. Sie sprang hinauf, umfaßte den Hals des Bruders mit den Armen, und er lief unter kleinen Sprüngen mit ihr davon.

„Nein, ich mag nicht . . . Madagaskar,“ sagte sie, sprang von Peters Rücken herunter und ging nach unten.



Nachdem sie so gleichsam ihr Reich durchwandert, ihre Macht erprobt und sich überzeugt hatte, daß alle ihr gebührendermaßen gehorchten, das Leben aber trotzdem langweilig war, ging Natascha in den Saal, nahm die Gitarre, setzte sich damit in eine dunkle Ecke hinter einem Schränkchen und griff mit den Fingern an den Basssaiten umher, um eine Melodie herauszubekommen, an die sie sich aus einer Oper erinnerte, welche sie in Petersburg mit dem Fürsten Andrei zusammen gehört hatte. Fremde Zuhörer würden gemeint haben, daß die Gitarre dabei nur ein sinnloses Getön von sich gebe; aber in Nataschas Phantasie erstand aus diesen Tönen eine ganze Reihe von Erinnerungen. Sie saß hinter dem Schränkchen und richtete die Blicke auf einen Lichtstreif, der durch die offenstehende Thür des Büfettzimmers fiel, horchte auf ihr eigenes Spiel und überließ sich ihren Erinnerungen. Sie befand sich sozusagen in einem Zustande des Erinnerungslebens.

Sonja ging mit einem Glase in der Hand durch den Saal in der Richtung nach dem Büfettzimmer. Natascha blickte nach ihr und nach der Spalte in der Thür des Büfettzimmers hin und glaubte genau den gleichen Vorgang in ihrer Erinnerung vorzufinden: daß das Licht durch eine Spalte in der Thür des Büfettzimmers fiel und Sonja mit einem Glase in der Hand vorbeiging. „Ja, das hat sich schon früher einmal genau ebenso zugetragen,“ dachte Natascha.

„Sonja, was ist das?“ rief Natascha und griff wieder mit den Fingern an der untersten Saite umher.

„Ach, du bist hier!“ sagte Sonja zusammenfahrend, trat heran und horchte. „Das kenne ich nicht. Soll es einen Sturm vorstellen?“ fügte sie schüchtern hinzu, in Furcht, mit ihrer Deutung fehlzugreifen.

„Na, da haben wir's,“ dachte Natascha. „Genau ebenso ist sie

schon früher einmal zusammengefahren, genau ebenso ist sie damals herantreten und hat schüchtern gelächelt, damals, als sich das schon früher zutrug, und genau ebenso sagte ich mir damals, daß in ihrem ganzen Wesen etwas fehlt."

"Nein, es ist der Chor aus dem ‚Wasserträger‘; hörst du es nicht?" Natascha sang die Melodie des Chorliedes zu Ende, um Sonja zum Verständnis zu verhelfen. „Wo wolltest du denn hin?“ fragte Natascha.

„Ich wollte mir andres Wasser in das Glas gießen. Ich bin mit dem Austuschen des Stüdmusters gleich fertig.“

„Du beschäftigst dich fortwährend, und ich verstehe das so ganz und gar nicht,“ erwiderte Natascha. „Wo ist denn Nikolai?“

„Ich glaube er schläft.“

„Geh doch hin, Sonja, und wecke ihn,“ sagte Natascha. „Sage ihm, ich ließe ihn rufen; er solle mit mir singen.“

Sie saß noch eine Zeitlang da und dachte darüber nach, wie das zusammenhinge, daß das alles sich schon einmal zugetragen habe; aber ohne über diese Frage zur Klarheit gekommen zu sein, und ohne sich über diese Unklarheit weiter zu grämen, versekte sie sich in ihrer Phantasie wieder in jene Zeit zurück, als sie mit ihm zusammen war und er sie mit Augen voller Liebe anblickte.

„Ach, wenn er doch recht bald käme. Ich habe solche Angst, daß es nie geschehen wird! Und was die Hauptsache ist: ich werde alt; das ist's! Was jetzt an Empfindungen in mir lebt, wird dann nicht mehr vorhanden sein. Aber vielleicht kommt er heute, kommt vielleicht im nächsten Augenblick. Vielleicht ist er schon gekommen und sitzt dort im Salon. Vielleicht ist er gestern schon gekommen, und ich habe es nur vergessen.“ Sie stand auf, legte die Gitarre hin und ging in den Salon.

Alle Familienmitglieder, die Lehrer, die Gouvernanten und die Gäste saßen schon am Teetisch. Die aufwartenden Diener

standen um den Tisch herum; aber Fürst Andrei war nicht da. Alles sah genau so aus wie bisher.

„Ah, da ist sie ja!“ rief Ilija Andrejewitsch, als er die ein tretende Natascha bemerkte. „Nun, dann setze dich hier zu mir.“ Aber Natascha blieb neben der Mutter stehen und blickte sich rings um, als ob sie etwas suchte.

„Mama!“ murmelte sie. „Geben Sie ihn mir wieder; geben Sie ihn mir recht, recht schnell wieder, Mama!“ Sie hielt wieder nur mit Mühe ein Schluchzen zurück.

Sie setzte sich an den Tisch und hörte den Gesprächen der älteren Leute und Nikolais zu, der ebenfalls zum Tische gekommen war. „Mein Gott, mein Gott, dieselben Gesichter, dieselben Gespräche, und Papa hält seine Tasse genau so wie immer und bläst genau so wie immer darauf!“ dachte Natascha und wurde sich mit Schrecken bewußt, daß in ihrer Seele ein Widerwille gegen alle ihre Angehörigen herangewuchert, dadurch veranlaßt, daß sie immer dieselben blieben.

Nach dem Tee begaben sich Nikolai, Sonja und Natascha in das Sofazimmer, in ihr Lieblingsstübchen, wo sie immer ihre aller vertraulichsten Gespräche führten.

## X

„Geht dir das auch manchmal so,“ sagte Natascha zu ihrem Bruder, als sie sich im Sofazimmer hingesezt hatten, „geht dir das auch manchmal so: man hat die Vorstellung, es werde nichts mehr geschehen, gar nichts, und alles Gute sei vergangen und vorbei, und es ist einem nicht sowohl langweilig als vielmehr traurig zumute?“

„Und ob mir das so geht!“ erwiderte er. „Es ist mir schon vorgekommen, daß alles in schönster Ordnung war und alle Leute

vergnügt waren und ich dann auf einmal denken mußte, das sei doch alles furchtbar öde und das beste wäre, wenn alle stürben. Ich war, als ich beim Regiment war, einmal nicht auf die Promenade gegangen, wo die Musik spielte, und da überkam mich plötzlich ein solcher Widerwille . . .“

„Ach ja, das kenne ich. Ich weiß, ich weiß,“ unterbrach ihn Natafcha. „Ich war noch ganz klein, da begegnete mir das einmal. Erinnerst du dich, ich wurde einmal wegen Pflaumenabpflückens bestraft, und ihr tanztet alle, und ich saß im Unterrichtszimmer und schluchzte; das werde ich nie vergessen: ich war traurig, und alle Menschen taten mir leid, ich selbst und alle; alle taten sie mir leid. Und, was die Hauptsache war, ich war unschuldig gewesen. Erinnerst du dich wohl noch?“

„Sawohl, ich erinnere mich,“ antwortete Nikolai. „Ich erinnere mich, daß ich nachher zu dir kam und dich trösten wollte, und weißt du: ich hatte ein Gefühl, als müßte ich mich schämen. Wir waren furchtbar komisch. Ich hatte damals ein Spielzeug, ein ausgestopftes Tier, und das wollte ich dir geben. Besinnst du dich noch?“

„Und besinnst du dich noch,“ sagte Natafcha mit gedankenvollem Lächeln, „wie uns vor langer, langer Zeit, wir waren noch ganz klein, der Onkel in sein Zimmer rief, es war noch im alten Hause, und es war dunkel; wir kamen hin, und auf einmal stand da . . .“

„Ein Neger,“ fiel Nikolai mit vergnügtem Lächeln ein. „Wie werde ich mich denn daran nicht erinnern? Ich weiß auch heute noch nicht, ob wirklich ein Neger da war oder wir es nur geträumt haben oder jemand es uns erzählt hat.“

„Er war nicht schwarz, sondern grau, Erinnerst du dich? und hatte weiße Zähne. Er stand da und sah uns an . . .“

„Erinnern Sie sich auch noch daran, Sonja?“ fragte Nikolai.

„Ja, ja, ich erinnere mich auch an so etwas Ähnliches,“ antwortete Sonja schüchtern.

„Ich habe nachher nach diesem Neger Papa und Mama gefragt,“ sagte Natascha. „Sie sagten, es sei kein Neger dagewesen. Aber du erinnerst dich doch auch daran!“

„Gewiß, ich erinnere mich an seine Zähne, wie wenn es heute gewesen wäre.“

„Wie sonderbar das ist; gerade als ob es uns geträumt hätte. So etwas habe ich gern.“

„Und erinnerst du dich noch, wie wir einmal im Saale mit Oftereiern trudelten, und auf einmal waren da zwei alte Frauen und drehten sich auf dem Teppich herum? War das nun Wirklichkeit oder nicht? Erinnerst du dich, wie schön es war?“

„Ja. Und erinnerst du dich, wie Papa in seinem blauen Pelze auf der Freitreppe mit der Flinte schoß?“

So durchmusterten sie lächelnd mit dem Genusse, den eine nicht greisenhaft-traurige, sondern jugendlich-poetische Rück Erinnerung gewährt, die aus der fernsten Vergangenheit noch haftenden Eindrücke, bei denen Traum und Wirklichkeit zusammenfließen. Und sie lachten leise und freuten sich.

Sonja blieb, wie immer, hinter ihnen zurück, obgleich diese Erinnerungen eigentlich ihnen allen dreien gemeinsam waren.

Sonja konnte sich an vieles von dem nicht erinnern, woran sich die beiden andern erinnerten; und auch das, woran sie sich erinnerte, erregte bei ihr nicht jene poetische Empfindung, welche die andern dabei genossen. Sie hatte ihr Vergnügen nur an der Freude der beiden und bemühte sich, eine ähnliche Freude zu zeigen.

Wirklichen Anteil nahm sie erst dann, als erwähnt wurde, wie sie selbst zuerst zu der Familie gekommen sei. Sonja erzählte, wie

sie sich vor Nikolai gefürchtet hätte, weil an seinem Tüchchen Schnüre gewesen wären und die Kinderfrau ihr gesagt habe, sie würde an diese Schnüre festgenäht werden.

„Und ich erinnere mich: mir sagten sie, du wärest unter einem Kohlkopf geboren,“ sagte Natafcha, „und ich erinnere mich, daß ich das damals nicht zu bezweifeln wagte, obwohl ich wußte, daß es nicht wahr sein konnte; und das war mir ein unheimliches Gefühl.“

Während dieses Gespräches schob sich durch die hintere Thür des Sofazimmers der Kopf eines Stubenmädchens hindurch.

„Gnädiges Fräulein, der Hahn ist gebracht worden,“ meldete das Mädchen flüsternd.

„Ich brauche ihn nicht mehr, Polja, laß ihn nur wieder wegbringen,“ sagte Natafcha.

Als das Gespräch im Sofazimmer im besten Gange war, kam Herr Dümmler herein und ging zu der Harfe, die in einer Ecke stand. Er nahm den Überzug ab, wobei das Instrument einen häßlichen Klang gab.

„Eduard Karlowitsch, bitte, spielen Sie mir doch mein Lieblings-Motturno von Monsieur Field,“ rief die alte Gräfin aus dem Salon.

Dümmler griff einen Akkord und sagte, zu Natafcha, Nikolai und Sonja gewendet: „Wie nett und friedlich das junge Volk da so zusammensitzt!“

„Ja, wir philosophieren,“ antwortete Natafcha, sich einen Augenblick nach ihm hinwendend, und fuhr dann in dem Gespräche fort. Es war jetzt von Träumen die Rede.

Dümmler begann zu spielen. Natafcha ging leise, auf den Fußspitzen, zu dem Tische hin, nahm die Kerze, trug sie hinaus und setzte sich, als sie zurückkam, still wieder auf ihren Platz. Im Zimmer, und besonders bei dem Sofa, auf dem sie saßen, war es

dunkel; aber durch die großen Fenster fiel das silberne Licht des Vollmondes auf die Dielen.

„Wißt ihr, ich glaube,“ flüsterte Nataſcha, an Nikolai und Sonja näher heranrückend, als Dümmler schon das Muſikſtück beendet hatte und nun noch daſaß und leiſe hier und da eine Saite mit den Fingern berührte, augenſcheinlich nicht recht wiſſend, ob er zu ſpielen aufhören oder etwas Neues anfangen ſollte, „ich glaube, wenn man ſich ſo erinnert und erinnert und immer weiter erinnert, dann bringt man eſ ſchließlich in der Erinnerung ſo weit, daß man ſich an das erinnert, waſ geſchehen iſt, ehe man noch auf der Welt war.“

„Das iſt die Metemphychoſe, die Seelenwanderung,“ ſagte Sonja, die in der Schule immer gut gelernt hatte und alleſ dort Gelernte noch wußte. „Die Agypter glaubten, unſere Seelen hätten vorher in Tierleibern geſtedt und würden auch wieder in Tierleibern einziehen.“

„Nein, weißt du, daſ glaube ich nicht, daß wir Tiere geweſen ſind,“ erwiderte Nataſcha, immer noch in demſelben Flüſterton, obwohl die Muſik ſchon zu Ende war, „aber ich weiß beſtimmt, daß wir einmal Engel waren, dort irgendwo, und daß wir auch hier unten waren, und unſ daher an alleſ erinnern . . .“

„Darf ich mich zu Ihnen geſellen?“ fragte Herr Dümmler, der leiſe herangetreten war, und ſetzte ſich zu ihnen hin.

„Wenn wir Engel geweſen wären, wodurch hätten wir eſ dann verdient, ſo tief zu fallen?“ entgegnete Nikolai. „Nein, daſ iſt nicht möglich!“

„Nicht tief! Wer hat dir geſagt, daß daſ ſo tief iſt? . . .“ erwiderte Nataſcha. Und im Tone feſter Überzeugung fuhr ſie fort: „Und woher ich daſ weiß, waſ ich früher geweſen bin? Die Seele iſt ja unſterblich . . . folglich, wenn ich immer leben werde, ſo habe ich auch vorher gelebt, von Ewigkeit her gelebt.“

„Ja, aber es fällt uns doch schwer, uns die Ewigkeit vorzustellen,“ bemerkte Dümmler, der zwar ursprünglich mit einem Lächeln freundlicher Geringschätzung zu den jungen Leuten getreten war, nun aber ebenso ruhig und ernst redete wie sie.

„Warum soll es so schwer sein, sich die Ewigkeit vorzustellen?“ sagte Natafcha. „Sie ist heute, wird morgen sein, wird immer sein und war gestern und vorgestern . . .“

„Natafcha, jetzt kommst du an die Reihe!“ rief die Gräfin. „Sing mir etwas! Was sitzt ihr da alle zusammen wie die Verschwörer?“

„Ach, Mama, ich habe eigentlich gar keine Lust,“ antwortete Natafcha, stand aber doch gleichzeitig auf.

Sie hatten alle, selbst der schon bejahrte Dümmler, keine Lust, das Gespräch abubrechen und aus dem Eckchen des Saalzimmers herauszukommen; aber Natafcha war schon aufgestanden, und Nikolai setzte sich ans Klavier. Natafcha stellte sich, wie immer, in die Mitte des Saales, wodurch sie sich den besten Platz für die Resonanz auswählte, und begann das Lieblingslied ihrer Mutter zu singen.

Sie hatte zwar gesagt, daß sie keine Lust zum Singen habe; aber dennoch sang sie lange Zeit vorher und nachher nicht so gut wie gerade an diesem Abende. Graf Ilja Andrejewitsch hörte ihren Gesang von seinem Arbeitszimmer aus, wo er mit dem Geschäftsführer Dmitri eine Besprechung hatte, und wie ein Schüler, der sich beeilt mit seinen Schularbeiten fertig zu werden, um zum Spielen zu gehen, machte er bei den Weisungen, die er dem Geschäftsführer erteilte, lauter Konfusion und schwieg endlich ganz; und Dmitri stand, gleichfalls zuhörend, schweigend und lächelnd vor dem Grafen. Nikolai verwandte kein Auge von seiner Schwester und holte in Übereinstimmung mit ihr Atem.



Sonja dachte beim Zuhören, was für ein gewaltiger Unterschied doch zwischen ihr und ihrer Freundin bestehe, und daß es ihr schlechterdings unmöglich sei, auch nur für eine kleine Weile eine so bezaubernde Wirkung auf andere auszuüben wie ihre Cousine. Die alte Gräfin saß mit einem glücklichen und zugleich traurigen Lächeln und mit Tränen in den Augen da und wiegte manchmal den Kopf hin und her. Sie dachte sowohl an Natascha als auch an ihre eigene Jugend und konnte nicht von dem Gedanken loskommen, daß in dieser bevorstehenden Verheiratung Nataschas mit dem Fürsten Andrei etwas Unnatürliches und Besorgnis-erregendes liege.

Dümmler hatte sich neben die Gräfin gesetzt und hörte mit geschlossenen Augen zu.

„Nein, Gräfin,“ sagte er endlich, „das ist ja ein Talent, wie man es in ganz Europa nur selten findet. Sie braucht nichts mehr hinzuzulernen; diese Weichheit, diese Zartheit, diese Kraft! . . .“

„Ach, wie ich mich um sie ängstige, wie ich mich um sie ängstige!“ sagte die Gräfin, ohne zu bedenken, mit wem sie sprach. Ihr mütterliches Gefühl sagte ihr, daß bei Natascha irgendeine Art von Übermaß vorhanden sei und sie insolgedessen nicht glücklich sein werde.

Natascha hatte ihren Gesang noch nicht beendet, als der vierzehnjährige Peter ganz entzückt mit der Nachricht ins Zimmer gelaufen kam, es seien Vermummte gekommen.

Natascha brach plötzlich ab.

„Dummkopf!“ rief sie ihrem Bruder zu, lief zu einem Stuhle, ließ sich darauf niederfallen und schluchzte dermaßen, daß sie lange Zeit nicht imstande war damit aufzuhören.

„Es hat nichts zu bedeuten, Mamachen; es hat wirklich nichts zu bedeuten; es kommt nur davon, daß mich Peter so erschreckt

hat," sagte sie und versuchte zu lächeln; aber die Tränen flossen immer noch, und das Schluchzen schnürte ihr die Kehle zu.

Die vermummten Gutsleute, welche Bären, Türken, Schankwirte, Damen vorstellten und sämtlich schrecklich und lächerlich anzusehen waren, brachten kalte Luft und Fröhlichkeit mit sich, drängten sich aber zunächst schüchtern im Vorzimmer zusammen; dann allmählich schoben sie sich, einer sich hinter dem andern versteckend, in den Saal hinein und begannen, anfangs verlegen, dann immer lustiger und zuversichtlicher, ihre Gesänge, Tänze, Reigen und Weihnachtsspiele. Die Gräfin begab sich, nachdem sie die einzelnen Vermummten erkannt und ein wenig über sie gelacht hatte, wieder in den Salon. Graf Ilja Andrejewitsch aber blieb mit strahlendem Lächeln im Saale sitzen und spendete den Spielenden Beifall. Die jungen Leute waren verschwunden, niemand wußte, wohin.

Eine halbe Stunde darauf tauchten im Saale unter den andern Vermummten noch einige neue auf: eine alte Dame im Reifrock; dies war Nikolai. Eine Türkin war in Wirklichkeit Peter. Ein Bajazzo; das war Dümmler. Ein Husar: Natascha, und ein Tscherkesse: Sonja, mit Augenbrauen und Schnurrbart, die mit angebranntem Kork gemalt waren.

Nachdem die Nichtverkleideten ein freundliches Staunen gezeigt, die Vermummten eine Zeitlang nicht erkannt und dann die Verkleidungen gebührendermaßen gelobt hatten, fanden die jungen Leute ihre Kostüme so schön, daß sie für nötig erachteten, sie auch sonst noch jemandem zu zeigen.

Nikolai, der bei der vorzüglichen Schlittenbahn große Lust hatte, alle mit seinem Dreigespann zu fahren, machte den Vorschlag, etwa ein Duzend von den vermummten Gutsleuten mitzunehmen und zum Onkel zu fahren.

„Nein, wozu wollt ihr den alten Mann stören!“ sagte die Gräfin.

„Und es ist auch bei ihm so wenig Raum, daß ihr euch kaum umdrehen könntet. Wenn ihr einmal fahren wollt, dann fahrt doch zu Meljukows.“

Frau Meljukowa war Witwe und wohnte mit ihren in verschiedenen Lebensalter stehenden Kindern und deren Gouvernanten und Erziehern vier Werst von Kostows entfernt.

„Hör mal, meine Liebe, das ist ein gescheiter Gedanke von dir,“ fiel der alte Graf ein, der ganz vergnügt geworden war. „Wißt ihr was? Ich will mich auch schnell verkleiden und mit euch fahren. Ich werde Pelagia schon amüsieren.“

Aber die Gräfin war dagegen und wollte den Grafen nicht weglassen, weil er doch alle diese Tage her Schmerzen im Beine gehabt habe. Das Schlußresultat war: Ilja Andrejewitsch solle nicht mitfahren; aber wenn Luisa Iwanowna (das war Madame Schoff) mit von der Partie sein wolle, dann dürften auch die jungen Mädchen zu Frau Meljukowa fahren. Sonja, die sonst immer so zaghaft und schüchtern war, bestürmte jetzt dringender als alle andern Luisa Iwanowna mit Bitten, ihnen das doch nicht abzuschlagen.

Sonjas Verkleidung war die schönste von allen. Der Schnurrbart und die starken Augenbrauen standen ihr außerordentlich gut. Alle sagten ihr, sie sehe sehr hübsch aus, und sie befand sich in einer ihr sonst fremden angeregten, tatenlustigen Stimmung. Eine innere Stimme sagte ihr, heute oder nie werde sich ihr Schicksal entscheiden, und sie schien in ihrem Männerkostüm ein ganz anderer Mensch geworden zu sein. Luisa Iwanowna willigte ein, und eine halbe Stunde darauf fuhren vier Schlitten, jeder mit drei Pferden bespannt, unter lustigem Geläut der Glöckchen und Schellen und starkem Quielen und Pfeifen der eisenbeschlagenen Rufen auf dem gefrorenen Schnee, vor der Haustür vor.

Natascha war die erste, die den Ton weihnachtlicher Lustigkeit

anschluss, und diese Lustigkeit, die sich von einem auf den andern übertrug, steigerte sich immer mehr und mehr und war auf den höchsten Grad gelangt, als alle in die Kälte hinaustraten und eifrig miteinander redend und einander zurufend, lachend und schreiend sich in die Schlitten verteilten.

Zwei der Dreigespanne waren gewöhnliche Gutspferde; das dritte Dreigespann, welches das besondere Eigentum des alten Grafen war, hatte einen Orlov-Traber in der Deichsel; das vierte, mit einem kleinen, zottigen Rappen als Deichselpferd, gehörte Nikolai. Nikolai, der über sein Kostüm als alte Dame einen durch einen Gurt zusammengehaltenen Husarenmantel angezogen hatte, stand mitten in seinem Schlitten und hielt die Zügel straff.

Es war so hell, daß er die im Mondlicht blizenden Metallplatten an den Köpfen der Pferde und die Augen der Pferde sah, die sich erschrocken nach der Reisegesellschaft umsahen, welche unter dem Schuttdache vor der Haustür, wo es dunkel war, einen solchen Lärm vollführte.

In Nikolais Schlitten nahmen Natascha, Sonja, Madame Schoß und zwei Gutsmädchen Platz; in den Schlitten des alten Grafen stiegen Dümmler mit seiner Frau und Peter; die übrigen beiden füllten die ver mummt en Gutsleute an.

„Fahr voran, Sachar!“ rief Nikolai dem Rutscher seines Vaters zu, um die Möglichkeit zu haben, ihn unterwegs zu überholen.

Der Schlitten des alten Grafen, in welchem Dümmler und seine Fahrtgenossen saßen, fuhr mit einem Aufkreischen der Rufen, als ob sie am Schnee angefroren wären, ab; in tiefem Tone klingelte sein Glöckchen. Die Seitenpferde drängten sich an die Gabeldeichsel und sanken tief in den wie Zucker festen, glänzenden Schnee ein, den sie in Menge in die Höhe schleuderten.

Nach dem ersten Schlitten fuhr Nikolai ab; dahinter folgten

klingelnd und knirschend die übrigen. Anfangs fuhren sie in kurzem Trabe auf schmalem Wege. Solange sie am Garten entlang fuhren, legten sich oft die Schatten der kahlen Bäume quer über den Weg und verbargen das helle Licht des Mondes; aber sowie sie über den Garten hinaus gekommen waren, erschloß sich auf allen Seiten die unbeweglich daliegende Schneefläche, die ganz vom Mondlicht überflutet war und wie Diamanten, mit einem bläulichen Schimmer, blühte. Einmal und noch einmal stieß der vorderste Schlitten rumpelnd in ein ausgefahrenes Loch im Wege; und genau dieselben Stöße wiederholten sich beim folgenden Schlitten und bei den übrigen. So zogen sich die Schlitten in langer Reihe einer hinter dem andern dahin und störten fast die ringsum herrschende tiefe Stille.

„Eine Hasenspur, eine Menge Spuren!“ erklang Nataschas Stimme in der vom Froste wie zusammengeschmiedeten Luft.

„Wie deutlich alles zu sehen ist, Nikolai!“ sagte Sonja.

Nikolai drehte sich nach Sonja um und beugte sich nieder, um aus größerer Nähe ihr Gesicht unterscheiden zu können. Ein ganz neues, allerliebstes Gesichtchen, mit schwarzen Augenbrauen und schwarzem Schnurrbart, das im Mondlichte nah und fern zugleich erschien, blickte ihm aus dem Zobelpelzwerk entgegen.

„Das war doch früher Sonja?“ dachte Nikolai. Er rückte mit seinem Gesichte noch etwas näher heran, um sie genauer zu sehen, und lächelte.

„Was haben Sie, Nikolai?“

„Oh, nichts!“ antwortete er und wandte sich wieder zu den Pferden hin.

Als sie auf die vielbefahrene große Landstraße hinaus kamen, die von den Schlittenkufen geglättet und, was man im Mondschein deutlich sehen konnte, von den Hufeisendornen ganz zerhackt war, da begannen die Pferde ganz von selbst die Zügel aus-

zuziehen und ihren Lauf zu beschleunigen. Das linke Seitenpferd bog den Kopf nach unten und machte Sprünge, von denen die Stränge jedesmal einen Ruck bekamen. Das Deichselpferd wiegte sich hin und her und bewegte die Ohren, als ob es fragen wollte: „Soll ich nun anfangen, oder ist es noch zu früh?“ Born, schon weit voraus, sah man deutlich gegen den weißen Schnee das schwarze Dreigespann Sachars. Man hörte das sich immer mehr entfernende tiefstönende Glöckchen klingen, und wie die Verkleideten in dem Schlitten schrien und lachten und miteinander redeten.

„Na, nun aber, meine lieben Tierchen!“ schrie Nikolai; gleichzeitig zupfte er mit der einen Hand an den Zügeln und streckte die andere Hand mit der Peitsche aus.

Und nur aus dem anscheinend stärker entgegenwehenden Winde und den zuckenden Bewegungen der sich ausstreckenden und immer schneller springenden Seitenpferde war zu merken, wie schnell der Schlitten dahinflog. Nikolai blickte zurück: mit quiekenden Rufen, unter lautem Geschrei der Kutscher, die die Peitschen schwingen und die Deichselpferde zum Galopp antrieben, suchten die anderen Schlitten mitzukommen. Nikolais Deichselpferd wiegte sich ruhig unter dem Joche hin und her und dachte gar nicht daran, in eine andere Gangart überzugehen; indes merkte man ihm an, daß es seine Schnelligkeit noch erheblich steigern könne, wenn es nötig sein sollte.

Nikolai hatte den ersten Schlitten eingeholt. Sie fuhren eine Anhöhe hinunter und kamen auf einen in bedeutender Breite befahrenen Weg, der an einem Flusse hin über eine Wiese führte.

„Wo fahren wir denn eigentlich?“ dachte Nikolai. „Doch wohl über die Schräge Wiese. Aber nein, das ist etwas Neues, was ich noch nie gesehen habe. Das ist nicht die Schräge Wiese und nicht die Djomkina-Höhe, sondern Gott weiß was! Das ist etwas ganz

Neues, Zauberhaftes. Na, mag es sein, was es will!" Er schrie die Pferde an und begann den ersten Schlitten zu überholen.

Sachar verhielt seine Pferde ein wenig und wendete sein schon bis an die Brauen mit Reif bedecktes Gesicht zurück.

Nikolai ließ seinen Pferden die Zügel schießen; Sachar streckte beide Arme nach vorn, schmalzte mit der Zunge und ließ auch seinen Pferden volle Freiheit.

„Na, nun nimm dich zusammen, Herr!" rief er.

Noch schneller flogen die Dreigespanne nebeneinander dahin, und geschwind lösten die Beine der galoppierenden Pferde einander ab. Nikolai begann voranzukommen. Sachar hob, ohne die Haltung der ausgestreckten Arme zu verändern, den einen Arm mit den Zügeln in die Höhe.

„Bilde dir nur nichts ein, Herr!" rief er Nikolai zu.

Nikolai ließ nun auch das Mittelpferd in Galopp übergehen und überholte Sachar. Die Pferde überschütteten die Gesichter der Insassen mit feinem, trockenem Schnee; stürmisch ertönte das Läuten und Klingeln; die sich schnell bewegenden Pferdebeine und die Schatten des überholten Dreigespannes bildeten ein wirres Durcheinander. Hier wie dort hörte man die Rufen auf dem Schnee pfeifen und Weiberstimmen kreischen.

Nikolai hielt die Pferde wieder zurück und warf einen Blick um sich. Ringsumher breitete sich immer noch dieselbe, vom Mondlichte tief durchtränkte, zauberhafte Ebene aus, die wie mit Sternen übersät bligte.

„Sachar ruft, ich solle nach links wenden; aber warum nach links?" dachte Nikolai. „Sind wir denn wirklich auf dem richtigen Wege zu Meljukows, und ist das wirklich Meljukowka? Wir fahren ja Gott weiß wo, und Gott weiß, was mit uns vorgeht — aber das, was mit uns vorgeht, ist sehr seltsam und schön." Er blickte in seinen Schlitten zurück.

„Sieh nur, sein Schnurrbart und seine Wimpern, alles ist ganz weiß,“ sagte eines der im Schlitten sitzenden sonderbaren, hübschen, fremden Wesen, das einen feinen schwarzen Schnurrbart und schwarze Augenbrauen hatte.

„Das war doch, wie mir scheint, Natafcha,“ dachte Nikolai. „Und das da ist Madame Schoß, aber vielleicht auch nicht; aber wer dieser Escherkessa mit dem Schnurrbart ist, das weiß ich nicht; aber ich liebe dieses Mädchen.“

„Friert euch auch nicht?“ fragte er.

Sie antworteten nicht und lachten nur. Dümmler rief etwas von dem hinteren Schlitten her, wahrscheinlich etwas Komisches; aber es war für Nikolai unmöglich, zu verstehen, was er rief.

„Ja, ja,“ antworteten lachende Stimmen.

Aber das war ja eine Art von Zauberwald, in welchem dunkle Schatten und ein Geglitzter wie von Diamanten durcheinanderflossen, und da war ja eine lange Reihe von Marmorstufen und silberne Dächer zauberhafter Gebäude, und da erscholl ein durchdringendes Kreischen irgendwelcher wilden Tiere. „Aber wenn das wirklich Meljukowka sein sollte, so ist noch seltsamer, daß wir Gott weiß wo gefahren und doch nach Meljukowka gelangt sind,“ dachte Nikolai.

Es war wirklich Meljukowka, und mit Lichtern in den Händen kamen Mädchen und Diener mit vergnügten Gesichtern vor die Haustür gelaufen.

„Wer ist es denn?“ wurde dort gefragt.

„Es sind Vermummte von dem gräßlichen Gute; ich sehe es an den Pferden,“ lautete die Antwort.



## XI

**P**elagia Danilowna Meljukowa, eine Frau von kräftigem Körperbau und energischem Charakter, saß, mit einer Brille und in einem offenstehenden Kapotrock, im Salon, umgeben von ihren Töchtern, denen sie die Langeweile zu vertreiben suchte. Sie gossen stillschweigend Wachs und betrachteten die Schatten der dabei entstandenen Figuren; da wurden im Vorzimmer die Schritte und die Stimmen der Ankömmlinge vernehmbar.

Die Husaren, Damen, Hexen, Bajazzo's und Bären machten sich zuerst im Vorzimmer zurecht, indem sie sich tüchtig räusperten und sich die von der Kälte ganz mit Reif bedeckten Gesichter abwischten, und traten dann in den Saal, wo eilig die Lichter angezündet wurden. Der Bajazzo Dümmler und die Dame Nikolai eröffneten den Tanz. Umringt von den kreischenden Kindern machten die Vermummten, die ihre Gesichter verbargen und ihre Stimmen verstellten, der Hausfrau ihre Verbeugung und begrüßten sie; dann verteilten sie sich im Saale.

„Ach, aber auch gar nicht zu erkennen! Das ist ja Nataſcha! Seht nur, wem sieht sie ähnlich? Wirklich, sie erinnert mich an jemand! Und Eduard Karlowitsch, wie schön der aussieht! Ich hatte ihn gar nicht erkannt. Und wie er tanzt! Ach, herrje! auch eine Art Tscherkesse! Wahrhaftig, das Kostüm steht Sonja wundervoll! Und wer ist denn das noch? Na, da habt ihr uns einmal ein hübsches Vergnügen bereitet! Nikita, Swan, nehmt doch die Tische weg! Und wir saßen so still und einsam da!“ So redeten die größeren Meljukowschen Töchter.

„Hahaha! . . . Nein, der Husar! Sieh doch nur den Husaren! Ganz wie ein junger Mann; und die Beine! . . . Ich kann gar nicht sehen! . . .“ riefen die Kinder.

Natascha, die bei den jungen Meljukows ganz besonders beliebt war, verschwand mit ihnen zusammen nach den hinteren Zimmern, wohin sie sich dann einen Korb und verschiedene Herrenschlafrocke und andere Herrenkleider bringen ließen; nackte Mädchenarme nahmen diese Dinge dem Diener durch die nur ein wenig geöffnete Thür ab. Zehn Minuten darauf gesellte sich das ganze junge Volk der Familie Meljukow zu den Vermummten.

Nachdem Pelagia Danilowna alles Erforderliche angeordnet hatte, damit es den Gästen nicht an Raum mangelte und sowohl die Herrschaften als auch die Gutsleute bewirtet würden, ging sie, ohne die Brille abzunehmen, mit einem stillen Lächeln unter den Vermummten umher und sah ihnen aus der Nähe in die Gesichter, aber ohne jemand zu erkennen. Sie erkannte weder die Kostows noch Herrn Dümmler, ja nicht einmal ihre eigenen Töchter, auch nicht die von ihrem seligen Manne herrührenden Schlafrocke und Uniformen, welche sie anhatten.

„Wer ist denn eigentlich die da?“ sagte sie, zu ihrer Gouvernante gewendet, indem sie ihrer eigenen Tochter ins Gesicht blickte, die einen Kasanschen Tataren vorstellte. „Doch wohl eine der Kostowschen Damen. Nun, und Sie, Herr Husar, in welchem Regimente dienen Sie?“ sagte sie zu Natascha. „Reiche dem Türken Obstmarmelade,“ sagte sie zu dem Diener, der den Gästen Erfrischungen präsentierte. „Das ist ihnen durch ihr Gesetz nicht verboten.“

Manchmal, wenn sie die sonderbaren, komischen Pas ansah, die die Tänzer ausführten, welche sich ein für allemal gesagt hatten, sie seien Vermummte und würden von niemand erkannt, und daher keine Verlegenheit fühlten, dann hielt sich Pelagia Danilowna das Taschentuch vor das Gesicht, und ihr ganzer wohlgenährter Körper wurde von jenem unaufhaltsamen, gutmütigen Lachen erschüttert, wie es alten Damen eigen ist.

„Mein, meine Alexandra! Nun sehen Sie nur meine Alexandra!“ rief sie.

Nachdem die russischen Tänze und Reigen vorgeführt waren, ließ Pelagia Danilowna alle, die Gutsleute und die Herrschaften, zusammen einen großen Kreis bilden; ein Ring, ein langer Bindfaden und ein Kubelstück wurden gebracht, und es wurden gemeinsame Spiele gespielt.

Nach Verlauf einer Stunde waren die sämtlichen Kostüme verdrückt und in Unordnung. Die mit Kork gemalten Schnurrbärte und Augenbrauen hatten sich auf den mit Schweiß bedeckten, erhitzten, lustigen Gesichtern verwischt. Pelagia Danilowna begann die Vermummten zu erkennen, erging sich in Äußerungen des Entzückens darüber, wie geschickt die Kostüme hergestellt seien, wie schön sie namentlich den jungen Damen ständen, und dankte allen dafür, daß sie ihr so viel Lustigkeit ins Haus gebracht hätten. Die Gäste wurden zum Abendessen in den Salon gebeten, im Saale wurden Einrichtungen für die Bewirtung der Gutsleute getroffen.

„Mein, im Badehäuschen das Orakel zu befragen, das ist entsetzlich!“ bemerkte beim Abendessen ein altes Fräulein, das bei Meljukows wohnte.

„Wieso denn?“ fragte die älteste Tochter der Frau Meljukowa.

„Nun, ihr werdet doch nicht hingehen; dazu gehört viel Mut...“

„Ich gehe hin,“ erklärte Sonja.

„Erzählen Sie doch, wie es dem jungen Fräulein ging,“ bat die zweite Meljukowsche Tochter.

„Nun ja, da ging also ein Fräulein hin,“ erzählte die alte Jungfer, „sie nahm einen Hahn mit und Tischgerät für zwei Personen, alles, wie es sein muß, und setzte sich hin. So saß sie eine Weile; auf einmal hört sie, es kommt etwas gefahren, ein Schlitten kommt mit Glöckchen und Schellen; sie hört Schritte. Es kommt

jemand herein, ganz in Menschengestalt, wie ein wirklicher Offizier; er trat zu ihr heran und setzte sich neben sie, zu dem freien Bedeck.

„Ach, Ach!“ rief Natascha und riß vor Schrecken die Augen weit auf.

„Und was tat er dann weiter? Redete er auch?“

„Ja, wie ein Mensch, alles, wie es sich gehört; und er suchte sie zu bereden; aber sie hätte ihn mit Gesprächen bis zum Hahnen-schrei beschäftigen müssen; aber sie bekam es mit der Angst, und in der Angst bedeckte sie das Gesicht mit den Händen. Er griff auch wirklich schon nach ihr. Es war nur gut, daß in diesem Augenblicke Mädchen aus dem Hause dazugelaufen kamen . . .“

„Aber wozu erschrecken Sie mir das junge Volk!“ schalt Pelagia Danilowna.

„Mamachen, Sie haben doch selbst einmal das Drakel befragt . . .“ sagte eine der Töchter.

„Und wie befragt man denn das Drakel im Speicher?“ fragte Sonja.

„Das ist so: man geht, etwa so wie jetzt, auf den Speicher und horcht. Was man nun gerade hört: wenn es klopft und pocht, das ist schlecht; aber wenn es klingt, als ob Getreide geschäufelt wird, das bedeutet etwas Gutes; und das trifft dann auch ein.“

„Mamachen, erzählen Sie doch, was Sie im Speicher erlebt haben.“

Pelagia Danilowna lächelte.

„Ach was! Das habe ich schon vergessen . . .“ antwortete sie. „Von euch geht ja doch niemand hin.“

„Doch! Ich gehe hin. Pelagia Danilowna, erlauben Sie es mir; ich möchte hingehen,“ sagte Sonja.

„Nun meinetwegen, wenn du dich nicht fürchtest.“

„Luisa Iwanowna, darf ich?“ fragte Sonja.

Ob sie nun mit dem Ringe, dem Bindfaden oder dem Rubelstück spielten oder sich wie jetzt mit Gesprächen unterhielten: Nikolai wich nicht von Sonjas Seite und betrachtete sie mit ganz neuen Augen. Dank diesem mit Kork aufgemalten Schnurrbarte schien es ihm, daß er sie heute zum ersten Male vollständig kennen lernte. Sonja war an diesem Abend wirklich so heiter, lebhaft und hübsch, wie Nikolai sie noch nie vorher gesehen hatte.

„Also so ein Mädchen ist sie, und was bin ich für ein Dummkopf gewesen!“ dachte er, während er ihre glänzenden Augen und das glückselige, entzückte Lächeln betrachtete, bei dem sich unter dem aufgemalten Schnurrbarte Grübchen auf den Wangen bildeten; ein solches Lächeln hatte er an ihr noch nie gesehen.

„Ich fürchte mich vor nichts,“ sagte Sonja. „Kann ich jetzt gleich hingehen?“ Sie stand auf.

Man beschrieb ihr, wo der Speicher war, gab ihr Anweisung, wie sie sich schweigend hinstellen und horchen müsse, und reichte ihr einen Pelz. Sie zog ihn sich über den Kopf und warf dabei einen Blick nach Nikolai hin.

„Wie reizend dieses Mädchen ist!“ dachte er. „Wie konnte ich nur bisher Bedenken haben!“

Sonja ging auf den Korridor hinaus, um sich nach dem Speicher zu begeben. Nikolai trat schnell durch die vordere Haustür auf die dortige Freitreppe, nachdem er vorher geäußert hatte, es sei ihm gar zu heiß. Und es war tatsächlich in den Zimmern eine drückende Schwüle von den vielen Menschen, die sich darin drängten.

Draußen herrschte noch immer dieselbe starre Kälte, und derselbe Mondschein überflutete alles; nur war er noch heller geworden. Die Helligkeit war so stark, und es blühten so viel Sterne auf dem Schnee, daß man gar keine Lust hatte nach dem Himmel zu blicken und die wirklichen Sterne dagegen unscheinbar aus-

sahen. Am Himmel war es dunkel und öde; auf der Erde war es lustig.

„Ich Dummkopf! O ich Dummkopf! Worauf habe ich bis jetzt gewartet?“ dachte Nikolai, lief die Freitreppe hinunter und bog um die Hausecke auf dem Steige, der nach der hinteren Freitreppe führte. Er wußte, daß Sonja hier herauskommen mußte. Auf der Hälfte des Weges nach dem Speicher standen aufgeschichtete Klasten Brennholz, die mit Schnee bedeckt waren und dunklen Schatten warfen; über sie hinweg und seitwärts von ihnen fiel in wirrer Verästelung der Schatten alter, kahler Lindenbäume auf den Schnee und den Steig. Dieser Steig führte zum Speicher. Die Balkenwand des Speichers und das mit Schnee bedeckte Dach desselben glänzten im Mondscheine, wie wenn sie aus irgendwelchem Edelsteine geschnitten wären. Im Garten bekam ein Baum mit lautem Knacken einen Riß; dann war alles wieder völlig still. Die Brust schien nicht Luft einzuatmen, sondern gleichsam ewig junge Kraft und Freude.

Auf den Stufen der Freitreppe, die von dem Mädchenzimmer herkam, ertönten Schritte; sie knirschten laut auf der letzten Stufe, die beschneit war. Nikolai hörte, wie das alte Fräulein sagte:

„Immer geradeaus, immer geradeaus, hier den Steig hinunter, gnädiges Fräulein. Sie dürfen sich nur nicht umsehen.“

„Ich fürchte mich nicht,“ antwortete Sonjas Stimme, und auf dem Steige in der Richtung auf Nikolai zu kamen quietschend und pfeifend Sonjas Füßchen in den feinen Schuhen über den Schnee.

Sonja schritt, in ihren Pelz fest ver mummt, dahin. Sie war nur noch zwei Schritte von Nikolai entfernt, als sie ihn erblickte; auch sie erblickte ihn nicht in der Gestalt, in der sie ihn sonst zu sehen gewohnt war, und in der er ihr immer ein wenig Wangig-

keit eingefloßt hatte. Er trug jetzt Frauenkleider; das Haar war ihm wirr und unordentlich geworden, und er lächelte mit einem glückseligen Ausdruck, der für Sonja etwas ganz Neues war. Sie trat schnell an ihn heran.

„Sie ist so ganz verändert, und doch dieselbe,“ dachte Nikolai, als er in ihr Gesicht blickte, das vom Mondlichte hell beschienen war. Er schob die Hände unter den Pelz, der ihren Kopf verhüllte, umfaßte diesen, zog ihn an sich heran und küßte sie auf die Lippen, über denen der Schnurrbart gemalt war und die nach gebranntem Kork rochen. Sonja küßte ihn mitten auf den Mund; sie machte ihre kleinen Hände aus dem Pelze los und faßte ihn von beiden Seiten an die Waden.

„Sonja!“ . . . „Nikolai!“ weiter sagten sie nichts. Sie liefen zusammen zum Speicher hin und kehrten dann ins Haus zurück, ein jeder durch die Thür, durch die er gekommen war.

## XII

Als alle sich anschickten, von Pelagia Danilowna wieder nach Hause zu fahren, richtete Nataſcha, die immer alles sah und bemerkte, es beim Platznehmen so ein, daß Luisa Iwanowna und sie in den Schlitten zu Herrn Dümmler stiegen, Sonja aber zu Nikolai und den Gutsmädchen.

Nikolai veranstaltete jetzt auf dem Rückwege nicht wieder ein Wettfahren, sondern fuhr gleichmäßig dahin, betrachtete bei dem seltsamen Mondſcheine fortwährend Sonja und ſuchte bei dieſem alles verändernden Lichte hinter den falſchen Brauen und dem Schnurrbarte jene ſeine frühere und ſeine jeßige Sonja zu finden, von der er ſich nie mehr zu trennen beſchloſſen hatte. Er betrachtete ſie, und als er erkannte, daß ſie ganz dieſelbe und doch ganz verändert ſei, und als der Korkgeruch, den er noch zu ſpüren meinte

und der sich mit der Empfindung des Kusses verbunden hatte, ihn an das kurz vorher Geschehene erinnerte, da zog er mit ganzer Brust die kalte Winterluft in sich hinein; und als er die hinter ihn zurückweichende Erde und den gestirnten Himmel ansah, fühlte er sich wieder in ein Zauberland versetzt.

„Sonja, ist dir wohl?“ fragte er ab und zu.

„Ja,“ antwortete Sonja, „und dir?“

Auf der Hälfte des Weges übergab Nikolai dem Kutscher das Amt, die Pferde zu lenken; er selbst aber lief für einen Augenblick zu Natašchas Schlitten hin und stellte sich auf das Trittbrett.

„Natašcha,“ flüsterte er ihr auf französisch zu, „weißt du, ich bin in betreff Sonjas zu einem Entschlusse gelangt.“

„Hast du es ihr gesagt?“ fragte Natašcha. Ihr ganzes Gesicht strahlte plötzlich vor Freude.

„Ach, wie sonderbar du mit diesem Schnurrbart und diesen Augenbrauen aussiehst, Natašcha! Freust du dich?“

„Ich freue mich sehr; sehr freue ich mich! Ich war auf dich schon ordentlich böse. Ich wollte es dir nicht sagen; aber du hast schlecht an ihr gehandelt. Sie hat ein so goldenes Herz, Nikolai. Wie ich mich freue! Ich bin manchmal recht garstig,“ fuhr Natašcha fort, „aber ich habe mir doch ein Gewissen daraus gemacht, daß ich allein so glücklich war und Sonja nicht. Jetzt bin ich so froh! Nun laufe aber nur wieder zu ihr hin.“

„Nein, laß mich noch einen Augenblick hierbleiben; wie komisch du aussiehst!“ sagte Nikolai, der sie immerzu betrachtete und auch an seiner Schwester etwas Neues, Ungewohntes, Liebliches, Entzückendes fand, das er früher an ihr nicht gesehen hatte.

„Natašcha, es ist alles so zauberhaft, nicht wahr?“

„Ja,“ antwortete sie, „du hast sehr recht getan.“

„Hätte ich Natašcha früher so gesehen, wie sie jetzt ist,“ dachte Nikolai, „so hätte ich sie längst gefragt, was ich tun sollte, und



hätte alles getan, was sie mich hätte tun heißen, und alles wäre gut gewesen.“

„Also du freust dich, und ich habe recht getan?“

„Ach ja, sehr recht! Ich habe mich neulich mit Mama darüber gestritten. Mama sagte, Sonja wolle dich kapern. Wie kann man nur so etwas sagen? Ich hätte mich mit Mama beinahe ernstlich gezanft. Und ich werde nie dulden, daß jemand etwas Schlechtes von ihr sagt oder denkt; denn in ihrer Seele wohnt nichts als Gutes.“

„Also ich habe recht getan?“ fragte Nikolai noch einmal und betrachtete noch einmal prüfend den Gesichtsausdruck seiner Schwester, um sicher zu sein, ob es auch wahr wäre; dann sprang er mit knarrenden Stiefeln von dem Trittbrett herunter und lief wieder zu seinem Schlitten hin. Dort saß immer noch derselbe glücklich lächelnde Tscherkesse mit dem Schnurrbärtchen und den glänzenden Augen und blickte unter der Zobelkappe hervor ihn an; und dieser Tscherkesse war Sonja, und diese Sonja war mit Sicherheit seine künftige glückliche, liebende Frau.

Als sie nach Hause gekommen waren und alle drei der Mutter erzählt hatten, wie sie die Zeit bei Meljukows verbracht hatten, begaben sich die beiden jungen Mädchen auf ihr Zimmer. Nachdem sie sich ausgezogen hatten, ohne jedoch die mit Kork gemalten Schnurrbärte wegzuwischen, saßen sie noch lange da und redeten miteinander von ihrem Glücke. Sie sprachen davon, wie sie nach der Verheiratung leben würden, und wie ihre Männer miteinander Freundschaft schließen würden, und wie glücklich sie als Frauen sein würden. Auf Nataschas Tische standen noch vom Abend her zwei Spiegel, die Dunjascha da bereitgestellt hatte.

„Aber wann, wann wird das alles geschehen? Ich fürchte, niemals . . . Es wäre gar zu schön!“ sagte Natascha, stand auf und trat zu den Spiegeln hin.

„Setz dich hin, Nataſcha; vielleicht wirſt du ihn ſehen,“ ſagte Sonja.

Nataſcha zündete die Kerzen an und ſetzte ſich.

„Ich ſehe jemand mit einem Schnurrbart,“ ſagte Nataſcha, die ihr eigenes Geſicht ſah.

„Man darf dabei nicht lachen, gnädiges Fräulein,“ ermahnte Dunjaſcha.

Nataſcha fand mit Hilfe Sonjas und des Stubenmädchens die richtige Stellung der Spiegel heraus; ihr Geſicht nahm einen ernſten Ausdruck an, und ſie verſtummete. Lange ſaß ſie ſo da, blickte auf die Reihe der ſich immer weiter entfernenden Kerzen in den Spiegeln und erwartete, auf Grund früher gehörter Erzählungen, in dieſem lezten, verſchwimmenden, undeutlichen Rechteck bald einen Sarg, bald ihn, den Fürſten Andrei, zu ſehen. Aber trotz aller ihrer Bereitwilligkeit, den kleinſten Fleck für das Bild eines Menſchen oder auch eines Sarges zu nehmen, ſah ſie ſchlechthin gar nichts. Sie begann häufig mit den Augen zu zwinkern und trat von den Spiegeln zurück.

„Warum ſehen andere etwas, und ich ſehe nichts?“ ſagte ſie. „Nun, ſetz du dich hin, Sonja; heute mußt du es unbedingt tun,“ fuhr ſie fort. „Tu es nur für mich. Mir iſt heute ſo bange!“

Sonja ſetzte ſich an die Spiegel, brachte die Stellung in Ordnung und begann hineinzufehen.

„Ja, Fräulein Sonja wird ganz beſtimmt etwas ſehen,“ flüſterte Dunjaſcha. „Aber Sie lachen ja immer.“

Sonja hörte dieſe Worte und hörte auch, wie Nataſcha flüſternd ſagte:

„Ich bin auch überzeugt, daß ſie etwas ſehen wird; ſie hat auch im vorigen Jahre etwas geſehen.“

Etwa drei Minuten lang ſchwiegen ſie alle. „Ganz beſtimmt ...“

flüsterte Nataſcha, brachte aber den begonnenen Satz nicht zu Ende, da Sonja plötzlich denjenigen Spiegel, den sie hielt, wegſtieß und die Augen mit der Hand bedeckte.

„Ach, Nataſcha!“ sagte sie.

„Haſt du etwas geſehen? Haſt du etwas geſehen? Was haſt du geſehen?“ rief Nataſcha und fing ſchnell den Spiegel auf, ſo daß er nicht hinfiel.

Sonja hatte überhaupt nichts geſehen; als sie Nataſcha ſagen hörte: „Ganz beſtimmt . . .“, hatte sie gerade mit den Augen blinzeln und aufſtehen wollen. Denn sie hatte Dunjaſcha und Nataſcha nicht dadurch, daß sie tat, als ſähe sie etwas, täuſchen wollen, und es war ihr läſtig geworden, ſo dazuiſen. Sie wußte ſelbſt nicht, wie und inſolge wovon ihr der Schrei entfahren war, als sie die Augen mit der Hand bedeckte.

„Haſt du ihn geſehen?“ fragte Nataſcha und ergriff ihre Hand.

„Ja. Warte mal . . . ich . . . ich habe ihn geſehen,“ antwortete Sonja unwillkürlich, wiewohl sie noch nicht einmal wußte, wen Nataſcha mit dem Worte „ihn“ meinte, ob den Fürſten Andrei oder Nikolai.

„Aber warum ſoll ich denn nicht ſagen, daß ich etwas geſehen habe?“ ging es ihr ſchnell durch den Kopf. „Es ſehen ja doch andere Mädchen etwas! Und wer kann mir beweifen, ob ich etwas geſehen habe oder nicht?“

„Ja, ich habe ihn geſehen,“ sagte sie.

„Wie denn, wie denn? Stand er oder lag er?“

„Nein, ich ſah . . . Anfangs war lange nichts da, und auf einmal ſah ich, daß er dalag.“

„Andrei lag da? Er iſt alſo krank?“ fragte Nataſcha erſchrocken und blickte ihre Freundin mit ſtarren Augen an.

„Nein, im Gegenteil, im Gegenteil, ſein Geſicht war heiter,

und er wandte sich zu mir um.“ Und in dem Augenblicke, wo sie sprach, glaubte sie selbst, das, was sie berichtete, gesehen zu haben.

„Nun, und dann, Sonja?“

„Dann konnte ich nichts mehr deutlich erkennen; es war etwas Blaues und Rotes da . . .“

„Sonja! Wann wird er zurückkommen? Wann werde ich ihn wiedersehen? Mein Gott, wie ich mich ängstige, daß ihm oder mir etwas zustößt; um alles ängstige ich mich . . .“ rief Natascha, und ohne auf Sonjas Tröstungen zu antworten, legte sie sich ins Bett und lag noch lange, nachdem das Licht ausgelöscht war, mit offenen Augen, ohne sich zu rühren, da und blickte nach dem kalten Lichte des Mondes, das durch die befreznen Fenster-scheiben drang.

### XIII

Einige Tage darauf machte Nikolai seiner Mutter Mitteilung von seiner Liebe zu Sonja und von seinem festen Entschlusse, sie zu heiraten. Die Gräfin, die schon längst bemerkt hatte, was zwischen Sonja und Nikolai vorging, und diese Mitteilung erwartet hatte, hörte ihren Sohn schweigend an und erwiderte ihm dann, er könne heiraten, wen er wolle; aber weder sie noch der Vater würden ihm zu einer solchen Ehe ihren Segen geben. Zum ersten Male in seinem Leben fühlte Nikolai, daß seine Mutter mit ihm unzufrieden sei und trotz all ihrer Liebe zu ihm nicht nachgeben werde. Mit kühler Miene, und ohne ihren Sohn anzusehen, ließ sie ihren Mann rufen; als dieser gekommen war, wollte sie ihm kurz und in kaltem Tone in Nikolais Gegenwart mittheilen, um was es sich handelte; aber sie vermochte sich doch nicht zu beherrschen, brach in Tränen des Ingrimmes aus und

verließ das Zimmer. Der alte Graf begann, in unsicherer Art Nikolai zu ermahnen und ihn zu bitten, er möge doch diese Absicht wieder aufgeben. Nikolai erwiderte, er könne sein gegebenes Wort nicht brechen, und der Vater, der augenscheinlich verlegen war, hörte sehr bald mit dem Zureden auf und ging zur Gräfin. Bei allen Differenzen mit seinem Sohne konnte der Graf das Bewußtsein nicht loswerden, daß er diesem gegenüber durch die von ihm verschuldete Zerrüttung der Vermögensverhältnisse sich vergangen habe, und er war daher außerstande, dem Sohne zu zürnen, wenn dieser sich weigerte, ein reiches Mädchen zu heiraten, und die mitgiftlose Sonja wählte; es kam ihm bei diesem Anlasse nur noch deutlicher zum Gefühl, daß, wenn die Verhältnisse nicht so zerrüttet wären, sich gar keine bessere Frau für Nikolai wünschen ließe als gerade Sonja, und daß an dieser Zerrüttung der Verhältnisse nur er allein die Schuld trage, wegen seines Dmitri und wegen seiner Lebensgewohnheiten, die aufzugeben er nicht die Kraft besitze.

Vater und Mutter redeten über diese Angelegenheit nicht mehr mit dem Sohne; aber einige Tage darauf ließ die Gräfin Sonja zu sich rufen und machte mit einer Härte, die nicht nur dieser überraschend kam, sondern deren auch die Gräfin selbst sich nicht für fähig gehalten hätte, ihrer Nichte den Vorwurf, Nikolai verlockt und dadurch ihnen mit Undank gelohnt zu haben. Sonja hörte schweigend mit niedergeschlagenen Augen die harten Worte der Gräfin an und verstand gar nicht, was diese nun eigentlich von ihr verlangte. Sie war bereit, für ihre Wohltäter jedes Opfer zu bringen, wie denn überhaupt der Gedanke der Selbstaufopferung ihre Lieblingsidee war; aber in diesem Falle war sie nicht imstande zu begreifen, wem sie ein Opfer bringen und worin es bestehen solle. Es war ihr gar nicht anders möglich, als die Gräfin und die ganze Familie Rostow zu lieben; aber auch die Liebe

zu Nikolai konnte sie sich nicht aus dem Herzen reißen, und sie war fest überzeugt, daß sein Glück von dieser Liebe abhing. So schwieg sie denn traurig und antwortete nicht auf die ihr gemachten Vorwürfe.

Nikolai war, wie er meinte, nicht imstande, diesen Zustand länger zu ertragen, und ging zu seiner Mutter, um sich mit dieser darüber auszusprechen. Zuerst bat er seine Mutter inständig, ihm und Sonja zu verzeihen und in ihre Ehe zu willigen; dann drohte er der Mutter, wenn sie nicht aufhöre, Sonja zu peinigen, so werde er sich mit ihr sofort heimlich verheiraten.

Die Gräfin antwortete ihm mit einer Kälte, die er an ihr noch nie kennen gelernt hatte: er sei mündig; Fürst Andrei wolle ja ebenfalls ohne die Einwilligung seines Vaters heiraten, und so könne er ja dasselbe tun; aber sie werde diese Intrigantin niemals als Schwiegertochter anerkennen.

Empört über den Ausdruck „Intrigantin“, erwiderte Nikolai seiner Mutter mit erhobener Stimme, er habe nicht gedacht, daß sie ihm zumuten werde, seine Gefühle für Geld zu verkaufen; wenn dem aber doch so sei, so sage er zum letzten Male . . . Aber er kam nicht dazu, jenes entscheidende Wort auszusprechen, das seine Mutter nach seinem Gesichtsausdrucke mit Schrecken erwartete, und welches vielleicht für immer als peinliche Erinnerung zwischen ihnen gestanden hätte. Er kam nicht dazu, den Satz zu Ende zu sprechen, weil in diesem Augenblicke Natafcha, die an der Thür gehorcht hatte, mit ernstem, blassem Gesichte ins Zimmer trat.

„Lieber Nikolai, du redest Unsinn; sei still, sei still! Ich sage dir, sei still! . . .“ rief sie, fast schreiend, um seine Stimme zu über-tönen.

„Mama, liebste, teuerste Mama, die Sache hängt ja ganz anders zusammen . . . Beste Mama, Sie arme . . .“ wandte sie sich an

die Mutter, welche in dem Gefühle, daß ein unheilbarer Bruch unmittelbar bevorstehe, ihren Sohn voll Entsetzen ansah, aber aus Hartnäckigkeit und Kampfeseyer nicht nachgeben wollte und konnte.

„Lieber Nikolai, ich will es dir nachher gleich erklären, geh jetzt hinaus; hören Sie mich an, beste Mama!“ sagte sie zu der Mutter.

Ihre Worte waren ja sinnlos; aber sie erzielten die Wirkung, die sie mit ihnen beabsichtigte.

Die Gräfin verbarg, krampfhaft aufschluchzend, ihr Gesicht an der Brust der Tochter; Nikolai aber stand auf, griff sich an den Kopf und ging aus dem Zimmer.

Natascha machte es sich zur Aufgabe, das Werk der Versöhnung durchzuführen, und brachte es dahin, daß Nikolai von der Mutter das Versprechen erhielt, Sonja werde rücksichtsvoll behandelt werden, und selbst versprach, nichts ohne Vorwissen der Eltern zu unternehmen.

Mit dem festen Vorsatze, sobald er seine Angelegenheiten beim Regimente geordnet haben würde, den Abschied zu nehmen, nach Hause zurückzukehren und Sonja zu heiraten, reiste Nikolai, in ernster, trüber Stimmung wegen der Mißhelligkeit mit seinen Eltern, aber, wie es ihm wenigstens vorkam, leidenschaftlich verliebt, Anfang Januar wieder zu seinem Regimente.

Nach Nikolais Abreise wurde es im Kostowschen Hause trauriger als je vorher. Die Gräfin erkrankte infolge der seelischen Erregungen.

Sonja war niedergeschlagen, sowohl infolge der Trennung von Nikolai als auch in noch höherem Grade infolge des feindseligen Tones, dessen sich die Gräfin im Verkehr mit ihr nicht enthalten konnte. Der Graf steckte tiefer als je in Sorgen wegen des üblen Zustandes seiner Angelegenheiten, zu dessen Behebung irgend-

welche entscheidenden Maßregeln erforderlich waren. Es mußten notwendig das Haus in Moskau und das Landhaus bei Moskau verkauft werden, und um diesen Verkauf zu bewerkstelligen, mußten sie nach Moskau fahren. Aber der Gesundheitszustand der Gräfin veranlaßte, daß die Abreise von einem Tage zum andern verschoben wurde.

Natascha, welche die erste Zeit der Trennung von ihrem Bräutigam leicht und sogar fröhlich überstanden hatte, wurde jetzt mit jedem Tage aufgeregter und unruhiger. Der Gedanke, daß ihre beste Lebenszeit, die sie auf die Liebe zu ihm hätte verwenden können, nun so unnütz und zwecklos verloren ging, ohne daß jemand etwas davon hatte, dieser Gedanke quälte sie unaufhörlich. Seine Briefe verstimmten sie meistens. Es war ihr kränkend, denken zu müssen, daß, während sie nur in dem Gedanken an ihn lebte, er ein wahres, volles Leben führte, neue Orte und neue Menschen sah, die ihn interessierten. Je frischer und lebhafter seine Briefe waren, um so mehr Verdruß erregten sie ihr. Ihre eigenen Briefe an ihn gewährten ihr keinen Trost, sondern bildeten für sie nur eine widerwärtige Pflicht, bei deren Erfüllung sie sich nicht so geben konnte, wie es ihre Natur war. Sie verstand nicht zu schreiben, weil sie es nicht für möglich hielt, in einem Briefe wahrheitsgemäß auch nur den tausendsten Teil dessen zum Ausdruck zu bringen, was sie mit der Stimme, dem Lächeln und dem Blicke auszudrücken gewohnt war. Sie schrieb ihm schematisch einförmige, trodene Briefe, denen sie selbst keinen Wert beimaß, und bei denen die Gräfin ihr im Unreinen die orthographischen Fehler korrigierte.

Das Befinden der Gräfin wollte sich immer noch nicht bessern; aber ein weiterer Aufschub der Reise nach Moskau war nicht mehr möglich. Es mußte die Aussteuer beschafft und das Haus verkauft werden; dazu kam noch, daß sich erwarten ließ, Fürst



Andrei werde sich zuerst in Moskau aufhalten, wo in diesem Winter Fürst Nikolai Andrejewitsch wohnte; ja, Natafcha war sogar davon überzeugt, daß ihr Bräutigam bereits dort angekommen sei.

So blieb denn die Gräfin auf dem Lande, während der Graf Ende Januar nach Moskau reiste und Sonja und Natafcha mitnahm.

---

## Achter Teil

### I

Pierre hatte nach der Verlobung des Fürsten Andrei mit Nataſcha auf einmal ohne jeden ſichtbaren Grund die Empfindung, daß er ſein bisheriges Leben nicht fortſetzen könne. Wie feſt er auch von den Wahrheiten überzeugt war, die ihm ſein Freund und Wohlthäter eröffnet hatte, wie freudenreich ihm auch jene erſte Zeit der Begeiſterung für die innerliche Arbeit der Selbſtvervollkommnung geweſen war, eine Arbeit, der er ſich mit dem größten Eifer gewidmet hatte: nach der Verlobung des Fürſten Andrei mit Nataſcha und nach dem Tode Oſip Alexejewitschs (er erhielt beide Nachrichten faſt zu gleicher Zeit) war der ganze Reiz dieſes bisherigen Lebens für ihn plötzlich dahin. Was ihm vom Leben blieb, war gleichſam nur ein trockenes Skelett: ſein Haus mit der ſchönen Frau, die eine ſo glänzende Stellung einnahm und ſich jezt der Gunſt einer ſehr hohen Perſönlichkeit erfreute, die Bekanntschaft mit ganz Petersburg und der Kammerherrndienſt mit ſeinen langweiligen Formalitäten. Und dieſes bisherige Leben erſchien ihm plötzlich und unerwartet als etwas Garſtiges, Widerwärtiges. Er hörte auf, ſein Tagebuch zu führen, mied die Geſellſchaft ſeiner Brüder, der Freimaurer, begann wieder den Klub zu beſuchen, fing wieder an ſtark zu trinken, verkehrte wieder in den Kreiſen von Junggeſellen und begann ein ſolches Leben zu führen, daß die Gräfin Selena Waſiljewna für nötig hielt, ihm ernſte Vorhaltungen zu machen. Pierre fühlte, daß ſie recht hatte, und um ſeine Frau nicht zu kompromittieren, ſiedelte er nach Moskau über.

Sobald er in Moskau wieder in ſein gewaltiges Haus mit den vertrodkneten und vertrodknenden Prinzeffinnen und der großen Dienerschaft eingezogen war; ſobald er bei einer Fahrt durch

die Stadt die Iberische Kapelle mit den zahllosen brennenden Kerzen vor den goldstrotzenden Heiligenbildern und den Kremlplatz mit der unzerfahrenen Schneefläche und die Droschkenfutscher und die elenden, kleinen Hütten in der Simzew-Braschek-Straße gesehen hatte; als er die alten Moskauer Herren wieder sah, die nichts weiter wünschten und erstrebten und in größter Seelenruhe ihren Lebensabend verbrachten, und die betagten Moskauer adligen Damen und die Moskauer Bälle und den Moskauer Englischen Klub: da hatte er die Empfindung, daß er daheim sei, im stillen Hafen. Er fühlte sich in Moskau ruhig, warm und behaglich wie in einem alten, schmutzigen Schlafroß.

Die gesamte Moskauer Gesellschaft, von den alten Damen bis herunter zu den Kindern, nahm ihn wie einen altbekannten, längst erwarteten Gast auf, für den ein Platz immer reserviert und bereitgehalten war. Für die besseren Kreise Moskaus war Pierre ein sehr liebenswürdiger, braver, verständiger, heiterer, hochherziger Sonderling, ein zerstreuter, herzensguter russischer Edelmann vom alten Schlage. Seine Geldbörse war immer leer, weil sie für alle offen war.

Billette zu Benefizvorstellungen, schlechte Gemälde und Statuen, Wohltätigkeitsvereine, Zigeuner, Schulen, Subskriptionslisten für Diners und Gelage, Freimaurer, Kirchen, Bücher: für niemand und für nichts hatte er eine abschlägige Antwort, und wenn nicht zwei seiner Freunde, die viel Geld von ihm borgten, ihn gewissermaßen unter ihre Vormundschaft genommen hätten, so hätte er alles weggegeben. Im Klub fand kein Diner und kein Abendessen statt, ohne daß er dabei gewesen wäre. Sobald er nach zwei Flaschen Margaux sich auf seinem gewöhnlichen Sofaplatze hingeräkelt hatte, sammelte sich ein Kreis von Bekannten um ihn; man plauderte, disputierte und scherzte. Entstand ein ernstlicher Streit, so stellte er schon allein

durch sein gutmütiges Lächeln und durch ein wohlangebrachtes Scherzwort den Frieden wieder her. Die maurerischen Tafellogen waren öde und langweilig, wenn er nicht daran teilnahm.

Wenn er nach einem Junggefellensouper, den Bitten der lustigen Gesellschaft nachgebend, sich mit seinem gutmütigen, angenehmen Lächeln erhob, um mit ihnen, man kann leicht denken, wohin, zu fahren, so brachen die jungen Leute in ein frohes Jubelgeschrei aus. Auf Bällen tanzte er, wenn es an Herren mangelte. Die jungen Frauen und Mädchen mochten ihn gern, weil er nicht einer einzelnen den Hof machte, sondern gegen alle in gleicher Weise liebenswürdig war, namentlich nach dem Souper. „Il est charmant; il n'a pas de sexe,“ sagten sie von ihm.

Pierre war ein Kammerherr a. D., der in Moskau harmlos dahinlebte, ein Mann, wie es deren dort Hunderte gab.

Was hätte er für einen Schreck bekommen, wenn ihm sieben Jahre vorher, als er soeben aus dem Auslande heimgekehrt war, jemand gesagt hätte, er brauche gar nichts Neues zu suchen und zu ersinnen, er werde in dem längst ausgefahrenen, ihm von Ewigkeit her vorausbestimmten Geleise dahinleben und werde, wie auch immer er sich drehen und wenden möge, doch genau ebenso ein Mensch sein, wie alle in seiner Lage. Das wäre ihm ganz unglaublich erschienen! Hatte er denn nicht von ganzem Herzen gewünscht, in Rußland die Republik einzuführen, oder selbst ein Napoleon zu werden, oder ein Philosoph, oder ein Feldherr, der durch seine überlegene Taktik diesen Napoleon besiegte? Hatte er denn nicht den leidenschaftlichen, ihm erfüllbar scheinenden Wunsch gehegt, eine Wiedergeburt des lasterhaften Menschengeschlechtes herbeizuführen und sich selbst zur höchsten Stufe der Vollkommenheit zu bringen? Hatte er denn nicht Schulen und Krankenhäuser gegründet und seinen Leibeigenen die Freiheit geschenkt?

Und statt alles dessen, was war er nun? Der reiche Gatte einer untreuen Ehefrau, ein Kammerherr a. D., ein Mann, der gern gut aß und trank und, wenn er sich nach Tische den Rock aufgeknöpft hatte, gern ein wenig über die Regierung schimpfte, Mitglied des Moskauer Englischen Klubs und allgemein beliebtes Mitglied der Moskauer Gesellschaft. Er konnte sich lange Zeit nicht mit dem Gedanken befreunden, daß er nun gerade so ein Moskauer Kammerherr a. D. sei wie andere, eine Menschenklasse, die er vor sieben Jahren so tief verachtet hatte.

Manchmal tröstete er sich mit dem Gedanken, daß er diese Lebensweise ja nur für eine kleine Weile, nicht für die Dauer, führen werde; aber dann erschreckte ihn ein anderer Gedanke: daß bereits unzählige Leute, genau so wie er, nur für eine kleine Weile, nicht für die Dauer, mit sämtlichen Zähnen im Munde und dichtem Haar auf dem Kopfe in diese Lebensweise und in diesen Klub eingetreten und so lange darin geblieben waren, bis sie keine Zähne und keine Haare mehr hatten.

Wenn er in Augenblicken des Stolzes über seine Lage nachdachte, so wollte es ihm scheinen, daß er ein ganz andersartiger und von denjenigen, die er früher verachtet hatte, grundverschiedener Kammerherr a. D. sei; jenes seien geringwertige, dumme Menschen, die mit ihrer Lage zufrieden seien und sich in ihr ganz wohl befänden; „aber ich,“ sagte er sich in solchen Augenblicken des Stolzes, „ich bin auch jetzt stets unzufrieden und habe stets den Wunsch, etwas für die Menschheit zu tun.“ In Augenblicken der Bescheidenheit jedoch sagte er sich: „Aber vielleicht haben auch jene meine Schicksalsgenossen alle, ganz ebenso wie ich, gerungen und einen neuen, individuellen Lebensweg gesucht und sind dann, ebenso wie ich, durch die Gewalt der Umstände, der gesellschaftlichen Verhältnisse und ihrer Herkunft, durch jene elementare Gewalt, gegen die der Mensch

nichts auszurichten vermag, ebendahin geführt worden wie ich.“ Und nachdem er eine Weile in Moskau gelebt hatte, verachtete er jene seine Schicksalsgenossen nicht mehr, sondern begann sie gern zu haben, sie zu achten und sie ebenso wie sich selbst zu bedauern.

Es kamen jetzt nicht mehr über ihn wie früher Augenblicke der Verzweiflung, der Schwermut und des Ekels vor dem Leben; aber jene Krankheit, die sich früher in scharfen Anfällen befundet hatte, war nur nach innen zurückgedrängt und wich keinen Augenblick von ihm. „Wie geht es in der Welt zu? Warum und wozu das alles?“ so fragte er sich verständnislos mehrmals im Laufe jedes Tages, wenn er unwillkürlich über Sinn und Wert der einzelnen Erscheinungen des Lebens nachzudenken anfang; aber da er aus Erfahrung wußte, daß es auf diese Fragen keine Antworten gab, so suchte er eilig von ihnen loszukommen, griff nach einem Buche oder machte, daß er in den Klub oder zu Apollon Nikolajewitsch kam, um dort Stadtklatsch anzuhören und darüber mitzureden.

„Jelena Basiljewna, die niemals etwas anderes geliebt hat als ihren eigenen Körper und eines der dümsten Frauenzimmer auf der ganzen Welt ist,“ meditierte Pierre, „gilt den Leuten als der Gipfel der Klugheit und des feinen Geschmacks, und alles beugt sich vor ihr. Napoleon Bonaparte wurde von allen geringgeschätzt, solange er ein wahrhaft großer Mann war, und nachdem er ein kläglicher Komödiant geworden ist, beeifert sich Kaiser Franz, ihm seine Tochter als illegitime Gemahlin anzubieten. Die Spanier senden durch die katholische Geistlichkeit Dankgebete zu Gott empor, weil sie am vierzehnten Juni die Franzosen besiegt haben, und die Franzosen senden durch dieselbe katholische Geistlichkeit Dankgebete empor, weil sie am vierzehnten Juni die Spanier besiegt haben. Meine Brüder, die Frei-

maurer, schwören einen feierlichen Eid, daß sie stets bereit sein werden, alles für den Nächsten zum Opfer zu bringen; aber bei den Kollekten für die Armen bezahlen sie pro Monat nicht einmal einen Rubel; und Asträa intrigiert gegen die Mannasucher, und sie reißen sich um einen echten schottischen Teppich und um ein Schriftstück, dessen Sinn nicht einmal der versteht, der es verfaßt hat, und von dem niemand einen Nutzen hat. Wir alle bekennen das christliche Gebot, das uns befiehlt, Beleidigungen zu verzeihen und unsern Nächsten zu lieben, ein Gebot, demzufolge wir in Moskau unzählige Kirchen errichtet haben; aber gestern ist ein Deserteur mit der Knute zu Tode geprügelt worden, und ein Diener eben dieses Gesetzes der Liebe und Vergebung, ein Geistlicher, hat dem Soldaten vor der Exekution das Kreuz zum Rüßten hingehalten." So meditierte Pierre; und diese ganze, allgemein verbreitete, von allen zugegebene Lüge und Unwahrhaftigkeit setzte ihn, wie sehr er auch an sie gewöhnt war, dennoch jedesmal wie etwas Neues in Erstaunen. „Ich erkenne diese Lüge und Verwirrung,“ dachte er, „aber wie soll ich es anfangen, den Menschen alles das, was ich erkenne, darzulegen? Ich habe es versucht und habe dann immer gefunden, daß auch sie in der Tiefe ihrer Seele dasselbe erkennen wie ich, sich aber bemühen, diese Lüge und Unwahrhaftigkeit nicht zu sehen. Also ist da nichts zu ändern. Aber ich, wie soll ich mich nun dazu stellen?“ fragte sich Pierre. Er besaß die unglückliche Eigenschaft vieler Menschen (und sie ist in Rußland besonders häufig): an die Möglichkeit des Guten und der Wahrheit zu glauben und das Böse und die Lüge im Leben zu deutlich zu erkennen, als daß man es über sich gewinnen könnte, an diesem Leben ernsthaften Anteil zu nehmen. Jedes Arbeitsgebiet war in seinen Augen mit Schlechtigkeit und Betrug verbunden. Was auch immer er zu sein versuchen mochte, zu welcher Tätigkeit auch immer er greifen mochte, Schlechtigkeit

und Lüge stießen ihn überall ab und versperreten ihm alle Wege des Wirkens. Aber dabei mußte er doch leben, mußte irgendwie beschäftigt sein. Es war eine gar zu schreckliche Empfindung, unter dem steten Drucke dieser ungelösten Lebensfragen zu stehen, und so ergab er sich den ersten besten Vergnügungen, um nur jene Fragen zu vergessen. Er besuchte alle möglichen Gesellschaften, trank viel, kaufte Gemälde und baute; und vor allen Dingen las er viel.

Er las, und zwar las er alles, was ihm in die Hände kam, und las mit solcher Eier, daß, wenn er abends nach Hause kam und die Diener ihn noch auskleideten, er schon zum Buche griff und las. Und von der Lektüre ging er zum Schläfe über, und vom Schläfe zum Geplauder in den Salons und im Klub, vom Geplauder zum Schlemmen und zu den Weibern, vom Schlemmen wieder zum Geplauder, zur Lektüre und zum Weine. Das Weintrinken wurde ihm mehr und mehr zu einem physischen und zugleich zu einem geistigen Bedürfnis. Troßdem ihm die Ärzte sagten, daß ihm bei seiner Korpulenz der Weingenuß gefährlich sei, trank er sehr viel. Böllig wohl wurde ihm erst dann, wenn er, ohne sich dessen selbst recht bewußt zu werden, in seinen großen Mund mehrere Gläser Wein hineingestürzt hatte; dann empfand er eine angenehme Wärme im Körper, eine Zärtlichkeit gegen alle, mit denen er in Berührung kam, und eine Bereitwilligkeit, sich mit jedem Gedanken in oberflächlicher Weise abzufinden, ohne auf den eigentlichen Kern desselben einzugehen. Erst nachdem er eine und noch eine zweite Flasche Wein getrunken hatte, gelangte er zu der verschwommenen Vorstellung, daß jener wirre, furchtbare Knoten des Lebens, der ihn vorher erschreckt hatte, doch nicht so furchtbar sei, wie es ihm vorgekommen war. Er sah diesen Knoten zwar auch im Zustande leiser Berauschtigkeit unaufhörlich von der einen oder andern Seite, mochte er nun



plaudern oder Gespräche mitanhören oder nach dem Mittagessen und Abendessen lesen; aber unter der Einwirkung des Weines sagte er sich dann: „Das hat nichts weiter auf sich. Das werde ich schon entwirren. Ich weiß schon, wie ich alles lösen werde; aber jetzt habe ich keine Zeit; später werde ich das alles überdenken!“ Aber dieses „Später“ kam eben niemals.

Frühmorgens, ehe er etwas genossen hatte, erschienen ihm dann alle diese Fragen wieder ebenso unlösbar und furchtbar wie früher; und er griff eilig nach einem Buche und freute sich, wenn jemand zu ihm kam.

Manchmal erinnerte sich Pierre an eine eigentümliche Beobachtung, von der er früher einmal gehört hatte: daß im Kriege die Soldaten, wenn sie in einer Position beschossen werden und dagegen nichts tun können, sich absichtlich irgendeine Beschäftigung suchen, um die Gefahr leichter zu ertragen. Und es wollte ihm scheinen, daß es alle Menschen ähnlich machten wie solche Soldaten: sie suchten sich vor den schweren Fragen des Lebens zu retten, der eine durch Ehrgeiz, ein anderer durch Kartenspiel, ein anderer durch Abfassen von Gesetzen, ein anderer durch Weiber, ein anderer durch Spielereien, ein anderer durch Pferde, ein anderer durch die Politik, ein anderer durch den Wein, ein anderer durch Amtstätigkeit. „Da ist nichts wertlos und nichts wichtig; es ist alles gleich: wenn ich mich nur vor jenen schweren Fragen rette, so gut ich es vermag!“ dachte Pierre. „Wenn ich sie nur nicht sehe, diese furchtbaren Dinge!“

## II

**Z**u Anfang des Winters war Fürst Nikolai Andrejewitsch Bolkonski mit seiner Tochter nach Moskau übergesiedelt. Wegen seiner Vergangenheit, seines Verstandes und seiner Originalität,

besonders aber infolge des damaligen Abflauens der Begeisterung für die Regierung Kaiser Alexanders und infolge der französischenfeindlichen, patriotischen Richtung, die damals in Moskau herrschte, wurde Fürst Nikolai Andrejewitsch alsbald ein Gegenstand besonderer Verehrung für die Moskauer und der eigentliche Mittelpunkt der Moskauer Opposition gegen die Regierung.

Der Fürst war im letzten Jahre recht alt geworden. Es traten bei ihm in scharfer Deutlichkeit die Anzeichen des Greisenalters hervor: häufiges, unerwartetes Einschlafen, Vergesslichkeit für zeitlich ganz naheliegende Ereignisse und ein gutes Gedächtnis für weit zurückliegende, dazu die kindische Eitelkeit, mit der er die Rolle eines Führers der Moskauer Opposition übernommen hatte. Aber trotz alledem: wenn der alte Mann, namentlich bei Abendgesellschaften in seinem Hause, zum Tee in seinem Pelze und mit seiner gepuderten Perücke erschien und, von jemand dazu angeregt, in bruchstückartiger, zerhackter Manier aus der Vergangenheit erzählte oder in noch kürzerer Form scharf tadelnde Urtheile über die Gegenwart abgab, so rief er bei all seinen Gästen das gleiche Gefühl respektvoller Verehrung hervor. Den Besuchern bot dieses gesamte altertümliche Haus ein Schauspiel dar, das ebenso großartig wie angenehm wirkte: mit den gewaltigen Wandspiegeln, mit dem aus einer längst vergangenen Zeit stammenden Mobiliar, mit diesen gepuderten Dienern, mit ihm selbst, diesem barschen, klugen Greise, der dem vorigen Jahrhundert angehörte, und mit seiner sanften Tochter und der hübschen Französin, die in Ehrerbietung vor ihm vergingen. Aber die Besucher bedachten nicht, daß außer den zwei bis drei Stunden, während deren sie mit den Hausgenossen zusammen waren, der Tag noch etwa zweiundzwanzig Stunden hatte, in denen das verborgene, innere Leben des Hauses weiterging.

Dieses innere Leben war in der letzten Zeit, während des Auf-

enthaltet in Moskau, für die Prinzessin Marja recht drückend geworden. Sie entbehrte hier in Moskau ihre beiden besten Freuden: die Gespräche mit den Gottesleuten und die Einsamkeit. Beides hatte in Lysyja-Gory dazu geholfen, sie frisch zu erhalten; von dem hauptstädtischen Leben dagegen hatte sie keinen Vorteil und keine Freude. In Gesellschaft ging sie nicht: alle wußten, daß ihr Vater sie nicht von sich ließ, selbst aber wegen seiner Kränklichkeit keine Gesellschaften außer dem Hause besuchen konnte; und so lud man sie denn gar nicht mehr zu Dinern und Soupers ein. Die Hoffnung, sich zu verheiraten, hatte Prinzessin Marja ganz aufgegeben. Sie sah, wie kalt und grimmig Fürst Nikolai Andrejewitsch die jungen Männer aufnahm und abfertigte, die manchmal in ihrem Hause erschienen und vielleicht als Bewerber auftreten konnten. Freundinnen hatte Prinzessin Marja keine: während dieses Aufenthaltes in Moskau hatte sie an denjenigen beiden, die ihr am nächsten gestanden hatten, Enttäuschungen erlebt. Mademoiselle Bourienne, mit der sie auch früher schon nicht völlig offenherzig hatte verkehren können, war ihr jetzt geradezu zuwider geworden, und sie zog sich aus gewissen Gründen immer mehr von ihr zurück. Und was Julja betraf, die in Moskau wohnte und mit welcher Prinzessin Marja fünf Jahre lang einen ununterbrochenen Briefwechsel unterhalten hatte, so stellte sich jetzt, als Prinzessin Marja wieder persönlich mit ihr zusammenkam, heraus, daß sie ihr ganz fremd, ein grundverschiedenes Wesen geworden war. Julja, die nun infolge des Todes ihrer Brüder eine der reichsten Partien in ganz Moskau geworden war, überließ sich ganz und gar dem Strudel der gesellschaftlichen Vergnügungen. Sie sah sich stets von jungen Männern umringt, die, wie sie meinte, auf einmal zur Erkenntnis ihres wahren Wertes gelangt waren. Julja befand sich in jener Lebensperiode eines bereits alternden Mädchens, in welcher ein

solches fühlt, daß jetzt die letzte Möglichkeit einer Verheirathung da ist, und daß sich sein Schicksal jetzt oder nie entscheiden muß. Mit trübem Lächeln dachte Prinzessin Marja an jedem Donnerstage daran, daß sie jetzt an niemand zu schreiben hatte, da Julja (diese Julja, von deren Anwesenheit sie keine Freude hatte) mit ihr an demselben Orte war und sie einander jede Woche sahen. Es ging ihr ähnlich wie jenem alten Emigranten, der darauf verzichtete, die Dame zu heiraten, bei der er mehrere Jahre lang seine Abende verlebt hatte: Prinzessin Marja bedauerte, daß Julja mit ihr in derselben Stadt wohnte und sie nun niemand hatte, an den sie schreiben konnte. Prinzessin Marja hatte in Moskau niemand, mit dem sie hätte offen reden und dem sie ihr Leid hätte anvertrauen können, und es war damals viel neues Leid zu dem alten noch hinzugekommen.

Der in Aussicht genommene Termin für die Rückkehr des Fürsten Andrei und für seine Verheirathung rückte heran, und der Auftrag, den er ihr erteilt hatte, den Vater darauf vorzubereiten, war nicht ausgeführt worden; ja, die Sache schien im Gegenteil ganz schlimm zu stehen, da schon die bloße Erwähnung der Komtesse Kostowa ausreichte, um den alten Fürsten, der sowieso schon fast immer übler Laune war, ganz außer sich zu bringen.

Als eine neue Quelle des Leides waren in letzter Zeit für die Prinzessin Marja noch die Unterrichtsstunden hinzugekommen, die sie ihrem sechsjährigen Neffen erteilte. Bei ihrem Verkehr mit Nikolenka nahm sie mit Schrecken an sich selbst jene Reizbarkeit wahr, die ein Charakterzug ihres Vaters war. Sie sagte sich immer von neuem, sie müsse sich beim Unterrichte ihres Neffen beherrschen und dürfe nicht hitzig werden; aber fast jedesmal, wenn sie sich mit der französischen Fibel und dem Zeigefiste hingesezt hatte, geriet sie in einen solchen Eifer, ihr eigenes Wissen

möglichst schnell und möglichst leicht gleichsam in das Kind hinüberzugießen, welches von vornherein in Angst war, die Tante würde im nächsten Augenblick zornig werden — sie geriet in einen solchen Eifer, daß sie bei der geringsten Unaufmerksamkeit von seiten des Knaben zusammenzuckte, hastig und hitzig wurde, die Stimme erhob und ihn manchmal am Armchen schüttelte und in die Erde stellte. Wenn sie ihn nun in die Erde gestellt hatte, so begann sie selbst über ihren bösen, schlechten Charakter zu weinen, und Mikolenska, der in unwillkürlichem Nachahmungstriebe ebenfalls schluchzte, kam dann ohne Erlaubnis aus seiner Erde heraus, ging zu ihr hin, zog ihr die tränenfeuchten Hände vom Gesichte und tröstete sie.

Aber den größten, allergrößten Kummer bereitete der Prinzessin die Reizbarkeit ihres Vaters, die sich immer gegen die Tochter richtete und in der letzten Zeit geradezu zur Grausamkeit ausgeartet war. Hätte er sie gezwungen, ganze Nächte lang vor den Heiligenbildern unter tiefen Verbeugungen zu beten, hätte er sie geschlagen, hätte er ihr befohlen, Holz und Wasser zu schleppen, so wäre es ihr nicht in den Sinn gekommen, ihre Lage für drückend zu halten; aber dieser liebende Peiniger, dessen Grausamkeit eben daher rührte, daß er sie liebte und zur Strafe dafür sich und sie peinigte, legte es nicht nur absichtlich darauf an, sie zu kränken und zu demütigen, sondern er suchte ihr auch noch jedesmal zu beweisen, daß sie immer und an allem schuld sei. In der letzten Zeit war bei ihm eine neue Absonderlichkeit hervorgetreten, die der Prinzessin Marja mehr Qual bereitete als alles andere: das war seine immer mehr wachsende Zuneigung zu Mademoiselle Bourienne. Als er seinerzeit zuerst von der Absicht seines Sohnes, sich wieder zu verheiraten, gehört hatte, da war ihm im ersten Augenblicke wie eine Art von Wiß der Gedanke gekommen, wenn Andrei heirate, so könne auch er selbst Made-

moiselle Bourienne zu seiner Frau machen; aber dieser Gedanke gefiel ihm offenbar mit der Zeit immer besser, und in der letzten Zeit legte er mit einer gewissen Hartnäckigkeit und, wie es der Prinzessin Marja schien, lediglich mit der Absicht, sie zu kränken, eine ganz besondere Freundlichkeit gegen Mademoiselle Bourienne an den Tag und brachte seine Unzufriedenheit mit seiner Tochter dadurch zum Ausdruck, daß er dieser Mademoiselle seine Zuneigung bezeugte.

Eines Tages während des Aufenthaltes in Moskau küßte der alte Fürst in Gegenwart der Prinzessin Marja (sie war der Ansicht, der Vater tue es absichtlich in ihrer Gegenwart) der Mademoiselle Bourienne die Hand, zog sie an sich heran und umarmte sie zärtlich. Prinzessin Marja wurde dunkelrot und lief aus dem Zimmer. Einige Minuten darauf trat Mademoiselle Bourienne lächelnd bei ihr ein und erzählte mit ihrer wohlklingenden Stimme irgend etwas Lustiges. Prinzessin Marja wischte sich schnell die Tränen ab, ging festen Schrittes auf die Französin zu und schrie sie, offenbar ohne sich dessen selbst bewußt zu werden, mit zorniger Stimme und in einer sich überstürzenden Hast an: „Das ist gemein, unwürdig, herzlos, eine Schwäche so zu mißbrauchen . . .“ Sie ließ ihre Scheltrede unvollendet. „Gehen Sie hinaus aus meinem Zimmer!“ schrie sie und brach in Schluchzen aus.

Am andern Tage sagte der Fürst zu seiner Tochter kein einziges Wort; aber es fiel ihr auf, daß er beim Mittagessen befahl, die Speisen sollten zuerst der Mademoiselle Bourienne präsentiert werden. Und als zu Ende des Mittagessens der Diener den Kaffee herumreichte und nach früherer Gewohnheit wieder bei der Prinzessin anfing, geriet der Fürst plötzlich in Wut, warf mit seinem Krückstock nach Philipp und ordnete sofort an, er solle unter die Soldaten gesteckt werden.

„Er hört nicht . . . zweimal habe ich es gesagt! . . . er hört nicht! Sie ist die Erste in diesem Hause; sie ist meine beste Freundin,“ schrie der Fürst. „Und wenn du“, schrie er zornig, indem er zum erstenmal an diesem Tage Prinzessin Marja anredete, „und wenn du dir noch einmal erlaubst, wie du dich gestern erdreistet hast, dich ihr gegenüber zu vergessen, so werde ich dir zeigen, wer Herr im Hause ist. Hinaus! Ich will dich nicht eher wieder sehen, ehe du sie nicht um Verzeihung gebeten hast!“

Prinzessin Marja bat ihre Gesellschafterin, ihr zu vergeben, und ebenso bat sie den Vater um Verzeihung für sich und den Diener Philipp, der sie angefleht hatte, ein gutes Wort für ihn einzulegen.

In solchen Augenblicken bildete sich in der Seele der Prinzessin Marja ein Gefühl heraus, das wie eine Art von Stolz auf das von ihr gebrachte Opfer aussah. Und dann traf es sich plötzlich, daß unmittelbar nach einer solchen Szene in ihrer Gegenwart dieser Vater, dessen Benehmen sie innerlich als hart und ungerecht verurteilte, seine Brille suchte, indem er neben ihr umhertastete, ohne sie zu sehen, oder etwas vergaß, was soeben geschehen war, oder mit seinen schwach gewordenen Beinen einen unsicheren Schritt tat und sich umsah, ob auch niemand seine Schwäche bemerkt habe, oder, was das Schlimmste war, beim Mittagessen, wenn keine Gäste da waren, die ihn sonst munter erhielten, plötzlich einschlummerte, die Serviette hinfallen ließ und sich mit seinem zitternden Kopfe über den Teller neigte. „Er ist alt und schwach, und ich erdreiste mich, ihn zu verurteilen!“ dachte sie in solchen Augenblicken, mit Abscheu gegen sich selbst.

## III

Im Jahre 1810 lebte in Moskau ein französischer Arzt namens Métivier, der schnell Mode geworden war. Er war ein schöner Mann, von sehr hohem Wuchse, liebenswürdig wie alle Franzosen und, wie man in Moskau allgemein sagte, als Arzt außerordentlich tüchtig. Er verkehrte in den vornehmsten Häusern nicht als Arzt, sondern wie ein Gleichgestellter.

Fürst Nikolai Andrejewitsch spottete zwar über die medizinische Wissenschaft, hatte aber dennoch in der letzten Zeit auf Mademoiselle Bouriennes Rat diesen Arzt zu sich kommen lassen und sich dann an ihn gewöhnt. Métivier kam etwa zweimal wöchentlich zum Fürsten.

Am Nikolaustage, dem Namenstage des Fürsten, stellte sich ganz Moskau am Portale seines Hauses ein; aber er hatte Befehl gegeben, niemand anzunehmen und nur einige wenige, von denen er der Prinzessin Marja ein Verzeichniß eingehändigt hatte, zum Mittagessen einzuladen.

Métivier, der am Morgen zum Gratulieren kam, hielt sich in seiner Eigenschaft als Arzt für berechtigt, die Absperrung zu durchbrechen, wie er zu der Prinzessin Marja sagte, und ging zu dem Fürsten hinein. Es traf sich, daß der alte Fürst gerade am Morgen dieses Namenstages besonders schlechter Laune war. Er wanderte den ganzen Morgen durch das Haus, suchte mit allen, die er traf, Handel und stellte sich, als ob er nicht verstände, was sie zu ihm sagten, und als ob sie ihn nicht verstanden. Prinzessin Marja kannte diesen Zustand stiller, verbissener Knurrigkeit, der gewöhnlich mit einem Wutausbruche endete, ganz genau und ging den ganzen Morgen über umher, wie wenn eine geladene Flinte mit aufgezogenen Hähnen auf sie gerichtet wäre und sie den unausbleiblichen Schuß erwartete. Die Stunden



vor der Ankunft des Arztes waren glücklich vorübergegangen. Nachdem Prinzessin Marja den Arzt hereingelassen hatte, setzte sie sich im Salon mit einem Buche in die Nähe der Thür, von wo aus sie alles hören konnte, was im Zimmer ihres Vaters vorging.

Zuerst hörte sie nur die Stimme Métiviers, dann die Stimme ihres Vaters; dann sprachen beide Stimmen zugleich; beide Flügel der Thür wurden heftig aufgestoßen, und auf der Schwelle erschien Métivier mit seinem vollen, schwarzen Haare, auf dem schönen Gesichte den Ausdruck der Bestürzung, und der Fürst in Nachtmütze und Schlafrock mit wutentstelltem Gesichte und rollenden Augen.

„Du verstehst mich nicht?“ schrie der Fürst. „Aber ich durchschaue dich! Du französischer Spion, Sklave Bonapartes, du Spion, hinaus aus meinem Hause! Hinaus, sage ich! . . .“ Er schlug die Thür zu.

Métivier trat, die Achseln zuckend, zu Mademoiselle Bourienne, die auf das Geschrei aus dem Nebenzimmer herbeigelaufen kam.

„Der Fürst ist nicht ganz wohl,“ sagte er. „Galle und Blutandrang nach dem Gehirn. Beruhigen Sie sich; ich komme morgen wieder mit heran.“ Er legte einen Finger an die Lippen und entfernte sich eilig.

Durch die geschlossene Thür konnte man hören, wie der Fürst in seinen Pantoffeln hin und her ging und schrie: „Spione, Verräter, überall Verräter! Im eigenen Hause hat man keinen Augenblick Ruhe!“

Nach Métiviers Weggang rief der alte Fürst seine Tochter zu sich, und nun brach die ganze Wucht seines Zornes über sie herein. Sie sei daran schuld, daß der Spion zu ihm gelassen sei. Er habe doch gesagt, habe ihr gesagt, es solle niemand vorgelassen und nur diejenigen, die auf der Liste ständen, zum Mittagessen eingeladen werden. Warum sei nun dieser Schurke doch herein-

gelassen? Sie sei an allem schuld. Wenn er mit ihr zusammenlebe, habe er keinen Augenblick Ruhe und könne nicht ruhig sterben. So zeterte er.

„Nein, mein Kind, wir müssen uns trennen, müssen uns trennen! Das mögen Sie wissen, das mögen Sie wissen! Ich kann das nicht länger ertragen!“ rief er und ging aus dem Zimmer. Und als ob er fürchtete, sie könnte die Sache irgendwie nicht ernst genug nehmen, kehrte er noch einmal zu ihr zurück und fügte, indem er eine ruhige Miene anzunehmen suchte, hinzu: „Glauben Sie nicht, daß ich das nur so in einem Augenblick des Zornes zu Ihnen sage; ich bin ganz ruhig und habe es mir wohl überlegt. Und es wird auch geschehen; wir müssen uns trennen; suchen Sie sich einen andern Ort zum Wohnen! . . .“ Aber er konnte sich doch nicht länger beherrschen, und mit jener Bosheit, deren nur ein Mensch fähig ist, der sein Opfer doch liebt, schüttelte er, offenbar selbst unter seiner Handlungsweise leidend, die Fäuste und schrie ihr zu:

„Wenn sie doch irgendeinen Dummkopf fände, der sie heiratete!“ Er schlug die Tür hinter sich zu; dann steckte er noch einmal den Kopf hindurch und rief Mademoiselle Bourienne zu sich, und nun wurde es in seinem Zimmer still.

Um zwei Uhr trafen die sechs Personen ein, die für das Diner auserwählt waren.

Die Gäste — nämlich der bekannte Graf Rastoptschin, Fürst Lopuchin mit seinem Neffen, General Tschatrow, ein alter Kriegskamerad des Fürsten, und zwei jüngere Leute: Pierre und Boris Drubezkoj — erwarteten den alten Fürsten im Salon.

Boris, der vor kurzem auf Urlaub nach Moskau gekommen war, hatte den lebhaften Wunsch gehabt, dem Fürsten Nikolai Andrejewitsch vorgestellt zu werden, und es dermaßen verstanden, sich dessen Gunst zu erwerben, daß der Fürst, während

er sonst unverheiratete junge Männer in seinem Hause nicht verkehren ließ, mit ihm eine Ausnahme machte.

Das Haus des Fürsten nahm nicht eigentlich am gesellschaftlichen Leben teil; aber es kam dort ein kleiner Kreis von Männern zusammen, von dem zwar in der Stadt nicht viel gesprochen wurde, zu welchem zugelassen zu werden aber besonders schmeichelhaft war. Das hatte auch Boris vor einer Woche gemerkt, als in seiner Gegenwart der Oberkommandierende den Grafen Rastoptschin auf den Nikolaustag zum Diner eingeladen und dieser ihm erwidert hatte, er könne nicht kommen:

„An diesem Tage begeben sich immer zu den Gebeinen des Fürsten Nikolai Andrejewitsch, um ihnen meine Verehrung zu erweisen.“

„Ach ja, ja, richtig,“ hatte der Oberkommandierende geantwortet. „Was macht er denn?“

Die kleine Gesellschaft, die sich vor dem Diner in dem altmodischen, hohen, mit alten Möbeln ausgestatteten Salon versammelt hatte, machte den Eindruck eines feierlichen Gerichtstribunals. Alle schwiegen, und wenn sie redeten, so taten sie es nur in gedämpftem Tone. Nun trat Fürst Nikolai Andrejewitsch ein, ernst und schweigsam. Prinzessin Marja schien noch stiller und schüchterner zu sein als gewöhnlich. Die Gäste redeten sie nur ungern an, weil sie sahen, daß sie keine Neigung hatte sich mit ihnen zu unterhalten. Graf Rastoptschin hielt ganz allein das Gespräch im Gange, indem er die letzten Neuigkeiten aus der Stadt und aus der Politik erzählte. Lopuchin und der alte General beteiligten sich am Gespräche nur ab und zu.

Fürst Nikolai Andrejewitsch hörte zu, so wie ein höherer Richter die Berichte anhört, die ihm erstattet werden, und befundete nur von Zeit zu Zeit durch eine stumme Gebärde oder durch ein kurzes Wort, daß er das, was ihm berichtet wurde, zur Kenntnis

nahm. Aus dem Tone des Gespräches war zu entnehmen, daß keiner das billigte, was im politischen Leben vorging. Es wurden Ereignisse erzählt, welche deutlich zeigten, daß alles einen immer schlechteren Gang nahm; aber bei jeder Erzählung und Kritik war auffallend, daß der Redende jedesmal an demjenigen Punkte entweder selbst innehielt oder von einem andern angehalten wurde, wo die Kritik sich auf die Person des Kaisers zu beziehen begann.

Bei Tische kam das Gespräch auf die letzte politische Neuigkeit: die Annexion der Länder des Herzogs von Oldenburg durch Napoleon und die gegen Napoleon gerichtete Note, welche die russische Regierung an alle europäischen Höfe gesandt hatte.

„Bonaparte verfährt mit Europa wie ein Pirat mit einem eroberten Schiffe,“ bemerkte Graf Rastoptschin und wiederholte damit eine Wendung, deren er sich an anderen Stellen bereits mehrmals bedient hatte. „Man kann sich nur über die Langmut oder die Verblendung der Herrscher wundern. Jetzt kommt nun der Papst an die Reihe: Bonaparte, der sich vor nichts mehr zu scheuen scheint, will das Oberhaupt der katholischen Kirche stürzen — und alle schweigen dazu! Der einzige, der gegen die Einziehung der Besitzungen des Herzogs von Oldenburg protestiert hat, ist unser Kaiser, und das . . .“ Hier brach Graf Rastoptschin ab, da er merkte, daß er an die Grenze gelangt war, bei der die Kritik Halt zu machen hatte.

„Es sind ihm andere Besitzungen an Stelle des Herzogtums Oldenburg angeboten worden,“ sagte Fürst Nikolai Andrejewitsch. „Gerade wie ich Bauern von Lysnja-Gory nach Bogutscharowo und den Njasanschen Gütern versetzt habe, so macht er es mit Herzögen.“

„Der Herzog von Oldenburg erträgt sein Unglück mit einer bewundernswerten Charakterstärke und Ergebung,“ beteiligte sich Boris respektvoll an dem Gespräche.

Er sagte das deswegen, weil er auf der Fahrt von Petersburg die Ehre gehabt hatte, dem Herzoge vorgestellt zu werden. Fürst Nikolai Andrejewitsch sah den jungen Mann so an, als wollte er ihm etwas darauf erwidern; aber er besann sich eines andern, da er ihn dafür denn doch für zu jung erachtete.

„Ich habe unseren Protest in der oldenburgischen Angelegenheit gelesen und bin über die schlechte Form, in der die Note abgefaßt ist, erstaunt gewesen,“ sagte Graf Rastoptschin in dem lässigen Tone eines Mannes, der über eine Sache urteilt, mit der er gut Bescheid weiß.

Pierre blickte den Grafen Rastoptschin mit naiver Bewunderung an und begriff nicht, warum ihn die schlechte Fassung der Note so verdrießen könne.

„Ist es denn nicht ganz gleich, wie die Note geschrieben ist, Graf,“ sagte er, „wenn nur ihr Inhalt kräftig und energisch ist?“

„Mein Lieber, mit unseren fünfmalhunderttausend Mann Soldaten ist es eigentlich leicht, einen guten Stil zu schreiben,“ erwiderte Graf Rastoptschin.

Pierre begriff nun, was dem Grafen Rastoptschin an der Fassung der Note mißfiel.

„Die Sorte der schlechten Schreiber scheint sich gewaltig vermehrt zu haben,“ sagte der alte Fürst. „Da in Petersburg schreibt jeder Mensch, und nicht nur Noten; sie schreiben auch neue Gesetze. Mein Andrei hat für Rußland einen ganzen Band neuer Gesetze zusammengeschrieben. Heutzutage schreibt eben jeder!“ Er lachte in gekünstelter Art.

Das Gespräch verstummte einen Augenblick; dann zog der alte General dadurch, daß er sich räusperte, die Aufmerksamkeit auf sich.

„Haben Sie schon von den Vorfällen bei den letzten Paraden in Petersburg gehört? Der neue französische Gesandte hat sich in einer unerhörten Weise benommen!“

„Ja, ich habe etwas davon gehört; er hat in Gegenwart Seiner Majestät etwas Ungehöriges gesagt.“

„Seine Majestät lenkte bei der vorletzten Parade die Aufmerksamkeit des Gesandten auf die Grenadierdivision und ihren Parademarsch,“ fuhr der General fort, „aber der Gesandte soll gar nicht danach hingesehen, sondern gesagt haben: ‚Wir legen bei uns in Frankreich auf solche nutzlosen Außerlichkeiten keinen Wert.‘ Der Kaiser hat ihm darauf nichts erwidert. Aber bei der folgenden Parade hat er ihn, wie es heißt, nicht ein einziges Mal angedet.“

Alle schwiegen; über diese Tatsache, die auf den Kaiser persönlich Bezug hatte, durfte keinerlei Kritik ausgesprochen werden.

„Eine freche Sorte!“ sagte der Fürst. „Kennen Sie Métivier? Ich habe ihn heute aus meinem Hause gejagt. Er war hier; man hatte ihn zu mir hereingelassen, obwohl ich angeordnet hatte, niemandem den Eintritt zu gestatten,“ fügte er mit einem zornigen Blick auf seine Tochter hinzu.

Und nun erzählte er sein ganzes Gespräch mit dem französischen Arzte und führte die Gründe an, die ihn zu der Überzeugung gebracht hatten, daß Métivier ein Spion sei. Obgleich diese Gründe sehr unzulänglich und unklar waren, wandte dennoch niemand etwas dagegen ein.

Nach dem Braten wurde Champagner gereicht. Die Gäste erhoben sich von ihren Plätzen und beglückwünschten den alten Fürsten. Auch Prinzessin Marja trat zu ihm.

Er sah sie mit einem kalten, grimmigem Blicke an und hielt ihr seine runzelige, rasierte Wacke zum Kusse hin. Der gesamte Ausdruck seines Gesichtes sagte ihr, daß er das Gespräch vom Vormittage keineswegs vergessen habe, daß sein Entschluß in voller Kraft bestehen bleibe, und daß er ihr das nur mit Rücksicht auf die Anwesenheit der Gäste nicht mit Worten ausspreche.

Als alle aus dem Speisezimmer wieder zum Kaffe in den Salon gegangen waren, setzten sich die alten Herrn zusammen.

Fürst Nikolai Andrejewitsch wurde nun lebhafter und legte seine Ansicht über den bevorstehenden Krieg dar.

Er sagte, unsere Kriege mit Bonaparte würden so lange einen unglücklichen Verlauf nehmen, als wir Bündnisse mit den Deutschen suchten und uns in die europäischen Angelegenheiten einmischten, in die uns der Tilsiter Friede hineingezogen habe. Wir dürften weder für Oesterreich noch gegen Oesterreich Krieg führen. Unsere Politik habe sich ganz auf den Osten zu beschränken, und was Bonaparte beträfe, so sei das einzig Richtige eine starke Truppenmacht an der Grenze und eine feste, energische Politik; dann werde er nie wieder wagen, die russische Grenze zu überschreiten, wie im Jahre 1807.

„Aber wie wäre es denn möglich, daß wir mit den Franzosen Krieg führten, Fürst!“ entgegnete Graf Rastoptschin. „Können wir denn gegen unsere Lehrmeister und Abgötter die Waffen erheben? Sehen Sie nur unsere Jugend an, sehen Sie nur unsere Damen an! Die Franzosen sind unsere Abgötter, und Paris ist unser Himmreich.“

Er begann lauter zu sprechen, offenbar damit alle ihm zuhören möchten:

„Wir tragen französische Kleider, wir denken und fühlen wie Franzosen! Da haben Sie nun diesen Métivier mit einem Fußtritt hinauspediert, weil er ein Franzose und ein Nichtswürdiger ist; aber unsere Damen rutschen vor ihm auf den Knien herum. Gestern war ich auf einer Abendgesellschaft; da waren unter fünf anwesenden Damen drei Katholikinnen, die sich vom Papste besondern Dispens haben geben lassen, am Sonntag auf Kanewas zu stiden; aber dabei saßen sie beinahe nackt da, wie die Figuren auf den Aushängeschildern der öffentlichen Badhäuser, mit Er-

laubnis zu sagen. Ach, wenn ich so unsere jungen Leute ansehe, Fürst, da möchte ich am liebsten den alten Stock Peters des Großen aus der Kustkammer nehmen und ihnen auf russische Manier den Buckel vollhauen; da sollte ihnen ihre Narrheit wohl vergehen!"

Alle schwiegen. Der alte Fürst sah Rastoptschin lächelnd an und wiegte beifällig den Kopf hin und her.

„Nun, dann leben Sie wohl, Euer Durchlaucht, und halten Sie sich alle Krankheit vom Leibe,“ sagte Rastoptschin, indem er mit den ihm eigenen schnellen Bewegungen aufstand und dem Fürsten die Hand hinstreckte.

„Lebe wohl, mein Bester; deine Tonart höre ich immer mit großer Freude!“ sagte der alte Fürst; er hielt die Hand Rastoptschins in der seinigen fest und hielt ihm die Waage zum Kusse hin. Gleichzeitig mit Rastoptschin hatten sich auch die andern erhoben.

#### IV

Prinzessin Marja, die mit im Salon geseßen und diese Gespräche und tadelnden Urtheile der alten Herren mit angehört hatte, hatte von dem Gehörten nichts verstanden; sie hatte immer nur gedacht, ob auch die Gäste die feindliche Stimmung des Vaters ihr gegenüber nicht bemerkten. Sie hatte nicht einmal die besonderen Aufmerksamkeiten und Liebenswürdigkeiten bemerkt, die Drubezkoi, der schon zum dritten Male bei ihnen im Hause war, während der ganzen Zeit, als sie bei Tische saßen, ihr erwiesen hatte.

Prinzessin Marja wandte sich mit einem zerstreuten, fragenden Blicke zu Pierre, der als letzter der Gäste mit dem Hüte in der Hand lächelnd zu ihr trat, als der Fürst bereits hinausgegangen war und sie beide allein im Salon zurückgeblieben waren.



„Darf ich mich noch einen Augenblick zu Ihnen setzen?“ fragte er, indem er seinen dicken Körper bequem in einen Sessel neben der Prinzessin Marja sinken ließ.

„Bitte sehr,“ antwortete sie; aber ihr Blick fragte: „Sie haben nichts bemerkt?“

Pierre befand sich in der angenehmen Stimmung, die ihn oft nach dem Mittagessen überkam. Er blickte vor sich hin und lächelte leise.

„Kennen Sie diesen jungen Mann schon lange, Prinzessin?“ fragte er.

„Welchen jungen Mann?“

„Drubezko.“

„Nein, lange kenne ich ihn noch nicht.“

„Nun, und gefällt er Ihnen?“

„O ja, er ist ein angenehmer, junger Mann . . . Warum fragen Sie mich danach?“ erwiderte Prinzessin Marja, dachte aber dabei immer noch an das Gespräch, das sie am Vormittag mit dem Vater gehabt hatte.

„Weil ich eine Beobachtung gemacht habe: die jungen Männer, die von Petersburg auf Urlaub nach Moskau gehen, verfolgen gewöhnlich nur den Zweck, ein reiches Mädchen zu heiraten.“

„Haben Sie das beobachtet?“ fragte Prinzessin Marja.

„Ja,“ antwortete Pierre lächelnd, „und dieser junge Mann hat es sich jetzt offenbar zum Grundsatz gemacht, überall da zu sein, wo ein reiches heiratsfähiges Mädchen ist. Ich lese in ihm wie in einem Buche. Er ist jetzt noch unentschlossen, gegen wen er seine Attade richten soll, ob gegen Sie oder gegen Mademoiselle Julia Karagina. Er ist sehr hinter ihr her.“

„Er verkehrt bei Karagins?“

„Ja, und recht viel. Und kennen Sie auch die neueste Art, wie man einer Dame den Hof macht?“ fragte Pierre mit vergnüg-

tem Lächeln; er befand sich augenscheinlich in jener heiteren Stimmung gutmütiger Spottlust, die er sich in seinem Tagebuche so oft zum Vorwurf gemacht hatte.

„Nein,“ antwortete Prinzessin Marja.

„Man muß jetzt, um den Moskauer jungen Damen zu gefallen, melancholisch sein. Und er ist im Umgange mit Mademoiselle Karagina sehr melancholisch,“ sagte Pierre.

„Wirklich?“ erwiderte Prinzessin Marja; sie sah dabei in Pierres gutes Gesicht und dachte unaufhörlich an ihren Kummer. „Es würde mir leichter ums Herz werden,“ dachte sie, „wenn ich mich entschloße, jemandem all das anzuvertrauen, was mich quält. Und gerade diesem Pierre möchte ich gern alles sagen. Er ist so gut und hat eine edle Gesinnung. Es würde mir leichter ums Herz werden. Er würde mir einen Rat geben!“

„Würden Sie ihn heiraten?“ fragte Pierre.

„Ach, mein Gott, Graf, es gibt Augenblicke, wo ich bereit wäre, jeden Beliebigen zu heiraten,“ erwiderte Prinzessin Marja; die Antwort war ihr wider ihren Willen entfahren, und man hörte ihrer Stimme an, daß ihr die Tränen nahe waren. „Ach, wie schmerzlich ist es, wenn man jemand, der einem nahesteht, liebt und sich dabei sagen muß, daß . . .“ fuhr sie mit zitternder Stimme fort, „. . . daß man für ihn weiter nichts tun kann als sich grämen; wenn man weiß, daß man nichts ändern kann. Dann ist das einzige, was einem übrigbleibt, fortzugehen; aber wohin soll ich gehen?“

„Was haben Sie? Was ist Ihnen, Prinzessin?“

Aber die Prinzessin brach, ohne zu Ende zu sprechen, in Tränen aus.

„Ich weiß nicht, was mit mir heute ist. Hören Sie nicht auf mich; vergessen Sie, was ich Ihnen gesagt habe.“

Pierres ganze Heiterkeit war verschwunden. Er drang mit teil-

nahmsvollen Fragen in die Prinzessin, bat sie, alles auszusprechen, ihm ihr Leid anzuvertrauen: aber sie wiederholte nur, sie bitte ihn, zu vergessen, was sie gesagt habe; sie erinnere sich selbst des Gesagten nicht und habe keinen andern Kummer als den, welchen er kenne: den Kummer darüber, daß die Heirat des Fürsten Andrei Vater und Sohn miteinander zu entzweien drohe.

„Haben Sie etwas von der Familie Rostow gehört?“ fragte sie, um den Gegenstand des Gespräches zu wechseln. „Es ist mir gesagt, sie würden bald herkommen. Auch meinen Bruder erwarte ich alle Tage. Es wäre mir lieb, wenn das erste Wiedersehen hier stattfände.“

„Und wie sieht er jetzt die Sache an?“ fragte Pierre, wobei er unter „er“ den alten Fürsten verstand.

Prinzessin Marja schüttelte den Kopf.

„Aber was läßt sich dagegen tun? Von dem Jahre, bis zu dessen Ablauf der Vater die Hochzeit verschoben wissen wollte, sind nur noch einige Monate übrig. Und ich sehe noch gar keine Möglichkeit. Könnte ich meinem Bruder nur über die ersten Augenblicke der Wiederbegegnung mit dem Vater hinweghelfen. Es wäre mir lieb, wenn die Rostows noch vor Andrei hier einträfen. Ich hoffe, daß ich mit ihr gut harmonieren werde. Sie kennen die Familie ja schon lange; sagen Sie mir, Hand aufs Herz, die ganze, lautere Wahrheit: was ist sie für ein Mädchen, und wie finden Sie sie? Aber die ganze Wahrheit; denn Sie begreifen wohl: wenn Andrei das gegen den Willen seines Vaters tut, so setzt er so viel aufs Spiel, daß ich gern wissen möchte . . .“

Ein unklares, instinktives Gefühl sagte Pierre, daß in diesen vorausgeschickten Redewendungen und den wiederholten Bitten, die ganze Wahrheit zu sagen, eine Abneigung der Prinzessin Marja gegen ihre künftige Schwägerin zum Ausdruck kam, und

daß sie im stillen wünschte, Pierre möchte die Wahl des Fürsten Andrei nicht gutheißen. Aber Pierre antwortete aufrichtig, und zwar sprach er mehr seine Empfindung als ein Urtheil aus.

„Ich weiß nicht, wie ich Ihre Frage beantworten soll,“ erwiderte er und errötete dabei, ohne selbst zu wissen warum. „Ich weiß schlechterdings nicht, was sie für ein Mädchen ist, und bin nicht imstande, ihren Charakter in seinen Einzelheiten zu schildern. Sie ist entzückend; aber woher das eigentlich kommt, das weiß ich nicht. Das ist alles, was ich über sie sagen kann.“

Prinzessin Marja seufzte, und ihre Miene besagte: „Ja, das hatte ich erwartet und gefürchtet.“

„Ist sie klug?“ fragte Prinzessin Marja.

Pierre überlegte.

„Ich glaube: nein,“ antwortete er; „übrigens doch, ja. Sie legt nur keinen Wert darauf, klug zu sein . . . Aber sie ist entzückend, weiter nichts als entzückend.“

Prinzessin Marja schüttelte wieder mißfällig den Kopf.

„Ach, ich wünsche so sehr, sie liebzugewinnen! Sagen Sie ihr das nur, wenn Sie sie früher sehen sollten als ich.“

„Wie ich gehört habe, werden sie in den nächsten Tagen hier eintreffen,“ sagte Pierre.

Prinzessin Marja theilte ihm nun noch ihren Plan mit, wie sie, sobald Rostows würden angekommen sein, mit ihrer künftigen Schwägerin in nähere Beziehung treten und sich auch bemühen werde, den alten Fürsten an sie zu gewöhnen.

## V

**I**n Petersburg war es Boris nicht gelungen, eine reiche Frau zu bekommen, und so war er denn in derselben Absicht nach Moskau gereist. In Moskau schwankte er, welches von zwei sehr

reichen Mädchen er wählen sollte, ob Julja oder Prinzessin Marja. Obgleich ihm Prinzessin Marja trotz ihres unschönen Außeren anziehender erschien als Julja, fand er es schwierig, ihr den Hof zu machen. Als er das leztmal mit ihr zusammengewesen war, am Namenstage des alten Fürsten, hatte sie bei allen seinen Versuchen, mit ihr von Gefühlen zu reden, schiefe Antworten gegeben und offenbar auf das, was er sagte, gar nicht hingehört.

Im Gegensatz dazu nahm Julja seine Liebenswürdigkeiten gern entgegen, wiewohl auf eine besondere, ihr eigene Manier.

Julja war jetzt siebenundzwanzig Jahre alt. Durch den Tod ihrer Brüder war sie sehr reich geworden. Sie war jetzt geradezu unschön; aber sie meinte nicht nur ebenso hübsch wie früher, sondern noch weit anziehender zu sein. In diesem Irrtum erhielten sie zwei Umstände: erstens war sie eine sehr reiche Partie geworden, und zweitens war sie, je älter sie wurde, um so ungeschährlicher für die Männer, und um so unbefangener konnten diese mit ihr verkehren und, ohne irgendwelche Verpflichtungen auf sich zu nehmen, die Soupers, die Soireen und die muntere Gesellschaft genießen, die sich im Karaginschen Hause zu versammeln pflegte. Viele Männer, die sich zehn Jahre vorher gescheut hätten, täglich ein Haus zu besuchen, wo eine siebzehnjährige Tochter war, um sie nicht zu kompromittieren und sich nicht zu binden, kamen jetzt dreißt täglich zu ihr und verkehrten mit ihr nicht wie mit einem heiratsfähigen Fräulein, sondern wie mit einer guten Bekannten, die „kein Geschlecht hat“.

Das Karaginsche Haus war in diesem Winter eines der angenehmsten, gastfreiesten Häuser in ganz Moskau. Abgesehen von den Soupers und Diners, zu denen Einladungen ergingen, versammelte sich jeden Abend bei Karagins eine große Gesellschaft, namentlich von Herren; es wurde um Mitternacht soupiert, und

man saß dann noch bis gegen drei Uhr zusammen. Es fand kein Schlittenkorsò, kein Ball, keine Theatervorstellung statt, woran Julja nicht teilgenommen hätte. Sie trug immer die modernsten Toiletten. Aber trotzdem schien Julja von allem enttäuscht zu sein und sagte jedem, sie glaube weder an Freundschaft noch an Liebe, noch an irgendwelche Lebensfreuden mehr und erhoffe Ruhe nur im Jenseits. Sie hatte sich den Ton eines Mädchens zu eigen gemacht, das eine große Enttäuschung zu ertragen gehabt hat, eines Mädchens, das etwa einen geliebten Mann verloren hat oder von ihm grausam betrogen worden ist. Obgleich ihr nichts dergleichen zugestoßen war, sahen ihre Bekannten sie doch als eine solche Schwerkgeprüfte an, und sie glaubte sogar selbst, sie habe im Leben viel gelitten. Aber diese Melancholie war weder ihr selbst hinderlich, sich auf alle mögliche Art zu amüsieren, noch bildete sie für die jungen Leute, die bei Karagins verkehrten, ein Hindernis, die Zeit vergnüglich zu verbringen. Jeder Gast, der zu ihnen kam, entrichtete zunächst der melancholischen Stimmung der Tochter vom Hause seinen Tribut und vergnügte sich dann an Gesprächen, wie sie in der Gesellschaft üblich sind, am Tanze, an Spielen, bei denen Verstand und Wiß zur Geltung kamen, und an Reimturnieren, wie sie bei Karagins Mode waren. Nur einige junge Männer, zu denen auch Boris gehörte, gingen tiefer auf Juljas melancholische Stimmung ein, und mit diesen jungen Männern führte sie dann längere, einsame Gespräche über die Eitelkeit alles irdischen Treibens und zeigte ihnen ihre Albums, welche bildliche Darstellungen traurigen Inhalts, sowie Sinnsprüche und Verse gleicher Art enthielten.

Gegen Boris war Julja besonders freundlich: sie bedauerte ihn, weil ihn das Leben so früh schon enttäuscht habe, bot ihm jene Tröstungen der Freundschaft an, die sie in der Lage war ihm anzubieten, da sie selbst im Leben schon so viel gelitten hatte, und

ließ ihn ihre Albums sehen. Boris zeichnete ihr in eines derselben zwei Bäume und schrieb in französischer Sprache dazu: „Ihr Bäume der ländlichen Flur, eure dunklen Zweige schütten Finsternis und Schwermut auf mich herab.“

An einer andern Stelle zeichnete er ein Grabmal mit der Beischrift:

„La mort est secourable et la mort est tranquille.

Ah! contre les douleurs il n'y a pas d'autre asile.“<sup>1</sup>

Julja sagte, das sei wunderschön.

„Es liegt etwas so Entzückendes in dem Lächeln der Schwermut,“ äußerte sie einmal im Gespräche mit Boris; es war dies eine Stelle, die sie sich wörtlich so aus einem französischen Buche abgeschrieben hatte. „Dieses Lächeln ist ein Lichtstrahl in der Dunkelheit, ein Mittelding zwischen dem Schmerze und der Verzweiflung, welches auf die Möglichkeit eines Trostes hin deutet.“

Daraufhin schrieb Boris ihr folgende Verse ein:

„Aliment de poison d'une âme trop sensible,

Toi, sans qui le bonheur me serait impossible,

Tendre mélancolie, ah, viens me consoler,

Viens calmer les tourments de ma sombre retraite

Et mêle une douceur secrète

A ces pleurs que je sens couler.“<sup>2</sup>

<sup>1</sup> Ein Helfer ist der Tod, ein stiller Ruheport;  
Er ist für Gram und Leid der einz'ge Zufluchtsort.

<sup>2</sup> Du, Gift zugleich und Kost für Seelen voll Gefühl,  
Die du mich mehr beglückst als eitles Weltgewühl,  
O sanfte Schwermut, komm, und lindre meinen Schmerz,  
In düst'rer Einsamkeit erfreue du mein Herz,  
Und mit geheimer Lust versüße  
Die Tränenslut, die ich vergieße.

Julja spielte ihm auf der Harfe die traurigsten Nottornos. Boris las ihr „Die arme Lisa“<sup>1</sup> vor und mußte mehrmals im Vorlesen innehalten, da ihm die innere Erregung den Atem benahm. Wenn sie einander in großer Gesellschaft begegneten, so betrachteten Julja und Boris einander als die einzigen Menschen auf der Welt, welche gleichgestimmte Seelen hatten und sich wechselseitig verstanden.

Anna Michailowna, welche Karagins häufig besuchte, spielte mit der Mutter Karten und stellte dabei die genauesten Erkundigungen darüber an, was Julja mitbekommen sollte (sie sollte die beiden Güter im Gouvernement Pensa und Wälder im Gouvernement Nischni-Nowgorod als Mitgift erhalten). Mit Ergebung in den Willen der Vorsehung und mit inniger Rührung beobachtete Anna Michailowna den feinfühligsten Kummer, welcher ein Band zwischen ihrem Sohne und der reichen Julja bildete.

„Unsere liebe Julja ist doch immer ebenso schwermütig wie lebenswürdig,“ sagte sie zu der Tochter. — „Boris sagt, daß ihm in Ihrem Hause die Seele aufgeht; er hat so viele Enttäuschungen zu tragen gehabt und hat ein so tief empfindendes Gemüt,“ sagte sie zu der Mutter. — „Ach, lieber Sohn,“ sagte sie zu Boris, „welch eine herzliche Zuneigung habe ich in der letzten Zeit für Julja gefaßt; ich kann es dir gar nicht mit Worten schildern! Und wer sollte sie auch nicht lieb haben? Sie ist eine Art von überirdischem Wesen! Ach, Boris, Boris!“ Sie schwieg einen Augenblick. „Und wie leid mir ihre Mama tut,“ fuhr sie fort; „heute zeigte sie mir Abrechnungen und Berichte, die sie von ihren Verwaltern aus dem Pensaschen erhalten hat (Karagins besitzen dort

---

<sup>1</sup> Eine sentimentale Novelle von Karamsin, erschienen im Jahre 1792. Anmerkung des Übersetzers.



sehr große Güter), und sie, die Armste, muß das alles selbst erledigen und steht so ganz allein da: da wird sie gewaltig betrogen.“

Boris lächelte ganz leise, als er seine Mutter so sprechen hörte. Ihre naive Schlaueit amüsierte ihn; aber er hörte doch solche Mittheilungen immer aufmerksam mit an und erkundigte sich mehrmals mit Interesse nach den Besitzungen in den Gouvernements Pensa und Nischni-Nowgorod.

Julja erwartete schon lange einen Antrag von seiten ihres melancholischen Verehrers und war bereit, den Antrag anzunehmen; aber ein gewisses geheimes Gefühl der Abneigung gegen sie und gegen ihren leidenschaftlichen Wunsch sich zu verheiraten und gegen das Gefünstelte ihres ganzen Wesens, sowie ein Gefühl des Schreckens vor dem Verzicht auf die Möglichkeit einer wahren Liebe hielten Boris immer noch zurück. Sein Urlaub näherte sich bereits seinem Ende. Jeden Tag, den Gott werden ließ, brachte Boris von früh bis spät bei Karagins zu, und an jedem Tage sagte er, wenn er abends beim Schlafengehen die Angelegenheit für sich allein durchdachte, zu sich: „Morgen will ich meinen Antrag machen.“ Aber wenn er dann am andern Tage wieder bei Julja war und ihr rotes Gesicht sah und ihr fast immer gepudertes Kinn und ihre feuchten Augen und ihren gespannten Gesichtsausdruck, der deutlich besagte, daß er jeden Augenblick bereit war aus der Melancholie sofort in eine erkünstelte Schwärmerei für das Eheglück überzugehen: dann fühlte sich Boris außerstande, das entscheidende Wort zu sprechen, trotzdem er sich in seinen Gedanken schon längst als den Eigentümer der Pensaschen und Nischni-Nowgoroder Besitzungen betrachtete und über die Verwendung der Einkünfte daraus seine Dispositionen getroffen hatte. Julja bemerkte seine Unschlüssigkeit, und mitunter kam ihr der Gedanke, sie müsse ihm wohl zuwider sein; aber der übliche Selbstbetrug der Frauen

spendete ihr dann immer sogleich wieder Trost, und sie sagte sich, er sei nur aus Liebe so schüchtern. Jedoch begann ihre Melancholie schon in Nervosität überzugehen, und kurz vor dem Termine, an welchem Boris abreisen mußte, brachte sie einen energischen Plan zur Ausführung. Gerade zu dieser Zeit, wo Boris' Urlaub zu Ende ging, erschien Anatol Kuragin in Moskau und selbstverständlich auch im Salon der Karaginschen Damen, und Julja gab auf einmal ihre Melancholie auf, wurde sehr heiter und benahm sich gegen Kuragin sehr liebenswürdig.

„Lieber Sohn,“ sagte Anna Michailowna zu Boris, „ich weiß aus guter Quelle, daß Fürst Wasiil seinen Sohn nach Moskau geschickt hat, damit er Julja heirate. Ich habe Julja so lieb, daß sie mir leid tun würde. Wie denkst du darüber, lieber Sohn?“

Der Gedanke, leer auszugehen und ausgelacht zu werden und diesen ganzen Monat schweren melancholischen Minnedienstes bei Julja ohne jeden Nutzen verloren zu haben und all die Einkünfte von den Pensaschen und Nischni-Nowgoroder Besitzungen, die er in seinen stillen Überlegungen bereits für diesen und jenen Zweck ordnungsmäßig bestimmt und verwendet hatte, in den Händen eines andern und ganz besonders in den Händen des dummen Anatol zu sehen, dieser Gedanke versetzte Boris in Entrüstung. Er fuhr zu Karagins mit dem festen Vorsatz, seinen Antrag zu machen. Julja empfing ihn mit heiterer, unbefangener Miene, redete in lässiger Manier davon, wie gut sie sich auf dem gestrigen Balle amüsiert habe, und fragte ihn, wann er abreise. Obgleich Boris mit der Absicht gekommen war, von seiner Liebe zu reden, und daher vorhatte, zärtlich zu sein, begann er doch in gereiztem Tone von der Unbeständigkeit der Frauen zu sprechen: die Frauen brächten es mit Leichtigkeit fertig, von Traurigkeit zu Freude überzugehen, und ihre Gemütsstimmung hänge nur davon ab, wer ihnen gerade den Hof mache. Julja nahm das

übel und erwiderte, da habe er ganz recht; eine Frau brauche Abwechslung, und immer ein und dasselbe würde einer jeden langweilig.

„Zu diesem Zwecke würde ich Ihnen raten . . .“ begann Boris in der Absicht, ihr eine Bosheit zu sagen; aber in diesem Augenblicke fuhr ihm der peinliche Gedanke durch den Kopf, er könne in die Lage kommen, aus Moskau abreisen zu müssen, ohne trotz so vieler aufgewendeter Mühe seinen Zweck erreicht zu haben (was ihm noch nie auf irgendwelchem Gebiete begegnet war).

Er hielt mitten im Satze inne, schlug die Augen nieder, um den unfreundlichen, gereizten, wankelmütigen Ausdruck ihres Gesichtes nicht zu sehen, und sagte:

„Ich bin ganz und gar nicht in der Absicht hergekommen, mit Ihnen zu streiten. Im Gegenteil . . .“

Er warf ihr einen Blick zu, um sich zu überzeugen, ob er fortfahren dürfe. All ihre Gereiztheit war mit einem Schlage verschwunden, und ihre unruhigen, fragenden Augen waren in begieriger Erwartung auf ihn gerichtet. „Ich werde es ja immer so einrichten können, daß ich sie nur selten sehe,“ dachte Boris. „Aber ich habe die Sache einmal in Angriff genommen und muß sie nun auch durchführen!“ Er wurde dunkelrot, hob die Augen zu ihr auf und sagte:

„Sie kennen meine Gefühle für Sie!“

Mehr zu sagen war eigentlich nicht erforderlich; denn auf Juljas Gesicht strahlte bereits ein Lächeln des Triumphes und des befriedigten Ehrgeizes. Aber sie zwang Boris dazu, ihr alles zu sagen, was bei solchen Gelegenheiten gesagt zu werden pflegt, ihr zu sagen, daß er sie liebe und nie ein Weib mehr geliebt habe als sie. Sie wußte, daß sie das für die Güter im Gouvernement Pensa und die Waldungen im Gouvernement Nischni-Nowgorod verlangen konnte, und sie erhielt, was sie verlangte.

Als Braut und Bräutigam dachten sie nicht mehr an die Bäume, welche Dunkelheit und Schwerkut über sie herabschütteten, sondern entwarfen Pläne über die künftige Einrichtung eines glänzenden Hauses in Petersburg, machten Visiten und trafen alle Vorbereitungen für eine prunkvolle Hochzeit.

## VI

**G**raf Ilija Andrejewitsch traf Ende Januar mit Natascha und Sonja in Moskau ein. Die Gräfin kränkelte dauernd und konnte nicht mitfahren; und auf ihre Genesung zu warten war nicht möglich: Fürst Andrei wurde täglich in Moskau erwartet; ferner mußte die Aussteuer eingekauft werden; es war notwendig, das Landhaus bei Moskau zu verkaufen, und endlich mußte die Anwesenheit des alten Fürsten in Moskau benutzt werden, um ihm seine künftige Schwiegertochter vorzustellen. Das Rostowsche Haus in Moskau war ungeheizt; auch kamen sie nur auf kurze Zeit, und die Gräfin war nicht mit dabei: aus diesen Gründen entschloß sich Ilija Andrejewitsch, in Moskau bei Marja Dmitrijewna Achrosimowa abzustiegen, die ihm schon lange ihre Gastfreundschaft angeboten hatte.

Spät abends kamen die vier Rostowschen Schlitten auf Marja Dmitrijewnas Hof in der Staraja-Konjuschennaja-Straße gefahren. Marja Dmitrijewna wohnte allein: ihre Tochter war schon verheiratet, und ihre Söhne befanden sich sämtlich in dienstlichen Stellungen.

Sie hielt sich immer noch ebenso aufrecht wie früher, sagte immer noch ebenso geradeheraus, laut und entschieden allen Leuten ihre Meinung und machte gewissermaßen durch ihr ganzes Wesen anderen Menschen Vorwürfe wegen all der Schwächen, Leidenschaften und törichten Neigungen, deren

Existenzberechtigung sie nicht anerkannte. Vom frühen Morgen an beschäftigte sie sich in einer bequemen Jacke mit der Hauswirtschaft. Darauf fuhr sie an Festtagen zur Messe und von der Messe nach den Gefängnissen und Kerker, wo sie eine Tätigkeit ausübte, von der sie zu niemand sprach; an Werktagen empfing sie, nachdem sie sich angekleidet hatte, bei sich zu Hause Wittsteller der verschiedensten Lebensstellungen, deren sich täglich eine Menge bei ihr einfand. Dann aß sie zu Mittag; an ihrem kräftigen, wohl-schmeckenden Mittagessen nahmen stets drei bis vier Gäste teil; nach dem Mittagessen spielte sie eine Partie Boston; vor dem Schlafengehen ließ sie sich die Zeitungen und neue Bücher vorlesen, während sie selbst strickte. Besuche machte sie nur ganz selten und ausnahmsweise, und wenn sie es tat, dann nur bei den vornehmsten Persönlichkeiten in der Stadt.

Sie hatte sich noch nicht hingelegt, als Kostows eintrafen und im Vorzimmer die Rolle der Tür knarrte, durch welche Kostows und deren Dienerschaft aus der kalten Luft hereinkamen. Marja Dmitrijewna stand mit ihrer Brille, die sie tief auf die Nase hinabgeschoben hatte, und mit zurückgelegtem Kopfe in der Saaltür und blickte die Eintretenden mit ernster, strenger Miene an. Man hätte denken können, sie sei über die Ankömmlinge ärgerlich und werde sie sogleich wieder wegzagen, wenn sie nicht gleichzeitig ihren Dienstboten sorgfältige Anweisungen über die Unterbringung der Gäste und ihres Gepäcks gegeben hätte.

„Ist das hier das Gepäck des Grafen? Das trage dorthin,“ sagte sie, ohne jemand zu begrüßen, indem sie auf die Koffer wies. „Die Fräulein kommen dorthin, nach links. Na, was macht ihr da für unnütze Komplimente!“ rief sie den Dienstmädchen zu. „Zündet den Samowar an! Du bist voller und hübscher geworden,“ bemerkte sie und zog die von der Kälte gerötete Natascha an der Pelzkappe zu sich heran. „Hu, wie kalt bist du!“

Und dem Grafen, der herantreten wollte, um ihr die Hand zu küssen, schrie sie zu: „So zieh dir doch nur schnell erst den Pelz aus! Du bist ja wohl ganz durchgefroren. Stellt zum Tee Rum auf den Tisch! Bon jour, Sonja!“ sagte sie zu dieser und deutete durch diese französische Begrüßung ihre bei aller Freundlichkeit doch ein wenig geringschätzigte Gesinnung gegen Sonja an.

Nachdem alle Ankömmlinge ihre winterlichen Reisehüllen abgelegt und sich von der Reise wieder in Ordnung gebracht hatten, erschienen sie zum Tee, und nun küßte Marja Dmitrijewna alle der Reihe nach.

„Ich freue mich von ganzem Herzen, daß ihr nach Moskau gekommen seid und daß ihr bei mir logiert,“ sagte sie. „Es ist hohe Zeit,“ fuhr sie mit einem bedeutsamen Blicke auf Natascha fort. „Der Alte ist hier, und der Sohn wird von Tag zu Tag erwartet. Ihr müßt euch unter allen Umständen mit dem Alten bekannt machen. Na, darüber reden wir später noch,“ fügte sie hinzu, indem sie Sonja mit einem Blicke streifte, welcher besagte, daß sie in deren Gegenwart nicht darüber reden möge. „Nun höre,“ wandte sie sich an den Grafen, „was hast du denn für morgen für Wünsche? Wen soll ich dir einladen? Schinschin?“ sie bog einen Finger ein. „Die weinerliche Anna Michailowna? Zwei. Sie hat jetzt ihren Sohn hier bei sich und verschafft ihm eine Frau! Dann Besuchow, nicht wahr? Der ist auch mit seiner Frau hier. Er war ihr weggelaufen; aber sie ist ihm schleunigst nachgereift. Er ist Mittwoch bei mir zu Tisch gewesen. Na, und diese beiden,“ sie zeigte auf die jungen Damen, „die werde ich morgen in die Iberische Kapelle führen, und dann wollen wir zu der Ober-Schelmin fahren. Ihr werdet euch ja doch wohl lauter neue Garderobe machen lassen? Nach mir könnt ihr euch darin nicht richten; jetzt werden Armel getragen — so! von der Größe! Neulich besuchte mich die junge Prinzessin Irina Basiljewna: es

sah ganz verdreht aus; als ob sie sich zwei Fässer über die Arme gezogen hätte. Es ist ja jetzt alle Tage eine andere Mode. Na, und du, was hast du für Geschäfte?" wandte sie sich mit strenger Miene zum Grafen.

„Es ist auf einmal alles zusammengekommen,“ antwortete der Graf. „Munderzeug muß ich einkaufen, und dann habe ich hier einen Käufer für das Landhaus vor der Stadt und für das Stadthaus in Aussicht. Wenn Ihre Güte mir das gestatten sollte, so würde ich mir eine passende Zeit aussuchen und auf einen Tag nach Marinskoje hinausfahren und Ihnen so lange meine Mädchen aufspaden.“

„Gut, gut; sie werden bei mir wohlbehütet sein. Bei mir sind sie wie im Vormundschaftsrat selbst. Ich werde sie ausführen, wohin es nötig ist, und werde sie nach Bedarf schelten und streicheln,“ sagte Marja Dmitrijewna und tippte mit ihrer großen Hand Natafcha, die ihr Liebling und Patenkind war, an die Wange.

Am andern Tage führte Marja Dmitrijewna vormittags die beiden jungen Mädchen in die Iberische Kapelle und zu Madame Auber-Chalmé, die vor Marja Dmitrijewna solche Angst hatte, daß sie ihr ihre Puzsachen und Kostüme immer mit Verlust abließ, nur um diese resolute Kundin möglichst schnell wieder loszuwerden. Marja Dmitrijewna bestellte dort fast die ganze Aussteuer. Als sie wieder nach Hause gekommen waren, trieb sie alle außer Natafcha aus dem Zimmer und forderte ihren Liebling auf, sich dicht neben ihren Lehnstuhl zu setzen.

„Na, also jetzt wollen wir ein bißchen miteinander reden. Ich wünsche dir Glück zu deinem Bräutigam. Da hast du dir einen recht braven Menschen geangelt! Ich freue mich um deinetwillen; ich kenne ihn von der Zeit her, wo er noch so klein war“ (sie zeigte etwa zwei Fuß von der Erde). Natafcha errötete vor

Freude. „Ich habe ihn und seine ganze Familie sehr gern. Nun höre zu. Du weißt ja, der alte Fürst Nikolai ist sehr dagegen, daß sein Sohn sich wieder verheiratet. Ein wunderlicher alter Mann! Es versteht sich von selbst: Fürst Andrei ist kein Kind und kann ohne Zustimmung seines Vaters tun, was er will; aber wenn du gegen den Willen des Vaters in die Familie einträtest, so wäre das doch ein übles Ding. Das muß in Frieden und Freundschaft geschehen. Du bist ja klug und wirst wissen, wie du dich zu benehmen hast. Benimm dich herzlich und verständig. Dann wird schon alles gut werden.“

Natascha schwieg, wie Marja Dmitrijewna meinte, aus Schüchternheit; aber in Wirklichkeit war es ihr unangenehm, daß sich jemand in ihr und des Fürsten Andrei Liebesverhältnis einmischte. Dieses Verhältnis erschien ihr als etwas von allen andern menschlichen Verhältnissen derart Verschiedenes, daß, nach ihrer Auffassung, niemand dafür ein Verständnis haben konnte. Sie liebte und kannte nur den Fürsten Andrei, und er liebte sie und mußte in den nächsten Tagen eintreffen und sie holen. Von weiteren Dingen wollte sie nichts wissen.

„Siehst du wohl, ich kenne ihn schon lange, und auch deine Schwägerin Marja habe ich sehr gern. Man sagt sonst: Schwägerin, Verflägerin; aber diese tut keiner Fliege etwas zuleide. Sie hat mich gebeten, sie mit dir bekannt zu machen. Du wirst morgen mit deinem Vater zu ihr fahren; da schmeichle dich nur recht artig ein: du bist jünger als sie. Wenn dann dein Bräutigam kommt, so sieht er, daß du schon mit seiner Schwester und mit seinem Vater bekannt bist und sie dich liebgewonnen haben. Hab ich recht oder nicht? So ist es doch wohl am besten?“

„Gewiß, so ist es am besten,“ antwortete Natascha ohne rechte Herzensfreudigkeit.



## VII

Am folgenden Tage fuhr Graf Ilija Andrejewitsch auf Marja Dmitrijewnas Rat mit Natascha zu dem Fürsten Nikolai Andrejewitsch. Der Graf schickte sich in recht mißvergnügter Stimmung zu diesem Besuche an: es war ihm bänglich zumute. Er mußte an seine letzte Begegnung mit dem Fürsten anlässlich der Einberufung der Landwehr denken, wo ihm als Antwort auf seine Einladung zum Diner von dem Fürsten ein sehr scharfer Verweis zuteil geworden war, weil er seine Mannschaften nicht gestellt hatte. Natascha dagegen, die ihr schönstes Kleid angelegt hatte, befand sich in heiterster Gemütsverfassung. „Es ist ja unmöglich, daß sie mich nicht lieb gewinnen sollten,“ dachte sie; „bis jetzt haben mich immer alle Leute gern gehabt. Und ich bin von Herzen bereit, ihnen alles zuliebe zu tun, was sie nur wünschen mögen, bin willens, ihn zu lieben, weil er der Vater, und sie, weil sie die Schwester ist, so daß sie keinen Grund haben werden, mir ihre Liebe zu verweigern!“

Sie fuhren bei dem alten, finsterblickenden Hause in der Wosdwiſchenka-Straße vor und traten in den Flur.

„Nun, Gott gebe uns seinen Segen!“ sagte der Graf halb im Scherz, halb im Ernst; aber Natascha bemerkte, daß ihr Vater nicht mit seiner sonstigen Ruhe und Gemächlichkeit in das Vorzimmer trat und schüchtern mit leiser Stimme fragte, ob der Fürst und die Prinzessin zu Hause seien.

Nach der Meldung von ihrer Ankunft war bei der Dienerschaft des Fürsten eine gewisse Unruhe und Bestürzung wahrzunehmen. Der Diener, der hineingeeilt war, um die Meldung abzustatten, wurde auf dem Rückwege von einem andern, alten Diener im Saale angehalten, und sie flüsterten miteinander. Auch kam ein Stubenmädchen in den Saal gelaufen und sagte hastig etwas,

worin der Name der Prinzessin vorkam. Endlich kam der alte Diener mit ernster, strenger Miene in das Vorzimmer, in dem die beiden Rostows warteten, und meldete ihnen, der Fürst könne sie nicht empfangen, aber die Prinzessin lasse bitten, auf ihr Zimmer zu kommen.

Die erste, die die Gäste begrüßte, war Mademoiselle Bourienne. Sie befeiligte sich gegen Vater und Tochter ganz besonderer Höflichkeit und führte sie zu der Prinzessin. Die Prinzessin, mit aufgeregtem, erschrockenem, von roten Flecken überdecktem Gesichte, kam mit ihren schweren Schritten ihren Gästen entgegen, indem sie den vergeblichen Versuch machte, unbefangen und erfreut zu erscheinen. Natascha machte beim ersten Blick auf Prinzessin Marja keinen angenehmen Eindruck; sie kam ihr zu gepußt, leichtfertig und eitel vor. Prinzessin Marja war sich dessen nicht bewußt, daß sie schon, ehe sie ihre künftige Schwägerin noch erblickt hatte, aus mehreren Gründen schlecht gegen sie gestimmt gewesen war: weil sie sie unwillkürlich wegen ihrer Schönheit, ihrer Jugend und ihres Glückes beneidete, und weil sie ihr aus Eifersucht die Liebe ihres Bruders nicht gönnte. Abgesehen von diesem unüberwindlichen Gefühle der Abneigung gegen Natascha war Prinzessin Marja in diesem Augenblicke auch noch dadurch aufgeregt, daß der Fürst bei der Meldung von der Ankunft der Rostows geschrien hatte, er wolle von ihnen nichts wissen; wenn Prinzessin Marja wolle, so möge sie sie empfangen; in sein Zimmer aber sollten sie nicht hereingelassen werden. Prinzessin Marja hatte bei der Meldung gesagt, sie wolle Rostows empfangen, fürchtete nun aber jeden Augenblick, der Fürst könne irgendwelchen Akt der Unhöflichkeit und Feindseligkeit begehen, da ihn die Ankunft der beiden Rostows sehr aufgeregt zu haben schien.

„Nun, liebe Prinzessin, da habe ich Ihnen also meine kleine

Heidelerche gebracht," sagte der Graf mit einer Verbeugung und blickte sich dabei unruhig um, als fürchtete er, der alte Fürst könnte eintreten. „Ich freue mich außerordentlich, daß Sie einander kennen lernen . . . Schade, schade, daß der Fürst immer noch unpäßlich ist . . ." Und nachdem er noch einige allgemeine Redensarten gemacht hatte, stand er auf. „Wenn Sie erlauben, Prinzessin, überlasse ich Ihnen meine Natascha auf ein Viertelftündchen; ich möchte gern hier ganz in der Nähe einen Besuch machen, auf dem Sobatschja-Platz, bei Anna Semjonowna, und hole meine Tochter dann wieder von hier ab.“

Ilja Andrejewitsch hatte diesen diplomatischen Trick erfunden, um den künftigen Schwägerinnen eine bessere Möglichkeit zu geben, sich ungeniert miteinander auszusprechen (diesen Grund teilte er nachher seiner Tochter mit), und dann auch, um eine mögliche Begegnung mit dem Fürsten zu vermeiden, vor dem er sich fürchtete. Dies sagte er seiner Tochter nicht; aber Natascha merkte den Grund der ängstlichen Unruhe ihres Vaters und empfand das als eine Kränkung. Sie errötete über die Situation ihres Vaters, ärgerte sich noch mehr eben darüber, daß sie errötet war, und sah nun die Prinzessin mit einem dreisten, herausfordernden Blicke an, welcher besagen sollte, sie fürchte sich vor niemand. Die Prinzessin sagte zu dem Grafen, sie freue sich sehr und bitte ihn, nur recht lange bei Anna Semjonowna zu bleiben. Ilja Andrejewitsch entfernte sich.

Prinzessin Marja, welche mit Natascha gern unter vier Augen gesprochen hätte, warf Mademoiselle Bourienne unruhige Blicke zu; aber diese ging trotzdem nicht aus dem Zimmer und plauderte unentwegt von den Moskauer Theatern und sonstigen Vergnügungen. Natascha fühlte sich gekränkt durch die Verlegenheit des Dienstpersonals, die sie vom Vorzimmer aus gemerkt hatte, durch die Unruhe ihres Vaters und durch den gezwungenen

Ton der Prinzessin, die ihr (wenigstens schien es Natascha so) eine Gnade damit zu erweisen glaubte, daß sie sie empfing. Und daher war ihr alles zuwider. Prinzessin Marja gefiel ihr nicht; sie kam ihr sehr häßlich in ihrer äußeren Erscheinung, sowie heuchlerisch und herzlos vor. Natascha zog sich auf einmal, in geistigem Sinne gesagt, zusammen und nahm unwillkürlich einen lässigen Ton an, dessen Wirkung nur sein konnte, Prinzessin Marja noch mehr abzustößen. Nachdem das mühsam sich hinschleppende, gefünstelte Gespräch fünf Minuten gedauert hatte, hörten sie, wie sich schnelle Schritte in Pantoffeln näherten. Auf dem Gesichte der Prinzessin Marja malte sich ein jähes Erschrecken; die Thür des Zimmers öffnete sich, und der Fürst, in weißer Nachtmütze und weißem Schlafrock, trat herein.

„Ah, gnädiges Fräulein,“ begann er, „gnädiges Fräulein, Komtesse . . . Komtesse Kostowa, wenn ich nicht irre . . . ich bitte um Verzeihung, bitte um Verzeihung . . . Ich wußte nicht, gnädiges Fräulein, bei Gott, ich wußte nicht, daß Sie uns mit Ihrem Besuche beehrten; ich wollte in diesem Kostüm nur zu meiner Tochter kommen. Bitte um Verzeihung . . . bei Gott, ich wußte nicht,“ sagte er noch einmal, das Wort „Gott“ stark betonend, in so unnatürlicher, unangenehmer Weise, daß Prinzessin Marja mit niedergeschlagenen Augen da stand und weder ihren Vater noch Natascha anzublicken wagte.

Natascha, welche aufgestanden war und einen Knicks gemacht hatte, wußte ebenfalls nicht, was sie tun sollte. Nur Mademoiselle Bourienne lächelte freundlich.

„Ich bitte um Verzeihung, bitte um Verzeihung; bei Gott, ich wußte nicht . . .“ brummte der Alte, und nachdem er Natascha vom Kopfe bis zu den Füßen gemustert hatte, ging er wieder hinaus.

Mademoiselle Bourienne war die erste, die nach diesem Er-

scheinen des Fürsten die Fassung wiedergewann und über die Krankheit des Fürsten zu sprechen anfang. Natascha und Prinzessin Marja sahen einander schweigend an, und je länger sie einander so anblickten, ohne das zu sagen, was sie eigentlich doch gern gesagt hätten, um so unfreundlicher dachten sie beide voneinander.

Als der Graf wiederkam, freute sich Natascha in unhöflicher Weise über seine Rückkehr und hatte es eilig mit dem Aufbruch: sie hatte in diesem Augenblicke beinahe einen Haß auf die alte, trockene Prinzessin, die ihr eine so unbehagliche Situation bereitet und es fertiggebracht hatte, mit ihr eine halbe Stunde lang zusammenzusein, ohne ein Wort über den Fürsten Andrei zu sagen. „Ich meinerseits konnte doch in Gegenwart dieser Französin nicht anfangen von ihm zu sprechen,“ dachte Natascha. Gleichzeitig quälte Prinzessin Marja sich mit ganz demselben Gedanken. Sie hatte gewußt, was sie zu Natascha sagen mußte; aber sie hatte es nicht über sich gewinnen können, dies zu tun, einerseits weil ihr Mademoiselle Bourienne im Wege war, und dann, weil es ihr, ohne daß sie selbst recht gewußt hätte warum, so überaus peinlich war, von dieser Ehe zu sprechen. Als der Graf bereits aus dem Zimmer heraus war, trat Prinzessin Marja mit schnellen Schritten an Natascha heran, ergriff ihre Hand und sagte mit einem schweren Seufzer:

„Bleiben Sie noch einen Augenblick; ich möchte . . .“

Natascha blickte mit einem spöttischen Lächeln (sie wußte selbst nicht warum) Prinzessin Marja an.

„Liebe Natalja,“ sagte Prinzessin Marja, „ich möchte Ihnen noch sagen, wie sehr ich mich darüber freue, daß mein Bruder in Ihnen sein Glück gefunden hat . . .“

Sie stockte, da sie fühlte, daß sie die Unwahrheit sprach. Natascha bemerkte dieses Stocken und erriet dessen Ursache.

„Ich glaube, Prinzessin, daß jetzt keine gelegene Zeit ist, um darüber zu sprechen,“ erwiderte Nataſcha, äußerlich gemessen und kühl, aber ſie fühlte die nahen Tränen in der Kehle.

„Was habe ich geſagt, was habe ich getan!“ dachte ſie, ſowie ſie das Zimmer verlaſſen hatte.

An dieſem Tage ließ Nataſcha beim Mittaggeſſen ſehr lange auf ſich warten. Sie ſaß in ihrem Zimmer und weinte wie ein kleines Kind, ſchluchzend und ſich häufig die Naſe putzend. Sonja ſtand neben ihr, beugte ſich über ſie und küßte ſie auf das Haar.

„Nataſcha, worüber weiniſt du denn?“ ſagte ſie. „Was gehen dich dieſe Leute an? Es geht alles vorüber, Nataſcha.“

„Nein, wenn du wüßteſt, wie kränkend es war . . . als ob ich . . .“

„Sprich nicht mehr davon, Nataſcha; du kannſt ja nichts dafür; alſo was kümmert es dich? Gib mir einen Kuß!“ tröſtete Sonja.

Nataſcha hob den Kopf in die Höhe, küßte ihre Freundin auf die Lippen und drückte ihr feuchtes Geſicht an deren Körper.

„Ich kann gar nicht ſagen, wie es gekommen iſt; ich weiß es nicht,“ ſagte Nataſcha. „Niemand anders kann dafür; ich bin allein daran ſchuld. Aber es iſt ein fürchtbarer Schmerz. Ach, warum kommt er nicht! . . .“

Mit geröteten Augen kam ſie endlich zu Liſch. Marja Dmitrijevna, welche bereits gehört hatte, wie die beiden Koſtows vom Fürſten empfangen waren, tat, als bemerkte ſie Nataſchas verſtörtes Geſicht nicht, und ſcherzte in ihrer energiſchen, lauten Art bei Liſche mit dem Grafen und den andern Gäſten.

## VIII

Am Abend dieſes Tages fuhren Koſtows in die Oper, zu welcher Marja Dmitrijevna ihnen Billette beſorgt hatte.

Nataſcha hatte eigentlich gar keine Luſt hinzufahren; aber ſie

durfte Marja Dmitrijewnas Freundlichkeit, die ausschließlich ihr galt, nicht ablehnen. Als sie fertig angekleidet in den Saal kam, um dort auf ihren Vater zu warten, und, sich in dem großen Spiegel betrachtend, sah, daß sie hübsch, sehr hübsch war, da wurde ihr noch trauriger zumute; aber mit der Traurigkeit paarte sich eine süße Liebessehnsucht.

„O Gott, wenn er jetzt hier wäre, dann würde ich ihn nicht so umarmen wie früher, wo ich mich dummerweise, ich weiß nicht wovor, scheute, sondern in einer neuen Art, einfach und natürlich, und ich würde mich an ihn schmiegen und ihn dazu bringen, mich mit jenen suchenden, forschenden Augen anzusehen, mit denen er mich so oft angesehen hat, und dann würde ich ihn dazu bringen, so zu lachen, wie er damals lachte. Und seine Augen! Wie ich sie vor mir sehe, diese Augen!“ dachte Natafcha. „Und was gehen mich sein Vater und seine Schwester an: ich liebe ihn, nur ihn, ihn, mit diesem Gesichte und diesen Augen, mit seinem zugleich männlichen und kindlichen Lächeln . . . Nein, ich will lieber nicht an ihn denken, will diese Zeit über nicht an ihn denken, ihn vergessen, ganz vergessen. Sonst ertrage ich diesen Zustand des Wartens nicht, ich fange gleich an loszuschluchzen.“ Sie trat vom Spiegel weg, indem sie sich Gewalt antat, nicht in Tränen auszubrechen. „Wie bringt es Sonja nur fertig, Nikolai so ruhig und gleichmäßig zu lieben und so lange und mit solcher Geduld zu warten!“ dachte sie, als sie Sonja erblickte, die, gleichfalls in Toilette, mit dem Fächer in der Hand, eintrat. „Nein, sie hat eine ganz andere Natur als ich. Ich kann das nicht!“

Natafcha fühlte sich in diesem Augenblicke so weich und zärtlich gestimmt, daß es ihr nicht genügte, zu lieben und sich geliebt zu wissen; sie sehnte sich danach, jetzt, jetzt gleich den geliebten Mann zu umarmen und ihm die Liebesworte zu sagen, von denen ihr

Herz voll war, und ebensolche Worte von ihm zu hören. Während sie, neben ihrem Vater sitzend, im Wagen dahinrollte und gedankenvoll nach der befrorenen Fensterscheibe hinblickte, hinter der die Lichter der Laternen flimmernd vorbeihuschten, fühlte sie sich noch stärker von Liebesehnsucht und Traurigkeit ergriffen und vergaß ganz, mit wem und wohin sie fuhr. Der Wagen, in welchem Kostows fuhr, schwenkte nun in die lange Reihe von Equipagen ein und rückte, langsam mit den Rädern über den Schnee hinknirschend, bis zum Theater vor. Hurtig sprangen Natascha und Sonja, ihre Kleider zusammenraffend, heraus; auch der Graf stieg, von den Dienern unterstützt, aus, und zwischen den hineingehenden Damen und Herren und den Zettelverkäufern hindurch begaben sie sich alle drei in den Korridor der Parkettlogen. Durch die angelehnten Türen hindurch waren schon die Klänge der Musik zu hören.

„Natascha, dein Haar . . .“ flüsterte Sonja.

Der Logenschließer glitt höflich und eilig vor den Damen her und öffnete die Tür der Loge. Die Musik wurde deutlicher vernehmbar; im Rahmen der Tür zeigten sich die strahlend hell erleuchteten Reihen der Logen mit den entblößten Schultern und Armen der Damen und das lärmende, von Uniformen glänzende Parkett. Eine Dame, die in die Nachbarloge eintrat, richtete einen frauenhaft neidischen Blick auf Natascha. Der Vorhang war noch nicht aufgezogen; es wurde erst die Ouvertüre gespielt. Natascha schritt, nachdem sie noch ihr Kleid geordnet hatte, mit Sonja durch die Tür, setzte sich und betrachtete die erleuchteten Reihen der gegenüberliegenden Logen. Das Bewußtsein, welches sie seit langer Zeit nicht mehr gehabt hatte, daß Hunderte von Blicken sich auf ihre nackten Arme und auf ihren nackten Hals richteten, dieses Bewußtsein erregte bei ihr jetzt auf einmal eine halb angenehme, halb unangenehme Empfindung und rief einen



Schwarm damit in Zusammenhang stehender Erinnerungen, Wünsche und unruhiger Gedanken hervor.

Die beiden auffällig hübschen Mädchen, Nataſcha und Sonja, nebst dem Grafen Ilja Andrejewitsch, den man in Moskau lange nicht gesehen hatte, zogen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Außerdem hatten alle eine wenn auch unsichere Kenntnis von Nataſchas Verlobung mit dem Fürsten Andrei, wußten, daß Kostows seitdem auf dem Lande gelebt hatten, und betrachteten nun neugierig die Braut eines der besten Heiratskandidaten in ganz Rußland.

Nataſcha war, wie ihr alle Bekannten gesagt hatten, auf dem Lande noch schöner geworden, und an diesem Abend erschien sie infolge der innerlichen Erregung ganz besonders schön. Sie überraschte durch ihre Lebhaftigkeit und Schönheit, im Verein mit einer großen Gleichgültigkeit gegen ihre ganze Umgebung. Ihre schwarzen Augen blickten auf die Menschenmenge, ohne irgendeinen einzelnen zu suchen, und während der dünne, bis über den Ellbogen entblößte Arm auf der samtenen Brüstung ruhte, schloß und öffnete sich offenbar unbewußt ihre Hand nach dem Takte der Ouverture und zerknitterte den Theaterzettel.

„Sieh mal, da ist Fräulein Alenina,“ sagte Sonja; „ich glaube, mit ihrer Mutter.“

„Herrje! Michail Kirillowitsch ist noch dicker geworden!“ rief der alte Graf erstaunt.

„Seht nur, da ist unsere Anna Michailowna, und mit was für einer Loque!“

„Frau Karagina ist da, mit Julja, und Boris ist auch bei ihnen. Daraus kann man doch gleich sehen, daß die beiden Braut und Bräutigam sind.“

„Drubezkoj hat seinen Antrag gemacht. Es ist sicher, ich habe es

heute erfahren," sagte Schinschin, der in die Kostowsche Loge hereingekommen war.

Natascha schaute nach der Richtung, nach der ihr Vater hinsah, und erblickte Julja, die, eine Perlenkette um den dicken, roten (wie Natascha wußte: gepuderten) Hals, mit glückstrahlendem Gesichte neben ihrer Mutter saß. Hinter ihnen war der glatt frisierte Kopf des schönen Boris sichtbar; Boris lächelte und beugte sich mit dem Ohre zu Juljas Munde hinab. Unter der Stirn hervor blickte er nach Kostows hin und sagte lächelnd etwas zu seiner Braut.

„Sie sprechen von uns, von meiner früheren Beziehung zu ihm!“ dachte Natascha. „Boris beschwichtigt gewiß die Eifersucht seiner Braut auf mich; sie machen sich unnütze Sorgen! Wenn sie wüßten, wie gleichgültig sie mir alle sind!“

Dahinter saß, eine grüne Toque auf dem Kopfe, mit glücklicher, feierlicher Miene, welche ihre Ergebung in den Willen Gottes zum Ausdruck brachte, Anna Michailowna. In dieser Loge herrschte offenbar jene Stimmung, die durch die Anwesenheit eines Brautpaares hervorgerufen zu werden pflegt, eine Stimmung, welche Natascha so gut kannte und so sehr liebte. Sie wandte sich ab, und plötzlich kam ihr all das Demütigende in den Sinn, das der von ihr am Vormittag gemachte Besuch für sie gehabt hatte.

„Was hat er für ein Recht, meiner Aufnahme in seine Familie zu widerstreben? Ach, das beste ist, gar nicht daran zu denken, nicht daran zu denken, ehe er nicht angekommen ist!“ sagte sie zu sich selbst und begann nun, die bekannten und unbekanntem Gesichter im Parkett zu mustern. Vorn im Parkett, gerade in der Mitte, mit dem Rücken sich gegen die Rampe lehrend, stand Dolochow mit seinem gewaltigen, nach oben hinaufgekämmten Schopf krauser Haare, in persischem Kostüm. Er stand an der

sichtbarsten Stelle des ganzen Theaters; aber obwohl er wußte, daß er die Aufmerksamkeit des gesamten Publikums auf sich zog, stand er gerade so ungeniert da, wie wenn er sich in seinem eigenen Zimmer befände. Um ihn standen in dichtem Schwarme die vornehmsten jungen Lebemänner Moskaus, und er nahm unter ihnen augenscheinlich die Stelle des Matadors ein.

Graf Ilja Andrejewitsch stieß lachend die errötende Sonja an, indem er auf ihren ehemaligen Verehrer zeigte.

„Hast du ihn erkannt?“ fragte er sie. Dann wandte er sich an Schinschin: „Von wo mag der sich hier wieder angefunten haben? Er war ja ganz verschwunden, irgendwohin weit weg.“

„Ganz richtig,“ antwortete Schinschin. „Er war im Kaukasus; aber er desertierte dort, wurde, wie es heißt, Minister bei irgendeinem regierenden Fürsten in Persien und ermordete dort den Bruder des Schahs: na, die Moskauer Damen sind wie verrückt nach ihm! Der Perser Dolochow, das ist jetzt der clou. Das dritte Wort heißt bei uns jetzt immer Dolochow: man betrachtet ihn als Ideal; man ladet, wie auf einen Sterlet, Gäste auf ihn ein. Dolochow und Anatol Kuragin haben bei uns allen Damen geradezu die Köpfe verdreht.“

In die benachbarte Loge trat eine schöne Frau von hohem Wuchse, mit einer außerordentlich starken Haarflechte, die volle, weiße Büste sehr tief dekolliert; um den Hals trug sie eine doppelte Schnur großer Perlen. Es dauerte lange, bis sie, mit ihrem starren seidenen Kleide raschelnd, zum Sigen kam.

Natascha betrachtete unwillkürlich diesen Hals, diese Schultern, diese Perlen, diese Frisur und bewunderte die Schönheit der Schultern und der Perlen. Während sie bereits zum zweitenmal die Dame musterte, wandte diese sich um, und als ihre Blicke denen des Grafen Ilja Andrejewitsch begegneten, nickte sie ihm zu und lächelte. Dies war die Gräfin Besuchowa, Pierres Frau. Ilja

Andrejewitsch, der alle Leute auf der Welt kannte, bog sich hinüber und knüpfte ein Gespräch mit ihr an.

„Sind Sie schon lange in Moskau, Gräfin?“ fragte er. „Ich werde mir erlauben herumzukommen und Ihnen die Hand zu küssen. Ich bin in geschäftlichen Angelegenheiten nach Moskau gekommen und habe meine Mädchen mitgebracht. Die Semjonowa soll ja unvergleichlich spielen,“ redete er weiter. „Graf Peter Kirillowitsch hat sich unser immer freundlich erinnert. Ist er hier?“

„Ja, er wollte herkommen,“ erwiderte Helene und musterte Natascha mit großer Aufmerksamkeit.

Graf Ilja Andrejewitsch setzte sich wieder auf seinen Platz.

„Sie ist schön, nicht wahr?“ fragte er Natascha flüsternd.

„Ganz wunderschön!“ erwiderte Natascha. „In die kann sich einer schon verlieben!“

In diesem Augenblicke erklangen die letzten Akkorde der Ouvertüre, und der Stab des Kapellmeisters klopfte auf. Im Parkett begaben sich einige Herren, die sich verspätet hatten, eilig auf ihre Plätze, und der Vorhang ging in die Höhe.

Sowie der Vorhang in die Höhe ging, wurde in den Logen und im Parkett alles still, und alle Herren, alte und junge, in Uniformen und in Fracks, alle Damen mit kostbaren Steinen an den nackten Körperteilen richteten in lebhafter Spannung ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Bühne. Natascha blickte ebenfalls dorthin.

## IX

**A**uf der Bühne war in der Mitte ein ebener Bretterboden; auf beiden Seiten standen bemalte Pappwände, welche Bäume darstellten; hinten war senkrecht auf dem Bretterboden eine Leinwand ausgespannt. In der Mitte der Bühne saßen

Mädchen in roten Miedern und weißen Röcken. Ein sehr dickes Mädchen in einem weißseidenen Kleide saß für sich allein auf einem niedrigen Bänkchen, an welches von hinten eine grüne Pappe angeklebt war. Alle sangen irgend etwas. Als sie mit ihrem Gesange fertig waren, trat die im weißen Kleide an den Souffleurkasten, und zu ihr trat ein Mann in seidenen Hosen, die ihm sehr straff auf den dicken Beinen saßen, mit einer Feder auf dem Hute und einem Dolche im Gürtel, und fing an zu singen und mit den Händen zu gestikulieren.

Nachdem der Mann in den straff sitzenden Hosen gesungen hatte, sang sie. Dann schwiegen sie beide, die Musik spielte, und der Mann berührte mit den Fingern die Hand des Mädchens im weißen Kleide; er wartete offenbar wieder auf den Takt, um nun seinen Part mit ihr zusammen zu beginnen. Sie sangen nun zu zweien, und alle im Theater singen an zu klatschen und zu schreien; der Mann und das Mädchen auf der Bühne aber, welche Verliebte darstellten, lächelten, gestikulierten mit den Armen und verbeugten sich.

Nach dem Aufenthalte auf dem Lande und bei der ernstern Stimmung, in der sich Natascha befand, erschien ihr dies alles sonderbar und verwunderlich. Sie war nicht imstande, dem Gange der Handlung zu folgen, ja nicht einmal ordentlich auf die Musik zu hören; sie sah nur bemalte Pappwände und seltsam ausgestaffierte Männer und Frauen, die sich in heller Beleuchtung sonderbar bewegten und sonderbar redeten und sangen; sie wußte zwar, was dies alles vorstellen sollte; aber dies alles war so verschönkelt, gekünstelt und unnatürlich, daß sie sich halb für die Schauspieler schämte, halb über sie lachen mußte. Sie blickte um sich herum nach den Gesichtern der Zuschauer und suchte auf ihnen dasselbe Gefühl des Spottes und der Verwunderung, welches sie erfüllte; aber alle Gesichter waren aufmerksam auf das

gerichtet, was auf der Bühne vorging, und drückten ein, wie es ihr vorkam, gemachtes Entzünden aus. „Gewiß muß das alles so sein,“ dachte Nataſcha. Sie betrachtete abwechſelnd bald dieſe langen Reihen pomadifirter Köpfe im Parkett, bald die halbnackten Damen in den Logen, namentlich ihre Nachbarin Helene, die, faſt vollſtändig unbekleidet, mit ſtillem, ruhigem Lächeln unverwandt nach der Bühne blickte; und zugleich kam ihr die ſtarke Helligkeit, die durch den ganzen Saal ausgegoffen war, und die hohe Temperatur der von der Menſchenmenge erwärmten Luft zum Bewußtſein. Nataſcha geriet allmählich in einen der Berauschtigkeit ähnlichen Zuſtand hinein, in dem ſie ſich ſeit langer Zeit nicht mehr befunden hatte. Sie wußte nicht mehr, wer ſie war und wo ſie war und was vor ihren Augen geſchah. Sie ſah und dachte, und die ſonderbarſten Gedanken huſchten ihr überruſchend und ohne jede Verknüpfung durch den Kopf. Bald kam ihr der Einfall, auf die Rampe zu ſpringen und die Arie, welche die Sängerin da ſang, ſelbſt zu ſingen, bald fühlte ſie ſich gelockt, einen nicht weit von ihr ſitzenden alten Herrn mit dem Fächer anzustoßen, bald ſich zu Helene hinüberzubiegen und ſie zu kigeln.

In einem Augenblicke, als gerade auf der Bühne alles ſtill geworden war, da eine Arie beginnen ſollte, knarrte die Eingangstür des Parketts auf der Seite, wo die Koſtowoſche Loge war, und es wurden die Schritte eines Herrn, der ſich verſpätet hatte, hörbar. „Da iſt er, Kuragin!“ flüſterte Schinſchin. Die Gräfin Beſuchowa wandte ſich um und lächelte dem Eintretenden zu. Nataſcha ſchaute dahin, wohin die Augen der Gräfin Beſuchowa gerichtet waren, und erblickte einen ungewöhnlich ſchönen Adjutanten, der mit ſelbſtbewußter, aber zugleich weltmänniſch höflicher Miene ſich der Loge näherte, in der ſie mit den Thriſen ſaß. Es war Anatol Kuragin, den ſie vor langer Zeit einmal auf

einem Balle in Petersburg gesehen und bemerkt hatte. Er trug jetzt die Adjutantenuniform mit Epauletten und Achselschnüren. Seine langsame, forschende Art zu gehen hätte etwas Komisches gehabt, wenn er nicht eine so schöne Erscheinung gewesen wäre und wenn nicht auf seinem hübschen Gesichte ein solcher Ausdruck gutmütiger Zufriedenheit und Heiterkeit gelegen hätte. Trotzdem auf der Bühne gespielt wurde, schritt er ohne Eile, leise mit den Sporen und dem Säbel klirrend, den schönen, parfümierten Kopf frei und hoch tragend, über den Teppich des Ganges dahin. Als er Natascha erblickte, trat er zu seiner Schwester heran, legte die in einem Glacéhandschuh steckende Hand auf die Brüstung ihrer Loge, nickte ihr mit dem Kopfe zu, beugte sich zu ihr und fragte sie etwas, wobei er nach Natascha hinwies.

„Ganz allerliebste!“ sagte er offenbar mit Bezug auf Natascha, was diese nicht sowohl hörte als aus der Bewegung seiner Lippen abnahm. Dann ging er weiter zur ersten Reihe und setzte sich neben Dolochow, indem er diesen selben Dolochow, gegen den sich andere so liebedienerisch benahmen, freundschaftlich und lässig mit dem Ellbogen anstieß. Er zwinkerte ihm vergnügt zu, lächelte ihn an und stemmte den Fuß gegen die Rampe.

„Wie ähnlich Bruder und Schwester einander sind!“ sagte der Graf. „Und wie schön alle beide!“

Schinschin begann dem Grafen halblaut ein Skandalgeschichtchen von einer Liebesaffäre zu erzählen, die Kuragin in Moskau gehabt hatte. Natascha hörte auf die Erzählung besonders deshalb hin, weil Anatol von ihr „Ganz allerliebste!“ gesagt hatte.

Der erste Akt war zu Ende; im Parkett standen alle auf, mischten sich untereinander, gingen und kamen.

Boris kam in die Kostowskische Loge, nahm in sehr ruhiger Art die Glückwünsche entgegen, richtete mit emporgezogenen Brauen

und einem zerstreuten Lächeln an Nataſcha und Sonja die Bitte ſeiner Braut aus, ſie möchten doch zu ihrer Hochzeit kommen, und ging wieder weg. Nataſcha hatte heiter und kokett gelächelt, während ſie mit eben jenem Boris plauderte und ihm zu ſeiner Verlobung gratulierte, in den ſie früher verliebt geweſen war. In dem Zuſtande des Berauschtſeins, in welchem ſie ſich befand, erſchien ihr das alles als etwas ganz Einfaches und Natürliches.

Die halbnachte Helene ſaß neben ihr und lächelte allen in gleicher Weiſe zu, und genau in derſelben Weiſe hatte Nataſcha Boris zugelächelt.

Helenens Loge füllte ſich mit Beſuchern und wurde auch von der Parkettſeite her von den vornehmſten und geiſtreichſten Männern umringt, welche, wie es ſchien, miteinander wetteiferten, aller Welt zu zeigen, daß ſie mit ihr bekannt ſeien.

Kuragin ſtand während dieſes ganzen Zwiſchenaktes mit Dolochow vorn an der Rampe und blickte nach der Roſtoſſchen Loge hin. Nataſcha wußte, daß er von ihr ſprach, und dies machte ihr Vergnügen. Sie drehte ſich ſogar ſo, daß er ihr Profil in der, nach ihrer Anſicht, vorteilhafteſten Stellung ſehen konnte. Vor dem Beginn des zweiten Aktes erſchien im Parkett auch die ſchwerfällige Geſtalt Pierres, welchen Roſtoſſ ſeit ihrer Ankuft noch nicht zu ſehen bekommen hatten. Sein Geſicht trug einen ſchwermütigen Ausdruck, und er war noch dicker geworden, ſeit ihn Nataſcha zum letzten Male geſehen hatte. Ohne jemand zu beachten, ging er bis zu den vorderſten Reihen hindurch. Anatol trat zu ihm und begann mit ihm ein Geſpräch, wobei er nach der Roſtoſſchen Loge hinblickte und hindeutete. Sowie Pierre Nataſcha erblickte, wurde ſein Weſen lebhafter, und er ging eilig durch die Bankreihen zu ihrer Loge hin. Als er zu den Roſtoſſs hingelangt war, lehnte er ſich mit dem Ellbogen auf die Brüftung und redete lange lächelnd mit Nataſcha. Während ihrer



Unterhaltung mit Pierre hörte Nataſcha in der Loge der Gräfin Beſuchowa eine Männerſtimme und erkannte, ohne zu wiſſen woran, daß es Kuragin war. Sie ſah ſich um und begegnete ſeinem Blicke. Er ſah ihr mit einem ſo entzückten, freundlichen, beinahe lächelnden Blicke in die Augen, daß es ihr ſonderbar erſchien, ihm ſo nah zu ſein, ihn ſo anzusehen, ſo ſicher zu wiſſen, daß ſie ihm gefiel, und doch nicht mit ihm bekannt zu ſein.

Im zweiten Akte ſtellten die Pappwände Grabmäler vor, und es war ein Loch in der Leinwand, das den Mond vorſtellte, und das Licht der Lampen an der Rampe war durch hochgeſchobene Schirme gedämpft, und die Trompeten und Kontrabäſſe ſpielten in tiefen Tönen, und von rechts und von links kamen viele Leute in ſchwarzen Mänteln. Dieſe Leute ſchwenkten die Arme hin und her und hatten eine Art von Dolchen in den Händen; dann kamen noch einige Leute herbeigelaufen und ſchickten ſich an, jenes Mädchen wegzuschleppen, das vorher ein weißes Kleid angehabt hatte und jetzt ein himmelblaues trug. Sie ſchleppten ſie aber nicht ſofort weg, ſondern ſangen lange mit ihr, und dann ſchleppten ſie ſie wirklich weg, und hinter den Kuliffen wurde dreimal auf etwas Metalliſches geſchlagen, und alle fielen auf die Knie und ſangen ein Gebet. Mehrmals wurden alle dieſe Handlungen von begeisterten Beifallsrufen der Zuſchauer unterbrochen.

Jedesmal, wenn Nataſcha während dieſes Aktes ins Parkett blickte, ſah ſie Anatol Kuragin, wie er den Arm über die Rücklehne ſeines Sessels gelegt hatte und ſie betrachtete. Es war ihr eine angenehme Empfindung, zu ſehen, daß ſie ihn ſo feſſelte, und es kam ihr gar nicht der Gedanke, daß darin etwas Schlechtes liegen könne.

Als der zweite Akt zu Ende war, ſtand die Gräfin Beſuchowa auf, wendete ſich nach der Koſtowschen Loge hin (ihre Bruſt war

vollständig entblößt), winkte mit einem behandschuhten Finger den alten Grafen zu sich heran, ohne sich um die Herren zu kümmern, die zu ihr in die Loge gekommen waren, und begann, liebenswürdig lächelnd, eine Unterhaltung mit ihm.

„Machen Sie mich doch mit Ihren reizenden jungen Damen bekannt,“ sagte sie. „Die ganze Stadt redet von ihnen, und ich kenne sie nicht.“

Natascha stand auf und machte der schönen Gräfin einen Knicks. Das Lob von seiten dieser glänzenden Schönheit machte ihr so viel Vergnügen, daß sie vor Freude erröthete.

„Ich will jetzt ebenfalls eine Moskauerin werden,“ fuhr Helene fort. „Machen Sie sich denn gar kein Gewissen daraus, solche Perlen in der Einsamkeit des Landlebens zu verbergen?“

Die Gräfin Besuchowa stand verdientermaßen in dem Rufe, eine bezaubernde Frau zu sein. Sie besaß die Fähigkeit, das, was sie gar nicht dachte, doch in einer Vertrauen erweckenden Weise auszusprechen und namentlich in einer ganz schlicht und natürlich aussehenden Art Schmeicheleien zu sagen.

„Ja, lieber Graf, erlauben Sie mir, mich Ihrer jungen Damen anzunehmen. Ich bin freilich jetzt nur auf kurze Zeit hier, ebenso wie Sie; aber ich werde mir Mühe geben, Ihre Damen zu amüsieren.“ Und mit ihrem gleichmäßigen, schönen Lächeln sagte sie zu Natascha: „Ich habe schon in Petersburg viel von Ihnen gehört und sehr gewünscht, Sie kennen zu lernen. Ich habe von Ihnen sowohl durch meinen Pagen Drubezkoj gehört (Sie wissen wohl schon, daß er sich verlobt hat?), als auch durch einen Freund meines Mannes, Volkonski, den Fürsten Andrei Volkonski.“ Sie legte auf diesen Namen einen besonderen Nachdruck und deutete damit an, daß sie sein Verhältnis zu Natascha kenne. Sie bat noch, der Graf möge, damit sie besser miteinander bekannt würden, einer der jungen Damen erlauben, während des noch übrigen

Teiles der Vorstellung bei ihr in ihrer Loge zu sitzen. So ging denn Natascha zu ihr herum.

Im dritten Akte war auf der Bühne ein Palast dargestellt, in dem viele Kerzen brannten und Bilder hingen, welche Ritter mit kleinen Bärten darstellten. In der Mitte standen zwei Personen, wahrscheinlich der König und die Königin. Der König gestikulirte mit dem rechten Arme, sang etwas, aber schlecht, offenbar weil er ängstlich war, und setzte sich dann auf seinen karmoisinroten Thron. Das Mädchen, das anfangs ein weißes, dann ein himmelblaues Kleid angehabt hatte, war jetzt im bloßen Hemde, mit aufgelöstem Haar, und stand bei dem Throne. Sie sang, zur Königin gewendet, irgend etwas Kummervolles; aber der König winkte streng mit der Hand, und von rechts und links kamen Männer mit nackten Beinen und Frauen mit nackten Beinen herein und fingen alle zusammen an zu tanzen. Dann spielten die Geigen in sehr hohen Tönen sehr lustig; eines der Mädchen, welches recht dicke nackte Beine und magere Arme hatte, sonderte sich von den andern ab, ging halb hinter die Kulissen, schob ihr Nieder zurecht, trat dann in die Mitte und begann zu springen und schnell mit einem Bein an das andere zu schlagen. Alle Leute im Parkett klatschten in die Hände und schrien Bravo. Dann stellte sich einer der Männer zunächst in eine Ecke. Im Orchester begannen die Zimbeln und Trompeten sehr laut zu spielen, und nun fing dieser nacktbeinige Mann an allein sehr hoch zu springen und mit den Füßen zu trippeln. (Dieser Mann war Duport, der für diese Kunst jährlich sechzigtausend Rubel erhielt.) Alle Leute im Parkett, in den Logen und auf der Galerie klatschten und schrien aus Leibeskräften, und der Mann blieb stehen, lächelte und verbeugte sich nach allen Seiten. Dann tanzten wieder andere Menschen mit nackten Beinen, Männer und Frauen; dann rief wieder der König etwas mit Musikbegleitung, und alle

singen an zu singen. Aber plötzlich brach ein Sturm los; im Orchester erklangen chromatische Tonleitern und Afforde in der kleinen Septime, und alle sungen an zu laufen und schleppten wieder einen von den Anwesenden hinter die Kulissen, und der Vorhang wurde heruntergelassen. Wieder erhob sich unter den Zuschauern ein furchtbarer Lärm und Tumult, und alle schrien mit entzückten Gesichtern: „Duport! Duport! Duport!“ Nataſcha fand das jetzt nicht mehr sonderbar. Vergnügt und fröhlich lächelnd blickte sie um sich.

„Ist Duport nicht bewundernswert?“ fragte Helene, sich zu ihr wendend.

„O gewiß!“ antwortete Nataſcha.

## X

In der Pause drang auf einmal ein kalter Luftzug in Helenens Loge; die Thür öffnete sich, und mit gebücktem Kopfe und bemüht, niemand anzustoßen, trat Anatol herein.

„Gestatten Sie mir, Ihnen meinen Bruder vorzustellen,“ sagte Helene; ihre Augen liefen unruhig zwischen Nataſcha und Anatol hin und her.

Nataſcha wandte über ihre nackte Schulter hinweg ihr hübsches Köpfchen zu dem schönen Manne hin und lächelte. Anatol, der in der Nähe ebenso schön war wie von weitem, setzte sich zu ihr und sagte, er habe schon längst gewünscht, dieses Vergnügen zu haben, schon seit dem Balle in Petersburg, bei dem er die ihm unvergeßliche Freude gehabt habe, sie zu sehen. Kuragin benahm sich im Verkehr mit Frauen weit verständiger und natürlicher als in Männergesellschaft. Er redete einfach und ohne Scheu, und Nataſcha fühlte sich seltsam und angenehm dadurch überrascht, daß an diesem Manne, von dem so viel Urges erzählt wurde,

nichts Furchtbares zu bemerken war, sondern daß er im Gegenteil in durchaus harmloser, heiterer, gutmütiger Weise lächelte.

Kuragin fragte sie, welchen Eindruck die Vorstellung auf sie mache, und erzählte ihr, bei der vorigen Aufführung sei die Semjonowa während des Spieles hingefallen.

„Wissen Sie, Komtesse,“ sagte er, indem er auf einmal zu ihr in einem Tone redete, als wäre sie eine gute, alte Bekannte, „es wird jetzt in unserm Kreise ein Karussell in Kostümen arrangiert; daran sollten Sie teilnehmen: es wird sehr lustig dabei zugehen. Wir kommen alle immer bei Karagins zusammen. Bitte, kommen Sie auch hin; Sie werden doch? Nicht wahr?“ bat er.

Während er das sagte, wendete er seine lächelnden Augen keinen Augenblick von Natašchas Gesichte, Halse und entblößten Armen ab. Natašcha wußte mit voller Sicherheit, daß er von ihr entzückt war. Das war ihr eine angenehme Empfindung; aber trotzdem rief seine Gegenwart bei ihr ein unklares Gefühl der Bangigkeit und Beklommenheit hervor. Wenn sie ihn auch nicht ansah, so fühlte sie doch, daß er ihre Schultern betrachtete, und unwillkürlich suchte sie seinen Blick aufzufangen, damit er ihr lieber in die Augen sehen möchte. Aber wenn sie ihm dann in die Augen sah, so wurde sie sich mit Schrecken bewußt, daß zwischen ihm und ihr jene Schranke der Schamhaftigkeit gar nicht mehr vorhanden war, die sie immer zwischen sich und andern Männern fühlte. Sie fühlte, daß sie (sie wußte selbst nicht, wie es gekommen war) in fünf Minuten diesem Menschen erschreckend nahe getreten war. Wenn sie sich abwandte, so fürchtete sie, er könne sie von hinten an den nackten Armen fassen oder sie auf den Hals küssen. Sie redeten von den allgewöhnlichsten Dingen, aber sie fühlte, daß sie ihm so nahe stand, wie sie nie einem Manne gestanden hatte. Natašcha sah sich nach Helene und nach ihrem Vater um, als ob sie diese beiden fragen wollte, was das alles zu bedeuten

habe; aber Helene war im Gespräche mit einem General begriffen und antwortete nicht auf ihren Blick, und der Blick des Vaters sagte ihr nichts, als was er immer sagte: „Du bist vergnügt; nun, das freut mich.“

Mitunter traten Augenblicke peinlichen Stillschweigens ein, während deren Anatol mit weitgeöffneten Augen sie ruhig und unverwandt betrachtete; in einem solchen Augenblicke fragte ihn Natascha, um das Stillschweigen zu unterbrechen, wie ihm Moskau gefalle. Sowie sie das gefragt hatte, errötete sie. Es schien ihr beständig, als tue sie etwas Unpassendes, wenn sie ihn anrede. Anatol lächelte, wie wenn er sie ermutigen wollte.

„Anfangs gefiel es mir wenig; denn was eine Stadt angenehm macht, das sind ja doch hübsche Frauen, nicht wahr? Nun, aber jetzt gefällt es mir sehr,“ antwortete er und sah sie bedeutungsvoll an. „Kommen Sie zu unserem Karussell, Komtesse? Bitte, kommen Sie,“ fuhr er fort, und indem er die Hand nach ihrem Buffet ausstreckte und die Stimme senkte, fügte er hinzu: „Sie werden die Schönste sein. Kommen Sie, liebe Komtesse, und als Unterpfand geben Sie mir diese Blume.“

Natascha verstand das, was er sagte, nicht in demselben Sinne wie er; aber sie fühlte, daß hinter seinen ihr unverständlichen Worten eine ungehörige Absicht steckte. Sie mußte nicht, was sie darauf erwidern sollte, und wandte sich ab, als ob sie das, was er gesagt hatte, nicht gehört hätte. Aber kaum hatte sie sich abgewandt, so mußte sie wieder denken, daß er da war, hinter ihr, so nahe bei ihr.

„Was macht er jetzt? Ist er verlegen? Aufgebracht? Muß ich mein Benehmen wieder gutmachen?“ fragte sie sich selbst. Sie konnte es nicht lange aushalten, so dazusitzen, ohne sich umzuwenden. Sie blickte ihm gerade in die Augen, und seine Nähe und sein ruhiges Selbstgefühl und sein gutmütiges, freundliches

Lächeln besiegten sie. Sie lächelte ganz ebenso wie er, während sie ihm gerade in die Augen sah. Und wieder fühlte sie mit Schrecken, daß zwischen ihm und ihr keine Schranke mehr vorhanden war.

Der Vorhang ging wieder in die Höhe. Anatol verließ mit ruhiger, heiterer Miene die Loge. Nataſcha kehrte zu ihrem Vater in dessen Loge zurück, schon vollständig im Banne der Welt, in der sie sich jetzt befand. Alles, was vor ihren Augen vorging, erschien ihr jetzt bereits als etwas ganz Natürliches; alle früheren Gedanken dagegen, die Gedanken an ihren Bräutigam, an Prinzessin Marja, an das Leben auf dem Lande, kamen ihr nicht ein einziges Mal mehr in den Sinn, als ob das alles einer weit, weit zurückliegenden Vergangenheit angehörte.

Im vierten Akte kam ein Teufel vor, welcher so lange sang und die Arme umherschwenkte, bis unter ihm ein Brett weggezogen wurde und er versank. Das war das Einzige, was Nataſcha vom ganzen vierten Akte sah: sie fühlte sich erregt und unruhig, und die Ursache dieser Unruhe war Kuragin, den sie unwillkürlich beobachtete. Als Kostows das Theater verließen, trat Anatol zu ihnen, rief ihren Wagen heran und half ihnen beim Einsteigen. Als er Nataſcha diesen Dienst leistete, drückte er ihr den Arm oberhalb des Ellbogens. Nataſcha blickte sich, aufgeregt und errötend, nach ihm um. Er sah sie zärtlich lächelnd mit glänzenden Augen an.

★

Erst als sie nach Hause gekommen waren, war Nataſcha imstande, alles das, was ihr begegnet war, klar zu überdenken, und als ihr dabei Fürst Andrei einfiel, bekam sie auf einmal einen furchtbaren Schreck; in Gegenwart aller stöhnte sie am Leetisch, um den sich alle nach dem Theater versammelt hatten, laut auf und lief errötend aus dem Zimmer.

„Mein Gott, ich bin verloren!“ sagte sie zu sich selbst. „Wie konnte ich es nur dahin kommen lassen?“ Lange saß sie da, das glühende Gesicht mit den Händen bedeckend, und suchte sich klare Rechenschaft von dem zu geben, was ihr begegnet war, konnte aber weder das, was ihr begegnet war, noch ihre eigenen Empfindungen begreifen. Alles erschien ihr dunkel, undeutlich und furchtbar. Dort in jenem gewaltig großen, hell erleuchteten Saale, wo Duport in einem kurzen mit Glitzern besetzten Tüchchen auf den feuchten Brettern nach dem Klange der Musik mit seinen nackten Beinen herumgesprungen war und junge Mädchen und alte Männer und diese halbnackte Helene mit ihrem ruhigen, stolzen Lächeln voll Entzücken Bravo gerufen hatten, dort, in der Atmosphäre dieser Helene, dort war das alles klar und natürlich gewesen; aber jetzt, wo sie mit sich selbst allein war, erschien es ihr unbegreiflich. „Was hat das zu bedeuten? Was bedeutet diese Furcht, die ich vor ihm empfand? Was bedeuten diese Gewissensbisse, die ich jetzt spüre?“ fragte sie sich.

Nur der alten Gräfin, ihrer Mutter, hätte Nataſcha bei Nacht in deren Bette alles mittheilen können, was ihr Herz bewegte. Sonja (das mußte sie), Sonja mit ihrer strengen, reinen Anschauungsweise würde entweder gar nichts davon begreifen oder über ihr Geständnis einen gewaltigen Schreck bekommen. So suchte denn Nataſcha für sich allein über das, was sie quälte, zur Klarheit zu gelangen.

„Bin ich der Liebe des Fürsten Andrei unwürdig geworden oder nicht?“ fragte sie sich und gab sich mit einem Lächeln der Beruhigung die Antwort: „Was bin ich für eine Törrin, so zu fragen! Was ist denn mit mir geschehen? Nichts. Ich habe nichts getan, habe diesen Mann in keiner Weise herausgefordert. Niemand wird etwas erfahren, und ich werde ihn nie mehr wiedersehen,“ sagte sie zu sich selbst. „Somit ist klar, daß nichts geschehen ist, und daß



ich nichts zu bereuen habe, und daß Fürst Andrei mich auch so, wie ich jetzt bin, lieben kann. Aber wie bin ich denn jetzt? In welchem Zustande befinde ich mich? Ach mein Gott, mein Gott, warum ist er nicht hier?" Natascha beruhigte sich für einen Augenblick; aber dann sagte ihr wieder eine Art von instinktivem Gefühl, daß das zwar alles wahr sei und sich nichts begeben habe, daß aber doch die volle frühere Reinheit ihrer Liebe zum Fürsten Andrei dahin sei. Und nun wiederholte sie sich wieder in Gedanken ihr ganzes Gespräch mit Kuragin und vergegenwärtigte sich das Gesicht und die Gebärden und das zärtliche Lächeln dieses schönen, festen Menschen in dem Augenblicke, wo er ihr den Arm drückte.

## XI

Anatol Kuragin lebte in Moskau, weil ihn sein Vater aus Petersburg weggeschickt hatte, wo er die ihm gewährten zwanzigtausend Rubel jährlich verausgabte und noch ebensoviel Schulden dazu gemacht hatte, deren Bezahlung die Gläubiger dann von dem Vater verlangten.

Der Vater hatte dem Sohne erklärt, er wolle zum letzten Male die Hälfte seiner Schulden bezahlen, aber nur unter der Bedingung, daß er nach Moskau gehe, dort eine Stellung als Adjutant des Oberkommandierenden übernehme, die er ihm durch seine Bemühungen verschafft hatte, und sich ebendort bemühe, endlich eine gute Partie zu machen. Er hatte ihn auf Prinzessin Marja und auf Julja Karagina hingewiesen.

Anatol hatte sich damit einverstanden erklärt, war nach Moskau gereist und hatte sich dort bei Pierre einquartiert. Pierre hatte ihn zwar zuerst nur ungern bei sich aufgenommen, sich aber dann an ihn gewöhnt. Manchmal fuhr er mit Anatol zu dessen Ge-

lagen mit und gab ihm auch, unter dem unzutreffenden Namen eines Darlehens, Geld.

Anatol hatte, wie Schinschin ganz richtig von ihm gesagt hatte, seit er nach Moskau gekommen war, allen Moskauer Damen die Köpfe verdreht, und zwar namentlich dadurch, daß er sie vernachlässigte und ihnen unverhohlenen Zigeunerinnen und französische Schauspielerinnen vorzog, mit deren renommiertester, Mademoiselle Georges, er, wie es hieß, nähere Beziehungen unterhielt. Er ließ kein Gelage bei Danilow und anderen lebenslustigen Patronen Moskaus unbesucht, trank ganze Nächte hindurch, trank alle unter den Tisch und war auf allen Soireen und Bällen der vornehmsten Gesellschaftskreise zu finden. Es wurden mehrere pikante Liebesaffären erzählt, die er mit Moskauer verheirateten Damen gehabt hatte, und er machte auch auf den Bällen einigen den Hof; aber mit den jungen Mädchen, und namentlich mit den reichen in heiratsfähigem Alter, die größtenteils häßlich waren, ließ er sich nicht näher ein, um so weniger, da er, was nur seine nächsten Freunde wußten, sich vor zwei Jahren verheiratet hatte.

Vor zwei Jahren, als Anatols Regiment in Polen stand, hatte ihn ein unbemittelter polnischer Gutsbesitzer gezwungen, seine Tochter zu heiraten. Anatol hatte seine Frau sehr bald wieder verlassen; er hatte sich verpflichtet, seinem Schwiegervater zu bestimmten Terminen Geld zu schicken, und sich dafür das Recht ausbedungen, als ledig zu gelten.

Anatol war stets mit seiner Lage, mit sich selbst und mit den anderen Menschen zufrieden. Er war instinktiv in tiefster Seele davon überzeugt, daß es ihm unmöglich sei, anders zu leben, als er wirklich lebte, und daß er nie in seinem Leben etwas Schlechtes getan habe. Er war nicht imstande, zu überlegen, weder welche Wirkungen seine Handlungen auf andere Menschen

ausüben könnten, noch was aus der einen oder andern seiner Handlungen hervorgehen könne. Er war überzeugt, daß, wie die Ente für das Leben im Wasser geschaffen sei, so auch er von Gott so geschaffen sei, daß er eine Jahreseinnahme von dreißigtausend Rubeln haben und stets eine glänzende Stellung einnehmen müsse. Daran glaubte er so fest, daß auch andere, wenn sie ihn ansahen, derselben Überzeugung wurden und ihm weder eine glänzende Stellung in der Gesellschaft noch Geld verweigerten, das er, augenscheinlich ohne die Rückzahlung in Aussicht zu nehmen, dem ersten besten, der ihm in den Wurf kam, abborgte.

Er war kein Spieler; wenigstens kam es ihm nie darauf an, zu gewinnen. Er war nicht eitel; mochte man von ihm denken, was man wollte: ihm war das völlig gleichgültig. Noch weniger konnte man ihn des Ehrgeizes beschuldigen; er hatte mehrmals seines Vaters Bemühungen zu dessen großem Verdrusse dadurch vereitelt, daß er sich seine Karriere verdarb, und machte sich über alle Ehren und Würden lustig. Er war nicht geizig und schlug nie eine an ihn gerichtete Bitte um Geld ab. Das einzige, was er liebte, war das Vergnügen und die Frauen; und da nach seiner Anschauung in diesen Neigungen nichts Unedles lag und er nicht instande war, zu erwägen, welche Folgen für andere Menschen die Befriedigung dieser seiner Neigungen hatte, so hielt er sich in seinem Herzen für einen tadellosen Menschen, hegte eine aufrichtige Verachtung gegen Schurken und schlechte Kerle und trug mit ruhigem Gewissen seinen Kopf hoch.

Die vergnügungsfüchtigen Lebemänner, diese sozusagen männlichen Magdalenen, haben im stillen, gerade wie die weiblichen Magdalenen, die Vorstellung, daß sie frei von Schuld seien, und diese Vorstellung gründet sich bei beiden auf die Hoffnung, daß ihnen Vergebung werde zuteil werden. „Ihr wird alles vergeben, weil sie viel geliebt hat,“ heißt es im Evangelium, und so denkt

auch der Lebemann, es werde ihm alles vergeben werden, weil er sich viel vergnügt habe.

Dolochow, der nach seiner Verbannung und seinen persischen Abenteuern im Laufe des letzten Jahres wieder in Moskau erschienen war und ein luxuriöses Leben führte, dessen wesentliche Bestandteile Hasardspiel und Gelage bildeten, war in nähere Beziehung zu seinem alten Petersburger Kameraden Kuragin getreten und bediente sich dieser Bekanntschaft zu seinen Zwecken.

Anatol hatte eine aufrichtige Zuneigung zu Dolochow, weil ihm dessen Klugheit und Bravour imponierten. Dolochow dagegen, welchem Anatols Name, Stand und Verbindungen sehr willkommen waren, um reiche junge Leute in seinen Spielzirkel hineinzulocken, nutzte die Bekanntschaft mit Kuragin aus, ohne es diesen merken zu lassen. Auch diente ihm Kuragin, von dem praktischen Zwecke ganz abgesehen, als amüsanter Spielzeug; denn einen fremden Willen bald so bald so zu lenken, diese Tätigkeit war ihm schon an sich ein Genuß, eine Gewohnheit und ein Bedürfnis.

Natascha hatte auf Kuragin einen starken Eindruck gemacht. Als er nach dem Theater mit Dolochow soupierte, setzte er diesem in der kunstgemäßen Manier eines Kenners die Schönheit ihrer Arme, ihrer Schultern, ihrer Füße und ihres Haares auseinander und erklärte, er habe vor, eine regelrechte Attaque auf sie zu machen. Was ein solches Benehmen für Folgen haben konnte, das zu überlegen und zu begreifen war Anatol nicht imstande, wie er sich denn niemals darüber klar war, was aus dieser oder jener seiner Handlungen hervorgehen werde.

„Hübsch ist sie, Bruder; aber sie ist nichts für uns,“ bemerkte Dolochow.

„Ich will meiner Schwester sagen, sie möchte sie zum Diner einladen,“ sagte Anatol. „Was meinst du?“

„Warte lieber, bis sie verheiratet ist . . .“

„Du weißt,“ erwiderte Anatol, „was man so ‚ein junges Blut‘ nennt, ist meine besondere Passion; so eine ist immer gleich ganz hin.“

„Du bist schon einmal mit so einem jungen Blut hereingefallen,“ entgegnete Dolochow, der von Anatols Heirat Kenntniss hatte.

„Sieh dich vor!“

„Na, zweimal kann es ja doch nicht passieren! Nicht wahr?“ sagte Anatol, gutmütig lachend.

## XII

**I**n dem Tage nach diesem Theaterbesuche fuhren Kostow's nirgendshin, und es kam auch niemand zu ihnen. Marja Dmitrijewna hatte mit dem Grafen Ilja Andrejewitsch eine Unterredung, deren Gegenstand sie vor Natascha zu verheimlichen suchte. Indes erriet diese, daß sie von dem alten Fürsten gesprochen und irgendwelchen Plan erfunden hatten, und dies beunruhigte sie und verletzte ihr Ehrgefühl. Sie erwartete jeden Augenblick den Fürsten Andrei und schickte zweimal im Laufe dieses Tages den Hausknecht nach der Wosdwiſchenka-Straße, um in Erfahrung zu bringen, ob er nicht vielleicht schon angekommen sei. Er war nicht angekommen. Ihre Stimmung war jetzt bedrückter als in den ersten Tagen nach ihrer Ankunft. Zu der Ungeduld und dem trüben Sehnen nach ihrem Bräutigam gesellten sich noch die unangenehme Erinnerung an die Begegnung mit der Prinzessin Marja und mit dem alten Fürsten, sowie eine Angst und Unruhe, deren Ursache ihr nicht bekannt war. Sie hatte immer die Empfindung, als ob entweder ihr Bräutigam überhaupt nie wiederkommen oder ihr noch vor seiner Ankunft irgend etwas Schlimmes widerfahren werde. Sie war nicht wie früher

imstande, wenn sie für sich allein war, ruhig und lange an ihn zu denken. Sobald sie ihre Gedanken auf ihn richtete, mischten sich in die Erinnerung an ihn die Erinnerung an den alten Fürsten, an die Prinzessin Maria und an die letzte Opernvorstellung und an Kuragin. Es drängte sich ihr wieder die Frage auf, ob sie sich auch nicht etwas habe zuschulden kommen lassen, ob sie nicht bereits die Treue gegen den Fürsten Andrei verletzt habe, und immer wieder ertappte sie sich darauf, wie sie sich bis in die kleinsten Einzelheiten jedes Wort, jede Gesticulation, jede Nuance des Mienenspieles auf dem Gesichte dieses Mannes ins Gedächtnis zurückerief, der in ihrer Seele ein ihr unbegreifliches, furchtbares Gefühl zu erwecken verstanden hatte. Nach der Ansicht ihrer Hausgenossen zeigte sich Natascha jetzt lebhafter als sonst; aber in Wirklichkeit war sie bei weitem nicht so ruhig und glücklich wie früher.

Am Sonntag vormittag forderte Marja Dmitrijewna ihre Gäste auf, mit ihr zur Messe in ihre Pfarrkirche, die Kirche zu Maria Himmelfahrt auf dem Gottesacker, zu gehen.

„Ich kann diese modernen Kirchen nicht leiden,“ sagte sie, offenbar stolz auf ihr selbständiges Urtheil. „Gott ist überall ein und derselbe. Wir haben bei uns einen sehr braven Popen, der den Gottesdienst in anständiger Art abhält, so recht würdig; und der Diakonus auch. Verleiht denn das der Sache eine größere Heiligkeit, wenn auf dem Chore ganze Gesangskonzerte veranstaltet werden? Ich kann das nicht leiden; das sind törichte Poffen, weiter nichts!“

Marja Dmitrijewna hatte die Sonntage gern und verstand es, sie zu feiern. Sonnabends wurde ihr ganzes Haus gescheuert und gesäubert; am Sonntage arbeitete weder sie selbst noch das Gesinde; alle waren festtäglich gekleidet, und alle wohnten der Messe bei. Dem Mittagessen der Herrschaft wurden einige Gerichte

hinzugefügt, und das Gesinde erhielt Branntwein und Gänsebraten oder Ferkelbraten. Aber an nichts im ganzen Hause war der Feiertag so deutlich zu merken wie an Marja Dmitrijewnas breitem, ernstem Gesichte, das an diesem Tage einen unveränderlichen, feierlichen Ausdruck annahm.

Als sie nach der Messe im Salon, wo von den Möbeln die Überzüge abgenommen waren, Kaffee getrunken hatten, erhielt Marja Dmitrijewna von einem Diener die Meldung, daß der Wagen bereit sei. Mit ernster Miene erhob sie sich, legte ihr Gala-Umschlagetuch an, welches sie immer bei Visiten trug, und erklärte, sie fahre zu dem Fürsten Nikolai Andrejewitsch Wolkonski, um mit ihm eine Aussprache über Natascha zu haben.

Nachdem Marja Dmitrijewna weggefahren war, stellte sich bei Kostjows eine Gehilfin von Madame Chalmé ein, und Natascha, sehr zufrieden über diese Ablenkung ihrer Gedanken, beschäftigte sich in dem Zimmer neben dem Salon mit dem Anprobieren neuer Kleider, nachdem sie die Verbindungstür nach dem Salon zugemacht hatte. Als sie gerade eine vorläufig nur zusammengeheftete, noch ärmellose Taille angezogen hatte und mit zurückgedrehtem Kopfe im Spiegel prüfte, wie das Rückenteil saß, da hörte sie im Salon die Stimme ihres Vaters in lebhaftem Gespräch mit einer anderen, weiblichen Stimme, die ihr das Blut ins Gesicht trieb. Dies war Helenens Stimme. Natascha hatte noch nicht Zeit gehabt, die Taille, die sie anprobirte, ausziehen, als die Thür aufging und die Gräfin Besuchowa ins Zimmer trat, mit einem strahlenden, freundlich-wohlwollenden Lächeln auf dem Gesichte, in einem dunkellila Samtkleide mit hohem Kragen.

„Ah, mein liebes Kind, wie entzückend!“ sagte sie zu der errotenden Natascha. „Allerliebste! Nein, das wäre ja unerhört, mein lieber Graf,“ wandte sie sich zu dem hinter ihr Eintreten-

den Ilja Andrejewitsch. „Wie kann man in Moskau wohnen und nirgends hingehen? Nein, ich lasse mir von Ihnen keine abschlägige Antwort geben! Heute abend deklamirt bei mir Mademoiselle Georges, und es kommen dazu ein paar Bekannte. Wenn Sie da nicht Ihre schönen jungen Damen zu mir bringen, von denen Mademoiselle Georges in den Schatten gestellt werden wird, dann kündige ich Ihnen die Freundschaft auf. Mein Mann ist nicht da; er ist nach Twer gefahren; sonst hätte ich den hergeschickt, um Sie einzuladen. Sie müssen unbedingt kommen, unbedingt; bitte zwischen acht und neun Uhr.“

Sie nickte der ihr bekannten Modistin zu, die ihr einen respektvollen Knicks machte, und setzte sich auf einen Sessel neben dem Spiegel, wobei sie dem Rocke ihres Samtkleides einen malerischen Faltenwurf verlieh. Sie hörte nicht auf, freundlich und heiter zu plaudern, und erging sich fortwährend in Ausdrücken des Entzückens über Nataschas Schönheit. Sie musterte ihre Kleider und lobte sie; auch rühmte sie eines ihrer eigenen Kleider, ein Kleid aus Metallgaze, das sie sich aus Paris hatte kommen lassen, und riet Natascha, sich auch so eines machen zu lassen.

„Indessen, Ihnen steht ja alles gut, meine reizende Kleine,“ sagte sie.

Ein Lächeln froher Befriedigung wich während dieses ganzen Gespräches nicht von Nataschas Gesichte. Sie fühlte sich glücklich und blühte gleichsam auf unter den Lobsprüchen dieser liebenswürdigen Gräfin Besuchowa, die ihr früher als eine so unnahbare, große Dame erschienen war und die ihr jetzt so viel Wohlwollen bezeugte. Natascha war ganz vergnügt geworden und hatte sich beinahe verliebt in diese so schöne, so gutherzige Frau. Helene ihrerseits war wirklich von Natascha entzückt und wünschte ihr ein Vergnügen zu bereiten. Anatol hatte sie gebeten, ihm ein



Zusammensein mit Nataſcha in ihrem Hauſe zu ermöglichen, und zu dieſem Zwecke war ſie zu Koſtows gekommen. Der Gedanke, ihren Bruder mit Nataſcha zuſammenzubringen, amüſierte ſie.

Obwohl ſie früher gegen Nataſcha von einem gewiſſen Groll erfüllt geweſen war, weil dieſe ihr in Petersburg den netten Boris abſpenſtig gemacht hatte, dachte ſie jezt daran überhaupt nicht mehr und wünſchte in ihrer Weiſe Nataſcha von ganzem Herzen Gutes. Als ſie von Koſtows wieder wegfahren wollte, rief ſie ihren Schüßling beiſeite.

„Geſtern war mein Bruder bei uns zum Mittaggeſſen,“ ſagte ſie. „Mein Mann und ich, wir haben uns halb totgelacht: er aß nichts und ſeufzte immer nach Ihnen, mein reizendes Kind. Er iſt nãrriſch, geradezu nãrriſch verliebt in Sie, meine Leure.“

Nataſcha wurde dunkelrot, als ſie dieſes hörte.

„Wie ſie rot wird, wie ſie rot wird, die allerliebſte Kleine!“ fuhr Helene fort. „Sie müſſen unbedingt kommen. Wenn Sie jemand lieben, Sie entzückendes Weſen, ſo iſt das noch kein Grund, ſich wie eine Nonne von der Welt abzuschließen. Und ſelbſt wenn Sie verlobt ſind, bin ich überzeugt, daß Ihr Brãutigam es lieber ſehen würde, daß Sie in ſeiner Abweſenheit in Geſellſchaft gehen, als daß Sie vor Langeweile umkommen.“

„Alſo weiß ſie,“ dachte Nataſcha, „daß ich verlobt bin; ſie und ihr Mann, Pierre, dieſer rechtlich denkende Pierre, haben alſo davon geſprochen und darüber gelacht. Alſo iſt weiter nichts dabei.“ Und wieder erſchien ihr das, was ihr vorher ſchrecklich vorgekommen war, unter Helenens Einwirkung als etwas ganz Einfaches und Natürlisches. „Und ſie, eine ſo große Dame, iſt ſo liebenswürdig gegen mich und hat mich offenbar ganz in ihr Herz geſchloſſen,“ dachte Nataſcha. „Und warum ſollte ich mir auch nicht ein Amüſement gönnen?“ dachte ſie weiter und blickte Helenen mit bewundernden, weitgeöffneten Augen an.

Zum Mittagessen kehrte Marja Dmitrijewna zurück, ernst und schweigsam: sie hatte augenscheinlich bei dem alten Fürsten eine Niederlage erlitten. Sie war von dem stattgefundenen Kampfe noch zu erregt, als daß sie imstande gewesen wäre, das Geschehene ruhig zu berichten. Auf die Frage des Grafen antwortete sie, es stehe alles gut und sie werde morgen das Nähere mitteilen. Als sie hörte, daß die Gräfin Besuchowa dagewesen sei und Kostows zum Abend eingeladen habe, bemerkte sie:

„Mit der Besuchowa verkehre ich nicht gern und rate auch euch nicht dazu; na aber,“ fügte sie, zu Natascha gewendet, hinzu, „wenn du es einmal versprochen hast, dann fahre nur hin; es wird für dich eine Zerstreuung sein.“

### XIII

**G**raf Ilja Andrejewitsch fuhr mit seinen beiden jungen Damen zu der Gräfin Besuchowa. Es waren ziemlich viel Gäste bei der Abendgesellschaft; aber Natascha kannte fast niemand von ihnen. Graf Ilja Andrejewitsch bemerkte mit großem Mißvergnügen, daß diese Gesellschaft vorzugsweise aus solchen Herren und Damen bestand, die durch ihre freien Umgangsformen bekannt waren. Mademoiselle Georges stand, von jungen Männern umringt, in einer Ecke des Salons. Auch einige Franzosen waren da, und unter ihnen Métivier, der seit Helenens Ankunft bei ihr als Hausfreund verkehrte. Graf Ilja Andrejewitsch nahm sich vor, sich nicht an den Kartentisch zu setzen, nicht von seinen Mädchen zu weichen und, sowie Mademoiselle Georges ihren Vortrag beendet haben würde, wieder wegzufahren.

Anatol hatte auf die Ankunft der Kostows augenscheinlich an der Tür gewartet. Sowie er den Grafen begrüßt hatte, trat er

so gleich zu Natascha und ging dann hinter ihr her. Bei seinem Anblicke hatte sich Nataschas wieder jenes selbe Gefühl bemächtigt wie im Theater, ein Gefühl eitler Freude darüber, daß sie ihm gefiel, und ängstlicher Beklemmung wegen des Fehlens der moralischen Schranken zwischen ihr und ihm.

Helene empfing Natascha sehr herzlich und sprach laut ihr Entzücken über deren Schönheit und Toilette aus. Bald nach der Ankunft der Rostows verließ Mademoiselle Georges das Zimmer, um sich umzukleiden. Im Salon wurden die Stühle in halbkreisförmige Reihen gestellt, und man setzte sich. Anatol rückte für Natascha einen Stuhl zurecht und wollte sich neben sie setzen; aber der Graf, der kein Auge von Natascha verbandte, kam ihm zuvor und nahm den Platz neben ihr selbst ein. Anatol setzte sich hinter sie.

Mademoiselle Georges erschien wieder: ihre dicken Arme mit den Grübchen darin waren nackt; über die eine Schulter hatte sie einen roten Schal geworfen. Sie trat in den für sie freigelassenen Raum zwischen den Sesseln und blieb dort in einer unnatürlichen Haltung stehen. Ein Flüstern des Entzückens ging durch die Reihen der Anwesenden.

Mademoiselle Georges ließ einen strengen, düsteren Blick über ihr Publikum gleiten und begann französische Verse zu sprechen, in denen von ihrer verbrecherischen Liebe zu ihrem Sohne die Rede war. An einzelnen Stellen erhob sie die Stimme; an anderen flüsterte sie, indem sie den Kopf feierlich in die Höhe hob; wieder an anderen hielt sie inne, röchelte und preßte die Augen heraus.

„Staunenswert, himmlisch, entzückend!“ erscholl es von allen Seiten.

Natascha blickte nach der dicken Georges hin; aber sie hörte nichts, sah nichts und verstand nichts von dem, was vor ihr vor-

ging; sie fühlte sich nur wieder von neuem unwiederbringlich in jene seltsame, sinnlose Welt hineinversetzt, die so weit von der Welt entfernt war, in der sie früher gelebt hatte, in jene Welt, in der man nicht wissen konnte, was gut und was böse war, was vernünftig und was unvernünftig. Hinter ihr saß Anatol; sie empfand seine Nähe und erwartete ängstlich irgend etwas.

Nach dem ersten Monologe stand die ganze Gesellschaft auf, umringte Mademoiselle Georges und sprach ihr in begeisterten Ausdrücken ihr Entzücken aus.

„Wie schön sie ist!“ sagte Natascha zu ihrem Vater, der mit den anderen zugleich aufgestanden war und durch den Schwarm hindurch zu der Schauspielerin hinstrebte.

„Das finde ich nicht, wenn ich Sie ansehe,“ sagte Anatol, der hinter Natascha herging. Er sagte dies in einem Augenblicke, wo nur sie ihn hören konnte. „Sie sind reizend . . . Von dem Augenblicke an, wo ich Sie erblickte, habe ich unaufhörlich . . .“

„Komm her, komm her, Natascha!“ rief der Graf, der zurückkehrte, um weiter auf seine Tochter zu achten. „Ja, sie ist sehr schön.“

Natascha trat, ohne ein Wort zu sagen, zu ihrem Vater hin und sah ihn mit erstaunt fragenden Augen an.

Nachdem Mademoiselle Georges mehrere Stücke deklamiert hatte, fuhr sie wieder weg, und die Gräfin Besuchowa lud die Gesellschaft ein, in den Saal zu gehen.

Der Graf wollte aufbrechen; aber Helene bat ihn inständig, ihr nicht den improvisierten Ball zu verderben. Kostows blieben. Anatol forderte Natascha zum Walzer auf und sagte ihr während des Walzers, indem er ihre Taille und ihre Hand drückte, sie sei bezaubernd schön und er liebe sie. Bei der Ekoffaise, die sie wieder mit ihm tanzte, sagte er, während sie miteinander allein waren, nichts zu ihr, sondern sah sie nur an. Natascha war in Zweifel, ob

sie das, was er ihr beim Walzer gesagt hatte, nicht etwa nur geträumt habe. Am Schlusse der ersten Tour drückte er ihr wieder die Hand. Natascha hob ihre ängstlichen Augen zu ihm auf; aber in seinem freundlich lächelnden Blicke lag ein Ausdruck solcher Zuversichtlichkeit und Zärtlichkeit, daß sie nicht imstande war, das, was sie ihm zu sagen beabsichtigte, auszusprechen, während sie ihn ansah. Sie schlug die Augen nieder.

„Sagen Sie so etwas nicht zu mir; ich bin verlobt und liebe einen andern,“ stieß sie schnell heraus. Dann sah sie ihn wieder an.

Anatol war durch das, was sie zu ihm gesagt hatte, weder in Verwirrung gesetzt, noch zeigte er sich gekränkt.

„Reden Sie mir nicht davon. Was geht es mich an?“ erwiderte er. „Ich sage weiter nichts, als daß ich wahnsinnig, ganz wahnsinnig in Sie verliebt bin. Was kann ich dafür, daß Sie so bezaubernd schön sind? Aber wir müssen die zweite Tour anfangen.“

Erregt und unruhig blickte Natascha mit weit geöffneten, ängstlichen Augen um sich und machte den Eindruck, als ob sie heiterer als sonst sei. Fast nichts von dem, was an diesem Abend geschah, kam ihr zum rechten Bewußtsein. Es wurde Ekossaise und Großvater getanzt; ihr Vater redete ihr zu, aufzubrechen; sie bat ihn, noch zu bleiben. Wo auch immer sie war, mit wem auch immer sie sprach, sie fühlte Anatols Blick auf sich gerichtet. Sie erinnerte sich später, daß sie ihren Vater um Erlaubnis gebeten hatte, in das Garderobenzimmer zu gehen, um etwas an ihrem Kleide in Ordnung zu bringen; daß Helene ihr dorthin gefolgt war und lachend zu ihr von der Liebe ihres Bruders gesprochen hatte, und daß sie in dem kleinen Sofazimmer wieder mit Anatol zusammengetroffen war; daß Helene sich unbemerkt entfernt hatte und sie beide miteinander allein geblieben waren und Anatol ihre Hand ergriffen und in zärtlichem Tone gesagt hatte:

„Ich kann nicht zu Ihnen in Ihre Wohnung kommen; aber soll

ich Sie denn wirklich niemals mehr wiedersehen? Ich liebe Sie bis zum Wahnsinn. Wirklich niemals?" Er vertrat ihr den Weg und näherte sein Gesicht dem ihrigen.

Seine großen, glänzenden Männeraugen waren den ihrigen so nahe, daß sie nichts sah als diese Augen.

„Natalja?!“ flüsterte seine Stimme in fragendem Tone, und Nataſcha fühlte, daß er ihr schmerzhaft die Hand drückte. „Natalja?!“

„Ich verstehe Sie nicht; ich habe Ihnen nichts zu sagen,“ antwortete ihr Blick.

Heiße Lippen drückten sich auf ihre Lippen; im selben Augenblicke fühlte sie sich wieder frei und hörte an dem Geräusche von Schritten und dem Rascheln eines Kleides, daß Helene wieder ins Zimmer trat. Nataſcha blickte sich nach ihr um; dann richtete sie, errötend und zitternd, einen erschrockenen, fragenden Blick auf Anatol und ging zur Türe.

„Nur noch ein Wort, hören Sie nur noch ein einziges Wort, um Gottes willen!“ bat Anatol.

Sie blieb stehen. Sie wünschte sehnlich, daß er ihr dieses Wort sagen möchte, das ihr zum Verständnis des Vorgefallenen verhülfe und worauf sie ihm dann antworten könnte.

„Natalja, nur noch ein Wort, ein einziges Wort!“ sagte er noch einmal; er wußte offenbar nicht, was er sagen sollte, und wiederholte diese Worte so lange, bis Helene zu ihnen herantrat.

Helene kehrte mit Nataſcha zusammen wieder in den Salon zurück. Rostows blieben nicht zum Souper da, sondern empfahlen sich vorher.

Nataſcha konnte, als sie nach Hause gekommen war, die ganze Nacht nicht schlafen; es quälte sie die ungelöste Frage, wen sie nun eigentlich liebe, den Fürsten Andrei oder Anatol. Den Fürsten Andrei liebte sie; sie erinnerte sich klar, wie stark ihre

Liebe zu ihm gewesen war. Aber auch diesen Anatol liebte sie; das stand außer Zweifel. „Hätte dies alles denn sonst geschehen können?“ dachte sie. „Wenn ich nach dem Borgesfallenen, beim Abschiede von ihm, sein Lächeln mit einem Lächeln erwidern konnte, wenn ich es bis dahin kommen lassen konnte, so folgt daraus, daß ich ihn vom ersten Augenblicke an liebgewonnen habe, und daß er ein guter, schöner, edler Mensch ist, und daß es gar nicht anders möglich war, als daß ich ihn liebgewann. Was soll ich aber nun anfangen, wenn ich ihn liebe und zugleich auch den andern liebe?“ fragte sie sich, ohne auf diese furchtbare Frage eine Antwort zu finden.

## XIV

Der Morgen kam heran und brachte das gewöhnliche geschäftige Treiben. Alle standen auf, bewegten sich durcheinander und redeten miteinander; wieder kamen Modistinnen, und wie immer erschien Marja Dmitrijewna und rief zum Tee. Natafcha sah mit weit geöffneten Augen, wie wenn sie jeden auf sie gerichteten Blick auffangen wollte, unruhig einen nach dem andern an und gab sich Mühe, so zu scheinen, wie sie immer gewesen war.

Nach dem Frühstück (dies war ihr die angenehmste Zeit) setzte sich Marja Dmitrijewna in ihren Lehnstuhl und ließ Natafcha und den alten Grafen zu sich rufen.

„Na also, meine Freunde,“ begann sie, „jetzt habe ich die ganze Sache überdacht, und nun sollt ihr meinen Rat haben. Wie ihr wißt, war ich gestern bei dem Fürsten Nikolai; na ja, ich habe mit ihm geredet . . . Er ließ sich beikommen, mich anzusprechen. Aber überschreien lasse ich mich nicht! Ich habe ihm gehörig meine Meinung gesagt!“

„Und wie hat er sich dazu gestellt?“ fragte der Graf.

„Wie er sich dazu gestellt hat? Er ist ein Querkopf, will auf nichts hören; na, aber wozu sollen wir weiter darüber reden; wir haben das arme Mädchen so schon genug gequält,“ sagte Marja Dmitrijewna. „Mein Rat ist nun aber der: erledigt hier eure Geschäfte und fahrt nach Hause, nach Otradnoje, und wartet dort das weitere ab . . .“

„Ach nein!“ rief Natascha.

„Doch, doch! Fahrt nach Hause und wartet dort das weitere ab,“ sagte Marja Dmitrijewna noch einmal. „Wenn der Bräutigam jetzt während eurer Anwesenheit hier eintrifft, so ist ein arger Zank unvermeidlich; wenn er aber mit dem Alten hier allein ist, so kann er alles mit ihm besprechen und dann zu euch kommen.“

Ilja Andrejewitsch stimmte diesem Vorschlage bei, da er ihn sofort als einen durchaus verständigen erkannte. Wenn der alte Fürst sich milder stimmen ließ, so konnten sie später mit besserer Aussicht auf Erfolg entweder wieder nach Moskau oder auch nach Lysnja-Gory zu ihm fahren; wenn nicht, so konnte eine wider seinen Willen stattfindende Trauung nur in Otradnoje vollzogen werden.

„Das ist durchaus richtig,“ sagte er. „Es tut mir nur leid, daß ich ihn überhaupt hier aufgesucht und ihm meine Tochter zugeführt habe.“

„Nicht doch! Das brauchst du dir nicht leid sein zu lassen. Da ihr einmal hier wart, müßtet ihr ihm notwendig eure Aufwartung machen. Aber wenn er nun nicht will, so ist das seine Sache,“ erwiderte Marja Dmitrijewna, während sie etwas in ihrem Ridikül suchte. „Die Aussteuer ist ja auch in der Hauptsache fertig; worauf wollt ihr noch warten? Und was noch nicht fertig ist, das schicke ich euch hin. Es tut mir zwar leid, euch nicht länger bei mir zu haben; aber es ist das beste; also reißt mit Gott.“



Als sie in ihrem Kistchen gefunden hatte, was sie suchte, reichte sie es Natafcha hin; es war ein Brief von Prinzessin Marja.

„Sie schreibt an dich. Wie sie sich mit ihren Gedanken quält, die Armste! Sie fürchtet, du könntest denken, daß sie dich nicht lieb hätte.“

„Sie hat mich auch nicht lieb,“ entgegnete Natafcha.

„Unsinn! Rede nicht so etwas!“ rief Marja Dmitrijewna.

„Das soll mir niemand einreden; ich weiß, daß sie mich nicht lieb hat,“ erwiderte Natafcha dreist, indem sie den Brief hin-nahm, und ihr Gesicht nahm den Ausdruck einer kalten, in-grimmigen Entschlossenheit an, wodurch sich Marja Dmitri-jewna veranlaßt sah, sie schärfer anzublicken und die Stirn zu runzeln.

„So darfst du nicht antworten, mein Kind,“ sagte sie. „Was ich sage, ist die Wahrheit. Du mußt ihr auf ihren Brief eine Er-widerung schreiben.“

Natafcha antwortete nicht und ging auf ihr Zimmer, um den Brief der Prinzessin Marja zu lesen.

Prinzessin Marja schrieb, sie sei in Verzweiflung über das zwischen ihnen vorgefallene Mißverständnis. Welches auch die Gefühle ihres Vaters sein möchten, schrieb Prinzessin Marja, so bâte sie doch Natafcha zu glauben, daß ihr Herz sie antreibe, sie als die Auserwählte ihres Bruders zu lieben, für dessen Glück sie jedes Opfer zu bringen bereit sei.

„Glauben Sie übrigens nicht,“ schrieb sie, „daß mein Vater Ihnen abgeneigt wäre. Er ist ein kranker, alter Mann, mit dem man Nachsicht haben muß; aber er ist gut und großherzig und wird diejenige, die seinen Sohn glücklich macht, lieben.“ Ferner bat Prinzessin Marja, Natafcha möchte eine Zeit bestimmen, wo sie einander wiedersehen könnten.

Nachdem Natafcha den Brief durchgelesen hatte, setzte sie sich

an den Schreibtisch, um eine Antwort zu schreiben. Schnell und mechanisch schrieb sie die Überschrift „Leure Prinzessin!“ hin; aber dann hielt sie inne. Was konnte sie nach dem, was gestern geschehen war, noch weiter schreiben? „Ja, ja, das ist alles einmal gewesen, und jetzt ist alles anders,“ dachte sie, während sie über den angefangenen Brief gebeugt dasaß. „Ich muß ihm eine Absage schreiben. Muß ich das wirklich? Es ist furchtbar! . . .“ Und um von diesen entsetzlichen Gedanken loszukommen, ging sie zu Sonja und suchte mit ihr Stoffmuster aus.

Nach dem Mittagessen begab sich Nataſcha wieder auf ihr Zimmer und nahm von neuem den Brief der Prinzessin Marja zur Hand. „Ist alles wirklich jetzt schon zu Ende?“ dachte sie. „Hat sich das alles wirklich so schnell zugetragen und alles Frühere vernichtet?“ Sie rief sich ihre Liebe zum Fürsten Andrei in all ihrer früheren Kraft ins Gedächtnis zurück und wurde sich gleichzeitig bewußt, daß sie Kuragin liebte. Sie stellte es sich lebhaft vor, wie sie die Frau des Fürsten Andrei sein würde; sie vergegenwärtigte sich das Bild des Glückes an seiner Seite, das ihre Einbildungskraft ihr so oft schon vorgeführt hatte; und gleichzeitig erinnerte sie sich, vor Aufregung erglühend, an alle Einzelheiten ihres gestrigen Zusammenseins mit Anatol.

„Aber warum könnte nicht beides zugleich sein?“ fragte sie sich ab und zu in völliger Geistesverwirrung. „Nur dann würde ich ganz glücklich sein; aber jetzt muß ich wählen und kann nicht glücklich sein, wenn ich einen von beiden entbehren muß. Aber“, dachte sie weiter, „das Geschehene dem Fürsten Andrei zu sagen und es ihm zu verbergen, ist gleich unmöglich. Nur daß, wenn ich es ihm verberge, noch nichts verdorben ist. Kann ich denn wirklich auf immer von diesem Glücke der Liebe des Fürsten Andrei Abschied nehmen, von diesem Glücke, von dem ich so lange gelebt habe?“

„Gnädiges Fräulein,“ sagte ein Dienstmädchen, das ins Zimmer trat, flüsternd mit geheimnisvoller Miene. „Ein Mann hat mir gesagt, ich möchte Ihnen das hier übergeben.“ Das Mädchen reichte ihr einen Brief. „Ich sollte es Ihnen nur ja heimlich . . .“ fügte das Mädchen noch hinzu, während Natascha schon gedankenlos mit einer mechanischen Bewegung das Siegel erbrach und den Brief, einen Liebesbrief Anatols, zu lesen anfang, von dem sie, ohne den Inhalt der Worte zu fassen, nur das eine verstand, daß es ein Brief von ihm war, von dem Manne, den sie liebte. „Ja, ich liebe ihn,“ sagte sie sich. „Wie hätte sich auch sonst das ereignen können, was sich ereignet hat? Könnte ich etwa sonst einen Liebesbrief von ihm in den Händen halten?“

Mit zitternden Händen hielt Natascha diesen leidenschaftlichen Liebesbrief, welchen Dolochow für Anatol verfaßt hatte, und glaubte beim Lesen in ihm einen Widerhall aller ihrer eigenen Gefühle zu finden.

„Am gestrigen Abend“, begann der Brief, „hat sich mein Geschick entschieden: ich muß Ihre Liebe gewinnen oder sterben. Einen anderen Ausweg gibt es für mich nicht.“ Weiter schrieb Anatol, er wisse, daß ihre Angehörigen sie ihm nicht geben würden; es seien dafür geheime Gründe vorhanden, die er nur ihr allein enthüllen könne; aber wenn sie ihn liebe, so brauche sie nur das eine Wort „Ja“ zu sagen, und keine menschliche Macht werde sie beide hindern, glücklich zu sein. Die Liebe überwinde alles. Er werde sie entführen und mit ihr bis ans Ende der Welt gehen.

„Ja, ja, ich liebe ihn!“ dachte Natascha, als sie den Brief zum zwanzigsten Male las und in jedem Worte einen besonderen tiefen Sinn suchte.

An diesem Abende fuhr Marja Dmitrijevna auf Besuch zu

Archarows und forderte die beiden jungen Mädchen auf mitzukommen. Aber Natascha blieb unter dem Vorwande, daß sie Kopfschmerzen habe, zu Hause.

## XV

Als Sonja spät am Abend zurückkam und in Nataschas Zimmer trat, fand sie diese zu ihrer Verwunderung unausgekleidet auf dem Sofa schlafend. Neben ihr auf dem Tische lag Anatols geöffneter Brief. Sonja nahm ihn in die Hand und begann ihn zu lesen.

Sie las und blickte die schlafende Natascha an, um auf deren Gesichte eine Erklärung für das, was sie da las, zu suchen, fand aber eine solche Erklärung nicht. Nataschas Gesicht sah still, sanft und glücklich aus. Bläß, vor Angst und Aufregung zitternd, griff sich Sonja nach der Brust, um nicht zu ersticken, setzte sich auf einen Stuhl und brach in Tränen aus.

„Wie ist es nur möglich, daß ich nichts davon gemerkt habe? Wie konnte die Sache sich so weit entwickeln? Hat sie wirklich aufgehört, den Fürsten Andrei zu lieben? Und wie konnte sie diesen Kuragin so weit kommen lassen? Er ist ein Betrüger, ein Schurke; das liegt auf der Hand. Was wird Nikolai, der gute, edle Nikolai, sagen, wenn er das erfährt? Das bedeutete also ihre aufgeregte, entschlossene, gekünstelte Miene vorgestern, gestern und heute!“ dachte Sonja. „Aber es ist unmöglich, daß sie diesen Menschen lieben sollte! Gewiß hat sie diesen Brief erbrochen, ohne zu wissen, von wem er kam. Gewiß hat sie sich verletzt gefühlt. Das kann sie nicht tun!“

Sonja wischte sich die Tränen ab, trat wieder zu Natascha hin und betrachtete ihr Gesicht.

„Natascha!“ sagte sie kaum hörbar.

Natascha wachte auf und blickte Sonja an.

„Nun, bist du zurückgekommen?“

Sie umarmte ihre Freundin mit jener energischen Zärtlichkeit, wie sie den ersten Augenblicken nach dem Aufwachen eigen ist; aber als sie den Ausdruck der Bestürzung auf Sonjas Gesichte gewahrte, malte sich auch auf ihrem Gesichte Bestürzung und Argwohn.

„Hast du den Brief gelesen, Sonja?“ fragte sie.

„Ja,“ antwortete Sonja leise.

Natascha lächelte schwärmerisch.

„Nein, ich kann es nicht mehr vor dir verbergen, Sonja!“ sagte sie. „Ich kann es nicht mehr vor dir verbergen. Du weißt nun, daß wir uns lieben! . . . Sonja, liebste Sonja, er schreibt . . . Sonja . . .“

Sonja blickte, als traute sie ihren Ohren nicht, Natascha mit weitgeöffneten Augen an.

„Und Wolkonski?“ fragte sie.

„Ach, Sonja, ach, wenn du wüßtest, wie glücklich ich bin!“ sagte Natascha. „Du weißt nicht, was Liebe ist . . .“

„Aber Natascha, ist denn das Frühere alles zu Ende?“

Natascha blickte Sonja mit großen Augen an, als ob sie ihre Frage gar nicht verstände.

„Wie? Du willst dich von dem Fürsten Andrei lossagen?“ fragte Sonja.

„Ach, du verstehst ja gar nichts davon; rede doch keine Dummheiten, hör nur mal zu!“ rief Natascha, plötzlich ärgerlich werdend.

„Nein, ich kann es nicht glauben,“ sagte Sonja wieder. „Ich begreife es nicht. Wie hast du nur ein ganzes Jahr lang einen Mann lieben können, und auf einmal . . . Du hast ja diesen Menschen nur dreimal gesehen. Natascha, ich glaube dir nicht; du machst Scherz. In drei Tagen alles zu vergessen und so . . .“

„In drei Tagen!“ erwiderte Natascha. „Mir ist, als liebte ich ihn seit hundert Jahren! Mir ist, als hätte ich vor ihm nie einen Menschen geliebt! Du kannst das eben nicht verstehen. Warte mal, Sonja, setz dich her.“ Natascha umarmte und küßte sie.

„Ich habe mir sagen lassen, daß dergleichen manchmal vorkommt, und du hast davon gewiß auch gehört; aber erst jetzt habe ich diese Liebe an mir selbst kennen gelernt. Es ist etwas ganz anderes, als was ich früher kannte. Sowie ich ihn erblickte, fühlte ich, daß er mein Herr ist und ich seine Sklavin, und daß ich gar nicht anders kann als ihn lieben. Ja, seine Sklavin! Was er mir befiehlt, das tue ich. Du hast dafür kein Verständnis. Was soll ich machen? Was soll ich machen, Sonja?“ fragte Natascha mit glückseliger und dabei doch ängstlicher Miene.

„Aber bedenke doch, was du tust,“ erwiderte Sonja. „Ich kann das nicht so geschehen lassen. Diese geheime Korrespondenz . . . Wie konntest du ihn nur so weit kommen lassen?“ sagte sie erschrocken und mit einem Abscheu, den sie nur mit Mühe verbergte.

„Ich habe dir schon gesagt,“ entgegnete Natascha, „daß ich keinen eigenen Willen mehr habe. Kannst du denn das nicht verstehen: ich liebe ihn!“

„Aber ich werde das nicht so weitergehen lassen, ich werde es erzählen!“ rief Sonja, und die Tränen stürzten ihr aus den Augen.

„Um Gottes willen, was redest du da! Wenn du es erzählst, bist du meine Feindin!“ rief Natascha. „Du willst mein Unglück; du willst, daß man uns trennt . . .“

Als Sonja diese Angst Nataschas sah, flossen ihr die Tränen noch stärker, aus Scham für ihre Freundin und aus Mitleid mit ihr.

„Aber was ist denn zwischen euch beiden vorgegangen?“ fragte

sie. „Was hat er zu dir gesagt? Warum kommt er nicht hierher ins Haus?“

Natascha gab auf ihre Fragen keine Antwort.

„Um Gottes willen, Sonja, sage es niemandem, quäle mich nicht,“ bat sie. „Du mußt doch wissen, daß man sich in solche Dinge nicht mischen darf. Ich habe es dir offenbart . . .“

„Aber wozu diese Heimlichkeit? Warum kommt er nicht hierher ins Haus?“ fragte Sonja nochmals. „Warum bewirbt er sich nicht offen um deine Hand? Fürst Andrei hat dir ja für solche Fälle völlige Freiheit gelassen. Aber ich traue diesem Menschen nicht: Natascha, hast du wohl auch überlegt, was das für geheime Gründe sein können?“

Natascha blickte Sonja mit erstaunten Augen an. Offenbar trat ihr diese Frage zum ersten Male entgegen, und sie wußte nicht, was sie darauf antworten sollte.

„Was das für Gründe sind, weiß ich nicht. Aber Gründe sind jedenfalls vorhanden!“

Sonja seufzte und wiegte argwöhnisch den Kopf hin und her.

„Wenn Gründe vorhanden wären . . .“ begann sie.

Aber Natascha, die ihr Mißtrauen erriet, unterbrach sie erschrocken.

„Sonja, an ihm zu zweifeln ist Sünde! Sünde, Sünde, verstehst du wohl?“ rief sie.

„Liebt er dich?“

„Ob er mich liebt?“ wiederholte Natascha die Frage mit einem Lächeln des Bedauerns über die geringe Fassungskraft ihrer Freundin. „Du hast ja den Brief gelesen und hast ihn selbst gesehen.“

„Aber wenn er ein unehrenhafter Mensch ist?“

„Er! . . . Er ein unehrenhafter Mensch? Wenn du ihn kenntest!“ erwiderte Natascha.

„Wenn er ein ehrenhafter Mensch wäre, so müßte er entweder seine Absicht offen kundtun oder darauf verzichten, mit dir weiter zusammenzukommen; und was ich tun werde, wenn du es nicht selbst tun willst, ist dies: ich werde an ihn schreiben und werde es deinem Papa sagen,“ erklärte Sonja in entschlossenem Tone.

„Aber ich kann ohne ihn nicht leben!“ rief Natascha.

„Natascha, ich verstehe dich gar nicht. Was redest du nur! So denke doch an deinen Vater und an Nikolai!“

„Ich will von niemandem etwas wissen; ich liebe niemand als ihn. Wie darfst du sagen, er sei unehrenhaft? Weißt du denn nicht, daß ich ihn liebe?“ rief Natascha. „Geh hinaus, Sonja! Ich möchte mich mit dir nicht überwerfen, geh hinaus, um Gottes willen geh hinaus; du siehst, wie schwer ich leide!“ rief Natascha gereizt, obwohl sie sich bemühte, ihren zornigen, verzweiflungsvollen Ton zu mäßigen. Aufschluchzend stürzte Sonja aus dem Zimmer hinaus.

Natascha setzte sich an den Schreibtisch, und ohne auch nur einen Augenblick zu überlegen, schrieb sie an Prinzessin Marja jenen Antwortbrief, den sie den ganzen Vormittag über nicht hatte schreiben können. In diesem Briefe teilte sie der Prinzessin Marja kurz mit, alle Mißverständnisse zwischen ihnen seien beendet; sie wolle von der hochherzigen Erlaubnis des Fürsten Andrei Gebrauch machen, der ihr bei seiner Abreise volle Freiheit zu handeln gelassen habe, und bitte sie, alles Vorgefallene zu vergessen und ihr zu verzeihen, wenn sie ihr ein Unrecht zugefügt habe; aber sie könne nicht die Frau des Fürsten Andrei werden. Alles dies erschien ihr in diesem Augenblicke so leicht und einfach und klar.



Auf den Freitag war die Heimreise der Kostows nach ihrem Gute angesetzt; am Mittwoch aber fuhr der Graf mit einem Käufer nach seinem Landhause in der Nähe der Stadt.

Für den Tag, an dem der Graf abreiste, waren Sonja und Natascha zu einem großen Diner bei Karagins eingeladen, und Marja Dmitrijewna begleitete sie. Bei diesem Diner traf Natascha wieder mit Anatol zusammen, und Sonja bemerkte, daß Natascha einmal mit ihm redete und sich dabei bemühte, von andern nicht gehört zu werden, und daß sie während des ganzen Diners noch aufgeregter war als vorher. Als sie nach Hause zurückgekehrt waren, begann Natascha von selbst ihrer Freundin die Eröffnung zu machen, welche diese erwartete.

„Siehst du wohl, Sonja, du hast allerlei törichtes Zeug über ihn gesagt,“ begann Natascha in sanftem Tone, in dem Tone, in dem Kinder reden, wenn sie gern gelobt werden möchten. „Wir haben uns heute miteinander ausgesprochen.“

„Nun, wie steht es denn also? Was hat er gesagt? Wie freue ich mich, Natascha, daß du nicht auf mich böse bist! Sage mir alles, die ganze Wahrheit. Was hat er gesagt?“

Natascha überließ sich einen Augenblick ihren Gedanken.

„Ach, Sonja, wenn du ihn so kenntest, wie ich ihn kenne! Er sagte . . . Er fragte mich, in welcher Form ich mit Volkonski verlobt wäre, und freute sich, als er hörte, daß es von mir abhinge, wieder zurückzutreten.“

Sonja stieß einen traurigen Seufzer aus.

„Aber du hast doch an Volkonski keine Absage geschickt?“ sagte sie.

„Vielleicht habe ich es wirklich getan! Vielleicht ist mit Volkonski alles zu Ende. Warum denkst du, daß meine Handlungsweise schlecht ist?“

„Ich denke gar nichts; ich verstehe nur nicht . . .“

„Warte, Sonja, du wirst alles verstehen. Du wirst sehen, was er für ein Mann ist. Denke nichts Schlechtes, weder von mir noch von ihm.“

„Ich denke von niemandem Schlechtes; ich habe euch alle lieb und bin betrübt, wenn euch Schlimmes begegnet. Aber was soll ich tun?“

Sonja ging nicht auf den zärtlichen Ton ein, in welchem Natascha zu ihr redete. Je weicher und schmeichelnder Nataschas Miene war, um so ernster und strenger wurde Sonjas Gesichtsausdruck.

„Natascha,“ sagte sie, „du hast mich gebeten, nicht mit dir darüber zu sprechen, und ich habe es auch nicht getan; jetzt hast du selbst davon angefangen. Natascha, ich traue ihm nicht. Wozu diese Heimlichkeit?“

„Also doch wieder, doch wieder!“ unterbrach Natascha sie.

„Natascha, ich ängstige mich um dich.“

„Was fürchtest du denn?“

„Ich fürchte, daß du dich ins Verderben stürzest,“ antwortete Sonja in festem Tone und erschraf selbst über das, was sie gesagt hatte.

Nataschas Gesicht nahm wieder einen zornigen Ausdruck an.

„Nun, wenn ich mich denn in mein Verderben stürze, dann will ich es so schnell wie möglich tun. Das ist nicht eure Sache. Den Schaden davon werdet nicht ihr haben, sondern ich. Laß mich, laß mich. Ich hasse dich!“

„Natascha!“ rief Sonja erschrocken.

„Ich hasse dich, ich hasse dich! Du bist fürs ganze Leben meine Feindin!“

Natascha lief aus dem Zimmer.

Natascha sprach nicht mehr mit Sonja und wich ihr aus. Sie ging, immer mit dem gleichen Ausdruck aufgeregten Staunens

und bedrückenden Schuldbewußtseins, durch die Zimmer und griff bald nach dieser, bald nach jener Beschäftigung, um sie sofort wieder hinzuverfen.

So schwer es Sonja auch wurde, so beobachtete sie doch ihre Freundin fortwährend, ohne ein Auge von ihr wegzuwenden.

An dem Tage, der demjenigen vorausging, an welchem der Graf zurück erwartet wurde, bemerkte Sonja, daß Natafcha den ganzen Vormittag über im Salon am Fenster saß, als ob sie auf etwas wartete, und daß sie einem vorbeireitenden Offizier, in welchem Sonja Anatol zu erkennen glaubte, ein Zeichen machte.

Sonja begann, ihre Freundin noch schärfer zu beobachten, und bemerkte, daß Natafcha während des ganzen Mittagessens und Abends sich in einem seltsamen, unnatürlichen Gemütszustande befand: sie gab auf Fragen, die an sie gerichtet wurden, schiefe Antworten, begann Sätze, ohne sie zu Ende zu sprechen, und lachte über alles.

Nach dem Tee sah Sonja, daß ein verlegenes Stubenmädchen an Natafchas Thür auf diese wartete. Sonja ließ beide unbehelligt hineingehen, horchte dann aber an der Thür und vernahm, daß wieder ein Brief abgegeben wurde.

Und plötzlich wurde es ihr klar, daß Natafcha irgendeinen furchtbaren Plan für den heutigen Abend vorhatte. Sonja klopfte bei ihr an; aber Natafcha ließ sie nicht ein.

„Sie will mit ihm fliehen!“ dachte Sonja. „Sie ist zu allem fähig. Heute hatte ihr Gesicht einen besonders trüben, entschlossenen Ausdruck. Und als sie gestern von dem Onkel Abschied nahm, brach sie in Tränen aus,“ erinnerte sich Sonja. „Ja, es ist sicher, sie will mit ihm fliehen, — aber was soll ich tun?“ dachte Sonja, die sich jetzt alle Anzeichen ins Gedächtnis zurückrief, aus denen deutlich hervorging, daß Natafcha irgend etwas Schreck-

liches vorhaben müsse. „Der Onkel ist nicht da. Was soll ich tun: an Kuragin schreiben und von ihm eine Erklärung verlangen? Aber wer zwingt ihn, zu antworten? Oder soll ich an Pierre schreiben, wie mir das Fürst Andrei im Falle eines Unglücks aufgetragen hat? . . . Aber vielleicht hat sie dem Fürsten Andrei wirklich schon eine Absage geschrieben (sie hat gestern einen Brief an Prinzessin Marja abgeschickt) . . .“ Es Marja Dmitrijewna zu sagen, die so große Stücke von Natafcha hielt, das war für Sonja ein gar zu schrecklicher Gedanke. „Aber ob nun so oder anders,“ dachte Sonja, während sie auf dem dunklen Korridor stand, „jezt oder nie ist der Augenblick gekommen, wo ich zeigen muß, daß ich die von der Familie empfangenen Wohlthaten in dankbarem Gedächtnisse bewahre und Nikolai liebe. Nein, und wenn ich drei Nächte lang nicht schlafen sollte, ich weiche nicht aus diesem Korridor und hindere sie mit Gewalt und dulde nicht, daß Schande über die Familie gebracht werde.“

## XVI

**U**natol war vor einiger Zeit zu Dolochow übergesiedelt. Der Plan, die Komtesse Kostowa zu entführen, war schon vor einigen Tagen von Dolochow entworfen und vorbereitet worden, und an dem Tage, als Sonja an Natafchas Thür gelauscht und beschlossen hatte, ihre Freundin zu überwachen, sollte dieser Plan zur Ausführung gebracht werden. Natafcha hatte versprochen, um zehn Uhr zu Kuragin an die Hintertür hinauszukommen. Kuragin sollte sie in einen bereitstehenden dreispännigen Schlitten setzen und mit ihr sechzig Berst weg von Moskau nach dem Dorfe Ramenka fahren, wo ein abgesehter Pope bereit stand, der sie beide trauen sollte. In Ramenka waren Relaispferde bestellt, mit denen sie an die Warschauer Chaussee

fahren wollten, und von dort wollten sie sich mit Postpferden so schnell wie möglich ins Ausland begeben.

Anatol besaß einen Paß und einen Reiseschein für die Post, ferner zehntausend Rubel, die ihm seine Schwester gegeben, und zehntausend, die er sich durch Dolochow's Vermittelung geborgt hatte.

Die beiden Trauzeugen, ein ehemaliger Gerichtschreiber Chwostikow, von dessen Beihilfe Dolochow beim Spiele Gebrauch machte, und ein entlassener Husar, namens Makarin, ein gutmütiger, schwacher Mensch, der mit grenzenloser Liebe an Kuragin hing, saßen im vordersten Zimmer und tranken Tee.

In seinem großen Wohnzimmer, dessen Wände von unten bis oben mit persischen Teppichen, Bärenfellen und Waffen geschmückt waren, saß Dolochow, mit Stiefeln und in einer Reisejoppe, vor dem offenen Schreibtisch, auf welchem ein Blatt mit Zahlen und mehrere Banknotenpäckchen lagen. Anatol kam in aufgekнопfter Uniform aus dem Zimmer, in welchem die Trauzeugen saßen, und ging durch das Wohnzimmer hindurch nach der Hinterstube, wo sein französischer Kammerdiener mit Hilfe anderer Bedienter die letzten Sachen einpackte. Dolochow zählte Geld und machte Notizen.

„Na also,“ sagte er. „Diesem Chwostikow müssen wir zweitausend Rubel geben.“

„Na, dann gib sie ihm,“ erwiderte Anatol.

„Makarin geht ohne Entgelt für dich durchs Feuer. Na, dann ist die Berechnung fertig,“ sagte Dolochow und hielt ihm das Blatt mit den Zahlen hin. „Einverstanden?“

„Ja, selbstverständlich einverstanden,“ antwortete Anatol, der offenbar gar nicht nach Dolochow hinhörte und mit einem steten, unveränderlichen Lächeln vor sich hinblickte.

Dolochow schlug die Klappe des Schreibtisches zu und wandte sich mit einem spöttischen Lächeln zu Anatol.

„Weißt du was?“ sagte er. „Gib diese ganze Geschichte auf. Noch ist es Zeit!“

„Du Dummkopf!“ erwiderte Anatol. „Rede nicht solchen Unsinn. Wenn du wüßtest . . . Weiß der Teufel, ich habe diesmal doch eine ganz eigene Empfindung!“

„Im Ernste, laß es bleiben,“ sagte Dolochow. „Mein Rat ist vernünftig. Meinst du etwa, daß das, was du da eingefädelt hast, ein Spaß ist?“

„Ach, diese ewigen Hänseleien! Geh zum Teufel!“ rief Anatol, ärgerlich die Stirn runzelnd. „Ich bin wirklich nicht in der Stimmung, deine albernen Späße anzuhören!“ Er verließ das Zimmer.

Dolochow lächelte mit einer Art von nachsichtiger Geringschätzung, als Anatol hinausging.

„Warte mal,“ rief er ihm nach, „ich scherze nicht; ich rede im Ernst. Komm mal her!“

Anatol kam wieder ins Zimmer und blickte, bemüht, seine Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand zu konzentrieren, Dolochow unverwandt an, dessen Willen er sich offenbar unwillkürlich fügte.

„Hör mir mal zu, ich sage es dir zum letzten Male. Warum sollte ich denn mit dir Scherz treiben? Habe ich dir etwa bei dieser Sache etwas in den Weg gelegt? Wer hat alles für dich arrangiert, einen Popen ausfindig gemacht, dir einen Paß besorgt und Geld beschafft? Alles habe ich getan, ich.“

„Na, dafür bin ich dir auch dankbar. Meinst du, daß ich das nicht anerkenne?“ Anatol seufzte und umarmte Dolochow.

„Ich bin dir behilflich gewesen; aber bei alledem muß ich dir doch die Wahrheit sagen: es ist ein gefährliches und, genau gesehen, ein dummes Unternehmen. Na also, du entführst sie, gut.

Wird man dir das so einfach durchgehen lassen? Es wird herauskommen, daß du schon verheiratet bist. Vors Kriminalgericht wirst du gestellt werden . . .“

„Ach, Dummheiten, Dummheiten!“ rief Anatol und runzelte wieder die Stirn. „Ich habe dir die Sache ja doch schon auseinandergesetzt, nicht wahr?“ Und mit jener besonderen Vorliebe, welche beschränkte Menschen häufig für logische Schlüsse haben, zu denen ihr Verstand noch gerade ausreicht, wiederholte er die Beweisführung, die er seinem Freunde Dolochow schon hundertmal vorgetragen hatte: „Ich habe dir die Sache ja doch schon auseinandergesetzt; ich sage so: wenn die jetzt zu schließende Ehe ungültig ist,“ (hier bog er einen Finger ein), „dann habe ich natürlich nichts zu verantworten; na, und wenn sie gültig ist, dann ist es auch ganz egal, denn im Ausland wird niemand etwas davon wissen. Na, das ist doch richtig? Dagegen ist doch nichts zu sagen!“

„Im Ernst, laß die Sache bleiben! Du bindest dich nur . . .“

„Scher dich zum Teufel!“ rief Anatol; sich in die Haare greifend ging er in das andere Zimmer, kam aber gleich wieder zurück und setzte sich Dolochow nahe gegenüber auf einen Lehnstuhl, auf den er auch die Beine hinaufzog. „Weiß der Teufel, was ich diesmal für eine Empfindung habe! Was meinst du dazu? Fühle mal, wie mein Herz schlägt!“ Er faßte Dolochows Hand und legte sie sich auf das Herz. „Ach! Was für ein Füßchen, lieber Freund, und was für ein Blick! Eine Göttin!! Nicht wahr?“

Dolochow lächelte kalt, und seine schönen, frechen Augen begannen eigentümlich zu glänzen; so blickte er Anatol an, und es war klar, daß er sich noch weiter über ihn amüsieren wollte.

„Na, und wenn das Geld zu Ende ist, was dann?“

„Was dann?“ wiederholte Anatol mit ungeheuchelter Ver-

wunderung bei diesem Gedanken an die Zukunft. „Ja, was dann? Das weiß ich nicht zu sagen. . . Na, wozu sollen wir solchen Unsinn reden!“ Er sah nach der Uhr. „Es ist Zeit!“

Er trat in die Tür nach der Hinterstube.

„Na, wird's bald? Ihr trödelst ja hier ewig!“ schrie er die Diener an.

Dolochow räumte das Geld vom Tische weg, gab einem Diener den Befehl, ihnen vor der Abfahrt noch etwas zu essen und zu trinken zu geben, und ging dann in das Zimmer, wo Schwoistikow und Makarin saßen.

Anatol legte sich im Wohnzimmer auf das Sofa, stützte sich auf den Ellbogen, lächelte in Gedanken versunken und flüsterte mit seinen schönen Lippen zärtliche Worte vor sich hin.

„Komm her und isß etwas! Und trink auch einen Schluck!“ rief ihm Dolochow vom andern Zimmer her zu.

„Ich mag nicht!“ antwortete Anatol, ohne sein Lächeln zu unterbrechen.

„Komm nur! Balaga ist auch schon da.“

Anatol stand auf und ging in das Eßzimmer. Balaga war ein bekannter Fuhrherr, der schon seit sechs Jahren mit Dolochow und Anatol in Geschäftsverbindung stand und ihnen mit seinen Wagen zu Diensten war. Ostmals war er mit Anatol, als dessen Regiment noch in Twer stand, abends aus Twer abgefahren, hatte ihn um die Morgendämmerung nach Moskau gebracht und ihn dann in der folgenden Nacht wieder zurückgefahren. Ostmals hatte er Dolochow durch schnelle Fahrt vor Verfolgung in Sicherheit gebracht. Ostmals hatte er sie mit Zigeunern und „sonen Damen“, wie Balaga sich ausdrückte, in der Stadt herumkutschiert. Ostmals hatte er bei solchen Fahrten Menschen überfahren und Droschken umgestoßen, und immer hatten ihm dann „seine Herren“, wie er sie nannte, aus der Klemme geholfen.



Gar manches Pferd hatte er, wenn er sie fuhr, zu Tode gejagt. Oftmals hatten sie ihn geprügelt, oftmals ihm Champagner und (sein Lieblingsgetränk!) Madeira zu trinken gegeben, und er wußte von jedem der beiden manchen schlimmen Streich, der einem gewöhnlichen Menschen schon längst die Verbannung nach Sibirien eingetragen hätte. Zu ihren Gelagen zogen sie Balaga häufig mit heran und ließen ihn bei den Zigeunern mittrinken und mittanzen; sie behandelten ihn dabei als Vertrauensmann, und manches Tausend Rubel ihres Geldes war schon durch seine Hände gegangen. Wenn er sie fuhr, riskierte er zwanzigmal im Jahre seine Haut und sein Leben, und die Pferde, die er in ihrem Dienste zugrunde richtete, waren mehr wert, als was sie ihm für die Fahrten bezahlten. Aber er hatte die beiden Herren gern und liebte dieses unsinnige Fahren, achtzehn Werst in der Stunde, und hatte seine Freude daran, eine Droschke umzustößen und einen Fußgänger zu überfahren und in vollem Galopp durch die Straßen Moskaus dahinzujagen. Es machte ihm Vergnügen, hinter sich den wilden Ruf seiner betrunkenen Fahrgäste: „Schneller, schneller!“ zu hören, wo doch eine Steigerung der Geschwindigkeit überhaupt nicht mehr möglich war; es war ihm eine Lust, dem Bauer, der so schon halbtot vor Schreck zur Seite sprang, einen kräftigen Peitschenhieb über den Nacken zu versetzen. „Echte Herren!“ dachte er.

Anatol und Dolochow ihrerseits hatten Balaga ebenfalls gern, sowohl wegen seines meisterhaften Fahrens, als auch weil er dieselben Passionen hatte wie sie. Mit anderen Leuten einigte sich Balaga vorher über den Preis, nahm fünfundzwanzig Rubel für eine zweistündige Fahrt und fuhr mit anderen nur selten persönlich, sondern schickte meistens seine Kutscher. Aber mit seinen Herren, wie er sie nannte, fuhr er immer selbst und stellte nie eine Forderung für seine Leistung. Nur kam er so etwa alle paar

Monate einmal, wenn er durch die Kammerdiener erfahren hatte, daß Geld vorhanden war, frühmorgens in nüchternem Zustande zu ihnen und bat unter tiefen Verbeugungen, ihm aus der Not zu helfen. Die Herren nötigten ihn dabei immer zum Sitzen.

„Helfen Sie mir, Väterchen Fjodor Swanowitsch,“ oder: „Euer Durchlaucht,“ sagte er. „Ich habe so gut wie gar keine Pferde mehr. Schießen Sie mir vor, soviel Sie gerade können, damit ich auf dem Jahrmarkt welche kaufen kann.“

Und dann gaben ihm Anatol und Dolochow, wenn sie bei Gelde waren, jeder tausend oder zweitausend Rubel.

Balaga hatte dunkelblondes Haar, ein rotes Gesicht und namentlich einen roten, dicken Hals, eine untersekte Gestalt, eine aufgestülpte Nase, glänzende kleine Augen und ein kleines Bärtchen; sein Lebensalter mochte etwa siebenundzwanzig Jahre betragen. Er trug einen feinen, blauen, mit Seide gefütterten langen Rock, den er über seinen Halbpelz angezogen hatte.

Er bekreuzte sich vor dem Heiligenbilde in der Ecke des Zimmers und trat auf Dolochow zu, indem er ihm seine kleine, schwarze Hand entgegenstreckte.

„Ergebenster Diener, Fjodor Swanowitsch,“ sagte er mit einer Verbeugung.

„Guten Abend, Bruder. Nun, da ist er ja auch.“

„Guten Abend, Euer Durchlaucht,“ sagte Balaga zu dem eintretenden Anatol und reichte ihm ebenfalls die Hand.

„Ich frage dich, Balaga,“ begann Anatol, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte. „Hast du mich lieb oder nicht? Wie? Du sollst mir jetzt einen großen Dienst erweisen. . . Mit welchen Pferden bist du hergekommen?“

„Wie der Bote bestellt hat, mit euren, mit den wilden Durchgängern,“ antwortete Balaga.

„Na, dann höre mal, Balaga! Peitsche das ganze Dreigespann zu Tode; aber Sorge dafür, daß wir in drei Stunden da sind. Verstanden?“

„Wenn ich die Pferde totpeitsche, womit sollen wir dann fahren?“ erwiderte Balaga, mit den Augen zwinkernd.

„Na, mach keine Späße, sonst zerschlage ich dir die Schnauze!“ schrie Anatol auf einmal, ihn grimmig anblickend.

„Wie werde ich denn Späße machen!“ sagte der Fuhrherr lächelnd. „Habe ich denn jemals für meine Herren die Pferde geschont? Wir werden fahren, so schnell sie nur irgend laufen können.“

„So ist's recht!“ erwiderte Anatol. „Na, setz dich.“

„Jarwohl, setz dich hin!“ sagte auch Dolochow.

„Ich kann ja stehen, Fjodor Iwanowitsch.“

„Unsinn, setz dich hin und trink!“ sagte Anatol und goß ihm ein großes Glas Madeira ein.

Mit glühenden Augen sah der Fuhrherr nach dem Weine hin. Nachdem er zuerst um des Anstandes willen abgelehnt hatte, trank er ihn aus und wischte sich mit einem rotseidenen Taschentuche, das er in seiner Mühe liegen hatte, den Mund ab.

„Nun also, wann fahren wir, Euer Durchlaucht?“

„Wir wollen jetzt gleich fahren,“ erwiderte Anatol nach einem Blick auf die Uhr. „Gib dir rechte Mühe, Balaga. Wirst du auch zur bestimmten Zeit hinkommen?“

„Das kommt auf die Abfahrt an; wenn wir glücklich abfahren, warum sollten wir nicht zur rechten Zeit hinkommen? Als wir einmal von hier nach Twer fuhren, habe ich dich in sieben Stunden hingebracht. Erinnerst du dich wohl noch, Euer Durchlaucht?“

„Weißt du, ich fuhr einmal zu Weihnachten von Twer nach einem Gute,“ sagte Anatol, dessen Gesicht bei dieser Erinnerung

ein Lächeln überzog, zu Makarin, der ihn voller Rührung unverwandt anblickte. „Kannst du es glauben, Makarin, der Atem verging uns, so schnell flogen wir dahin. Wir fuhren in einen Zug Bauernschlitten hinein; über zwei Fuhren setzten wir hinüber. Was sagst du dazu?“

„Ja, das waren mal Pferde!“ setzte Balaga die Erzählung fort. „Ich hatte damals zwei junge Seitenpferde zu dem hellbraunen Deichselpferd eingespannt,“ wandte er sich an Dolochow. „Kannst du es glauben, Siodor Iwanowitsch, sechzig Werst sausten die Biester nur so dahin; gar nicht zu halten waren sie; die Hände wurden mir starr, denn es war kalt. Ich warf die Zügel hin. ‚Halte du sie, Euer Durchlaucht!‘ sagte ich; ich selbst fiel nur so in den Schlitten zurück. Von Antreiben war gar nicht die Rede: bis zum Ziele waren sie nicht zu halten. In drei Stunden brachten sie uns hin, die Teufelskanailen. Nur das linke Seitenpferd krepierete davon.“

## XVII

Anatol ging aus dem Zimmer und kehrte einige Minuten darauf in einem Pelze zurück, der von einem silbernen Gurte zusammengehalten wurde; auf dem Kopfe trug er eine Zobelmütze, die, in jeder Art schief aufgesetzt, sehr gut zu seinem hübschen Gesichte paßte. Er besah sich im Spiegel, trat dann in derselben Haltung, die er vor dem Spiegel eingenommen hatte, vor Dolochow hin und ergriff ein Glas Wein.

„Na, Siodor, leb wohl; ich danke dir für alles; leb wohl!“ sagte Anatol. „Na, ihr Freunde und Kameraden . . .“ wandte er sich an Makarin und die andern und überlegte, was er weiter sagen sollte, „Freunde meiner Jugend, lebt wohl!“

Obgleich sie alle mit ihm mitfahren sollten, wollte Anatol offenbar doch diese Anrede an seine Kameraden zu einem rührenden,

feierlichen Akte gestalten. Er sprach langsam, mit lauter Stimme, drückte die Brust heraus und schlenkerte mit dem einen Beine.

„Nehmt alle die Gläser in die Hand; auch du, Balaga. Nun, ihr Kameraden und Freunde meiner Jugend, wir haben lustig gelebt, das Leben genossen, wir haben lustig gelebt. Aber wann werden wir uns jetzt wiedersehen? Ich reise ins Ausland. Wir haben das Leben genossen; lebt wohl, Kinder! Auf euer Wohl! Hurra! . . .“ sagte er, trank sein Glas aus und warf es auf den Boden.

„Bleibe gesund,“ sagte Balaga, trank ebenfalls sein Glas aus und wischte sich den Mund mit seinem Taschentuche.

Makarín umarmte seinen geliebten Anatol mit Tränen in den Augen.

„Ach, Fürst, ich bin so traurig, daß ich von dir scheiden soll,“ sagte er.

„Abfahren, abfahren!“ rief Anatol.

Balaga wollte aus dem Zimmer gehen.

„Nein, warte noch!“ sagte Anatol. „Nach die Tür zu; wir müssen uns noch einmal hinsetzen. Seht mal: so!“

Die Tür wurde zugemacht, und alle setzten sich.

„Na, nun vorwärts, Kinder!“ sagte Anatol, indem er aufstand.

Der Kammerdiener Joseph reichte ihm den Säbel und ein Reisetaschen, und alle gingen in das Vorzimmer hinaus.

„Über wo ist der Pelz?“ rief Dolochow. „He, Ignati! Geh schnell zu Matrona Matwjejewna und laß dir den Pelz geben, die Zobelsaloppe. Ich habe mir sagen lassen, wie man es bei Entführungen machen muß,“ fuhr er fort, indem er die Augen zusammenkniff. „Sie stürzt also mehr tot als lebendig aus der Haustür, bloß in den Kleidern, die sie im Hause angehabt hat. Wenn man nun da einen Augenblick zögert, dann sind gleich die Tränen da, und sie seufzt nach Papachen und Mamachen und

friert und will wieder zurück. Da muß man sie sofort in einen Pelz wickeln und in den Schlitten tragen."

Der Diener brachte eine Frauensaloppe von Fuchspelz.

„Dummkopf, ich habe dir doch gesagt: den Zobelpelz. He, Matrona! Den Zobelpelz!“ schrie er so laut, daß seine Stimme weithin durch alle Zimmer tönte.

Eine schöne, magere, blasser Zigeunerin mit glänzenden, schwarzen Augen und schwarzem, bläulich schimmerndem, krausem Haare kam mit einer Zobelsaloppe über dem Arme herbeigelaufen.

„Schön, schön, ich gebe sie gern her, nimm sie!“ sagte sie; es war deutlich, daß es ihr leid tat, die Saloppe hingeben zu sollen, daß sie aber vor ihrem Herrn Angst hatte.

Dolochow nahm, ohne ihr zu antworten, den Pelz hin, hing ihn ihr um und wickelte sie darin ein.

„Siehst du, so mußt du es machen!“ sagte er zu Anatol. „Und dann so!“ fuhr er fort, indem er ihr den Kragen rings um den Kopf in die Höhe schlug, so daß nur vor dem Gesichte eine kleine Stelle offen blieb. „Und dann so! Siehst du wohl?“ Dabei schob er Anatols Kopf an die Öffnung im Kragen heran, aus welcher Matronas Gesicht mit strahlendem Lächeln hervorlugte.

„Na, leb wohl, Matrona,“ sagte Anatol und küßte sie. „Ach, mein fideles Leben hier ist nun zu Ende! Grüße Stjoscha von mir. Na, leb wohl! Leb wohl, Matrona; wünsche mir Glück zu meinem Unternehmen.“

„Nun, Gott möge dir viel Glück geben, Fürst!“ sagte Matrona mit ihrem zigeunerhaften Beiflang.

Vor der Haustür standen zwei dreispännige Schlitten; zwei junge Kutscher hielten die Pferde. Balaga setzte sich auf den vordersten Schlitten und begann, die Ellbogen hoch in die Höhe hebend, ohne Übereilung die Zügel zu ordnen. Anatol und Dolo-

chow stiegen zu ihm ein. Makarin, Chwostikow und der Kammerdiener setzten sich in den andern Schlitten.

„Fertig? Ja?“ fragte Balaga.

„Los!“ rief er, indem er sich die Zügel um die Hand wickelte, und der Schlitten schoß den Nikitski-Boulevard hinunter.

„Brr! He, weg da! . . . Brr! . . .“ riefen Balaga und der junge Gehilfe neben ihm auf dem Kutschersitz; weiter wurde nichts gesprochen. Auf dem Arbatstaja-Platze stieß der Schlitten an eine Equipage, ein Krachen ertönte, man hörte einen Schrei, und der Schlitten flog die Arbat-Straße entlang.

Balaga fuhr den Podnowinski-Boulevard entlang und wieder zurück, maßigte dabei den Lauf der Pferde und hielt auf der Rückfahrt bei der Kreuzung der Staraja Konjuschennaja-Straße an.

Der Gehilfe sprang hinab, um die Pferde am Zaum zu halten; Anatol und Dolochow traten auf das Trottoir. Als sie sich dem Tore genähert hatten, piff Dolochow. Ein Pfiff antwortete ihm, und gleich darauf kam das Stubenmädchen herausgelaufen.

„Kommen Sie herein auf den Hof; hier könnten Sie gesehen werden. Sie wird gleich herauskommen,“ sagte sie.

Dolochow blieb am Tore stehen. Anatol folgte dem Stubenmädchen auf den Hof, bog um eine Ecke und lief die Stufen zur Hintertür hinauf.

Gawriil, Marja Dmitrijewnas Wagenlakai, ein Mensch von gewaltigem Wuchse, trat ihm entgegen.

„Bitte, sich zur gnädigen Frau zu bemühen!“ sagte der Diener mit tiefer Stimme und vertrat dem Eingetretenen den Rückweg nach der Tür.

„Zu welcher gnädigen Frau? Und wer bist du?“ fragte Anatol flüsternd mit stoßendem Atem.

„Bitte, kommen Sie; ich habe Befehl, Sie hinzuführen.“

„Kuragin! Zurück!“ rief Dolochow. „Verrat! Zurück!“

Dolochow rang bei dem Pfortchen am Tore, wo er stehen geblieben war, mit dem Hausknecht, welcher hinter dem eingetretenen Anatol das Pfortchen zuzuschließen versuchte. Mit äußerster Anstrengung stieß Dolochow den Hausknecht zurück, faßte Anatol, der über den Hof gelaufen kam, am Arme, zog ihn durch das Pfortchen hindurch auf die Straße und lief mit ihm zum Schlitten zurück.

### XVIII

**M**arja Dmitrijewna hatte die verweinte Sonja auf dem Korridor getroffen und sie gezwungen, ihr alles zu gestehen. Nachdem sie ein Billett Nataschas aufgefangen und gelesen hatte, ging sie mit dem Billette in der Hand zu Natascha in deren Zimmer.

„Schändliche, Schamlose!“ sagte sie zu ihr. „Ich will gar nichts weiter hören!“

Sie stieß Natascha, die sie mit erschrockenen, aber tränenlosen Augen ansah, zurück, schloß sie ein, befahl dem Hausknecht, die Männer, die heute abend kommen würden, ins Tor herein, aber nicht wieder hinauszulassen, und dem Diener, diese Männer zu ihr zu führen, und setzte sich dann im Salon hin und erwartete die Entführer.

Als Gawriil mit der Meldung zu ihr kam, daß die beiden angekommenen Männer entronnen seien, stand sie mit finster zusammengezogenen Brauen auf, ging, die Hände auf den Rücken gelegt, lange in den Zimmern auf und ab und überlegte, was nun zu tun sei. Um Mitternacht fühlte sie nach dem Schlüssel in ihrer Tasche und ging nach Nataschas Zimmer. Sonja saß schluchzend auf dem Korridor. „Marja Dmitrijewna,“ bat sie, „um Gottes willen, lassen Sie mich zu ihr!“ Marja Dmitrijewna schloß, ohne



ihr zu antworten, die Thür auf. „Eine garstige, widerwärtige Geschichte!“ dachte sie. „In meinem Hause . . . So eine schändliche Dirne! . . . Mir tut nur der Vater leid!“ Aber sie gab sich Mühe, ihren Zorn zu mäßigen. „So schwer es auch ist, werde ich doch allen befehlen, davon zu schweigen, und dem Grafen die ganze Sache verheimlichen.“ Maria Dmitrijewna trat mit festen Schritten ins Zimmer. Nataſcha lag auf dem Sofa, das Gesicht mit den Händen verbergend, und rührte sich nicht. Sie lag noch in derselben Haltung da, in welcher Maria Dmitrijewna sie verlassen hatte.

„Eine nette Person bist du ja, eine sehr nette Person!“ sagte Maria Dmitrijewna. „Gibt sich in meinem Hause Rendezvous mit Liebhabern! Daß du dich verstellst, hat keinen Zweck. Höre zu, wenn ich mit dir rede.“ Maria Dmitrijewna faßte sie an den Arm. „Höre zu, wenn ich rede. Du hast dich entehrt wie die niedrigste Dirne. Ich würde mit dir verfahren, wie du es verdienst, wenn mir nicht dein Vater leid täte. Ich werde die Sache nicht bekannt werden lassen.“

Nataſcha änderte ihre Lage nicht; nur begann ihr ganzer Körper infolge eines lautlosen, krampfhaften Schluchzens zu zucken, das sie zu ersticken drohte. Maria Dmitrijewna blickte sich nach Sonja um und setzte sich neben Nataſcha auf das Sofa.

„Sein Glück, daß er mir entgangen ist; aber ich werde ihn schon noch zu finden wissen,“ sagte sie mit ihrer derben, kräftigen Stimme. „Hörst du auch wohl, was ich sage?“

Sie schob ihre große Hand unter Nataſchas Kopf und drehte ihn mit dem Gesicht zu sich hin. Sowohl Maria Dmitrijewna als auch Sonja erschrafen, als sie Nataſchas Gesicht erblickten. Ihre Augen waren glänzend und trocken, die Lippen zusammengepreßt, die Wangen eingefallen.

„Lassen Sie mich . . . was wollen Sie von mir . . . ich sterbe . . .“

murmelte sie, riß sich mit einer heftigen Anstrengung von Marja Dmitrijewna los und nahm wieder ihre frühere Lage ein.

„Natalja! . . .“ sagte Marja Dmitrijewna. „Ich meine es gut mit dir. Bleib nur liegen; bleib meinetwegen so liegen, wie du liegst; ich will dich nicht anrühren; nur höre zu . . . Ich will dir nicht vorhalten, wie schwer du dich vergangen hast. Das weißt du selbst. Na, aber morgen kommt dein Vater zurück; was soll ich dem sagen? Wie?“

Nataschas Körper krümmte sich wieder vor Schluchzen.

„Na, wenn er es nun erfährt und dein Bruder und dein Bräutigam . . .“

„Ich habe keinen Bräutigam; ich habe ihm abgeschrieben,“ rief Natascha.

„Ganz gleich,“ fuhr Marja Dmitrijewna fort. „Na also, wenn die es erfahren, was meinst du, werden sie die Sache so hingehen lassen? Deinen Vater kenne ich ja; wenn der nun diesen Burschen zum Duell fordert, ist denn das schön und gut? Wie?“

„Ach, lassen Sie mich doch in Ruhe; warum haben Sie uns gehindert! Ja, warum? warum? Wer hat Sie darum gebeten?“ rief Natascha, indem sie sich auf dem Sofa aufrichtete und Marja Dmitrijewna zornig anblickte.

„Aber was wolltest du denn eigentlich?“ rief Marja Dmitrijewna, die nun wieder hitzig wurde. „Hielten wir dich denn etwa eingesperrt? Na, wer hinderte ihn denn, in unserem Hause einen Besuch zu machen? Wozu brauchte er dich denn wie so eine Zigeunerin zu entführen? . . . Na, und wenn er dich nun entführt hätte, meinst du denn, daß sie ihn nicht gefunden hätten? Dein Vater oder dein Bruder oder dein Bräutigam. Aber er ist ein Schurke, ein Nichtswürdiger, das ist die Sache!“

„Er ist besser als ihr alle!“ schrie Natascha, sich wieder auf-

richtend. „Wenn ihr uns nicht in den Weg gekommen wäret . . . Ach, mein Gott, warum, warum! Sonja, womit habe ich das um dich verdient? Geht hinaus! . . .“

Und sie begann so verzweifelt zu schluchzen, wie die Menschen nur bei solchem Leide weinen, das sie sich bewußt sind selbst verschuldet zu haben. Marja Dmitrijewna wollte noch etwas sagen; aber Natascha rief: „Geht hinaus, geht hinaus! Ihr haßt mich alle, ihr verachtet mich!“ Und sie ließ sich wieder auf das Sofa zurücksinken.

Marja Dmitrijewna fuhr noch eine Weile fort, auf Natascha einzureden und ihr auseinanderzusetzen, daß die ganze Sache vor dem Grafen geheimgehalten werden müsse, und daß niemand etwas davon erfahren werde, wenn sich nur Natascha anheischig mache, alles aus ihrem Gedächtnisse auszulöschen und allen eine Miene zu zeigen, als ob nichts vorgefallen sei. Natascha antwortete nicht. Sie schluchzte auch nicht mehr; aber sie hatte Fieberfrost und Zittern. Marja Dmitrijewna schob ihr ein Kissen unter den Kopf, deckte sie mit zwei Decken zu und brachte ihr selbst Lindenblütentee; aber Natascha blieb alledem gegenüber völlig teilnahmslos.

„Na, mag sie schlafen!“ sagte Marja Dmitrijewna und ging aus dem Zimmer in der Meinung, daß sie eingeschlafen sei.

Aber Natascha schlief nicht und blickte mit starren, weitgeöffneten Augen aus dem blassen Gesichte gerade vor sich hin. Diese ganze Nacht über fand sie keinen Schlaf und weinte nicht und redete nicht mit Sonja, die mehrmals aufstand und zu ihr herankam.

Am andern Tage zur Frühstückszeit kam Graf Nlja Andrejewitsch, wie er versprochen hatte, von seinem Landhause vor der Stadt zurück. Er war sehr vergnügt: das Geschäft mit dem Käufer war glücklich erledigt, und nichts hielt ihn jetzt mehr in

Moskau zurück, wo er die Trennung von seiner Gattin recht schmerzlich empfand. Marja Dmitrijewna begrüßte ihn und theilte ihm mit, Nataſcha ſei am vorhergehenden Tage ernſtlich erkrankt; ſie hätten den Arzt holen laſſen; aber heute gehe es ihr beſſer. Nataſcha blieb den ganzen Vormittag in ihrem Zimmer. Mit zuſammengepreßten, aufgeſprungenen Lippen und trockenen, ſtarren Augen ſaß ſie am Fenſter, blickte unruhig nach den Paſſanten auf der Straße und wendete ſich haſtig um, wenn jemand zu ihr ins Zimmer trat. Augenscheinlich wartete ſie auf Nachrichten von ihm; ſie wartete darauf, daß er entweder ſelbſt kommen oder ihr ſchreiben werde.

Als der Graf zu ihr hereinkam, drehte ſie ſich beim Schalle ſeiner Männerschritte unruhig um, und ihr Geſicht nahm den früheren kalten, ja böſen Ausdruck wieder an. Sie ſtand nicht einmal auf, um ihm entgegenzugehen.

„Was iſt dir, mein Engel? Biſt du krank?“ fragte der Graf.

Nataſcha ſchwieg eine Weile.

„Ja, ich bin krank,“ antwortete ſie dann.

Auf die beſorgten Fragen des Grafen, warum ſie ſo niedergeschlagen ſei, und ob auch nichts mit dem Bräutigam vorgefallen wäre, verſicherte ſie ihm, es ſei nichts geſchehen, und bat ihn, ſich nicht zu beunruhigen. Marja Dmitrijewna beſtätigte dem Grafen Nataſchas Angabe, daß nichts vorgefallen ſei. Der Graf zog zwar aus der angeblichen Krankheit und dem verſtörten Gemütszuſtande ſeiner Tochter, ſowie aus Sonjas und Marja Dmitrijewnas verlegenen Geſichtern ſeine Schlüſſe und ſah klar, daß ſich doch in ſeiner Abweſenheit etwas zugetragen haben müſſe; aber der Gedanke, es könne ſich mit ſeiner geliebten Tochter etwas Schimpfliches ereignet haben, war ihm ſo fürchtbar und er liebte ſo ſehr ſeine heitere Ruhe, daß er es vermied, weitere Fragen zu ſtellen, ſich Mühe gab zu glauben, es ſei nichts

Besonderes geschehen, und nur bedauerte, daß sie wegen Nataschas Unpäßlichkeit die Rückreise nach ihrem Gute aufschieben mußten.

## XIX

Schon seit dem Tage, wo seine Frau nach Moskau gekommen war, hatte Pierre vorgehabt, irgendwohin zu verreisen, nur um nicht mit ihr zusammen zu sein. Bald nach der Ankunft der Kostows in Moskau veranlaßte ihn der Eindruck, welchen Natascha auf ihn machte, die Ausführung seiner Absicht zu beschleunigen. Er fuhr nach Twer zu Osip Alexejewitschs Witwe, die schon vor längerer Zeit versprochen hatte, ihm die Papiere ihres verstorbenen Gatten zu übergeben.

Als Pierre nach Moskau zurückkehrte, fand er in seiner Wohnung einen Brief von Marja Dmitrijewna vor, die ihn ersuchte, in einer sehr wichtigen, den Fürsten Andrei und dessen Braut betreffenden Angelegenheit zu ihr zu kommen. Pierre hatte bisher Natascha vermieden. Er war der Meinung, daß er für sie eine stärkere Zuneigung empfinde, als sie ein verheirateter Mann für die Braut seines Freundes hegen dürfe. Und nun führte eine Art von Schicksalsfügung ihn doch beständig mit ihr zusammen.

„Was mag nur vorgefallen sein? Und warum wenden sie sich gerade an mich?“ fragte er sich, während er sich anzog, um zu Marja Dmitrijewna zu fahren. „Wenn nur Fürst Andrei recht bald ankäme und sie heiratete!“ dachte er auf der Fahrt zu Frau Achrosimowa.

Auf dem Twerfkoj-Boulevard rief ihn jemand an.

„Pierre! Bist du schon lange wieder hier?“ rief ihm eine bekannte Stimme zu. Pierre hob den Kopf in die Höhe. In einem Schlitten mit zwei grauen Trabern, die das Vorderteil des Schlittens mit Schnee bewarfen, flog Anatol mit seinem steten

Begleiter Makarin vorüber. Anatol saß gerade aufgerichtet, in der von der Mode vorgeschriebenen Haltung eines militärischen Elegants: den unteren Teil des Gesichtes von dem Biberkragen verhüllt und den Kopf ein wenig nach vorn geneigt. Sein Gesicht war frisch und rosig; der Hut mit dem weißen Federbusch war schräg aufgesetzt und ließ das gekräuselte, pomadisierte und mit feinem Schnee bestreute Haar sehen.

„Wahrhaftig, der da, das ist der wahre Weise!“ fuhr es Pierre durch den Kopf. „Er richtet seinen Blick lediglich auf das Vergnügen des gegenwärtigen Augenblicks, ohne darüber hinauszusehen; durch nichts läßt er sich aufregen, und daher ist er immer heiter, zufrieden und ruhig. Was würde ich darum geben, ein solcher Mensch zu sein, wie er!“ dachte Pierre nicht ohne Neid.

In Marja Dmitrijewnas Vorzimmer sagte der Diener, der ihm den Pelz abnahm, die gnädige Frau lasse ihn zu sich in ihr Schlafzimmer bitten.

Als Pierre die Thür nach dem Saal öffnete, erblickte er Nataſcha, die mit hagerem, blassem, finsterem Gesichte am Fenster saß. Sie sah sich nach ihm um, zog die Augenbrauen zusammen und verließ mit einer Miene kalter Würde das Zimmer.

„Was ist denn geschehen?“ fragte Pierre, als er zu Marja Dmitrijewna hereintrat.

„Nette Geschichten!“ antwortete Marja Dmitrijewna. „Acht- undfünfzig Jahre bin ich schon auf der Welt; aber eine solche Schande habe ich noch nicht erlebt.“

Und nachdem sie Pierre das Ehrenwort abgenommen hatte, über alles, was er erfahren werde, zu schweigen, teilte ihm Marja Dmitrijewna mit, daß Nataſcha ihrem Bräutigam ohne Wissen ihrer Eltern abgeschrieben habe, und daß die Ursache dieser Absage Anatol Kuragin sei, mit dem Pierres Frau sie zusammengebracht habe und mit dem sie während der Abwesen-

heit ihres Vaters habe entfliehen wollen, um sich heimlich mit ihm trauen zu lassen.

Mit offenem Munde und mit hinaufgezogenen Schultern hörte Pierre an, was ihm Marja Dmitrijewna erzählte, und wollte seinen Ohren nicht trauen. Die Braut des Fürsten Andrei, die die leidenschaftliche Liebe ihres Bräutigams besaß, diese früher so allerliebste Nataſcha Koftowa, gibt einen solchen Bräutigam hin für den Narren Anatol, der schon verheiratet ist (Pierre wußte von dieser geheimen Ehe), und verliebt sich in ihn so, daß sie einwilligt, mit ihm davonzugehen, — das konnte Pierre sich nicht vorstellen und nicht begreifen.

Das liebliche Bild, das er von der ihm seit ihrer Kindheit bekannten Nataſcha in seiner Seele getragen hatte, vermochte er mit der neuen Vorstellung von ihrer niedrigen Denkart, ihrer Torheit und Herzlosigkeit nicht zu vereinigen. Er mußte an seine Frau denken. „Sie sind doch alle von derselben Sorte!“ urteilte er im stillen und sagte sich, daß er nicht der einzige sei, dem das unglückliche Los zuteil geworden wäre, mit einer unwürdigen Frau verbunden zu sein. Aber dennoch bemitleidete er den Fürsten Andrei so tief, daß er hätte weinen mögen; wie schwer mußte sich dieser in seinem Stolze verletzt fühlen! Und je mehr er seinen Freund bemitleidete, mit um so größerer Geringschätzung, ja Empörung dachte er an diese Nataſcha, die mit einem solchen Ausdruck kalter Würde soeben an ihm vorbei durch den Saal gegangen war. Er wußte nicht, daß Nataſchas Seele übervoll war von den Gefühlen der Verzweiflung, Scham und Zerknirschung, und daß sie nichts dafür konnte, wenn ihr Gesicht wider ihren Willen den Ausdruck starrer, kalter Würde zeigte.

„Wie hätte sie sich denn mit ihm trauen lassen können?“ erwiderte Pierre auf Marja Dmitrijewnas Mitteilungen. „Trauen lassen konnte er sich nicht; er ist schon verheiratet.“

„Immer besser, immer großartiger!“ rief Marja Dmitrijevna. „Ein nettes Bürschchen! So ein Schurke! Und sie wartet auf Nachricht von ihm, wartet seit zwei Tagen! Wenigstens wird sie nun aufhören zu warten; das muß ich ihr mitteilen.“

Nachdem Marja Dmitrijevna von Pierre Näheres über Anatols Heirat gehört und ihrem Zorne über diesen Menschen durch kräftige Schimpfworte Luft gemacht hatte, eröffnete sie ihm, warum sie ihn habe rufen lassen. Sie fürchtete, der Graf oder Volkonski, der jeden Augenblick eintreffen konnte, würden die Sache, obgleich sie sie ihnen zu verheimlichen beabsichtigte, doch erfahren und dann Kuragin zum Duell fordern; und darum richtete sie an Pierre die Bitte, er möchte in ihrem Namen seinem Schwager befehlen, aus Moskau zu verschwinden und es nicht zu wagen, ihr wieder unter die Augen zu kommen. Pierre versprach ihr, ihren Wunsch zu erfüllen; er hatte erst jetzt die Gefahr begriffen, die sowohl dem alten Grafen als auch Nikolai und dem Fürsten Andrei drohte. Kurz und klar setzte Marja Dmitrijevna ihm auseinander, was sie von Anatol Kuragin verlangte, und entließ ihn dann mit der Aufforderung, in den Salon zu gehen.

„Nimm dich nur recht in acht; der Graf weiß nichts von der Geschichte. Tu, als ob du nichts wüßtest,“ sagte sie zu ihm. „Und ich werde jetzt hingehen und ihr sagen, daß das Warten keinen Zweck hat. Bleib doch zum Mittagessen hier, wenn du magst!“ rief sie ihm noch nach.

Pierre fand im Salon den alten Grafen. Dieser war verlegen und verstört. An diesem Vormittage hatte ihm Natascha gesagt, daß sie die Verlobung mit Volkonski aufgelöst habe.

„Es ist ein Leiden, ein wahres Leiden, lieber Freund!“ sagte er zu Pierre. „Es ist ein Leiden mit solchen jungen Mädchen, wenn die Mutter nicht dabei ist; es tut mir schon leid, sehr leid, daß ich mit ihnen hergereift bin. Ich will gegen Sie ganz offenherzig



sein. Haben Sie es schon gehört: sie hat ihrem Bräutigam abgeschrieben, ohne irgend jemand vorher zu fragen. Nun ja, allerdings, ich habe mich über diese in Aussicht stehende Heirat nie sonderlich gefreut. Freilich, er ist ein guter, braver Mensch; na, aber gegen den Willen des Vaters wäre es doch kein Glück gewesen, und Natascha findet leicht andere Freier. Aber trotzdem, die Sache hatte nun schon so lange gedauert; und wie konnte sie überhaupt ohne Vorwissen ihres Vaters und ihrer Mutter einen solchen Schritt tun! Jetzt ist sie nun krank, und Gott weiß was sonst noch dahinter steckt! Ja, es ist eine schlimme Aufgabe für einen Vater, junge Mädchen zu hüten, wenn die Mutter abwesend ist . . .“

Pierre sah, daß der alte Graf sehr niedergeschlagen war, und versuchte, das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu lenken; aber der alte Mann kam doch wieder auf seinen Kummer zurück.

Sonja trat mit aufgeregter Miene in den Salon.

„Natascha ist nicht ganz wohl,“ sagte sie. „Sie ist auf ihrem Zimmer und würde gern mit Ihnen sprechen. Marja Dmitrijewna ist bei ihr und bittet Sie ebenfalls, hinzukommen.“

„Ja, Sie sind ja mit Volkonski sehr befreundet; gewiß will sie Sie bitten, ihm etwas zu bestellen oder zu übergeben,“ sagte der alte Graf. „Ach mein Gott, mein Gott! Wie schön und gut war doch alles vorher!“

Er griff mit den Händen in sein dünnes, graues Haar an den Schläfen und ging aus dem Zimmer.

Marja Dmitrijewna hatte Natascha davon in Kenntnis gesetzt, daß Anatol bereits verheiratet sei. Aber Natascha hatte ihr nicht glauben wollen und eine Bestätigung dieser Angabe aus Pierres eigenem Munde verlangt. Sonja teilte dies Pierre mit, während sie ihn über den Korridor zu Nataschas Zimmer führte.

Natascha saß mit bleichem, tiefernstem Gesichte neben Marja

Dmitrijewna und richtete auf Pierre, schon als dieser noch an der Tür war, aus ihren fieberhaft glänzenden Augen einen fragenden Blick. Sie lächelte nicht zur Begrüßung und winkte ihm nicht zu, sondern blickte ihn nur starr und unverwandt an, und in ihrem Blicke lag nur die eine Frage, ob er in bezug auf ihr Verhältnis zu Anatol ihr Freund oder, wie die andern alle, ihr Feind sei. Als eigene Persönlichkeit existierte Pierre für sie offerbar gar nicht.

„Er weiß alles,“ sagte Marja Dmitrijewna, zu Nataſcha gewendet, indem sie auf Pierre zeigte. „Mag er dir sagen, ob ich die Wahrheit gesprochen habe.“

Wie ein angeschossenes, verfolgtes Wild auf die sich nähernden Hunde und Jäger blickt, so blickte Nataſcha bald den einen, bald den andern an.

„Natalja Njinitſchna,“ begann Pierre mit niedergeschlagenen Augen, da er ein tiefes Mitleid mit ihr und einen starken Widerwillen gegen die von ihm zu vollziehende Operation empfand, „ob das wahr oder unwahr ist, das sollte Ihnen eigentlich ganz gleich sein, da . . .“

„Also ist es unwahr, daß er verheiratet ist!“

„Nein, es ist die Wahrheit.“

„Er ist verheiratet, und schon lange?“ fragte sie. „Ihr Ehrenwort?“

Pierre gab ihr sein Ehrenwort.

„Ist er noch hier?“ fragte sie schnell.

„Ja, ich habe ihn vorhin eben gesehen.“

Sie war offenbar außerstande zu sprechen und machte mit den Händen Zeichen, daß sie sie allein lassen möchten.

## XX

Pierre blieb nicht zum Mittagessen, sondern fuhr, nachdem er Nataschas Zimmer verlassen hatte, sofort weg. Er fuhr in der Stadt umher, um Anatol Kuragin zu suchen; der Gedanke an diesen Menschen ließ ihm alles Blut zum Herzen strömen und machte es ihm schwer, Atem zu holen. In den Vergnügungsorten auf den Sperlingsbergen, bei den Zigeunern, bei Comoneno war er nicht. Pierre fuhr in den Klub. Im Klub ging alles in der gewohnten Ordnung: die Gäste, die sich zum Diner versammelten, saßen gruppenweise zusammen, begrüßten Pierre und unterhielten sich von Stadtneuigkeiten. Der Diener, der ihn gleichfalls begrüßte und mit seinem Bekanntenkreise und seinen Gewohnheiten vertraut war, meldete ihm, es sei ein Platz für ihn im kleinen Speisesaal reserviert; Fürst Michail Sacharowitsch befinde sich in der Bibliothek, aber Pawel Timoffejewitsch sei noch nicht gekommen. Einer von Pierres Bekannten fragte ihn mitten in einem Gespräche über das Wetter, ob er von der Entführung der Komtesse Rostowa durch Kuragin gehört habe; es werde viel in der Stadt darüber gesprochen; ob etwas Wahres daran sei. Pierre lachte laut auf und erwiderte, es sei der reine Unsinn; er komme eben von Rostows. Er erkundigte sich bei allen seinen Bekannten nach Anatol; der eine sagte ihm, Anatol sei noch nicht gekommen, ein anderer, er werde heute hier im Klub dinieren. Es war für Pierre eine seltsame Empfindung, auf diese ruhige, gleichmütige Menschenmenge hinzublicken, die keine Ahnung davon hatte, was in seiner Seele vorging. Er schlenderte durch den Saal, wartete, bis sich alle eingefunden hatten, die im Klub dinieren wollten, und da Anatol nicht erschienen war, so blieb auch er nicht zum Essen da, sondern fuhr nach seiner Wohnung.

Anatol, den er suchte, speiste an diesem Tage bei Dolochow und beriet mit ihm darüber, wie sich wohl das mißglückte Unternehmen mit besserem Erfolge wiederholen lasse. Unbedingt notwendig erschien ihm zu diesem Zwecke eine Zusammenkunft mit der Komtesse Kostowa. So fuhr er denn am Abend zu seiner Schwester, um mit ihr zu besprechen, wie eine solche Zusammenkunft zu ermöglichen sei. Als Pierre, nachdem er vergeblich in ganz Moskau umhergefahren war, nach Hause zurückkehrte, meldete ihm sein Kammerdiener, Fürst Anatol Wasijewitsch sei bei der Gräfin. Der Salon der Gräfin war voll von Gästen.

Pierre begab sich in den Salon und ging, als er Anatol erblickte, auf diesen zu, ohne seine Frau zu begrüßen, die er nach seiner Rückkehr aus Twer noch nicht wieder gesehen hatte (sie war ihm in diesem Augenblicke verhaßter als je zuvor).

„Ah, Pierre,“ sagte die Gräfin, zu ihrem Manne herankommend. „Du ahnst nicht, in welcher Gemüthsverfassung sich unser Anatol befindet . . .“

Sie hielt inne, da sie an dem niedergebeugten Kopfe ihres Mannes, an seinen funkelnden Augen und an seinem entschlossenen Gange den ihr wohlbekanntem furchtbaren Ausdruck jener Mut und Kraft wahrnahm, die sie nach dem Duell mit Dolochow an sich selbst erfahren hatte.

„Wo Sie sind, da ist Sittenlosigkeit und Unheil,“ sagte Pierre zu seiner Frau. „Kommen Sie, Anatol, ich habe mit Ihnen zu reden,“ sagte er zu diesem auf französisch.

Anatol blickte seine Schwester an, erhob sich gehorsam und war bereit, Pierre zu folgen. Dieser faßte ihn am Arme, zog ihn zu sich heran und ging zur Thür.

„Wenn Sie sich erlauben, in meinem Salon . . .“ flüsterte ihm Helene noch zu; aber Pierre verließ das Zimmer, ohne ihr zu antworten.

Anatol ging in seinem gewöhnlichen, flotten Gange hinter ihm her. Aber auf seinem Gesichte war doch eine gewisse Unruhe wahrzunehmen.

Als sie in Pierres Arbeitszimmer gekommen waren, machte dieser die Thür zu und wandte sich zu Anatol, jedoch ohne ihn anzublicken.

„Haben Sie der Komtesse Kostowa die Ehe versprochen und sie entführen wollen?“

„Mein Lieber,“ antwortete Anatol auf französisch, und das ganze Gespräch wurde nun in dieser Sprache geführt, „ich halte mich nicht für verpflichtet, auf Fragen zu antworten, die mir in solchem Tone gestellt werden.“

Pierres Gesicht, das schon vorher blaß gewesen war, verzerrte sich nun vor Wut. Er packte mit seiner großen Hand Anatol am Kragen der Uniform und schüttelte ihn so lange von einer Seite zur andern, bis Anatols Gesicht einen genügenden Ausdruck von Angst angenommen hatte.

„Ich habe Ihnen gesagt, daß ich mit Ihnen zu reden habe . . .“ stieß Pierre heraus.

„Na, aber, das ist doch ein törichtes Benehmen; nicht?“ sagte Anatol und fühlte nach dem Kragenknopfe, der mitsamt dem Luche losgerissen war.

„Sie sind ein Schurke und ein Nichtswürdiger, und ich weiß nicht, was mich abhält, mir das Vergnügen zu bereiten, Ihnen mit diesem Gegenstande hier den Kopf zu zerschmettern,“ sagte Pierre, der sich so gekünstelt ausdrückte, weil er französisch sprach.

Er hatte einen schweren Briefbeschwerer in die Hand genommen und drohend in die Höhe gehoben, legte ihn aber eilig wieder auf seinen Platz.

„Haben Sie ihr die Ehe versprochen?“

„Ich . . . ich . . . ich habe daran überhaupt nicht gedacht; übrigens habe ich es schon deswegen nie versprochen, weil . . .“

Pierre unterbrach ihn:

„Haben Sie Briefe von ihr? Haben Sie Briefe?“ fragte er und trat dabei dicht an Anatol heran.

Anatol sah ihn an, fuhr sogleich mit der Hand in die Tasche und holte seine Briefftasche heraus.

Pierre nahm den ihm hingereichten Brief und ließ sich, einen ihm im Wege stehenden Tisch wegstoßend, auf das Sofa sinken.

„Ich werde nichts Gewalttätiges begehen; fürchten Sie nichts!“ bemerkte er als Antwort auf eine ängstliche Gebärde Anatols.

„Erstens die Briefe,“ sagte er dann, wie wenn er für sich eine auswendig gelernte Lektion repetierte. „Zweitens,“ fuhr er nach kurzem Stillschweigen fort, indem er wieder aufstand und hin und her zu gehen begann, „zweitens müssen Sie morgen Moskau verlassen.“

„Aber wie kann ich denn . . .“

„Drittens,“ fuhr Pierre, ohne auf ihn zu hören, fort, „dürfen Sie nie ein Wort über das, was zwischen Ihnen und der Komtesse vorgefallen ist, verlauten lassen. Ich weiß, daß ich Sie daran nicht hindern kann; aber wenn Sie noch einen Funken von Gewissen besitzen . . .“ Pierre durchmaß einige Male schweigend das Zimmer.

Anatol saß an einem Tische, zog finster die Brauen zusammen und biß sich auf die Lippen.

„Sie sollten doch endlich einmal begreifen, daß außer Ihrem Vergnügen auch das Glück und die Ruhe anderer Menschen eine gewisse Daseinsberechtigung haben, und daß Sie ein ganzes Leben zerstören, nur um sich zu amüsieren. Vertreiben Sie sich

die Zeit mit solchen Weibern wie meine Frau; denen gegenüber sind Sie dazu berechtigt; die wissen, was Sie von ihnen verlangen, und besitzen auch dieselbe Erfahrung im Laster wie Sie und können diese Erfahrung als Waffe gegen Sie gebrauchen. Aber einem unschuldigen jungen Mädchen die Ehe zu versprechen, . . . sie zu betrügen, zu entführen . . . Sie müßten doch begreifen, daß das ebenso gemein ist, wie wenn jemand einen Greis oder ein kleines Kind mißhandelt! . . .“

Pierre hielt inne und blickte Anatol nicht mehr zornig, sondern nur fragend an.

„Das weiß ich nicht,“ erwiderte Anatol, der in demselben Maße mutiger wurde, wie Pierre seinen Zorn bemeisterte. „Das weiß ich nicht und will ich auch gar nicht wissen,“ sagte er, ohne Pierre anzusehen, mit einem leisen Zittern des Unterkiefers. „Aber Sie haben mir gegenüber Ausdrücke gebraucht wie ‚gemein‘ und dergleichen, und solche Ausdrücke kann ich mir als Mann von Ehre von niemandem gefallen lassen.“

Pierre sah ihn erstaunt an und konnte nicht begreifen, was er eigentlich wollte.

„Und wenn es auch unter vier Augen war,“ fuhr Anatol fort, „so kann ich doch nicht . . .“

„Ach so, Sie wünschen Satisfaktion?“ fragte Pierre spöttisch.

„Benigstens könnten Sie Ihre Ausdrücke wieder zurücknehmen. Nicht wahr? Wenn Sie wollen, daß ich Ihre Wünsche erfülle . . . Nicht wahr?“

„Ich nehme sie zurück, ich nehme sie zurück,“ murmelte Pierre, „und ich bitte Sie um Entschuldigung.“ Pierre blickte unwillkürlich nach dem losgerissenen Knopfe hin. „Und wenn Sie Geld für die Reise nötig haben . . .“

Anatol lächelte. Dieses blöde, gemeine Lächeln, das Pierre von seiner Frau her kannte, versetzte ihn in Empörung.

„Eine gemeine, herzlose Sorte!“ sagte er vor sich hin und ging aus dem Zimmer.

Am andern Tage reiste Anatol nach Petersburg ab.

## XXI

Pierre fuhr zu Marja Dmitrijewna, um ihr von der Erfüllung ihrer Forderungen, namentlich von der Ausweisung Kuragins aus Moskau, Mitteilung zu machen. Er fand das ganze Haus in Angst und Unruhe. Nataſcha war sehr krank; wie Marja Dmitrijewna ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit mittheilte, hatte sie, nachdem sie erfahren hatte, daß Anatol schon verheiratet sei, in der Nacht sich mit Arsenik vergiftet, den sie sich heimlich zu verschaffen gewußt hatte. Aber als sie ein wenig davon hintergeschluckt hatte, war ihr doch so bange geworden, daß sie Sonja geweckt und ihr von dem Betanen Kenntniß gegeben hatte. So hatten denn noch rechtzeitig gegen das Gift die nöthigen Mittel angewendet werden können, und sie war jetzt außer Gefahr; aber sie war doch so schwach, daß an eine Rückreise aufs Land nicht zu denken war; man hatte lieber einen Boten hingeschickt, um die Gräfin herzurufen. Pierre sah den verstörten Grafen und die verweinte Sonja; aber Nataſcha bekam er nicht zu sehen.

Er speiste an diesem Tage zu Mittag im Klub, hörte dort von allen Seiten Gespräche über einen mißglückten Versuch, die Komtesse Kostowa zu entführen, und widersprach diesen Behauptungen mit großer Energie, indem er allen versicherte, es sei weiter nichts geschehen, als daß sein Schwager der Komtesse Kostowa einen Antrag gemacht und von ihr einen Korb bekommen habe. Pierre hielt es für seine Pflicht, die ganze Angelegenheit zu verheimlichen und den guten Ruf der Komtesse Kostowa wiederherzustellen.



Mit Bangigkeit wartete er auf die Heimkehr des Fürsten Andrei und fuhr, um sich danach zu erkundigen, täglich zu dem alten Fürsten mit heran.

Fürst Nikolai Andrejewitsch hatte durch Mademoiselle Bourienne von all den Gerüchten, die in der Stadt umgingen, Kenntniss und hatte auch den Brief Nataschas an Prinzessin Marja gelesen, in welchem Natascha von der Verlobung zurücktrat. Er erschien heiterer als sonst und wartete mit großer Ungeduld auf die Ankunft seines Sohnes.

Einige Tage nach Anatols Abreise erhielt Pierre ein Billett von dem Fürsten Andrei, der ihm seine Ankunft mittheilte und ihn um seinen Besuch bat.

Fürst Andrei hatte gleich im ersten Augenblicke nach seinem Eintreffen in Moskau von seinem Vater Nataschas Brief an Prinzessin Marja erhalten, in welchem sie ihrem Bräutigam absagte (diesen Brief hatte Mademoiselle Bourienne der Prinzessin Marja entwendet und dem Fürsten übergeben), und von dem Vater die Geschichte von Nataschas Entführung mit allerlei Zusätzen zu hören bekommen.

Am Abend war Fürst Andrei angekommen, und am Vormittage des folgenden Tages fuhr Pierre zu ihm. Pierre erwartete, ihn etwa in derselben Gemüthsverfassung anzutreffen, in der sich Natascha befand, und war daher höchst erstaunt, als er beim Eintritt in den Salon aus dem Arbeitszimmer des alten Herrn die laute Stimme des Fürsten Andrei hörte, der lebhaft über irgendeine Petersburger politische Intrige sprach. Der alte Fürst und noch jemand, welchen Pierre an der Stimme nicht erkannte, unterbrachen ihn mitunter. Prinzessin Marja kam in den Salon, um Pierre zu begrüßen. Sie seufzte und deutete mit den Augen nach der Thür des Arbeitszimmers, in welchem Fürst Andrei sich befand, wodurch sie offenbar ihr Mitgefühl mit seinem Kummer

zum Ausdruck bringen wollte; aber Pierre sah an dem Gesichte der Prinzessin Marja, daß sie sich freute, und zwar sowohl über das Geschehene, als auch über die Art, wie ihr Bruder die Nachricht von der Untreue seiner Braut aufgenommen hatte.

„Er hat gesagt, das habe er erwartet,“ sagte sie. „Ich weiß, daß sein Stolz ihm nicht erlaubt, seine Gefühle sichtbar werden zu lassen; aber er hat es doch besser, weit besser ertragen, als ich erwartet hatte. Es hat offenbar so sein sollen . . .“

„Aber ist denn wirklich alles ganz zu Ende?“ fragte Pierre.

Prinzessin Marja sah ihn erstaunt an. Sie begriff gar nicht, wie jemand überhaupt noch so fragen konnte. Pierre ging in das Arbeitszimmer hinein. Fürst Andrei, der sehr verändert aussah und augenscheinlich gesünder geworden war, aber eine neue Quersalte zwischen den Brauen bekommen hatte, stand in Zivilkleidung vor seinem Vater und dem Fürsten Meschtscherski und debattierte mit großer Lebhaftigkeit und unter energischen Handbewegungen. Es war von Speranski die Rede; die Nachricht von seiner plötzlichen Verbannung und seiner angeblichen Verrätereien war soeben nach Moskau gelangt.

„Jetzt beschuldigen und verdammen ihn alle diejenigen, die noch vor einem Monat für ihn begeistert waren,“ sagte Fürst Andrei, „und nicht minder diejenigen, die nicht imstande waren, seine Ziele zu begreifen. Es ist sehr leicht, über einen in Ungnade Gefallenen den Stab zu brechen und ihm alle von anderen begangenen Fehler zuzuschreiben; aber ich sage: wenn unter der jetzigen Regierung etwas Gutes geschaffen ist, so ist es alles von ihm geschaffen, einzig und allein von ihm . . .“

Er hielt inne, da er Pierre erblickte. Sein Gesicht suchte und nahm sogleich einen finsternen Ausdruck an.

„Und die Nachwelt wird ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen,“ schloß er und wandte sich dann sofort zu Pierre.

„Nun, wie geht es dir? Du wirst ja immer dicker,“ sagte er lebhaft; aber die neu entstandene Falte hatte sich noch tiefer in seine Stirn eingegraben. „Ja, ich bin gesund,“ antwortete er auf Pierres Frage und lächelte dabei.

Pierre war sich darüber klar, daß dieses Lächeln besagte: „Ich bin gesund; aber ob ich gesund bin oder nicht, das hat für niemand Interesse.“

Er sprach mit Pierre ein paar Worte über die scheußlichen Wege von der polnischen Grenze an, und daß er in der Schweiz mit Bekannten von Pierre zusammengetroffen sei, und über einen Herrn Dessalles, den er als Erzieher für seinen Sohn aus dem Auslande mitgebracht habe, und nahm dann wieder mit großem Eifer an dem Gespräche über Speranski teil, das die beiden alten Herren inzwischen fortgesetzt hatten.

„Hätte er wirklich Verrat begangen und lägen Beweise vor, daß er mit Napoleon geheime Beziehungen unterhalten hätte, so würde man diese Beweise vor der ganzen Welt veröffentlichen,“ sagte er schnell und in lebhafter Erregung. „Ich persönlich liebe Speranski nicht und habe ihn nie geliebt; aber ich liebe die Gerechtigkeit.“

Pierre erkannte jetzt an seinem Freunde eine ihm nur zu wohl bekannte Eigenheit wieder: das Bestreben, sich aufzuregen und über eine ihn nicht tiefer berührende Sache zu streiten, lediglich um seine allzu schmerzlichen seelischen Erregungen zu über-täuben.

Sobald sich Fürst Meschtscherski empfohlen hatte, faßte Fürst Andrei Pierre unter den Arm und lud ihn ein, mit ihm in das Zimmer zu gehen, das für ihn eingerichtet war. In dem Zimmer war ein Bett aufgeschlagen; geöffnete Koffer und Manteltasche standen auf dem Fußboden. Fürst Andrei trat an einen Koffer heran und holte eine Schatulle hervor. Aus der Schatulle nahm

er ein in Papier geschlagenes Päckchen heraus. Alles dies tat er schweigend und sehr schnell. Er richtete sich gerade und räusperte sich. Sein Gesicht war finster, die Lippen zusammengepreßt.

„Verzeihe mir, wenn ich dich mit einem Auftrage belästige.“

Pierre merkte, daß Fürst Andrei von Nataſcha reden wollte, und sein breites Gesicht nahm einen Ausdruck von Mitgefühl und Teilnahme an. Aber über diesen Gesichtsausdruck seines Freundes ärgerte sich Fürst Andrei; er fuhr mit fester, lauter Stimme in unfreundlichem Tone fort:

„Ich habe von der Komtesse Kostowa eine Absage erhalten, und es sind mir Gerüchte zu Ohren gekommen von einer Bewerbung deines Schwagers um ihre Hand, oder von etwas Ähnlichem. Ist das wahr?“

„Wahr und auch nicht wahr,“ begann Pierre; aber Fürst Andrei unterbrach ihn.

„Da sind ihre Briefe und ihr Porträt,“ sagte er.

Er nahm das Päckchen vom Tische und übergab es Pierre.

„Gib es der Komtesse, wenn du sie siehst.“

„Sie ist sehr krank,“ sagte Pierre.

„Also ist sie noch hier?“ fragte Fürst Andrei. „Und Fürst Kuragin?“ fügte er schnell hinzu.

„Der ist schon lange abgereist. Sie war dem Tode nahe . . .“

„Ich bedauere ihre Krankheit außerordentlich,“ sagte Fürst Andrei. Er lächelte in einer unangenehmen Art, kalt und böse, wie sein Vater.

„Also hat Herr Kuragin die Komtesse Kostowa nicht seiner Hand gewürdigt?“ fragte Fürst Andrei.

Er schnob in der Manier seines Vaters mehrmals hörbar mit der Nase.

„Er konnte sie nicht heiraten, weil er schon verheiratet ist,“ erwiderte Pierre.

Fürst Andrei lachte in unangenehmer Weise auf, wodurch er wieder an seinen Vater erinnerte.

„Und wo befindet er sich jetzt, dein Schwager? Darf ich das erfahren?“ fragte er.

„Er ist nach Petersburg gereist . . . oder vielmehr, ich weiß es nicht,“ antwortete Pierre.

„Nun, es ist ja auch ganz gleichgültig,“ sagte Fürst Andrei. „Bestelle also der Komtesse Rostowa von mir, daß sie vollkommene Freiheit hatte und hat, zu handeln, wie sie will, und daß ich ihr alles Gute wünsche.“

Pierre nahm das Päckchen mit den Briefen in Empfang. Fürst Andrei sah ihn mit starrem Blicke an, als besänne er sich, ob er nicht noch irgend etwas zu sagen habe, oder als wartete er, ob Pierre nicht noch etwas sagen wolle.

„Hören Sie, erinnern Sie sich noch an einen Streit, den wir einmal in Petersburg hatten?“ sagte Pierre. „Erinnern Sie sich an . . .“

„Ich erinnere mich,“ unterbrach ihn Fürst Andrei hastig. „Ich sagte, man müsse einer gefallenen Frau verzeihen; aber ich habe nicht gesagt, daß ich dazu imstande wäre. Ich kann es nicht.“

„Lassen sich denn diese beiden Dinge auf eine Stufe stellen? . . .“ begann Pierre.

Fürst Andrei fiel ihm ins Wort, indem er in scharfem Tone rief:

„Ja, von neuem um ihre Hand bitten, sich großmütig zeigen und mehr von der Art . . . Ja, das wäre sehr edel; aber ich bin nicht dazu fähig, der Nachfolger dieses Herrn zu werden. Wenn du mein Freund bleiben willst, so sprich nie wieder von dieser . . . von diesem ganzen Erlebnis. Bitte, laß mich jetzt allein. Also du wirst es abgeben . . .“

Pierre ging hinaus und begab sich zu dem alten Fürsten und zur Prinzessin Marja.

Der Alte zeigte sich lebhafter als sonst. Prinzessin Marja war genau dieselbe wie immer; aber hinter ihren Äußerungen des Mitgeföhls mit ihrem Bruder spürte Pierre doch ihre Freude darüber, daß die Heirat ihres Bruders sich zerschlagen hatte. Indem Pierre so den alten Mann und die Tochter beobachtete, kam er zu der Erkenntnis, welch eine Geringschätzung und welch einen Ingrimm sie beide gegen die Familie Kostow hegten, und daß es ganz unmöglich war, in ihrer Gegenwart auch nur den Namen des Mädchens zu erwähnen, das imstande gewesen war, den Fürsten Andrei um irgendeines andern willen aufzugeben.

Beim Mittagessen kam die Rede auf den Krieg, dessen Herannahen schon nicht mehr zweifelhaft schien. Fürst Andrei sprach fortwährend und stritt bald mit dem Vater, bald mit dem Schweizer Erzieher Dessalles und legte eine ungewöhnliche Lebhaftigkeit an den Tag, deren seelische Ursache Pierre aber nur zu wohl kannte.

## XXII

**A**m Abende dieses selben Tages fuhr Pierre zu Kostows, um seinen Auftrag auszurichten. Natafcha lag zu Bett; der Graf war im Klub; so ging denn Pierre, nachdem er die Briefe Sonja übergeben hatte, zu Marja Dmitrijewna, welche darauf gespannt war, zu erfahren, wie Fürst Andrei die Nachricht aufgenommen habe. Zehn Minuten darauf trat Sonja bei Marja Dmitrijewna ein.

„Natafcha will durchaus mit dem Grafen Peter Kirillowitsch sprechen,“ sagte sie.

„Aber wie soll denn das gemacht werden? Sollst du ihn etwa

zu ihr führen? Das Zimmer ist ja gar nicht aufgeräumt," erwiderte Marja Dmitrijewna.

„Nein, sie hat sich angezogen und ist in den Salon gegangen," sagte Sonja.

Marja Dmitrijewna suchte nur mit den Achseln.

„Wenn nur erst die Gräfin da wäre!" wandte sie sich an Pierre. „Dieses Mädchen hat mich ganz heruntergebracht. Sei du nur auf deiner Hut und sage ihr nicht alles. Ich habe auch nicht den Mut, sie zu schelten: sie ist in einer gar zu kläglichen Verfassung!"

Abgemagert, mit blassem, tiefem Gesicht (aber ganz und gar nicht beschämt, wie es Pierre erwartet hatte) stand Natascha mitten im Salon. Als Pierre in der Tür erschien, machte sie ein paar hastige Bewegungen, offenbar im Zweifel, ob sie ihm entgegengehen oder ihn dort erwarten sollte.

Pierre ging eilig auf sie zu. Er glaubte, sie werde ihm, wie sonst immer, die Hand reichen; sie aber blieb, nachdem sie nun doch nahe an ihn herantreten war, schwer atmend stehen und ließ die Arme matt herunterhängen, genau in derselben Haltung, in der sie früher in die Mitte des Saales zu treten pflegte, um zu singen, aber jetzt mit völlig anderem Gesichtsausdruck.

„Peter Kirillowitsch," begann sie; sie sprach sehr hastig, „Fürst Volkonski war Ihr Freund; er ist auch noch Ihr Freund," verbesserte sie sich (sie hatte die Vorstellung, als ob alles der Vergangenheit angehöre und nichts unverändert geblieben sei). „Er sagte mir damals, ich sollte mich an Sie wenden..." Pierre blickte sie schweigend an und atmete heftig, so daß man seine Nase hörte. Er hatte ihr bisher in seinem Herzen Vorwürfe gemacht und sich bemüht, sie zu verachten; aber jetzt tat sie ihm so leid, daß in seinem Herzen für Vorwürfe kein Raum blieb.

„Er ist jetzt hier; sagen Sie ihm... er möchte mir ver... verzeihen."

Sie hielt inne und begann noch schneller zu atmen, weinte aber nicht.

„Ja . . . ich will es ihm sagen,“ antwortete Pierre, „aber . . .“  
Er wußte nicht, was er weiter sagen sollte.

Natascha erschrak, offenbar weil ihr einfiel, auf welchen Gedanken Pierre vielleicht kommen konnte.

„Nein, ich weiß, daß alles zu Ende ist,“ sagte sie hastig. „Nein, das ist für immer unmöglich. Mich quält nur das Böse, das ich ihm getan habe. Sagen Sie ihm nur, ich bäte ihn, mir zu verzeihen, mir zu verzeihen, mir alles zu verzeihen, was . . .“

Sie zitterte am ganzen Leibe und setzte sich auf einen Stuhl. Ein Gefühl des Mitleides, so stark, wie er es noch nie empfunden hatte, erfüllte Pierres ganze Seele.

„Ich werde es ihm sagen, ich werde ihm alles noch einmal sagen,“ erwiderte Pierre. „Aber . . . eines möchte ich gern wissen . . .“

„Was möchten Sie wissen?“ fragte Nataschas Blick.

„Ich möchte gern wissen, ob Sie diesen . . .“ Pierre wußte nicht, wie er Anatol nennen sollte, und errötete bei dem Gedanken an ihn, „ob Sie diesen schlechten Menschen geliebt haben.“

„Nennen Sie ihn nicht schlecht,“ erwiderte Natascha. „Aber ich weiß nichts, gar nichts . . .“

Sie brach in Tränen aus. Und das Gefühl des Mitleides, der Zärtlichkeit und der Liebe ergriff Pierre noch stärker. Er spürte, wie ihm hinter der Brille die Tränen aus den Augen quollen, und hoffte, daß Natascha es nicht bemerken werde.

„Wir wollen nicht weiter davon reden, liebe Freundin,“ sagte er.

Durch seinen sanften, zärtlichen, von Herzen kommenden Ton fühlte sich Natascha ganz seltsam berührt.



„Wir wollen nicht davon reden, liebe Freundin; ich werde ihm alles sagen; aber um eines bitte ich Sie: halten Sie mich für Ihren Freund; und wenn Sie Hilfe oder Rat brauchen oder einfach jemanden, dem Sie Ihr Herz ausschütten möchten — nicht jetzt, sondern wenn es in Ihrer Seele wieder wird hell und klar geworden sein —, dann erinnern Sie sich an mich.“ Er ergriff ihre Hand und küßte sie. „Ich werde glücklich sein, wenn ich imstande sein sollte . . .“

Pierre wurde verlegen.

„Reden Sie nicht so mit mir; das verdiene ich nicht!“ rief Natascha und wollte aus dem Zimmer eilen; aber Pierre hielt sie an der Hand zurück.

Er hatte das Gefühl, daß er ihr noch etwas sagen müsse. Aber als er es sagte, war er selbst über seine eigenen Worte erstaunt.

„Fassen Sie wieder Mut; das ganze Leben liegt noch vor Ihnen,“ sagte er zu ihr.

„Vor mir? Nein! Für mich ist alles verloren,“ erwiderte sie voll Scham und Zerknirschung.

„Alles verloren?“ entgegnete er. „Wäre ich nicht der, der ich bin, sondern der schönste, klügste, beste Mensch auf der Welt, und wäre ich dabei frei, dann würde ich in diesem Augenblicke auf den Knien um Ihre Hand und um Ihre Liebe werben.“

Zum erstenmal seit vielen Tagen vergoß Natascha Tränen der Dankbarkeit und Rührung; sie blickte Pierre noch einmal innig an und verließ das Zimmer.

Unmittelbar darauf ging auch Pierre; er lief fast ins Vorzimmer, vermochte kaum die Tränen der Rührung und der Glückseligkeit zurückzuhalten, die ihm die Kehle beengten, und konnte beim Anziehen seines Pelzes lange nicht in die Armele hineinfinden. Er setzte sich in seinen Schlitten.

„Wohin befehlen Sie jetzt?“ fragte der Kutscher.

„Ja, wohin?“ fragte sich Pierre. „Wohin kann ich jetzt fahren? Bin ich jetzt wirklich imstande, nach dem Klub zu fahren oder einen Besuch zu machen?“ Alle Menschen erschienen ihm so bedauernd-wert und arm gegenüber dem Gefühle der Rührung und Liebe, das er empfand, gegenüber jenem weichen, dankbaren Blicke, mit dem sie ihn zuletzt durch ihre Tränen hindurch angesehen hatte.

„Nach Hause,“ sagte Pierre, und trotz der zehn Grad Kälte schlug er den Bärenpelz über seiner breiten, freudig atmenden Brust auseinander.

Es war kalt und klar. Über den schmutzigen, halbdunklen Straßen, über den schwarzen Dächern wölbte sich der dunkle Sternenhimmel. Sowie Pierre nach dem Himmel blickte, empfand er nicht mehr die demütigende Niedrigkeit alles Irdischen gegenüber der Höhe, in der seine Seele schwebte. Als er aus der engen Straße auf den Arbatfskaja-Platz hinausfuhr, erschloß sich seinen Augen in weiter Ausdehnung das Gewölbe des dunklen, von Sternen bedeckten Himmels. Beinahe in der Mitte dieses Himmels, über dem Pretschistenski-Boulevard, stand, rings von Sternen umgeben und umstreut, aber durch seine geringere Entfernung von der Erde, durch sein weißes Licht und durch den langen, nach oben gerichteten Schweif sich von allen abhebend, der gewaltige helle Komet des Jahres 1812, eben der Komet, der, wie man sagte, alle möglichen Schrecknisse und den Untergang der Welt vorherverkündete. Aber in Pierres Seele rief dieser glänzende Stern mit dem langen, leuchtenden Schweife kein banges Gefühl hervor. Im Gegenteil, freudig betrachtete Pierre mit tränenfeuchten Augen dieses helle Gestirn, das, nachdem es mit unsagbarer Geschwindigkeit den unermesslichen Raum in einer parabolischen Linie durchflogen hatte, nun plötzlich wie ein in die Erdatmosphäre eingedrungener Pfeil dort

an einer von ihm ausgewählten Stelle am schwarzen Himmel Halt gemacht hatte und festhaftete, seinen Schweif energisch in die Höhe hebend und unter den unzähligen andern glitzernden Sternen mit seinem weißen Lichte leuchtend und schimmernd. Pierre hatte die Empfindung, daß dieses Gestirn vollständig mit dem Gefühle harmonierte, das in seiner zu neuem Leben sich erschließenden, von Rührung und Mut erfüllten Seele rege geworden war.

---

---

19.—22. Tausend

★

Druck der Rosberg'schen  
Buchdruckerei in Leipzig

---

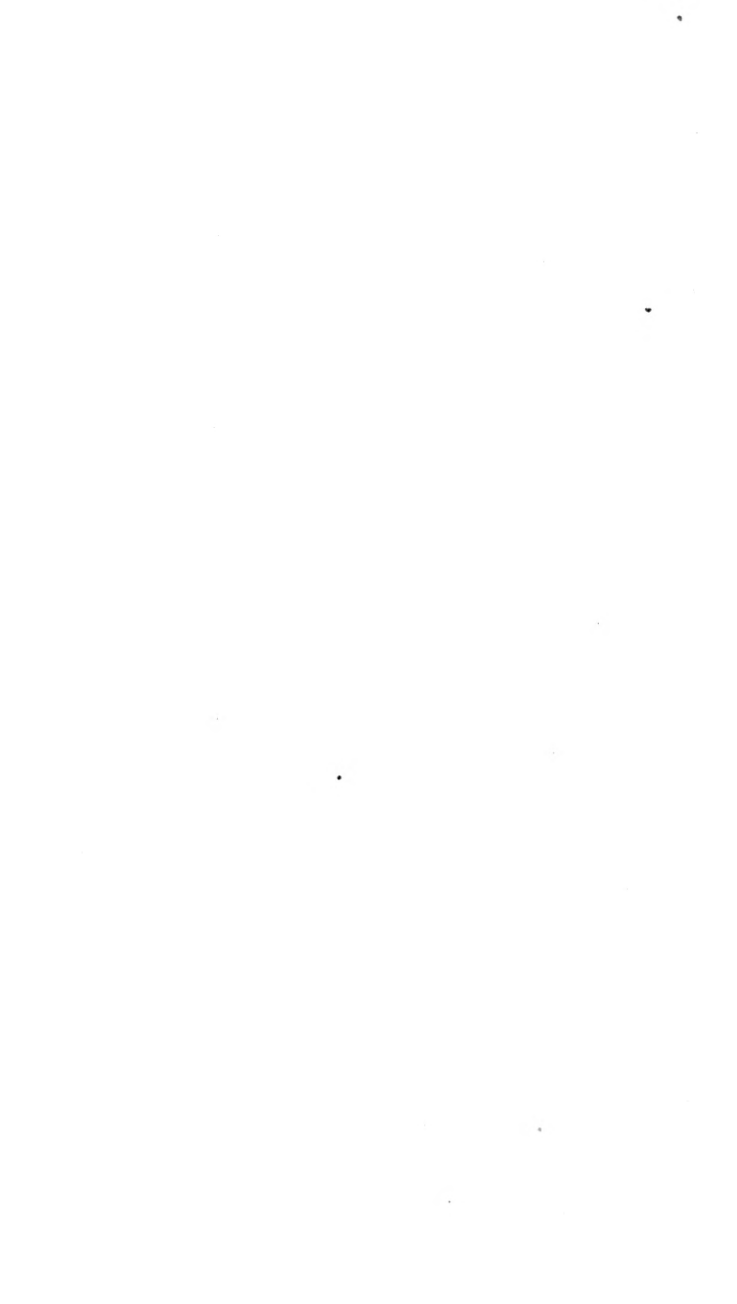












UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA



3 0112 055871559